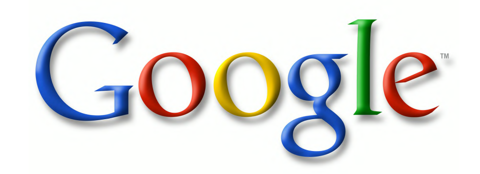
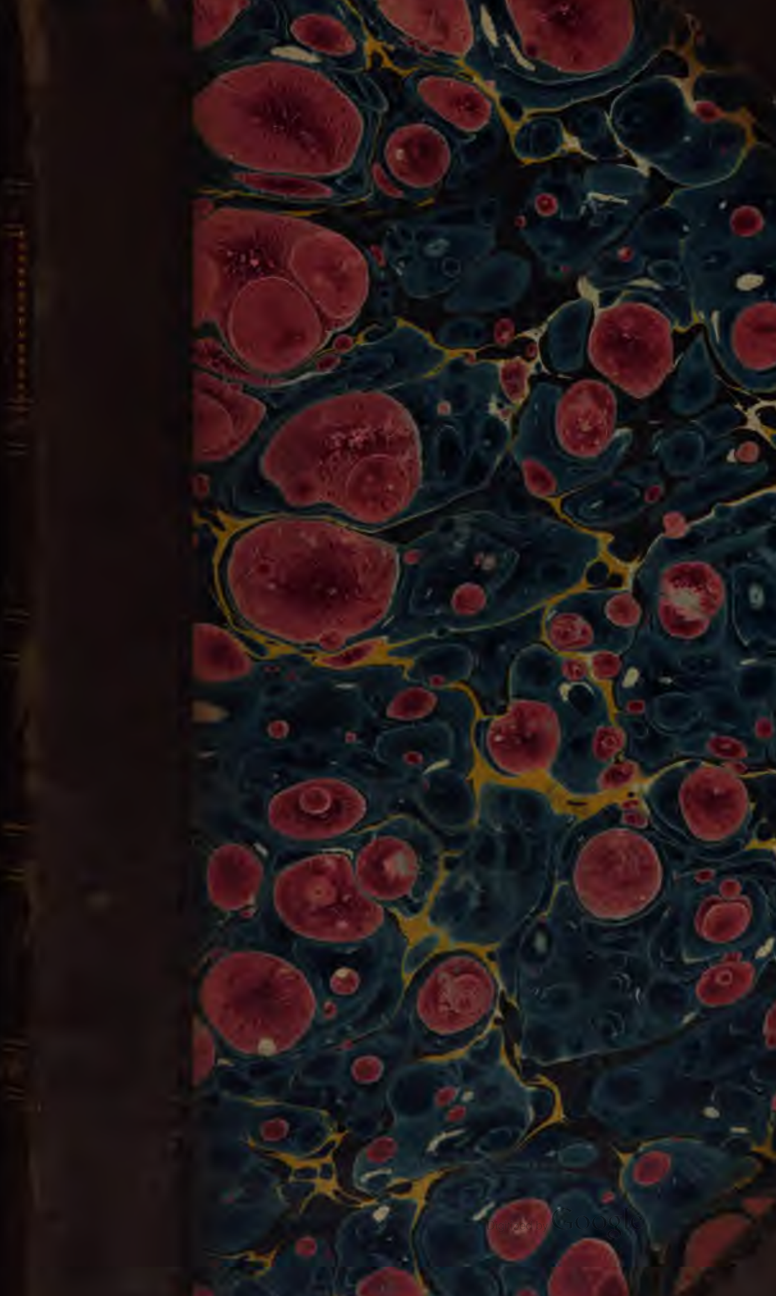
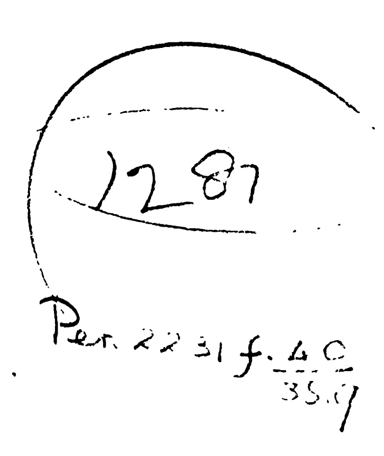







Digitized by Google



# Historisches Taschenbuch.

---

Dritte Folge.

Neunter Jahrgang.

# Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.

Neunter Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

# Inhalt.

# Das Reich Japan und seine Stellung in der westöstlichen Weltbewegung.

Von

Karl Friedrich Neumann.

# Vorwort.

„Westöstlicher Divan" nannte Goethe eine Sammlung von Gedichten, wovon der Stoff dem Morgenlande und die Behandlung dem Westen angehört. Westöstlich in diesem Sinne ist die ganze neue Geschichte des Orients und in höherm Grade die Geschichte unserer Tage. Die Stoffe gehören dem Orient; die Behandlung — man könnte auch Mishandlung sagen —, der gute und böse Geist, welcher den abgestorbenen Massen Leben einhaucht, dem Abendlande. Vergebens sinnt der Geschichtschreiber auf eine kurze, den Inhalt scharf umgrenzende Bezeichnung für diese widersprechenden und doch zusammengehörigen Theile eines Ganzen. Ein einfacher Titel wird immer zu viel sagen oder zu wenig. Schreibt man „Historie von Persien und Indien, von China und Japan", so ist dies zu wenig; die neuere Geschichte dieser Reiche ist nur in dem Sinne ihre Geschichte wie die der Agricultur eine Geschichte vom Grund und Boden. Was Andere aus ihnen machten und machen — das sind, das werden sie. Nun haben aber Raum und Zeit die Menschen zu eigenthümlichen Persönlichkeiten herausgebildet, welche mit Recht Anspruch machen, in der Ueberschrift genannt zu werden. Daher erschien am Ende der Titel „Das Reich Japan und seine Stellung in der westöstlichen Weltbewegung" am meisten bezeichnend. Allgemeine Werke über Asiens Neuzeit könnten blos „westöstliche Geschichte" überschrieben sein; einzelnen Abtheilungen muß das Reich, muß das besondere Volkswesen hinzugefügt werden.

Das Weltbuch der Geschichte ist gleich jedem andern Buche; wir lesen Verschiedenes heraus in verschiedenem Lebensalter, in verschiedenen Zeitläufen. Selbst kundigen und denkenden Männern ist wol die neuere Geschichte Frankreichs und aller continentalen Völker früher ganz anders erschienen, als jetzt nach den Irrungen und Täuschungen unserer Tage. Das Weltbuch muß deshalb, soll es uns belehren, soll es uns genügen, immer von neuem geschrieben, immer umgeschrieben werden. In höherm Grade ist dies mit den Abschnitten der Fall, welche von den östlichen Völkern, welche

von den Ländern ringsum und im Stillen Ocean handeln. Alle ihre Widersetzlichkeit ist vergeblich; sie werden hineingerissen in die Bewegung, in das Weltstaatensystem. Die früher todte Staffage wird hinaufgerückt und mit dem lebendigen Bilde mannichfach verwoben. Deshalb nehmen jene Länder, jene Völker jetzt unser Interesse, unsere Beachtung, wie niemals zuvor in den vergangenen Jahrhunderten, in Anspruch. Selbst ihr Verständniß wird durch die Zeit und Raum abkürzenden Erfindungen unserer Tage viel näher gerückt. Wir leben ununterbrochen mit Persern und Hindu, mit Chinesen und Japanen zusammen und finden, daß sie im Grunde Menschen sind wie wir — Geschöpfe, die Mutter Natur geformt, mit allerlei Anlagen, mit den engverbundenen guten und bösen Eigenschaften. Nicht selten sind es blos gleichgültige Sitten und Trachten, oder von Unwissenden und Beschränkten erfundene Namen, welche die Menschen von den Menschen trennen.

Die Schriftsteller, die ehemals das Wort Weltgeschichte brauchten, — sie sind der Zeit gewaltig vorangeeilt. Die Grundlage zur wirklichen Weltgeschichte wird erst in unsern Tagen gelegt; spätere Generationen werden sie auch schreiben können. Meine Arbeit mag als Baustein dienen, und der letzte Abschnitt selbst bei dem künftigen Geschichtschreiber des Krieges der Westmächte gegen Rußland Beachtung finden. Zeit und Umstände haben freilich die Schrift mannichfach gefördert. Neben den europäischen und amerikanischen Quellen konnten noch chinesische und japanische Zeugschaften und Ansichten benutzt werden; selbst der erst vor einigen Wochen bekanntgewordene russisch-japanische Vertrag hat noch an gehöriger Stelle Platz gefunden. Hierzu kommt, daß durch Aufnahme der fremden Consuln und die hieran sich knüpfenden völkerrechtlichen Beziehungen das Vorspiel zum Eintritt Japans in die neue Weltbewegung seinen naturgemäßen Abschluß erreicht. Die verschieden geschlungenen und verschlungenen Fäden sind zu einem tüchtigen Zettel geordnet: der Einschlag wird nicht lange auf sich warten lassen.

München, Ende Mai 1857.

**Der Verfasser.**

# I.

## Vorspiele zur Eröffnung.

Wenn im Verlauf der Jahrhunderte Wahrheiten und Gesetze bis unsern der Oberfläche durchgedrungen sind, so werden sie häufig von verschiedenen Personen und an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit aufgefunden. Viele Streitigkeiten über den Ursprung und das Eigenthumsrecht mehrer Erfindungen und Entdeckungen haben blos in diesem Umstand ihre Begründung. Gleichwie in der Wissenschaft, so auch im Staaten- und Völkerleben. Reifen gewisse Verhältnisse derart heran, daß sie zu einem Uebergange oder zu einer fernen Stufe der Entwickelung führen, so vermag jeder Kundige die Anzeichen leicht zu erkennen und auf den naturgemäßen Fortschritt hinzuweisen. Ist endlich das Unvermeidliche eingetroffen, dann drängen sich mancherlei Ansprüche hervor, um ein Verdienst einzuernten, das vorzüglich der Zeit angehört. So ist's auch bei der Eröffnung Japans geschehen. Ganze Gemeinwesen und Einzelne, Holländer und Amerikaner sind im Wettstreit begriffen über die Ursprünglichkeit des Vorschlags, jenes ostwestliche Inselreich im Stillen Ocean der Weltbewegung zurückzugeben.

In Wahrheit gebührt auch hier Niemand die Ehre ausschließlicherweise. Die Eröffnung Japans ist in nothwendiger Folge der neuen Weltepoche aus den Umgestaltungen am Ostrande der Alten und im Westen der Neuen Welt, dann aus dem ganz veränderten Leben im Stillen Ocean hervorgegangen. Sie bildet einen anziehenden Abschnitt jener vor längerer Zeit in geringen Anfängen begonnenen und zu unsern Tagen im großartigsten Maßstab fortschreitenden ostwestlichen Weltverkettung, westöstlichen Weltentwickelung.

Den ersten Anstoß hat Marco Polo gegeben. Seine Beschreibung Japans erregte die Sehnsucht der müßigen, nährte den Forschungsgeist der kundigen Leser. Diesen hatte der Geograph Ptolomäus und mehre Erdbeschreiber gelehrt, das asiatische Festland ziehe sich weit gen Osten. Andere, wer von Europa westwärts segelt, würde nach kurzer Frist Indien erreichen. Man dachte sich nämlich die Erde viel kleiner. Der gelehrte Florentiner Toscanelli rechnet in einem Schreiben an Columbus die Entfernung von der fabelhaften westlichsten Insel Antilla nach der östlichsten, Japan, auf kaum mehr als 200 italienische Meilen. Zwar hatte Marco Polo berichtet, das Festland Asien werde gen Morgen vom Meere umflossen. Zu gleicher Zeit hörte man aber, innerhalb jenes Meeres liege das große cultivirte Reich Sipanku oder Japan, liegen viele und herrliche Inseln, wodurch die überlieferte Ansicht von der großen Ausdehnung Asiens gen Osten befestigt wurde. Columbus hielt längere Zeit die Insel Cuba für das gesuchte Reich gen Sonnenaufgang — d. h. Sipanku oder Japan —, glaubend, die Spanier würden nun bald zum Festland Indien gelangen.

Erst die Entdeckung des amerikanischen Continents (1498) und des jenseitigen großen Meeres (1513) haben den im Namen **Indianer** immer noch fortlebenden welthistorischen Irrthum gänzlich gehoben.

Die Spanier, festhaltend an dem ursprünglichen Ziele, eine Wasserstraße von Europa nach Asien in westlicher Richtung aufzufinden, forschten alsbald und lange Zeit nach einer Durchfahrt vom Atlantischen zum Stillen Ocean. Die Magellanstraße (1520) konnte nicht genügen. Diese Passage konnte nur höchst mühsam, unter schweren Gefahren und großem Zeitaufwand geschehen. Leichtere und schnellere Verbindungen innerhalb oder unfern der Tropen sollten entdeckt werden. Die Carlos und Philipp wollten über Ostasien, wollten über die ganze Welt dasselbe Sklavenjoch verhängen, gleichwie in Amerika, gleichwie in Spanien selbst und Neapel geschehen.

Die Eroberung Mexicos hat neue Hoffnungen hervorgerufen. Zu Tehuantepec am Stillen Ocean wurden Werfte gebaut und Schiffe gezimmert. Nach kurzer Frist konnte Cortez (1526) zwei Fahrzeuge nach Asien senden, um das von Spanien unmittelbar dahinsegelnde Geschwader des Loyasa zu verstärken. Die Spanier fuhren herab gen Süden, sie fuhren hinauf nach Norden, nahmen die Länder längs des Meeres in Besitz, plünderten und mordeten, soweit nur immer ihre Kräfte reichten. Pedro Nuñez Maldonado, ein hervorragender Mann unter jenen spanisch-christlichen Räubern, bezwang (1528) die von wilden und tapfern Völkern bewohnte Landschaft Xalisco, später Neu-Galizien geheißen. Nuño de Guzman gründet am Eingang zum Californischen

Meerbusen die Ansiedelung Culiacan (1530). Cortez selbst fuhr nach Nordwesten und entdeckte (1533) die südöstliche Gemarkung der Californischen Halbinsel, welche im Westen unter derselben Breite und in derselben Richtung sich hinzieht wie Florida im Osten. Auch die letzte Expedition (1539), auf Befehl des „Eroberers“ unternommen, ging nach jenen Gegenden, in der Hoffnung, neue Goldländer und eine Wasserstraße vom Westen nach Osten aufzufinden. Vergebens. Die Spanier erreichten weder das Eine noch das Andere. Weitere Forschungsreisen wurden aus allerlei Gründen bald aufgegeben. Man fürchtete, die Entdeckung einer natürlichen oder der Aufbau einer künstlichen Verbindungsstraße vom Atlantischen zum Stillen Ocean möchte fremde Nationen, Rivalen der spanischen Herrschaft und ihres Gewinnes, nach dem Stillen Meere verlocken, das man als eine geschlossene spanische See zu betrachten beliebte. „Nur Spanier sollen jene Gewässer befahren, nur Spanier sollen längs ihrer weitgestreckten Küstenländer landen und Ansiedelungen begründen.“ Und dann, wie dürfte der Mensch es wagen, in die Plane der Vorsehung einzugreifen, wie dürfte er verbinden, was jene zu trennen beliebte? Man müßte, wie der Jesuit Jose de Acosta lehrt, für solche Vermessenheit die Rache des Himmels befürchten. Plane einzureichen zur Verbindung der beiden Meere, sei es bei Panama, bei Tehuantepec oder Darien, war unter Philipp II. bei Todesstrafe verboten.

Die Unterwerfung der Philippinas durch Miguel de Lagazpi (1564) und seine Nachfolger eröffnete den Spaniern neue Hoffnungen, um an den Eroberungen

der Portugiesen in Asien, um an ihren großen Handelsgewinnen in Japan Antheil zu erlangen. Drei Fahrzeuge des von Mexico nach dem Morgenlande gesegelten Geschwaders sind unter der Führung des Mönchs Urdañeta, eines kundigen Seemanns und Begleiters Magellan's, glücklich von Asien nach Amerika zurückgekehrt, — ein Ereigniß, welches den Grund zu dem ersten regelmäßigen westöstlichen Handelsverkehr, zwischen der Neuen und der Alten Welt, legte. Innerhalb der Wendekreise wehen den größten Theil des Jahres östliche Winde, was eine Fahrt von Asien nach Amerika sehr beschwerlich macht. Urdañeta segelte im Gebiete der wechselnden Winde, unfern des 40. Breitengrades, und landete nach verhältnißmäßig kurzer Zeit an der californischen Küste. Der in jenen Gegenden vorherrschende Nordwest brachte ihn schnell hinab nach Mexico. Große Schiffe, Gallonen genannt, ziehen bald regelmäßig desselben Weges aus Acapulco in Mexico nach Manilla auf den Philippinas, von dort weiter nach Macao. Sie tauschten ihre edeln Metalle und europäischen Fabrikate für chinesische Seidenzeuge, für Spezereien und Porzellan, Gegenstände, welche in Amerika selbst gebraucht oder über den Atlantischen Ocean nach Europa verschifft wurden.

In jeder erdenklichen Weise suchten die Spanier das Sonderrecht dieses Handels und der ausschließenden Fahrt auf dem Stillen Ocean zu wahren. Die andern Nationen wurden als Piraten und Diebe behandelt. Und damit man sich innerhalb der eigenen Besitzungen keine Nebenbuhler erziehe, ward ihr Wachsthum, ward die innere Wohlfahrt einer Menge von Hindernissen unter-

worfen. Kein Erzeugniß durfte in den Colonien angebaut oder gefertigt werden, welches von Spanien eingeführt werden konnte. Die Colonien sollten weder unter sich, noch mit dem Mutterlande Verbindungen unterhalten, wenn nicht unter strenger Aufsicht in Regierungsschiffen. Kein Fremder durfte bei Todesstrafe innerhalb der ganzen großen Ländergebiete landen oder auch nur die benachbarten Gewässer befahren. Trennung, Sonderrechte, systematische Verdummung bildeten allenthalben auf Erden die einzige Grundlage des spanischen und portugiesischen, des römisch-katholischen Regiments. Handel und Verkehr, fast alle Beschäftigungen der bürgerlichen Gesellschaft sind Monopole. Die Verfassung und Verwaltung der Colonien war, soweit es möglich, der spanischen Despotie und römischen Hierarchie nachgeahmt. Die Vicekönige sind Stellvertreter der Carlos und Philipp und handeln unumschränkt gleichwie jene Willkürherren. Der ganze äußerliche Apparat des katholischen Kirchenthums ward, und zwar mit großem Glanze, allenthalben eingeführt: Erzbischöfe und Bischöfe mit ihren Capiteln; Mönche und Kutten aller Farben und Formen; Jesuiten und Inquisition. Was man Wissenschaft nannte, war nur ein trügerischer Name für absichtliche methodische Verfinsterung. Die Weißen, die in Spanien Geborenen, bildeten die herrschende, von der Arbeit der Uebrigen lebende Kaste. Alle Andern, Creolen, Indianer, Neger und die mancherlei Mischlinge waren mehr oder weniger im Zustande der Sklaverei und Unterdrückung. Die römisch-katholischste der Nationen, die Ketzer verbrennenden Spanier und Portugiesen waren es, — es darf dies niemals vergessen werden —, welche den Menschenhandel mit Negern zuerst

in regelmäßiger Weise begannen. Sie haben dadurch das größte Unglück, welches unser Geschlecht jemals betroffen, über zwei Erdtheile verhängt, über Afrika und Amerika, über die kaukasische und die Negerrace.

Die Ansprüche Spaniens auf die ausschließliche Schiffahrt innerhalb des Stillen Ocean, auf den Besitz aller westlichen Länder Amerikas sind niemals von den andern Nationen anerkannt worden. Im Gegentheil, man hat sie thatsächlich zurückgewiesen. Während des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts, sowie auch im 18., haben Freihändler, Freibeuter und Bucanier aus England, Frankreich und den Niederlanden jene Gewässer befahren und die Länder besucht, trotz des scharfen spanischen Verbots. „Das Raub- und Plünderungswesen, worüber ihr Klage führt", sprach Königin Elisabeth zum spanischen Gesandten, „ist eine nothwendige Folge eurer grausamen, eurer ungerechten Handlungsweise. Mit welchem Fug habt ihr gleichsam alle andern Nationen unter Bann gelegt? England kennt keine Schenkung des römischen Bischofs, noch irgendein Recht der spanischen Krone über Länder, nicht in eurem wirklichen Besitze. Welch eine Befugniß habt ihr Spanier, andern Nationen den Zutritt in Gegenden zu versagen, wo ihr blos hier und da gelandet seid, wo Flüsse und Vorgebirge blos eure Namen tragen?"

Sobald Spanien, was so häufig der Fall, mit den seefahrenden Mächten in Kampf gerieth, dann sind immer neben den Kauffahrern die Kriegsschiffe der Gegner nach allen Meeren ausgezogen und haben zu Wasser und zu Land reiche Beute davongetragen. Hierzu kamen seit dem Pariser Frieden (1763) die zahlreichen Ent-

deckungsreisen, welche, wenn auch wissenschaftliche Zwecke verfolgend, am Ende doch auf Eroberungen und neuen Handelsverkehr hinzielten. Dies gilt in hohem Grade von Cook's wiederholten Seefahrten.

Die Engländer entdeckten gleichwie die Russen während der Expedition des berühmten Seefahrers Bering durch einen Zufall die unmittelbare Straße des gewinnreichen Pelzhandels mit dem östlichen Asien. Cook hatte, nicht ohne eigene Schuld, auf Hawaii seinen Tod gefunden; die britischen Schiffe segelten (1779) zurück nach dem Peter- und Paulshafen, von hier nach Kanton. Für die Pelze, welche die Matrosen im Norden um eine Kleinigkeit eingetauscht hatten, erhielten sie auf diesem großen chinesischen Markt solche bedeutende Summen, daß sie gleichsam von Wuth ergriffen wurden, nach den nördlichen Küsten zurückzukehren, um dort neue Rauchwaaren zu holen und damit ihr Glück zu machen. Es kostete viele Mühe, sie zu bewegen, auf geradem Wege nach England zurückzufahren, wo sie allenthalben von dem Gewinn erzählten, welchen man in Kanton mit Pelzwaaren machen könne. Unternehmende Handelsleute und Schiffscapitäne suchten alsbald die neue Entdeckung auszubeuten. Mehre Kauffahrer segelten von Macao, wo beständige Agenten zurückgelassen wurden, nach den nördlichen Küsten Asiens und Amerikas, vorzüglich nach dem Nutka- oder König-Georgsund, tauschten dort für alte Kleider die kostbarsten Pelze ein und erwarben in kurzer Zeit große Reichthümer. Neben den Pelzen ward jetzt bereits aus den Gegenden nördlich von Nutka die kostbare Wurzel Schinseng nach China verführt, welche hier nicht minder vortrefflich gedeiht als auf der östlichen

Seite der Alten Welt. Dieser unmittelbare Verkehr zwischen Amerika und China begann in regelmäßiger Weise 1785 und bewirkte eine vollkommene Veränderung der Preise dieser Handelsartikel. Auch die Rauchwaaren der Hudsonsbucht-Gesellschaft gingen jetzt nicht mehr wie ehemals über Rußland nach Peking, sondern wurden von Amerika unmittelbar nach Kanton versendet.[1])

Nach wenigen Jahren ist den Engländern aus ihren ehemaligen Colonien ein Nebenbuhler erwachsen. Einige Kaufleute Bostons bildeten (1787) eine Gesellschaft zu dem Ende, das Pelzwaarengeschäft am Nutkasund, woran sie schon früher unter britischer Flagge Antheil genommen hatten, mit dem chinesischen Handel zu verbinden. Dies glückt in hohem Grade. Die Schiffe stachen mit einigen Kleinigkeiten von geringem Werthe, mit Hemden, Messern und kupfernen Gefäßen in die See, lasen einige Robbenfelle im südlichen Stillen Ocean auf, suchten auf den Gallopagos Schildkröten und erhielten zu Valparaiso einige Dollars für europäische Waaren. In Nutka und den umliegenden Gegenden tauschten sie während des Sommers Pelze ein, welche im Winter nach den Sandwichsinseln zum Trocknen gebracht wurden. Um endlich nach einem Verweilen von zwei bis drei Jahren die Ladung voll zu machen, nahmen sie aus den Wäldern der Inseln Oahu und Hawaii Sandelholz und fuhren damit unmittelbar nach China, wo sie für ihre Waaren und ihr Geld Thee, Seidenzeuge, Nanking und Porzellan eintauschten, Stoffe, welche sie in der Heimat mit großem Gewinn losschlugen. Einzelne Kauffahrer haben, mit wenigen Hundert Thalern ausgerüstet, in kurzer Zeit große Reichthümer erworben. Denn die Nordamerikaner

zeigten sich gleich anfangs in Betriebsamkeit und Seekunde ihrer Väter würdig. Sie hatten Manches vor den Engländern voraus, welche durch die Sonderrechte der Südseegesellschaft und der Ostindischen Hansa in ihren Unternehmungen vielfache Hindernisse erfuhren. Und so ist der Pelzhandel nach und nach gänzlich in amerikanische Hände gekommen.

Die spanische Regierung betrachtete alle diese Bewegungen der Briten, Russen und Amerikaner im Stillen Ocean als eine Beeinträchtigung ihrer hergebrachten Rechte. Sagt doch ein königlicher Befehl vom Jahre 1692 ausdrücklich: Kein fremdes Schiff dürfe um das Cap Hoorn oder durch die Magellanstraße segeln, keine andere Nation dürfe innerhalb der Gewässer der Südsee Besitzungen erwerben. Infolge dieser Ansprüche wurden einige englische Schiffe, welche auf den Pelzhandel an den nordwestlichen Küsten Amerikas ausgingen, von den Spaniern weggenommen. Die ernstlichen Zwistigkeiten, welche zwischen den beiden Staaten entstanden, sind durch den Nutkavertrag (20. Oct. 1790) beigelegt worden. Spanien muß seine Ansprüche auf die ausschließende Herrschaft im Stillen Ocean fahren lassen; den Engländern wird gestattet, nach Belieben in diesen Gewässern zu segeln und Fischereien anzulegen. Sie können sowol im Binnenlande wie auf den Küsten, welche von den Spaniern noch nicht besetzt sind, Niederlassungen gründen und mit den Eingeborenen Handel betreiben. Alle die Gebäude und Ländereien der nordwestlichen Küste Amerikas, welche Spanien gewaltsamerweise den Unterthanen Großbritanniens abgenommen hatte, wurden zurückgegeben, wofür sich der letztere Staat verpflichtete, Sorge

zu tragen, daß die englischen Schiffe keinen unerlaubten Handel mit den spanischen Besitzungen in Amerika unterhalten.

Das ist der erste Vertrag civilisirter Völker über die Länder im nordwestlichen Amerika. Hierauf vorzüglich gründete England sein Anrecht zum Besitze des sogenannten Oregongebiets. Der Nutkavertrag, ward hinzugefügt, ist die einzig völkerrechtliche Grundlage, worauf die verschiedenen Ansprüche beruhen und geschlichtet werden könnten. Die Rechte der Spanier, durch frühere Entdeckung und Besitznahme, sind hiermit erloschen; Amerika hat durch den Floridavertrag mit Spanien (1819) keine andern Ansprüche als höchstens die des gemeinschaftlichen Besitzes mit England erwerben können. Der Nutkavertrag, entgegneten die Amerikaner, ist blos ein vorübergehendes Uebereinkommen zwischen Spanien und England gewesen, welches auf die andern Nationen gar keine Anwendung findet; diese haben, nachher wie vorher, in allen nicht besetzten Gegenden des Nordwestens Niederlassungen gründen und das umliegende Land als ihr Eigenthum ansprechen können. Ueberdies wäre jener Vertrag durch den bald folgenden Kampf zwischen England und Spanien (1796) erloschen, indem ja unter civilisirten Nationen der Grundsatz: Kriege heben alle frühern Verträge auf, seit Jahrhunderten allgemeine Geltung besitzt.

Diese jahrzehndelang fortdauernden Streitigkeiten schienen mehrmals einen neuen, den dritten Krieg zwischen England und der jungen Republik herbeizuführen. Zu gleicher Zeit mehrten sich die Zwiste Großbritanniens mit der ältesten und größten Monarchie in Asien.

Hier haben die Engländer zu den Waffen gegriffen und dem Feinde ihre Bedingungen vorgeschrieben; dort hielt man es für geeignet, jede Herausfoderung zu übersehen und dem Gegner alles Billige zu gewähren. Die Folgen hiervon sind die beiden Verträge zu Nanking (29. Aug. 1842) und Washington (15. Juni 1846). Mittels des ersten wurde die Selbständigkeit Chinas untergraben und sein Ansehen vernichtet; der zweite hat den Vereinigten Staaten das Oregongebiet gegeben und ihre Macht längs des Stillen Ocean begründet. Diese beiden so ganz verschiedenen Thatsachen haben ein und dasselbe Ergebniß zur Folge: die Mehrung des Einflusses und endlich wol auch die Herrschaft der nordamerikanischen Union im Stillen Meere wie im nordöstlichen Asien.

Die Republik, stolz auf ihren friedlichen Sieg über England, trug das Haupt mächtig empor, gleichsam neue Gegner suchend, um ihnen andere Länder abzunehmen. Da sind ihr die Mexicaner entgegengetreten. Der Verlust Obercaliforniens und Neumexicos war die Sühne für ihre Zerrüttung, für ihren Unverstand. Noch in demselben Monat des Friedensschlusses zu Guadelupe-Hidalgo (Februar 1848) haben die Goldfunde in Californien begonnen. Eine Folge hiervon sind die Entdeckungen in Australien und in andern Ländern, im Süden und Osten. Die Goldsucher Californiens verbreiteten sich über einen großen Theil der Erde; sie haben durch ihreu praktischen Blick Schätze aufgefunden, welche der Wissenschaft verborgen blieben. Große Veränderungen im Weltverkehr, in der Weltverbindung, in den Zuständen und dem Haushalt der Gemeinwesen und

Einzelner sind daraus hervorgegangen. Noch größere werden erfolgen. Lebensfrische Menschen, lebensfrische Staaten, vorzüglich Demokratien sind geneigt, auf das Geschick zu bauen, dem Geschick zu vertrauen. Auch in dem gesegneten Staatenbunde jenseit des Atlantischen Ocean ist dies der Fall, und zwar in hohem Grade. Die Herrschaft vom Nordpol zum Cap Hoorn, vermeinen die amerikanischen Angelsachsen, und dann weiter in der Richtung nach West- und Ostindien müsse ihnen vermöge des unvermeidlichen Looses anheimfallen.

Die Idee, den asiatischen Handel über Nordamerika zu leiten, ist nicht neu; sie stammt bereits aus den Zeiten, wo die Colonien durch den Frieden zu Paris (3. Sept. 1783) als selbständiger Staat anerkannt wurden. Thomas Jefferson, welcher sich von jungen Jahren an eifrig mit den Naturwissenschaften beschäftigte, erkannte durch richtige Schlußfolge das Dasein eines größern Flusses westlich der Felsengebirge vor Entdeckung des Columbia. „Von den Schneegebirgen, welche eine Masse Gewässer nach Osten entsenden, die sich zu dem großen Strome Missouri ansammeln, von denselben Gebirgen müßten sich auch am westlichen Abhange Gewässer ergießen und einen ähnlichen Fluß bilden." Jefferson suchte während seines Aufenthalts als amerikanischer Gesandter in Frankreich — er ward 1784 der Nachfolger Franklin's —, was er im Geiste erkannte, auch in der Wirklichkeit nachzuweisen. Er vermochte (1786) den strebenden kühnen Ladyard aus Connecticut, welcher um die Zeit von seiner ersten Entdeckungsreise nach den Nilquellen zurückkehrte, seine Thätigkeit der Neuen Welt in einer höchst fruchtbaren Unternehmung zuzuwenden. Der

Reisende sollte durch Sibirien nach Kamtschatka oder nach der Beringsstraße gehen, von dort nach Amerika übersetzen, dann den Strom, welcher dem Missouri gegenüber in den Stillen Ocean münden müsse, aufwärtsfahren zu seiner Quelle am Fuße der Felsengebirge, diese überschreiten und auf dem Missouri herabkommen zum Mississippi. Ladyard reiste nach Petersburg, ging ohne Erlaubniß der Kaiserin Katharina nach dem asiatischen Rußland, ward dort, ungeachtet der Empfehlung Jefferson's und des Correspondenten der Kaiserin, Baron Grimm, auf Befehl des Hofes verhaftet, als Spion behandelt und aus dem Lande gebracht. In der Darstellung des Lebens von Capitän Lewis erzählt Jefferson, die Kaiserin Katharina hätte Ladyard gestattet, ihre asiatischen Länder zu durchreisen. Dies ist ein Versehen, welches auch Senator Benton [2]) wiederholt. Jefferson hat später die irrige Angabe in seinen Denkwürdigkeiten berichtigt. [3])

Jefferson hat die Idee einer Erforschung der westlichen Küstenländer Nordamerikas unter den mannichfachsten Staatsgeschäften niemals aus den Augen verloren. Zur Zeit seiner Präsidentschaft erlangte er die Erlaubniß des Congresses, die Herren Lewis und Clark aussenden zu dürfen, um die Quellen und den Lauf des Columbia — seine Mündung war zu der Zeit bekannt — zu untersuchen. „Es sei dies“, so lauten ungefähr die Worte seiner Botschaft (18. Jan. 1803), „die Einleitung zum Beginn des asiatisch-amerikanischen Handelsverkehrs auf den Küsten des Stillen Ocean, sowie zur Eröffnung der nordamerikanischen Straße nach Indien und China.“ Senator Benton von Missouri, ein Freund Jefferson's,

folgte ihm in dieser Richtung. „Alles, was ich seit dem Jahre 1819 bis auf den heutigen Tag geschrieben und gesprochen habe", dies sind die Worte des tüchtigen Mannes, „ist die Frucht des Samens, welchen der philosophische Geist Jefferson's in meine Seele legte." Während der Session des Congresses zu Washington von 1820—21 ward der Antrag gestellt, die Union möge die Länder um den Columbiafluß in Besitz nehmen und colonisiren. Benton unterstützte dies und sprach hierbei folgende in Wahrheit prophetische Worte: „Die Entstehung einer civilisirten Macht auf der Westseite Amerikas muß auf das östliche Asien den größten Einfluß äußern. Wissenschaften, freie Regierungsgrundsätze und die wahre Religion mögen dann ihr Licht über den dazwischenliegenden Ocean senden. Das Thal des Columbia kann die Getreidekammer Chinas und Japans werden, ein Anziehungspunkt für ihre eingeschlossene überströmende Bevölkerung. Die Bewohner des ältesten und des jüngsten, des despotischsten und des freiesten Staates werden Nachbarn und Freunde werden. Wahrlich, ich möchte es lieber sehen, daß amerikanische Gesandte nach China und Japan gehen, nach Persien und nach der Türkei, als daß sie an europäischen Höfen erscheinen, die alles Amerikanische verachten und hassen, — der Selbsterhaltung wegen hassen müssen."

Mit dem Ende des zweiten Krieges gegen Großbritannien beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der nordamerikanischen Union. Man entfernte sich noch mehr von den europäischen Ueberlieferungen und ging in großen Schritten vorwärts auf der Bahn der Erweiterung nach außen, wie der Entwickelung nach innen. Seit

der Zeit begegnet man mehr als früher der offenen Rivalität und der heimlichen Feindseligkeit zwischen Mutter und Tochter, zwischen England und seinen ehemaligen Colonien, allenthalben auf Erden, in Asien und selbst in Europa. Sie liegt in den verschiedenen Institutionen, in der staatlichen Machtentwickelung, im Handel und Weltverkehr der beiden Reiche. Die Einverleibung des Staates Texas in die Union und das ganze abhängige Verhältniß Mexicos zu den Vereinigten Staaten mußte in England noch größeres Misbehagen und selbst Besorgniß erregen. Den Briten war die Wichtigkeit jener westöstlichen Gemarkungen längs des Stillen Ocean in der künftigen Weltstellung, in der Völker- und Staatenentwickelung nicht entgangen. Sie haben, namentlich seit der Ueberlassung Oregons an die Union, Alles aufgeboten, um die Nordamerikaner zu hindern, sich in jenen Gegenden weiter nach Süden hinab auszudehnen. Vergebens. Sie konnten den Strom der Ereignisse nicht hemmen und werden ihn auch in Zukunft nicht hemmen können.

Mit der angelsächsischen Ansiedelung innerhalb der Länder des Stillen Ocean werden künftige Geschichtsschreiber einen neuen, vom Standpunkte der menschlichen Entwickelung den herrlichsten Abschnitt in der Geschichte der östlichen wie der westlichen Völker beginnen. Die Sendung des Caleb Cushing nach China und des Commodore Perry nach Japan und die vertragsmäßige Oeffnung jenes abgeschlossenen Landes ist blos der Anfang einer langen Kette von Ereignissen.

Caleb Cushing, einer der tüchtigsten Männer des jungen Amerika, welcher China mittels des Vertrags

von Wanghia (3. Juli 1844) zu allen von Nordamerika gestellten Bedingungen nöthigte, hatte bereits, wie Präsident Tyler schreibt [4]), die Vollmacht, auch Japan heimzusuchen, um dort die Uebermacht der Republik in ähnlicher Weise wie im Mittelreiche zu gebrauchen. Der Gesandte hielt es für geeignet, Japan mit seinem Besuche zu verschonen. Die Anbahnung eines freundlichen Verkehrs mit jenem Ostreiche wurde auf spätere Jahre verschoben. Lange konnte sie jedoch nicht ausbleiben. Der Fall Chinas lag klar vor Augen und mußte auch den des Nachbarreichs sowie den Verlust des sonderrechtlichen Handels zur Folge haben. Man hätte glauben können, die Holländer seien der Eröffnung Japans entgegen. Dies war keineswegs der Fall, natürlich nicht aus Gründen der Hochherzigkeit. Wer wird dies auch von Kaufleuten, von einer Nation gegenüber einer andern erwarten? Die Umstände und der eigene Vortheil geboten eine Handlungsweise, welche Siebold und andere amtliche Lobredner als den Ausfluß seltener Menschenfreundlichkeit darstellen.[5])

Man weiß, daß im Anfang des 17. Jahrhunderts der vereinigten holländisch-ostindischen Compagnie, welche zu Firando ihre Factorei besaß, mittels eines kaiserlichen Freibriefs (30. Aug. 1611) ein unbedingter Verkehr gestattet wurde. „In welchen Hafen die Holländer einlaufen, möge ihnen Gunst und Beistand werden. Jeder Japane sorge dafür, die jenem Volke zugesicherte Freundschaft in keinerlei Weise zu gefährden.“ Solcher Gnade suchten sich die Holländer auf alle erdenkliche, auf die unwürdigste Weise für alle Zeiten zu versichern. Sie fügten sich in jedes Begehr der barbarisch hochmüthigen Regierung. Sogar zur Ver-

tilgung der eingeborenen Christen haben sie jeden gewünschten Beistand geleistet. Alle hierauf bezüglichen Einzelnheiten findet man in den Tagebüchern von Firando unter den Handschriften Kämpfer's im Britischen Museum, wovon ich während meines letzten Aufenthalts in London (1853) reichliche Auszüge machte.[6])

In ihrem Gefängniß zu Desima, wohin sie von Firando (21. Mai 1641) übersiedeln mußten, durften die Holländer keine Sonn- und Festtage feiern, keine geistlichen Gebete und Gesänge anstimmen. Der Name Christi durfte nicht ausgesprochen, das Kreuz oder ein anderes Zeichen ihres Glaubens nicht aufgestellt werden. Weiber und Kinder mitzubringen war nicht gestattet, ebenso wenig wie der Zutritt ehrbarer japanischer Frauen. Aus den öffentlichen Häusern wurden ihnen mehre zugeführt; die Früchte dieses Umgangs mußten zu Japan verbleiben. Bei dem geringsten Verdacht einer mittels dieser oder anderer Personen verübten Schmuggelei wurden sie über Torturbänke, woraus kurze Stacheln hervorstanden, nackend hin- und hergezogen. Aehnliche Torturbänke, sagt Kämpfer, wären ehemals zu Lemgo gebraucht worden, um die Hexen zum Bekenntniß zu bringen. Natürlich haben auch die Unschuldigsten Verbrechen eingestanden, welche ihnen niemals in den Sinn gekommen.[7])

Grenzenlose Verachtung, Spott und Schmach waren hier wie allenthalben auf Erden die natürliche Folge der selbstsüchtigen Gemeinheit. Der Hollandacapitän, wie sie zu Jedo den Obervoigt der Desimafactorei nennen, muß bei der Audienz zwischen den der Reihe nach aufgestellten Geschenken bis unfern des kaiserlichen Thrones auf Händen und Füßen herbeikriechen. Der Kopf

darf nicht emporgerichtet, sondern muß, auf dem Knie liegend, bis zum Boden, in ehrfurchtsvollem Stillschweigen, hinabgedrückt werden. In gleichem Stillschweigen müssen sich die Holländer, wie Krebse rückwärts kriechend, von dem kaiserlichen Angesichte entfernen. Ist Das geschehen, so werden sie ins Innere des Palastes abgeführt, um den Gemahlinnen, den Töchtern des Fürsten und dem ganzen weiblichen Hofgesinde zum Spaße und zur Belustigung zu dienen. Hier müssen sie sämmtlich, mit Ausnahme des Capitäns, auf Befehl ihre Oberkleider ablegen, damit sie Herren und Damen genauer betrachten könnten. Sie müssen die albernsten Fragen mit der größten Ehrerbietung beantworten und herbeibringen, was ihnen anbefohlen. „Hiermit waren aber", schreibt Kämpfer, „die Großen Japans noch nicht zufrieden. Wir mußten uns gefallen lassen, ordentliche Affenpossen auszuüben, die mir nicht einmal mehr alle erinnerlich sind. Wir mußten bald aufstehen und hin und her spazieren, bald uns untereinander becomplimentiren, tanzen, springen und einen betrunkenen Mann vorstellen. Wir mußten japanisch stammeln, malen, holländisch und deutsch lesen und singen. Ich meinestheils habe eine deutsche Liebesarie angestimmt." [8])

Trotz dieser Erniedrigung, vielleicht weil sie sich so niedrig zeigten, wurden die Holländer immer härter behandelt. Die früher so bedeutenden Gewinne schwanden in dem Grade, daß der Verkehr mit Japan mehr der Ehre als des Vortheils wegen erhalten wurde. Längst schon suchten sie eine Gelegenheit zu erspähen, um aus der Beengung herauszutreten. Die große Revolution, welche der Opiumkrieg im östlichen Asien bewirkte,

schien hierzu trefflich geeignet. „Wir haben dem Laufe der Zeiten“, so schreibt König Wilhelm II. (15. Febr. 1844) an den Kaiser zu Jedo, „eine ernste Aufmerksamkeit gewidmet. Der Verkehr der Völker auf Erden nimmt mit raschen Schritten zu; sie werden mittels einer unwiderstehbaren Kraft gegenseitig angezogen. Durch die Erfindung der Dampfschiffe werden die Entfernungen immer geringer; das Volk, welches bei dieser allgemeinen Annäherung sich ausschließen will, wird mit Vielen in Feindschaft gerathen. Es ist uns bekannt, daß die Gesetze, welche die durchlauchtigen Vorfahren Ew. Majestät gegeben, den Verkehr mit fremden Völkern eng beschränken. Doch der Weise sagt: «Wenn die Weisheit auf dem Throne sitzt, dann thut sie sich hervor durch Erhaltung des Friedens.» Wenn alte Gesetze Anlaß zu Friedensstörung geben, dann gebietet die Vernunft, sie zu mildern. Dies, großmächtiger Kaiser, ist unser freundschaftlicher Rath: Mildert die Strenge des Gesetzes gegen den Verkehr mit Fremden, damit das glückliche Japan nicht durch Kriege verwüstet werde. Wir geben Ew. Majestät diesen Rath in der besten Absicht, ganz frei von eigenem Staatsinteresse. Wir hoffen, daß die Weisheit der japanischen Regierung zur Einsicht gelangt. Der Friede wird nur durch freundliche Beziehungen erhalten, und diese könnten lediglich durch den Handelsverkehr entstehen.“

Der Kaiser selbst hat das Schreiben niemals beantwortet. Wie hätte auch solch ein erhabener Fürst sich derart herabwürdigen mögen, um den Häuptling verachteter und verachtungswerther Kaufleute als Ebenbürtigen zu begrüßen? Die späte Erwiderung (4. Juli 1845) auf

dieses königliche, mit kostbaren Geschenken dem Hofe übersandte Schreiben erfolgte vom japanischen Staats- und Regierungsrath an die Großen der Niederlande. Sie sollen ihren König von dem Inhalt in Kenntniß setzen. Dieses japanische Schreiben ward niemals — man mochte gute Gründe hierfür haben — vollständig und in amtlicher Weise der Welt übergeben. Levyssohn, zu jener Zeit holländischer Obervoigt zu Nagasaki (1845—50), theilt es mit in seinen „Bladen over Japan“ [9]), ohne jedoch für den wörtlichen Inhalt einstehen zu wollen.

„Man hat die Begebenheiten, welche den ganzen Bestand des chinesischen Reiches veränderten“, so soll sich die Regierung zu Jedo erklärt haben, „mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Man ist dadurch im Entschlusse, bei der herkömmlichen Sperre zu verbleiben, noch bestärkt worden. Hätten die unbesonnenen Chinesen den Engländern keine Freiheit zu Kanton gestattet, so wären sie nicht in diesen Abgrund verfallen. Euch Holländern ist, unter den bestehenden Beschränkungen, ein Handel mit unserm Reiche erlaubt. Ihr habt euch immer als treue Freunde gezeigt und sollt deshalb auch ferner des Vortheils genießen. Wir werden uns aber hüten, auch den andern Völkern Zutritt zu gestatten. Leicht kann man einen Damm in gutem Stande erhalten; schwer ist's hingegen, die Erweiterung bestehender Risse zu hindern. In diesem Sinne lauten die Verhaltungsbefehle an die Reichsbeamten. Ihr Holländer werdet sehen, unser Verfahren wird mit besserm Erfolge gekrönt als jenes der Chinesen.“ Man erkennt hieran, wovon die Holländer und ihre deutschen Lobredner das Gegentheil behaupten, daß das königliche Schreiben nicht den geringsten Eindruck zu

Jedo gemacht und daß endlich ein unmittelbarer Briefwechsel zwischen Wilhelm II. und dem Seogun, wovon Siebold so häufig spricht [10], niemals stattgefunden hat.

Die gänzliche Freigebung des Handels und des Verkehrs mit fremden Völkern ist bei despotischen Staaten durchgängig großen Schwierigkeiten unterworfen. Zu Japan wäre sie eine förmliche Revolution in politischer, in religiöser und staatswirthschaftlicher Beziehung. Die Machthaber müssen und werden sich, solange nur immer möglich, dagegen sträuben. Wie könnte sich bei einer gegenseitigen freien Verbindung des Ostreiches mit den fremden, mit den westlichen Völkern die grenzenlose Selbstherrschaft der Fürsten und der Feudalaristokratie erhalten? Würde das milde und kraftlose einheimische Religionswesen sich gegen den gewaltthätigen Andrang christlicher Sendboten, gehoben durch alle Erfindungen und Wissenschaften des Westens, lange behaupten können? Dann sind zu Japan durch die beispiellose, mehr als zweihundertjährige Abschließung staatswirthschaftliche Verhältnisse entstanden, welche nur nach und nach ohne vollständige Zerrüttung geändert, beseitigt werden möchten. Japan genügt sich selbst; es braucht die Fremden nicht; es kann ihre Fabrikate entbehren. Die Landessperre hat die eigene Industrie, den eigenen Kunstfleiß auf eine hohe Stufe emporgehoben. Die rohen, im eigenen Lande verarbeiteten Producte sind in gleicher Weise im Werthe gestiegen. Man findet auch innerhalb der mannichfachen Klimate des Reiches, bedingt durch seine große Ausdehnung von Süden nach Norden, sowie durch den häufigen Wechsel der Höhen und Tiefen, die verschiedensten Erzeugnisse und ringsum in den fischreichen Gewässern unerschöpfliche Nahrung.

Was hilft aber der Wille, was die Einsicht, wenn man der Kraft ermangelt? Alle die Reichsgesetze, auf die man sich stützt, alle die erkannten Vortheile der Abschließung müssen, weil es an Macht fehlt, sie zu behaupten, den Umständen sich fügen, den Umständen sich beugen. Vermöge der (1637) anbefohlenen Absperrung darf kein Japane das Land seiner Väter verlassen. Wer dagegen handelt, wird hingerichtet. Ebenso die Reichsinsassen, welche aus der Fremde nach der Heimat zurückkehren. Selbst wer für die Schuldigen bittet, ist dem Tode verfallen. Nun sind die Schiffe Japans, gleichwie die chinesischen, sehr gebrechlicher Art und ihre Capitäne im Seewesen wenig erfahren. Man findet deshalb ringsum auf den Inseln und den benachbarten Gestadelandschaften, in der Boningruppe und Tarakai, zu Kamtschatka wie längs der Küsten von Korea und China, nicht selten schiffbrüchige oder durch Gegenwinde dahin verschlagene Bewohner des östlichsten Inselreiches. Russen und Franzosen, Engländer und Amerikaner suchten wetteifernd das Unglück dieser armen Leute zu ihrem Vortheil auszubeuten. Man glaubte sich den Gebietern Japans durch Rückführung ihrer Unterthanen zu empfehlen; man hoffte zum Lohn Zutritt im Lande und einen Antheil am gewinnreichen Verkehr zu erhalten. Alle diese feinen Plane sind mislungen. Die Japanen sahen, und zwar mit gutem Grunde, hinter der vorgeblichen Menschlichkeit lauernde Selbstsucht. Seitdem die Vereinigten Staaten den ersten Versuch dieser Art gemacht haben, sind bereits 20 Jahre verflossen. Zwei Missionäre, unser Landsmann Karl Gützlaff und der Amerikaner Wells Williams, fuhren (Juli 1837) in dem Schiffe

Morrison, welches einem amerikanischen Handelshause Olyphant und Comp. zu Macao gehörte, nach Japan, und gingen in der Jedobucht vor Anker, vorgebend, sie kämen einzig und allein zu dem Zweck, sieben Männer, welche an den Küsten Chinas strandeten, in ihr Vaterland zurückzubringen. Die Japanen waren jedoch zu Macao im Christenthum unterrichtet und zu westöstlichen Kundschaftern herangebildet worden. Die Regierung hat die fremden wie die eingeborenen Spione mit schwerem Geschütz empfangen; der Morrison konnte von Glück sagen, daß er unbeschädigt entkommen und nach Macao zurücksegeln durfte.

Während der vierziger Jahre mehrte sich der Handelsverkehr auf allen Gewässern zwischen Amerika, Australien- und Asien in bedeutendem Grade. Die theilweise Eröffnung Chinas, die Goldfunde und die Zunahme der Walfischjäger im nördlichen Stillen Ocean haben den Umschwung hervorgerufen. Schiffbrüche in jenen stürmischen Meeren sind nicht seltene Ereignisse. Die Unglücklichen, welche auf Japan sich retteten, wurden nach dem barbarischen Reichsherkommen gleichwie Verbrecher behandelt. Die Juliregierung suchte diesen Misstand zu beseitigen. Der französische Admiral Cécille ging nach Nagasaki und verlangte mittels eines Schreibens (30. Juli 1846) im Namen seiner Regierung, die schiffbrüchigen Franzosen möchten künftig mit Güte und Menschlichkeit behandelt und den Holländern übergeben werden. Die Sendung hatte nicht den mindesten Erfolg. Cécille muß, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden, schnell absegeln. Die Art und Weise, wie man sich zu Paris hierüber erklärt [11]), ist sehr bezeichnend für die

damalige französische Politik. „Admiral Cécille hätte keinen andern Zweck verfolgt, als den Japanen die französische Flagge zu zeigen. Man wollte keine Unterhandlung anknüpfen, noch viel weniger den östlichen Vorurtheilen mit Gewalt entgegentreten. Cécille erfreute sich des beabsichtigten Erfolges. Die Neugierde der Japanen ward aufgestachelt; sie haben das Schiff häufig besucht; sie haben die Franzosen mit zahlreichen Fragen beehrt; einige haben sogar die Einladungen angenommen und tüchtig mitgegessen."

Die Amerikaner begnügen sich nicht mit solcher hohlen Ruhmrednerei. Die Angelsachsen führen allenthalben große staatliche und Handelszwecke im Schilde. Und an ihre Kaufmannsgüter knüpft sich, in höherm Grade als bei andern Völkern, das Gute allenthalben auf Erden. Acht Jahre später, nach der Einfahrt des Morrison, rettete ein nordamerikanischer Walfischjäger 22 andere Japanen und brachte sie ebenfalls nach der Jedobucht. Das fremde Schiff wird alsbald mit einem dreifachen Kreise japanischer Boote umzogen und keinem seiner Leute die Landung gestattet. Man reichte Capitän Cooper das Nöthige, selbst Alles, was er wünschte, befahl ihm aber, so schnell als möglich abzusegeln und niemals wiederzuerscheinen. Den Landsleuten wurde die Heimkehr ins Vaterland gestattet.

Die Hinterlist, sich in solcher Weise Japan zu öffnen, hatte nicht zum Ziele geführt; Anmaßung und Gewalt treten an deren Stelle. Commodore James Biddle segelt im Auftrag seiner Regierung mit den Schiffen Columbus und Vincennes nach Japan und gelangt am 20. Juli 1846 in die Bucht von Jedo. Der Hafenbeamte erscheint in Begleitung

eines holländischen Dolmetsch und fragt, was die Fremden wollen. „Die Vereinigten Staaten“, entgegnete der Commodore, „wünschen blos in Erfahrung zu bringen, ob nicht Japan gleichwie China seine Uferlandschaften dem auswärtigen Verkehr geöffnet habe? In diesem Falle gedenke Amerika mit den Gebietern der Inseln, unter denselben Bedingungen wie im Mittelreiche geschehen, einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen.“ Zu gleicher Zeit wollte Biddle den Japanen Abschriften der englischen, französischen und amerikanischen Tractate mit China überreichen. Sie wurden in artiger aber entschiedener Weise zurückgewiesen..

Die Schiffe blieben während ihres siebentägigen Aufenthalts mit einer dreifachen Reihe von Kähnen umgeben und Niemand ward die Landung gestattet. Dann ist (27. Juli 1846) folgender Erlaß der japanischen Regierung erschienen: „Endzweck dieser Mittheilung ist, die Ursachen zu erklären, weshalb wir jeden Handelsverkehr mit Fremden vermeiden, welche das Weltmeer befahren und zu uns kommen. Seit undenklichen Zeiten war dies die Sitte unsers Reichs. Alle Bestrebungen solcher Art sind von uns zurückgewiesen worden. Fremde aus verschiedenen Weltgegenden sind zu uns gekommen; sie sind immer in gleicher Weise empfangen worden. Die Behandlung, welche ihr erfahren, gleicht der anderer Sendboten; sie ist gemäß unserer herkömmlichen Staatsmaximen. Wir können zwischen den verschiedenen fremden Nationen keinen Unterschied machen, — sie werden sämmtlich auf gleichem Fuß behandelt. Ihr Amerikaner erhaltet dieselbe Antwort wie die Uebrigen. Es wird euch nichts helfen, den Versuch zu erneuern; alle eure noch

so oft wiederholten Anträge werden immer zurückgewiesen werden. Wir wissen, daß unsere Sitten in dieser Beziehung von denen anderer Völker abweichen. Wir nehmen das Recht einer jeden Nation in Anspruch, unsere Angelegenheiten nach unserer Weise zu leiten. Der Handel der Holländer zu Nagasaki gibt keiner andern Nation ein Recht, ähnliche Befugnisse zu verlangen. Nagasaki enthält wenig Einwohner, und es werden dort gar geringe Geschäfte betrieben. Sie sind kaum der Rede werth. Am Schlusse haben wir euch zu verkünden, daß unser Fürst in den bestimmtesten Ausdrücken das Gesuch eines Handelsverkehrs zurückgewiesen hat. Er rathet euch Amerikanern ernstlicherweise, alsbald abzugehen und, wollt ihr für euere Sicherheit Sorge tragen, niemals wiederzukommen."

Die Nachkommen der Sachsen in Amerika lieben es, die Thaten ihrer Ahnen aus den Zeiten der verfallenden Römerherrschaft zu erneuern; sie berühmen sich des Namens der Sachsen und wollen damit manches unwürdige Getriebe beschönigen. „Wir sind", so hört man sie wol sagen, „die ebenbürtigen Nachkommen der Altvordern. Wie ehemals Hengist und Horsa gethan, so überziehen jetzt unsere Häuptlinge, unsere Seekönige mit ihrem allenthalben zusammengerafften Gefolge die Länder der Nachbarn. Wiederholt zurückgewiesen, wiederholt zurückgeschlagen erscheinen sie immer von neuem; Niederlagen schrecken sie nicht; frische Scharen ersetzen die Reihen der Gefallenen. So auf dem Festlande Amerika, so auf den Inseln Cuba und Japan." Die Regierung zu Jedo war von allem diesen gewaltigen und gewaltsamen Getriebe durch die Holländer genau unterrichtet. Haben

diese doch unter anderm auch die Verpflichtung übernommen, Alles, was sich in fremden Ländern ereignet, den Beamten Nagasakis zu hinterbringen. [12]) Sie hat deshalb die Amerikaner viel freundlicher aufgenommen als die Franzosen. Die japanische Regierung hat sogar, vorzüglich der Neusachsen wegen, die Strenge der Abschließung einigermaßen gemildert. Im Jahre 1846 empfing der Obervoigt auf Desima einen wahrscheinlich auf holländische Anstiftung ausgefertigten Erlaß mit dem Auftrag, ihn allen Seemächten zur strengen Einhaltung mitzutheilen. Hiernach sollten japanische Schiffbrüchige nur mittels niederländischer oder chinesischer Fahrzeuge in ihre Heimat zurückgebracht werden. Dann wurde hinzugefügt, daß die Reichsgesetze, ebenso wie sie den Japanen das eigenmächtige Aufnehmen ihrer Küsten und Inseln untersagen, dies auch Fremden verbieten. Bald hernach ließen die Japanen (1851) auf demselben Wege an alle fremden Staaten eine neue von Levyssohn mitgetheilte Erklärung gelangen. „Der Seogun“, heißt es darin unter Anderm, „habe bereits vor neun Jahren (1842) befohlen, es möge den nach Japan verschlagenen Schiffen und Seeleuten alle mögliche Hülfe geleistet werden. Nun besorge aber die japanische Regierung, diese aus reinem Gefühle der Menschlichkeit und des Mitleids entsprungene Ordnung werde misverstanden. Sie wolle deshalb die Niederlande ersuchen, allen andern Mächten mitzutheilen, daß durch jenen Erlaß die seit zwei Jahrhunderten bestehende Abschließung keineswegs aufgehoben sei.“

Jene Mittheilung war infolge einer neuen Hinterlist der Amerikaner ergangen. Vorgebend, sie seien von

einem Walfischjäger wegen schlechter Behandlung entflohen, landeten im Juni 1848 eine Anzahl amerikanischer Sachsen auf Japan. Einige Monate später ließ sich ein gewisser Archibald Macdonald, ein Mann von Vermögen und Einfluß — er bekleidete eine bedeutende Stelle bei der Hudsonsbucht-Gesellschaft — an der Küste Japans aussetzen, um die Sprache dieses Ostlandes, seine Productionsfähigkeit und Handelserhältnisse kennenzulernen. Alle diese Kundschafter wurden gefangengenommen und wie ehemals die Russen unter Golownin behandelt. Im Beginne des folgenden Jahres kommt die Kriegsschaluppe Preble, unter James Glynn, nach Nagasaki, um über das Schicksal der Abenteurer Kundschaft einzuziehen. Macdonald und die Andern werden gern losgelassen und das amerikanische Fahrzeug bringt sie wohlbehalten nach Hongkong.

Jetzt, wo all die mannichfache punische List, um mit Japan anzuknüpfen, an der Geradheit und Vorsicht der Regierung zu Jedo gescheitert war, wollte und mußte man, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, zur Gewalt greifen. Die japanische Expedition ist beschlossen. „Unsere schiffbrüchigen Landsleute“, so sprach man in den öffentlichen Versammlungen, so schrieb man in den öffentlichen Blättern, „werden von den japanischen Barbaren wie Verbrecher behandelt; sie werden in Käfige gesperrt und erleiden alle erdenklichen Drangsale, bis ein hier zufällig landendes Schiff sie aufnimmt. Wie würden wir mit Großbritannien und Frankreich sprechen, geschähe Aehnliches in jenen Ländern? Und sollten wol die Japanen ein Sonderrecht besitzen, die Welt zu ver-

achten, weil es ihnen nun einmal so gefällt? Wer wäre thöricht genug, zu behaupten, man müsse sich den Sitten der Battas und anderer Wilden fügen, welche Fremde ausplündern, Gefangene schinden und braten? Wo kein Menschenrecht, wo kein Völkerrecht gilt, da erhebt sich die Macht gegen die Macht, und das Gebot des Starken wird zum Gesetz. Eine dauernde Abschließung Japans bei dem steigenden Verkehr zwischen Ostasien, zwischen der indischen Inselwelt und Australien mit den in beispielloser Schnelle emporwachsenden Gestadelandschaften des Stillen Ocean, ist überdies undenkbar, ist unmöglich. Es muß gestattet sein, auf einigen Inseln Kohlenvorräthe anzulegen. Unsere Dampfer können sie nicht entbehren. Nun heißt es zwar, Japan sei ein schwaches Reich; doch haben wir kein sicheres Urtheil, aus Mangel einer ausreichenden Kenntniß des Binnenlandes. Vorsorge ist nothwendig; man darf sich nicht überraschen lassen. Die Expedition gegen Japan werde zu der Stärke gebracht, als wenn sie gegen einen mächtigen wohlausgerüsteten Feind zöge." Und so ist es geschehen.

Zur Seite des kriegerischen Geschwaders segelten einige andere Schiffe unter Capitän Ringgold, welche eine friedliche wissenschaftliche Aufgabe zu lösen hatten. Die Meere ringsum Japan und China und im nordöstlichen Asien bis hinauf zur Beringsstraße sollten untersucht und in einem neuen zuverlässigen Kartenwerk verzeichnet werden. Capitän Ringgold möge überdies in beständiger Verbindung mit Commodore Perry bleiben; seine technische Mannschaft kann im Nothfalle zur Hülfe herbeieilen.

In jenen Tagen der Ausrüstung dieser nach Japan

und den benachbarten Meeren beorderten Geschwader war Fillmore Präsident zu Washington und Daniel Webster Minister des Auswärtigen. Beide verfuhren nach dem einsichtsvollen Rathe des Capitäns James Glynn, welcher kurz vorher (1849) in Japan war, um gefangene amerikanische Seeleute abzuholen.[13]) Präsident Fillmore schreibt (30. Nov. 1852) dem Kaiser in freundlich-ernster Weise; er behandelt ihn als einen wohlunterrichteten, einsichtsvollen und selbständigen Fürsten; er spricht mit ihm, wie es sich für einen gebildeten Mann zum andern geziemt. „Ew. kaiserliche Majestät wissen sicherlich, daß die Vereinigten Staaten Amerikas sich jetzt vom Meer zum Meere erstrecken, daß unsere Dampfer von Californien und Oregon, Länder reich an Gold, Silber und kostbaren Steinen, in weniger als 20 Tagen zu den Ufern Ihres glücklichen Reichs gelangen. Alleiu unser großer Staat Californien erzeugt jährlich 60 Millionen Dollar in Gold, dann Silber, Quecksilber, Edelsteine und viele andere werthvolle Gegenstände. Schiffbrüche und andere Unglücksfälle mögen sich ereignen. Wir bitten, sich unserer Leute anzunehmen, ihr Leben und ihre Habe in Ihren Schutz zu nehmen. Wir erwarten dies von Ihrer Freundschaft, von Ihrer Größe. Handelsverkehr ist unser einziger Zweck; Einmischung in die staatlichen und religiösen Verhältnisse anderer Länder ist durch unser Grundgesetz verboten. Sie haben Kohlen in Masse und andere Gegenstände, die wir brauchen können. Auch wir haben Erzeugnisse, geeignet für Ihre Unterthanen. Eine Handelsverbindung wird in vielen Beziehungen den beiden Reichen Vortheil gewähren. Zwei so nahe Staaten sollten in Verkehr miteinander treten;

die Herzen ihrer Regenten sollten in Liebe und Freundschaft verbunden werden. Zu diesem Ende habe ich den Commodore Perry nach Jedo beordnet."

In gleich milder und versöhnender Weise lauten die Verhaltungsnormen für Commodore Perry von Daniel Webster. „Die Zeit kommt schnell herbei", schreibt der Minister, „wo das letzte Glied der Dampfkette eingesetzt wird, welche Völker und Weltmeere verbindet. Von China und Indien nach Aegypten, von dort durchs Mittelmeer und den Atlantischen Ocean nach England, dann nach unserm glücklichen Vaterland und den andern Gegenden dieses Continents, aus unsern Häfen zur Landenge, welche Nord- und Südamerika verbindet, und jenseits zu den Ufern des Stillen Ocean, in zwiefacher Richtung nach Nord und Süd, soweit immer civilisirte Menschen wohnen, — nach allen diesen Ländern bringen unsere und die Dampfer anderer Nationen Zeitungen und Briefe; sie bringen Reichthümer, Waaren und Menschen in Menge. Der Präsident glaubt, die Zeit sei gekommen, jene große Kette zu vollenden, welche Völker und Länder verbindet, durch Einrichtung einer regelmäßigen Dampffahrt von Californien nach China. Dies Unternehmen würde sehr erleichtert werden, wenn der Beherrscher Japans uns gestatten möchte, von seinen Unterthanen Steinkohlen zu kaufen. Ich übersende Ihnen ein Schreiben des Präsidenten an den Kaiser von Japan, welches Sie auf Ihrem Admiralschiff nach der Hauptstadt Jedo bringen. Sie werden sich von allen Fahrzeugen, die Sie hierzu füglich verwenden können, begleiten lassen. Uebergeben Sie diesen Brief jenen Beamten, welche vom Kaiser hierzu beordert sind. Sie

werden diesen auch den Zweck Ihres Besuchs klarzumachen suchen.

„Die Steinkohle ist zu Japan in großer Menge vorhanden. Die Regierung kann demnach keinen Grund haben, dieses Mineral für billiges Geld unsern Dampfern nicht zu überlassen. Ein östlicher Hafen der Insel Nipon scheint hierfür am geeignetsten. Sollten sich jedoch die Gebieter nicht dazu verstehen, so suchen Sie dieselben wenigstens zu vermögen, daß sie die Kohlen durch eigene Fahrzeuge auf eine benachbarte Insel bringen lassen, wo sie unsere Schiffe einnehmen können. Der unmittelbare Verkehr unserer Leute mit den Japanen würde dadurch abgeschnitten. Sehr wichtig ist es, daß Sie bei allen Berührungen mit den Behörden ihnen begreiflich machen, wie unsere Regierung über den Glauben, selbst ihrer eigenen Unterthanen, nicht gebieten könne und nicht gebieten wolle. Demnach würde jenes Reich, würden alle andern Völker am wenigsten von uns zu befürchten haben, daß wir in ihre religiösen Angelegenheiten uns einmischen und Aenderungen hervorbringen möchten. Der Präsident, obgleich ihm die Abneigung der Japanen gegen Fremde in ihrem vollen Maße bekannt ist, hegt doch zu Ihrer Geschicklichkeit das Vertrauen, daß Sie diesen Widerwillen besiegen. Es ist Ihnen die Vollmacht ertheilt worden, einen Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Japan abzuschließen. Suchen Sie, dies ist von der größten Wichtigkeit, unsern Schiffen die Erlaubniß zu verschaffen, einen oder zwei Häfen zu besuchen, um dort ihre Ladung entweder durch Kauf oder Tausch loszuschlagen, und zwar ohne großen Eingangs-

zoll. Noch wichtiger ist es, daß die japanische Regierung sich verpflichte, die Schiffe und Waaren unsers Landes in ihren Schutz zu nehmen und für jede Beschädigung einzustehen. Der zweite Artikel unsers Vertrags mit Maskat und der fünfte des Vertrags mit Siam enthalten ähnliche Bedingungen. Jeder Vertrag muß, wie Sie wissen, dem Senat vorgelegt werden und kann nur von ihm die Bestätigung erhalten. Wegen der großen Entfernung der beiden Länder, wegen der Schwierigkeit und Verzögerungen, welche leicht entstehen können, wäre es geeignet, die Zeit der Ratification auf drei Jahre anzusetzen." Die Abfahrt des Geschwaders hatte sich verzögert; der berühmte Staatsmann und Redner war unterdessen (1852) gestorben; das Beglaubigungsschreiben des Commodore ist von Edward Everett, dem Nachfolger Daniel Webster's als Minister der auswärtigen Angelegenheiten contrasignirt.

Man hatte in Amerika seit Jahren mittels schriftlicher und mündlicher Zeugnisse über Japan, über die benachbarten Reiche und Inseln genaue Erkundigungen eingezogen. Man hegte und hegt große westöstliche Plane — die Beherrschung der nahegerückten Morgenlande. „Der Zug nach Japan", hieß es, „ist blos der Anfang einer ganzen Kette welthistorischer Ereignisse. Jene von Washington, von den andern Begründern unserer Unabhängigkeit und Verfassung vorgeschriebene Weisheit der Nichteinmischung ist veraltet. Dem herangereiften kräftigen Manne geziemt es, der übrigen Welt gegenüber eine andere Stellung einzunehmen als der vielversprechenden Jugend. Amerika werde es nicht vermeiden können, ebenfalls auswärtige Colonien, fremde

Besitzungen zu erwerben. Nur in solcher Weise könne man dem anschwellenden Ländererwerb Englands eine Schranke setzen." Und in der That, die Inseln und Reiche ringsum in jenem Mittelmeere zwischen Asien und Amerika scheinen dazu bestimmt, in der künftigen Geschichte des Ostens dieselbe Stellung einzunehmen wie die Inseln und Gestadelandschaften, innerhalb des Mittelmeeres zwischen Afrika und Europa im Beginn der westlichen Geschichte, zu den Zeiten der Phönizier, der Aegypter und Hellenen. Deshalb ist es an der Zeit, der zahlreichen Inselwelt, weit zerstreut im Stillen Meere, ihren natürlichen und künstlichen Erzeugnissen, ihren staatlichen, religiösen und bürgerlichen Zuständen eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen. Die japanischen Länder, wohin der erste nordamerikanische Zug gegen Asien sich wendete, führen naturgemäßer Folge den Reigen, in geographischer gleichwie in geschichtlicher Beziehung.

## II.

## Land und Leute.

Von den Liénkiéu- oder Lutschuinseln im Südwesten über alle jene weitgestreckten Länder des japanischen Reichs, nach Jeso, Tarakai und dem gegenüberliegenden asiatischen Continent, zu den Kurilen, Aléuten, Kamtschatka und noch höher hinauf im Nordosten bis jenseits nach Amerika, wohnt eine Völkerfamilie, die wir mit dem Wort ihrer eigenen Sprache Ainos, Menschen nennen. Jebis heißen die rohen Stammgenossen bei den Japanen, den gebildeten Ainos, was in jenen östlichen Gegenden nicht weniger

schimpflich klingt, als Barbar bei den Griechen. Es sind Leute kleiner und mittler Gestalt, mit runden dicken Köpfen und dicken Augenlidern, mit platten breiten Gesichtern und kurzem Hals. Sie haben schmale, schiefzulaufende Augen, hohe Backenknochen und breite niedrige Stumpfnasen. Dichte schwarze Haarbüschel hängen hinab über die zurücktretende Stirn und die starken breiten Schultern, über die langen fleischigen Arme und den ganzen gelblichbraunen Körper. „Haarleute" heißen die Ainos deshalb bei den in dieser Beziehung weniger begünstigten Mongolen und Chinesen.

Zweitausend und mehr Jahre sind verflossen, seitdem einige Ainosstämme, Bewohner der im Südosten des Mittelreichs gelegenen Inseln, von Anwohnern des Kiang und Hoangho zu einem geordneten Staatswesen und höherer Bildung, zu dem japanischen Volk herangezogen wurden; und doch findet man untrügliche Merkmale genug ursprünglicher Einheit, nicht blos in Körpergestalt, sondern in Sitten und Sprache. Die Gegenstände barbarischen Schmucks und kindischer Verzierungen der Lutschu und Kurilen liegen massenhaft in alten japanischen Gräbern, in künstlich geformten und natürlichen Höhlen, — die Häuser der Altvordern. Geräthe dieser Art stehen in hohen Ehren unter den japanischen Alterthümlern. „Bei den rohen, haarigen Nordbewohnern", klagen Jene, „und auf den südlichen Inselgruppen trifft man Schmuck und gottesdienstliche Gefäße, — unverkennbare Merkmale unserer frühesten Sitten. Diese Leute wußten in Werth und Ehre zu erhalten, was wir auf Japan, verführt durch neue Bräuche und Fremde, misachtet und weggeworfen haben." Die Ainos werden zuerst in dem

alten mit wunderlichen Sagen reich geschmückten chinesischen „Buch über die Berge und Meere“ aus dem dritten oder zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung unter dem Namen „haarige Leute“ erwähnt. Sie wohnen, heißt es, im östlichen Meere und sind über den ganzen Körper mit Haaren bewachsen.[14])

Mehre dieser Leute kamen 659 unserer Zeitrechnung in Begleitung einer Gesandtschaft nach dem Mittelreich; sie werden in den Jahrbüchern der Tang wegen der vielen Seekrebse, welche das Meer in jenen Gegenden ans Land wirft, Hiai, nach japanischer Aussprache Jeso, Krebsbarbaren, genannt; dann die Bemerkung hinzugefügt, sie hätten lange Bärte und wohnten nordöstlich von Japan. Pfeile, Bogen und Hirschhäute legten sie als Geschenke am Throne nieder.[15]) Es waren Bewohner Jesos, welche Insel kurz vorher (658) von den Japanen unterworfen und zinspflichtig gemacht wurde. Die Fragen des Himmelssohnes der Tang und die Antworten der japanischen Gesandten sollen folgenderweise gelautet haben:

Der Herrscher der Tang. Wo liegt das Land dieser Jeso?

Die japanischen Gesandten. Im Nordosten.

Der Herrscher. Wieviele Arten der Krebsbarbaren gibt es?

Die Gesandten. Drei, die fernsten nennen wir Tsugaru (nach welcher jetzt noch die Sangarstraße zwischen Japan und Jeso genannt wird), die nähern Ara, die nächsten Niki. Zu den letzten gehören die Hierstehenden. Sie erscheinen jährlich mit ihrem Tribut am Hofe unsers Reichs.

Der Herrscher. Liefert das Land Getreide?

Die Gesandten. Nein, die Bewohner leben von Fleisch.

Der Herrscher. Haben sie Häuser?

Die Gesandten. Nein, sie halten sich in den Gebirgen unter Baumstämmen auf.

Seit diesen Jahren des 7. Jahrhunderts wurden aus den benachbarten Culturreichen wiederholt Kriegszüge gegen diese nördlichen Grenzbarbaren unternommen, und zum großen Theil mit gutem Erfolg. Die Ainos erhoben sich aber immer wieder, jagten die japanischen Besatzungen aus dem Lande und ergaben sich von neuem der wilden Freiheit, gleichwie ihre Stammverwandten auf den benachbarten Inseln. Jetzt noch beherrschen die Japanen blos einen kleinen Theil dieser, wie wir von verschiedenen Seiten her wissen, an Goldminen so reichen Insel.

Derselben Stellung, welche Griechen und Römer einnehmen im Westen, erfreuen sich Hindu und Chinesen im Osten der Erde. Sie haben Sprache und Schrift, Religion und Staatsformen nach den meisten asiatischen Ländern getragen, im Süden, Norden und Osten. Innerhalb des Mittelreiches westlicher Gaue, auf den Niederungen zwischen Hoangho im Norden und Kiang im Süden, wurden die Grundsätze der Staats- und bürgerlichen Ordnung erdacht, die herrschenden im östlichen Asien. In jenem Zwischenflußgebiete lebten die von allen Völkern und Geschlechtern des chinesischen Cultursystems hochgeachteten Ahnen: Fohi und Hoanghi, Jao und Schun. Bildung und Menschlichkeit zu verbreiten ist das Streben der Herrscher, ihrer Nachkommen und Jünger. Taipe, ein Königssohn der Tschéu, zieht an der Spitze eines zahlreichen Gefolges stromabwärts zum Mündungsgebiet

des Kiang, und besetzt (1240 vor unserer Zeitrechnung) die herrlichen fruchtreichen Marken, später Kiagnan, des Stromes Süden, geheißen. Um die hier hausenden Barbaren zu befreunden, fügten sich die Tschéu ihren Sitten; sie scheren sich das Haar, schneiden Bilder in Arme und Beine und bereiben sie mit beitzender Schwärze. Von hier schifft Taipe — Taisak, wie die Japanen ihn nennen — nach einer unverbürgten Sage ihrer Jahrbücher übers Meer, und gründet auf den wenig Tagereisen entfernten Inseln eine chinesische Ansiedelung. Zwischen Taipe und Sinmu, dem Urahn des japanischen Staats, liegt ein dunkler Zeitraum von sechs Jahrhunderten, unbeleüchtet vom Licht der Geschichte, nicht einmal von der Morgendämmerung der Sage. Es mögen unterdessen die Bewohner der östlichen Gestadelandschaften des Mittelreichs wiederholt nach Kiusiu übergesetzt sein, Theile der Insel erobert und die Ainos nach Weise der Jao und Schun herangebildet haben. Geschah Dies doch in noch viel spätern Zeiten, wo Japan kräftig dastand und im zerfallenen Mittelreich drei Staaten sich gegenseitig bekämpften und schwächten.

Der Glaube an höhere, über der Natur stehende und sie nach Willkür beherrschende Wesen ist Eigenthum aller Barbaren, unkundig der ewigen Gesetze, in welchen sich das All bewegt. Jene erdichteten Wesen werden im Mittelreich Schin oder Sin genannt und mit einem Bilde bezeichnet, welches die vom Himmel ausgehende und in allen Wesen zersplitterte Kraft darstellt. Einen Schöpfer im westasiatischen Sinn, eine Schöpfung aus nichts kennen weder Hindu noch Chinesen. Das Formlose steht an der Spitze des Alls, ist das All selbst, bevor dies geworden. Dieses bewußtlose Eins, auch der äußerste Grund und das End-

lose genannt, wird mittels männlicher und weiblicher Kraft, mittels der Hitze und Kälte, des Feuchten und Trocknen, welche in ihm unentwickelt und verschlossen liegen, im Lauf unermeßlicher Zeiträume der Erzeuger aller Dinge, der Bildner des Himmels, der Erde und der sich selbstbewußten Menschheit. Feine ätherische Stoffe steigen in die Höhe — die Himmel entstehen; grobe und dichte fallen nieder — die Erdinsel wächst empor, lange Zeit wie Schaum und weiches Mark über den Gewässern schwebend und webend. Und nacheinander erscheinen die drei großen Weisen des Alls: Geister des Himmels, Geister der Erde, Geister der Menschen. So die Kosmogenie aller chinesisch cultivirten Völker, so auch die der Japanen.

Zuerst, heißt es, regierten die erhabenen Geister des Himmels; sie führen Zeitrechnungen ein, lehren das Jahr bestimmen, aus wie vielen Monaten und Tagen es bestehen müsse. Die Zahl dieser himmlischen Geister wird verschieden angegeben. Gewöhnlich sind es sieben — die sieben Geschlechter himmlischer Geister nach japanischer Bezeichnung —, wobei wol an die fünf seit den ältesten Zeiten bekannten Planeten, und an Mond und Sonne gedacht wird. Später kamen die erhabenen Geister der Erde; das Dasein ist vollendet, die Erde in brauchbarem, bewohntem Zustand. Die Geister benutzen und bearbeiten sie in mannichfacher Weise; sie werden Vorbild der Menschen, welche hienieden, so hatte das Schicksal es beschlossen, erscheinen sollen. Die Erdgeister geben Sonne und Mond, den Sternen und andern Dingen Namen, welche sie noch jetzt führen. Nach dieser Vorbereitung lassen die erhabenen Geister der Menschen, welche gewöhnlichen Erdensöhnen ihre Pflichten lehren, sie lehren, in großen Staatsgesellschaften zusammenzuwohnen,

nicht lange auf sich warten. Die Welt, wie sie ist, ist entstanden.

Diese drei großen Ordnungen und maßlosen Zeiträume werden in japanischen Theogonien bald durch liebliche, bald durch gräßliche, sämmtlich als wirkliche Begebenheiten erzählte Dichtungen ausgeschmückt. Sie stehen mit der Natur des Heimatlandes und seinen geschichtlichen Ereignissen, mit seinen Früchten und Erzeugnissen in innigster Verbindung. Sinmu, jener Begründer des Staats auf der östlichen Inselwelt und ihrer Cultur, der erste Herrscher Japans, ist ein Nachkomme der gewaltigen hochherzigen Erdengeister. Mit Sinmu beginnen die japanischen Zeitbücher (667 vor unserer Zeitrechnung) ihre wirkliche, glaubt man ihnen, keinem Zweifel unterworfene Geschichte.

Eine Sage läßt Sinmu von den Lutschu kommen, welche sich von Formosa bis Japan erstrecken, und, was höchst wahrscheinlich, auf der südwestlichsten Insel in Kiusiu landen. Lange vorher sind diese Marken durch chinesische Ansiedler cultivirt. In den nordöstlichen Ländern und Inseln hausten noch wilde Ainos, in mehre sich befehdende Clane gespalten. Da spricht Sinmu zu den Brüdern und Genossen: „In diesem unserm westlichen Lande herrscht Glück und Wohlstand, jene entfernten Völker hingegen bekriegen sich, sind Jebis, Barbaren. Das Land gen Osten soll gut und mit grünen fruchtbaren Bergen umgeben sein; hat sich doch das Schifflein, worin das Götterpaar vom Himmel zur Erde fuhr, in jenen Gauen niedergelassen. Werden sie herrlich befunden, wahrlich, so verdienen sie der Mittelpunkt meines Reiches zu werden." Die Rede des göttlichen Kriegers findet

Beifall bei den Genossen. Zu Wasser und zu Land werden Kriegszüge unternommen, um die nordöstlichen Insellande zu unterwerfen. Es bedurfte anhaltender, jahrelanger Kämpfe und großer Mühen. Zehn Jahre nach dem Auszug (660) von Kiusiu ist Nipon gewonnen. In der Landschaft Jamato wird ein Berg geebnet, darauf ein Palast, eine Burg erbaut, und zur Mijako, d. h. zur Residenz erhoben, eine Bezeichnung, welche allen Orten zukommt, wo der Fürst seinen Hof hält. Sinmu verweilt hier und wird vom Gefolge zum Himmelssohn erhoben. Nun verbietet es in China und in allen Reichen seines Cultursystems eine Staatsmaxime, den Landesherrn beim Namen zu nennen. Man gebraucht zu Japan, wie auch sonst geschieht, Hof und Palast, Dairi, für den Bewohner, für den Herrscher, und zwar von der Thronbesteigung des Sinmu (660) bis heutigen Tags. Die Dairi führen auch die Ehrenbenennung Mikodo oder Mikado, welches die Ehrwürdigen bedeutet. Sind sie gestorben, so werden den Dairi Ehrentitel, bei welchen sie in den japanischen Zeitbüchern erscheinen. Ein solcher ist Sinmu, göttlicher Krieger; mit dem Eigennamen hat der Fürst Sanno geheißen. Seine Nachfolger gehen fort auf dem Wege der Eroberung und verbreiten im Laufe der Jahrhunderte über eine große Inselmasse bis nach Jeso, vielleicht zu den Kurilen und Kamtschatka, chinesische Bildung, chinesische Sprache und Literatur.

Die im Laufe der Jahrhunderte zum Reiche Japan vereinigten Länder führten zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen. Sie heißen, weil acht, der Bilder des Fohi wegen, eine heilige Zahl ist, bei Japanen und andern chinesisch gebildeten Völkern die Acht Inseln, worunter

Awasino Sima, die Schauminsel, die vorzüglichste; sie sei zuerst über dem Wasser geschwommen. Nach ihr heißt nicht selten ganz Japan Awasino Sima. Sinmu soll seine Herrschaft Akizu Sima, Insel der Wasserjungfer, genannt haben, weil es ihm bedünkte, sie gleiche diesem Insekt. Der Name Japan, Schipen, Nipon, Nifon — verschiedene Aussprache chinesischer Zeichen, die Sonnenaufgang bedeuten — ist endlich diesem asiatischen Ostreich geblieben. Im engern Sinn wird blos seine größte Insel Nipon geheißen. Die beiden andern nach Nipon sind Kiusiu und Sikokf, d. h. neun Kreise und vier Reiche. Die erste heißt auch Saikokf, das Westland. Der kleinern Eilande und Felsen zählt man viele Hunderte, wovon gewöhnlich nur zwölf, ihrer Größe und Wichtigkeit willen, namentlich aufgeführt werden. Alle diese Länder werden jetzt noch wie bereits vor Jahrhunderten nach ihrer natürlichen Lage und staatlichen Verwaltung, gemäß der heiligen Zahl, in acht Kreise, und diese wiederum in 68 Gemarkungen abgetheilt: Kreis, innerhalb der fünf Residenzen, so genannt, weil die Einkünfte zum Unterhalt des kaiserlichen Hofes bestimmt sind, — es ist das Kammergut der Dairi; Kreis des östlichen Meeres und jener der östlichen Berge; Kreis des nördlichen Landes, der nördlichen Berge und der südlichen Berge; Kreis des südlichen und jener des westlichen Meeres. Auswärtige Besitzungen sind Jeso, wo viele zum Chinesenthum noch nicht belehrte Ainos wohnen, die südlichen Kurilen, Kunaschir, Tschikoton, Jutorop, Urup und der Süden Tarakais, bei den Japanen Groß-Jeso geheißen. Korea und Lutschu, von der Eitelkeit ebenfalls zum Reich gerechnet, sind in Wahrheit selbständige Länder; sie erken-

nen scheinbar bald chinesische, bald japanische Lehnsoberherrlichkeit.

Das Reich leidet seit wenigstens zwei Jahrhunderten an Uebervölkerung. Sein Umfang — 7400 geographische Quadratmeilen nach einheimischer Aufnahme — schien bereits zu Kämpfer's Zeiten in keinem günstigen Verhältniß zu den Bewohnern. Dörfer reihen sich an Dörfer und bilden meilenlange Straßen. Die zahlreichen Städte gehören zu den bevölkertsten auf Erden; Mijako und Jedo mögen blos hinter Peking und einigen chinesischen Städten zurückbleiben. Widerliche unnatürliche Laster, Kindermord und andere werden vergebens gegen die Volkszunahme aufgeboten. Nur Auswanderung, die verboten ist, könnte helfen. Und so mögen jetzt in diesem gebirgigen Ostreich, wo ganze Strecken selbst dem japanischen Fleiß, japanischer Betriebsamkeit trotzen und unfruchtbar bleiben, wenigstens dreißig Millionen leben, mehr als 4500 auf der Quadratmeile. Haben einstens die Amerikaner diese gefangene unglückliche Menschenmasse vollkommen erlöst, so wird auch sie, wie in China geschieht, in Masse das Land verlassen, entfliehen nach dem Süden und Westen, nach Australien und Neuseeland, Californien und Oregon.

Das größte Inselreich im Osten erinnert nach mannichfachen Beziehungen an das größte Inselreich im Westen der Erde. Eines wie das andere leidet an Uebervölkerung. Wäre in Britanien das Auswandern nicht gestattet, so möchte auch dort die Einwohnerzahl längst 30 Millionen und mehr erreicht haben. Japan wie Großbritannien sind aus drei Ländern zu einem Staat gewachsen, ihre Bewohner durch mannichfache Kreuzung der Racen und Völker. Die Kelten sind in mehren Graf-

schaften Englands ganz verschwunden, so die Ainos in den meisten japanischen Marken. Und im östlichen wie im westlichen Inselreich stammen die edeln Geschlechter aus der Fremde, — von Eroberern und ihrem Gefolge. Die Herrscherhäuser auf Japan, erzählt der umsichtige, vielkundige deutsche Landsmann Engelbert Kämpfer, die Reichsfürsten und hohen Beamten sind durchgängig besserer Gestalt und regelmäßigerer Form; ihre Nase ist von der kaukasischen wenig verschieden. Die Landschaften Satsuma, Osumi und Fiugo ernähren große und starke Menschen männlicher Sprache, männlichen Wesens. So auch mehre Insassen der nordöstlichen Kreise, rauher im Leben und Umgang, noch nicht vollkommen bezwungen oder verdorben von der im Südwesten ausgehenden Cultur. Sie führen noch alle Charakterzüge ursprünglicher Ainos: muskulöse gedrungene Gestalten, ungemein dicke Köpfe und fleischige platte Nasen. Hingegen sind die Einwohner südwestlicher Gauen, besonders auf Fisen, der Insel Kiusiu, kleine, zarte, zum Theil auch schöne und sittsame Leute.

Von Kamtschatka und den Kurilen zieht sich eine Vulkankette über Nipon hinab nach Süden zu den Molukken, und im Westen über zahlreiche Inseln des Indischen Archipelagus, die Philippinen, Java und Sumatra, zu den Küsten Arakans, den Andaman und Nicobaren im Bengalischen Meerbusen. Viele jener Inseln und Felsen verdanken zahlreichen Vulkanen ihren Ursprung. Nicht selten ragen sie aus dem häufig sturmvollen Japanischen Meere pyramidenartig herauf, wie plötzlich von der unten wirkenden Feuerskraft emporgetrieben. Von den Strudeln, welche wol ebenfalls in der Tiefe wirken-

den Gewalten ihr Dasein verdanken, ist der unweit Kinokumi, beim Kreise Awa auf der Nordküste Nipons, und deshalb das „Gebrüll von Awa“ geheißen der denkwürdigste, der reichste an eigenthümlichen Erscheinungen. Weit in der Ferne hört man das erschreckliche Geräusch, und kann deshalb leicht ausweichen. Das Gebrüll von Awa wird ob seiner bewunderungswürdigen Natur und Bewegung häufig besungen; zu vielen Sprichwörtern hat es Veranlassung gegeben. Jetzt noch sind vulkanische Gewalten auf der Oberfläche thätig. Unfern Firandos liegt eine Gruppe kleiner Inseln und Felsen, mehr als 90, die seit Jahrhunderten immer noch brennen. Fuogo, Satsuma gegenüber, steht ebenfalls in ununterbrochenem Brande. Andere Flächen und Berge sind entweder ganz ausgebrannt oder senden manchmal nur dicke Rauch- und Feuersäulen in die Höhe. So der berühmte Berg Fusi auf der Grenze zwischen dem Kreis Surupa und Kai, welchem an Gestalt und Schönheit, wie Kämpfer meint, wol kein anderer auf Erden gleicht. Seine gewaltigen Ausbrüche werden mehrmals in den Jahrbüchern erwähnt. Am Tage, heißt es, steigen dann dicke Rauchwolken empor; bei Nacht schlagen unter Gekrach Flammen zum Himmel hinauf; ein starker Aschenregen bedeckt meilenweit viele Gaue und Marken und färbt Felder und Flüsse roth. Jetzt wird die riesenhafte Pyramide — Fusi ist der höchste Berg Japans — mit ewigem Schnee bedeckt, auf welchem nur zuweilen Rauch emporsteigt. Am Fuße sind hier und bei andern Bergen natürliche Springbrunnen heißen Wassers, in deren Nähe zahlreiche glühende Schwefeldämpfe, sodaß bei Regenwetter die ganze Gegend zu kochen scheint. Auch

die japanischen Mönche verstehen diese Bodennatur, dieses unterirdische Geräusch und Gesumme trefflich auszubeuten. „Oeffnungen der Hölle und des Fegfeuers sind es, wo verschiedene Verbrecher nach Verdienst gezüchtigt werden; dies zeige die abwechselnde Farbe des Wassers und Schaums, das mannichfache Geräusch und Gemurre deutlich genug."

In solchem vulkanischen Land sind Erdbeben häufige Ereignisse. Ebendeshalb fürchtet man sie weniger. Da kriecht schon wieder ein Walfisch unter dem Boden fort, sagt das gemeine Volk; es hat wenig zu bedeuten. Doch sind Erdbeben manchmal so heftig, daß sie Städte und Landschaften zerstören und Menschenmassen unter ihren Trümmern begraben. Solch ein Unglück ist 1703 Jedo widerfahren, wobei die Residenz einstürzte und 20,000, nach einer andern wol übertriebenen Angabe 200,000 Menschen das Leben verloren.

Unter den zahlreichen vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben der letzten Jahrzehnde waren die im Jahre 1793 am furchtbarsten, am zerstörendsten. Ganze Landschaften, so Simabara und Fiugo auf Kiusiu, wurden umgestaltet. Vor Anker liegende Schiffe sind gesunken und unzählige Menschen zugrunde gegangen. Dieser häufigen Erdbeben wegen findet man, mit seltenen Ausnahmen, nur einstöckige, aus Holz und Bretern erbaute Häuser, welche durch einen unter dem Dache liegenden schweren Balken zusammengehalten werden. Selbst die Paläste zu Mijako und Jedo sind nicht höher, daher auch die große Ausdehnung der Städte.

Andere klimatische Plagen sind wenige vorhanden. Das Land ist gesund, die Luft stärkend, der Himmel,

vorzüglich im Winter, rein und unumwölkt. Die Sommerhitze wird durch benachbarte Meere und Sunde, durch zahlreiche Buchten und Golfe gemildert. Man erfreut sich des lieblichen Wechsels der Jahreszeiten; Alles erinnert an die glücklichen gemäßigten Himmelsstriche. Kämpfer fand Hügel und Berge, Gebüsch und Haideplätze in solch erquicklichem Wechsel wie nur immer im lieben deutschen Vaterlande. Juni und Juli sind Regenmonate, doch fällt er nicht so regelmäßig und in Strömen herab wie innerhalb der Wendekreise. Gewaltige Donnerwetter sind eine gewöhnliche Erscheinung. Nicht selten trifft man eine Familie bis zum vierten Geschlecht am Leben, die friedlich nebeneinander wohnen und kleine Ortschaften bilden. Solch ein Dorf durchzog Kämpfer auf der Reise nach Mijako, dessen Einwohner sämmtlich einen noch lebenden Großältervater als Erzeuger verehrten. Wohlgestaltete Leute, in Kleidern, Geberden und Reden, vorzüglich die Frauen, artig und sittsam; die besterzogenen Europäer hätten sich nicht feiner benehmen können.

Der Boden Japans erfreut sich keiner großen Vorzüge. Es ist ein steiniges, unebenes, mageres Erdreich, das nur dem unermüdlichen Fleiß zahlreicher Bewohner seine Fruchtbarkeit verdankt. Ein chinesisch-japanisches Werk aus dem 2. Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, die umfassendste Darstellung aller Kenntnisse, alles Wissens der Völker des chinesischen Cultursystems, setzt das im Reich gewonnene Getreide auf 22,468,000 Hektoliter; nebst andern festländischen Erzeugnissen, bei aller japanischen Mäßigkeit, keineswegs zur nothdürftigen Nahrung ausreichend. Das Meer mit seinen zahlreichen Fischen,

Muscheln und Seekräutern muß den Mangel ersetzen. Walfische, früher in großer Menge um Japan — jetzt haben sie sich nordwärts zur Beringsstraße geflüchtet — dienen vorzüglich zur Sättigung der hungerigen Massen, am meisten eine sehr dicke Gattung, Siebi geheißen. Seinem kräftigen Fleisch verdanken Fischer und andere hart beschäftigte Arbeiter ihre Gesundheit. Jebis, Krebse und Krabben, wegen deren häufigen Vorkommens und Genusses die Ainos, wie gemeldet, Krebsbarbaren heißen, werden noch in großer Menge und vielen Gattungen gefunden und gegessen. Ebenso dienen allerlei Muscheln und Schnecken zur Speise: roh, getrocknet, eingesalzen, frisch gekocht und gebraten. Die Muscheln werden mittels Taucherinnen — dies sind gewöhnlich Fischerweiber — aus dem Meere hervorgeholt, vorzüglich eine Gattung mit zähem Fleisch angefüllt. Dies schmacklose Stück wird bei Gastmählern, auch den kostbarsten, zum Andenken aufgetragen; es sei die vorzüglichste Nahrung der Altvordern gewesen. Auch ist es höflicher Brauch unter geringen wie vornehmen Leuten, zu allen Geschenken, wären es auch die herrlichsten Stoffe, Geld und Früchte, einen Riemen solchen Muschelfleisches hinzuzulegen. Es dient nach der Volksmeinung in zwiefacher Weise: zur Erinnerung an die Vergangenheit und zum Glückszeichen für die Zukunft.

Japan besitzt großen Reichthum an verschiedenen Erzeugnissen. Funde edler Metalle mögen die Inseln in Zukunft liefern, welche nicht hinter denen Californiens und Australiens zurückbleiben. Gold- und Silberadern ziehen sich von Jeso zur Lutschugruppe über die ganze östliche Inselwelt nach den indo-chinesischen Ländern; die

Primärformationen des südöstlichen Asien sind sämmtlich mehr oder weniger metallreich. Es werden aber die Minen aus mangelhafter Kenntniß des Bergwesens, aus Trägheit und falscher Staatsweisheit gar nicht oder wenig bearbeitet. An Sagen und bestimmten Nachrichten über diese verborgenen Schätze fehlt es keineswegs. Wissen doch die Japanen seit Jahrhunderten von einer Gold- und Silberinsel — Kin und Jinsima — weit im Nordosten ihres Reichs, deren Lage nicht auf Karten verzeichnet und vor Fremden der Art verborgen gehalten wird, daß selbst Kämpfer nichts Sicheres erfahren konnte. Spanier und Holländer unternahmen wiederholt Seefahrten zur Entdeckung jener glücklichen Inseln, auf welche die Regierung zu Madrid wegen päpstlicher Schenkung selbst rechtliche Ansprüche machte. Man wundere und beklage sich jetzt noch über sogenannte Christenverfolgungen in Japan und andern östlichen Reichen!

Bis zum Beginn des 8. Jahrhunderts kannte man Gold nur aus der Fremde. Um die Zeit (701) wurde es auf Tschusima, einer Insel zwischen Japan und Korea, 16 deutsche Meilen vom Lande entfernt, zum ersten mal gewonnen, und Dairi Monmu, dem Zweiundvierzigsten von Sinmu, als Geschenk dargebracht. Auch Kupfer — Japan liefert das feinste und geschmeidigste auf Erden — ward damals (708) zuerst aufgefunden und bearbeitet. Fünf Jahrzehnde später bringt man einem andern Dairi, aus dem Kreise Muts auf Nipon, Gold als Tribut dar, und wiederholt ihn jährlich bis auf den heutigen Tag. Siomu, so heißt dieser Dairi, freut sich dessen so sehr, daß er Boten sendet nach allen Tempeln, um den Göt-

tern die frohe Botschaft zu verkünden, und Lieder besingen das glückliche Ereigniß.

In der Folge findet man, vermischt mit Erz und Sand, immermehr edle Metalle, sodaß nicht selten in einem Jahre sieben Millionen Unzen Gold und 80 Millionen Unzen Silber ausgemünzt werden können. Und doch entstand im Verlauf des 17. Jahrhunderts, der starken Ausfuhr wegen, solch ein Mangel, daß es schon aus diesem Grund allein nothwendig gewesen wäre, den Verkehr zu beschränken. „Die Christen", klagt ein japanischer Patriot, „haben uns das Geld weggenommen, und zwar nicht blos für seltene Sachen, sondern für Aberglauben und Albernheiten. Jesuiten und Andere haben Beichte und Sündenvergebung eingeführt und Gold und Silber ausgeführt."

Auf Jeso sind zahlreiche Minen edler und unedler Metalle; nur wissen die Einwohner nicht, sie zu bearbeiten. Ueberdies liegt Goldsand massenhaft in Flüssen und am Meeresrand. Aus Furcht, die Russen möchten kommen und Jeso nehmen, lassen auch die Japanen allen diesen Reichthum unbenutzt und verheimlichen sein Dasein. Der erste Europäer, P. Hieronymus D'Angelis, welcher (1618) Jeso besuchte, hat bereits eine Kunde dieser Schätze erhalten.

Im Nordwesten Nipons sind seit einigen Jahrhunderten Minen eröffnet, wovon die Regierung zwei Drittheile der Erträgnisse erhält; ein Drittel bleibt dem Eigenthümer. Das Pfund Erz liefert auf Sador, der reichen Insel zwischen den Landschaften Noto und Dewa zu Nipon, einen Goldwerth von vier bis acht Gulden. Die Kreise Surunga, ebenfalls auf Nipon, Satsuma und Bungo

auf Kiusiu enthielten früher die ergiebigsten Minen; in Bungo ward vorzüglich Silber gewonnen. Von der jetzigen Beschaffenheit mangelt jede Kunde. Andere Gold- und Silberwerke sind eröffnet und wieder verlassen worden, weil sie zu wenig trugen, oder des Wassers wegen, das man nicht ableiten konnte. Goldsand führen beinahe alle Flüsse, und nicht selten, wenn die See zurücktritt, das Gestade. Auch an andern Mineralien trifft sich mannichfacher Reichthum: Schwefel, Eisen, Braunkohlen, Salz, Naphtha; Ambra wird im benachbarten Meer und im Bauch der Wallfische in großen Stücken gefunden.

Herrliche Gewächse sind in Menge vorhanden, so auch Hausthiere; die zunehmende Bevölkerung hat das Wild immermehr verdrängt und manche Gattung ausgerottet. Maulbeerbäume liefern für die Raupen Blätter in Fülle; doch ist gemeinhin das Seidengewebe grob und mangelhaft; die feinsten Stoffe weben Verbannte, abgesetzte Reichsfürsten und in Ungnade gefallene Hofleute auf Fatsisio. Diese Fatsisio Sima, d. h. die 80 Ellen hohe Insel, liegt im Süden Nipons, 30 deutsche Meilen davon entfernt. Es ist eine vulkanische Masse mit zähen klippigen Ufern, ohne Ankergrund. Die Schiffe, welche den Gefangenen Nahrung bringen, werden mittels Winden hinauf- und herabgelassen.

Die Rinde des vielfach geästeten Papierbaums dient nicht blos zur Bereitung des Papiers, sie liefert auch Stoff für Lunten und Stricke, für Zeuge und Kleider. Nirgendwo auf Erden wird der Firnißbaum so vortrefflich gefunden wie auf Japan, und hier vorzüglich in der Landschaft Jamato, wo der Dairi Hof hält. Das

Wort Firniß, richtiger Frusi, ward von Japan über die Länder der Erde verbreitet und ist jetzt in allen gebildeten Sprachen eingebürgert. Der Baum gibt einen milchartigen Saft, womit Geräthe und Tafelgeschirre, Tische und Schüsseln überzogen werden, vom Hause des gemeinsten Mannes bis zur Hofhaltung in Mijako und Jedo.

Am nützlichsten zeigt sich hier, wie in China, die Thee- und Baumwollstaude; jene gewährt tägliches Getränk, diese die gewöhnliche Kleidung. Beide brauchen wenig Raum im fruchtbaren Boden; man pflegt sie am Saum der Aecker und anderer sonst nutzlosen Plätze; man bedient sich ihrer zu Zäunen und Hecken. Das Land, angebaut bis hinauf zu den höchsten Bergen, gewährt in den bessern Jahreszeiten einen wahrhaft bezaubernden Anblick.

Vierfüßige Thiere, wilde und zahme, gibt es nur wenige. Die Pferde sind klein und nicht sehr kräftig; Ochsen und Kühe dienen blos zum Ackern. Milch zu genießen ist hier so unbekannt wie im Mittelreich. Stehen doch die Chinesen immer noch verwundert da, wenn die „rothhaarigen Barbaren" Kühe und Ziegen melken. Schafe, Ziegen und Schweine sind in geringer Zahl, dagegen Hunde, Enten, Tauben, Hühner, Fasanen und Feldhühner in großer Menge vorhanden, und so auch Bienen — Bienen der Wildniß, der Berge und Häuser. Hasen und Wildschweine, Affen und Füchse leben in den steinigen, gering bevölkerten östlichen Landschaften Nipons. Vom Fuchs wissen auch die Japanen viel zu reden; ihre zahlreiche Literatur enthält mehr als eine Laienbibel voll der Schelmerei und Teufelskünste Reineke's. Dämonen, so weiß der Aberglaube zu erzählen,

kriechen in Fuchsgestalt, um die Menschen recht plagen zu können. Die Jagd ist für hohes Geld verpachtet, und kein Bauer darf bei Lebensstrafe ein Wild beleidigen.

Die Japanen scheinen muthige, erfindungsreiche und nach Neuem gierige Leute, welche ihre Lehrer, die Chinesen, weit überragen. Sie sind der Dichtkunst, d. h. Sinnsprüchen, Räthseln und andern Witzspielen, eifrig ergeben. Räthsel zu lösen dünkt dem Soldaten, welchem Kartenspiel verboten ist, ein angenehmer Zeitvertreib. Keine Blume, kein Baum, kein Thier, keine Begebenheit, die nicht unzählige male in Versen dargestellt und mit wunderlich musikalischer Begleitung abgesungen würde. Wieviele Dichter und Reimer haben sich nicht an der schönen Nachtfliege versucht, die in jenen Landen für ein heimtückisches, in allen bösen Künsten erfahrenes Wesen gehalten wird. Ihre übereinandergeschichteten Flügel glitzern in allen Farben und sind mit lockenden himmelblauen goldenen Streifen überzogen. Die Fliege ist von so ausnehmender Schönheit, daß einstens, wie eine japanische Fabel erzählt, alle andern Nachtvögel sich in sie verliebten und Anträge stellten. Bringt erst Licht herbei, antwortet die Listige. Keiner wie ich ist der Feind aller Finsterniß; der Schönheit geziemt's, sich am hellen Schein zu zeigen. Da fliegen sie alle hinweg die in Finsterniß geborenen und erzogenen Freier. Licht haben sie niemals gesehen und wissen nicht damit umzugehen. Sie verbrennen sich blos die Flügel und fallen wieder in die alte Finsterniß zurück.

Die Geschichte der Despotien verdient nicht geschrieben zu werden. Wo kein Volksleben sich regt, wo die

gebückten Insassen stumm am Boden hinkriechen, in unumschränkt regierten Reichen gibt es in Wahrheit keine Geschichte. Was man so nennt, das kümmert, das fördert uns nicht. Was liegt daran, wenn in Bochara oder in Neapel, in L'Hassa oder Rom dieser Despot und Zauberer stirbt, wenn jener Despot und Zauberer ihn ersetzt? Wir besitzen chinesische und japanische Jahrbücher von großem Umfange, wo erzählt wird, wenn der eine und der andere Fürst zu den Göttern versammelt wurde, voll von Geschichten seiner Weiber, Kinder und Hofcabalen. Doch finden wir mitten unter diesem höfischen Gerede auch manche Andeutung, manche Thatsache, welche uns einen Blick gestatten in den Bildungsgang, in die Gesetze und Sitten jener Völker, in die Eintheilung und Verwaltung der benachbarten Reiche. Einige der wichtigsten wollen wir zur Bezeichnung des Culturfortschritts der Nation aus den japanischen Zeitbüchern hervorheben, welche mit der Regierung des Sinmu oder Göttlichen Kriegers beginnen und bis herab ins 17. Jahrhundert, zum Anfang der Christenverfolgung, reichen. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts können wir die einheimischen Angaben an den europäischen Nachrichten prüfen und berichtigen. [16])

Osin, der sechzehnte Dairi, soll erkannt haben, wie die besten Regierungsmaßregeln an der Unwissenheit seines Volks scheiterten. Er suchte von dem seit langer Zeit chinesisch gebildeten Korea gelehrte Leute ansichzuziehen, um sein Volk zu unterrichten. Der König jenes nachbarlichen Reichs sandte einen Mann, chinesisch Wangschin, japanisch Wonin genannt, welcher aus der Familie des Gründers der großen Han-

dynastie des Mittelreichs stammen sollte. Wonin gelangte im zweiten Monate des Jahres 285 unserer Zeitrechnung an den Hof des Dairi, brachte mehre Werke der chinesischen Literatur mit, namentlich die Unterhaltungen des Kongtse und das Buch der „Tausend Worte“. Die Söhne des Dairi und der Großen wurden alsbald im Lesen und Schreiben unterrichtet und so die Kenntniß der chinesischen Charaktere in Japan verbreitet. Nicht blos dies, sondern auch allerlei Handwerke, wie Nähen, Stricken und Weben, wurden um die Zeit von Korea her und dem Reiche U im südlichen China auf Japan eingeführt. Die Verdienste des Wonin um die Bildung des japanischen Volks schätzten die folgenden Geschlechter derart, daß der Chinese neben den Begründern der Monarchie, den großen Kriegern und Wohlthätern der östlichen Inseln, unter die Zahl der Kami oder Geister gesetzt und zu seiner Verehrung besondere Tempel errichtet wurden.

Seit dieser Zeit befleißigen sie sich auf Japan immer mehr der Kenntniß der chinesischen Schrift und Literatur. Strebende Männer gingen nach China, um sich in den Wissenschaften auszubilden, gleichwie man von Rom nach Athen und andern Städten Griechenlands wanderte, um eine höhere geistige Ausbildung zu erlangen. Und so geschah es, daß bald und heutigen Tags noch die wissenschaftlichen Werke, Bücher geschichtlichen und philosophischen Inhalts gewöhnlich in chinesischen Charakteren abgefaßt wurden und werden. Nimmt doch das Chinesische im Osten dieselbe Stelle ein, welcher sich das Lateinische während der Jahrhunderte des Mittelalters im Westen erfreute. Man stieß jedoch auf große

Schwierigkeiten, sobald die chinesischen, der gebundenen und festgeregelten Wortfolge der Sprache im Mittelreiche genau angepaßten Schriftzeichen auf die vielsilbigen, in einer freien Wortfügung sich bewegenden japanischen Wörter angewendet werden sollten. Der Gedanke lag nicht fern, eine gewisse Anzahl chinesischer Charaktere aus der Menge herauszuheben und sie für alle im japanischen Idiom vorkommende Laute zu verwenden; dann diese Charaktere abzukürzen und zu vereinfachen, damit die Schrift leichter geschrieben werden könne, nicht zu viel Zeit und Raum in Anspruch nehme. Es soll bis zum 8. Jahrhundert gedauert haben, bevor jenem großen Mangel abgeholfen wurde.

Der Buddhismus war um die Zeit allgemein im Lande verbreitet. Die Geistlichen suchten hier, wie allenthalben, wo dieser Glaube verbreitet, ihre heiligen Schriften in die Landessprache zu übersetzen. Es fanden sich jedoch in diesen Werken mehre Wörter und Sätze vor, welche man nicht übersetzen konnte, theils aus heiliger Scheu nicht übersetzen wollte. In China schufen die indischen Mönche eine Menge neuer Schriftzeichen, um sie zur Bezeichnung des Lautes ihrer Gebete und Götternamen zu gebrauchen. Dann wurde bestimmt, für dieselben Worte immer dieselben Charaktere zu verwenden. Der weitere Schritt zu einer Lautschrift liegt nicht fern. Höchst wahrscheinlich ist es, daß die Buddhisten Japans die erste Idee zu einer Sillabarschrift gegeben haben.

Graf Kibi und ein anderer angesehener Japane begleiteten eine 716 nach China gehende Gesandtschaft, um daselbst ihre Studien zu vollenden. Reich-

lich mit gelehrten Schätzen ausgestattet kehrte Kibi nach seinem Vaterlande zurück. Ihm wird die Zusammensetzung des aus 47 Bruchstücken chinesischer Charaktere bestehenden japanischen Sillabars oder Alphabets zugeschrieben; es ist dem Muster der Dêwanâgarî oder indischen Schrift, welche bekanntlich 47 Buchstaben enthält, nachgebildet. Man nannte das Sillabar Kata kana, d. h. entlehnte Bruchstücke zur Lautbezeichnung. Kibi's Alphabet ward zur Aushülfe der mit chinesischen Charakteren geschriebenen Werke gebraucht, theils um die Aussprache oder Bedeutung der fremden Schriftzeichen, theils auch um die grammatischen Formen und die eigenthümliche japanische Wortfolge zu bezeichnen.

Ein Jahr nach dem Tode Kibi's (774) ist, wie die japanische Chronik berichtet, auf wundervollem Wege der berühmte buddhistische Geistliche Kobo zu Japan geboren worden. In derselben Weise, wie sein Vorgänger gethan, setzte Kobo, ebenfalls nach dem Muster des Dêwanâgarî, aus Bruchstücken chinesischer Charaktere ein neues Alphabet zusammen. Dies wird Fira kana, d. h. entlehnte Charaktere zur allgemeinen Bezeichnung der Laute genannt und von den Japanen zu Werken gebraucht, welche blos in ihrer Sprache ohne alle Beimischung chinesischer Charaktere geschrieben sind. In der Folge wurden mehre andere japanischen Sillabare, theils aus ganzen chinesischen Charakteren, theils aus bloßen Bruchstücken derselben gebildet, welche aber niemals in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Kobo ist der berühmteste buddhistische Heilige Japans; ihm wurden und werden eine Menge Tempel und Bildsäulen errichtet. Ursprünglich hatte der Mann Kokai geheißen; jetzt ist er blos unter der

Ehrenbenennung Kobo=Daisi, d. h. Der große Meister der unendlichen Religion, bekannt und verehrt.

Keiner der Fürsten oder Dairi Japans war so mächtig, daß er das bis auf den Gründer der Monarchie zurückgeführte Feudalsystem hätte abschaffen und die große Macht der Lehensfürsten brechen können. Mehrmals machten sie Versuche. Vergebens. Das Lehensystem, in der Weise des europäischen Mittelalters, besteht fort bis zum heutigen Tag. Aus Nachahmung der chinesischen Verwaltung wurde (604 u. Z.) eine Art Beamtenhierarchie in zwölf Classen geschaffen, welche sich, wie die im Mittelreich, durch Form und Farbe der Kappen voneinander unterscheiden.[17]) Mit dem Regierungsantritt des Dairi Katok (645) wurden auch die in China (seit 163 v. u. Z.) üblichen Ehrenbenennungen der Regierungsjahre angenommen, Nien hao, japanisch Nengo, d. h. Jahrestitel, genannt. Der Dairi erhob, ebenfalls nach chinesischer Sitte, zwei Minister, einen der Rechten und einen der Linken; dann soll das Reich um dieselbe Zeit zuerst nach der heiligen Zahl der acht Kua oder Bilder des Fohi in acht Provinzen eingetheilt worden sein. Regierungsposten wurden angeordnet, die Anzahl der Häuser und Bewohner jeden Orts in besondere Register eingetragen, und die Steuern bestimmt, welche Jeder von seinem Kopfe und seinen Ländereien zu entrichten habe. Dieser Dairi führte Revuen der Truppen ein, sowol für die Infanterie als die Reiterei, errichtete Magazine und Waffenplätze. Jährlich schickte er, nochmals nach dem Muster der chinesischen Administration, besondere Sendgrafen in die Provinzen, um die Verwaltungsbeamten zu controliren. So sehr bestrebte man sich, in allen

Dingen nach dem Vorbilde Chinas zu handeln, und so hoch ward die Cultur des Mittelreichs in Japan geachtet, daß, ist zu dieser Zeit in den Jahrbüchern von berühmten einheimischen Gelehrten die Rede, gewöhnlich hinzugefügt wird: sie haben im Reiche der Mitte studirt.

Die Chinesen, welche es für Pflicht halten, ihre Bildung unter den ihnen unbedingt gehorchenden, sie in geistiger wie politischer Beziehung als Herren anerkennenden Barbaren zu verbreiten, unterstützten auf alle Weise die Japanen in diesen ihren Bestrebungen. Man erklärte ihnen die classischen Schriften des Landes und gab ihnen Abschriften davon bei ihrer Rückkehr nach Hause.[18]) Obgleich nach dem Untergang der Dynastie Tang (907) und während der in China obwaltenden Unruhen und Verwirrungen die regelmäßige Verbindnng und die häufigen Gesandtschaften zwischen den beiden Reichen aufhörten, so wird doch hier und da erwähnt, daß einzelne Personen, vorzüglich buddhistische Geistliche, von Japan nach China kommen, worunter Téumen (984) einer besondern Erwähnung verdient. Der Japane brachte einen von dem in China vorhandenen, nach einzelnen Sätzen und in der ganzen Eintheilung abweichenden Text des dem Kongtse zugeschriebenen Buches über die Kindliche Liebe mit, — eine Verschiedenheit, welche den chinesischen Gelehrten folgender Jahrhunderte zu keiner geringern Anzahl von Auslegungen und Vermuthungen den Stoff gegeben hat, als einige Varianten der Heiligen Schrift den Gelehrten des Westens. Jener japanische Text des Buches der Kindlichen Liebe scheint aus den Zeiten vor der berüchtigten chinesischen Bücherver-

brennung zu stammen. Téumen hatte eine Geschichte der Regenten Japans mitgebracht, wovon Matuanlin, der chinesische Aristoteles, große Auszüge mittheilt. Man gab ihm dagegen ein vollständiges Exemplar aller classischen oder heiligen Schriften nach Kongtse. In China hatte der buddhistische Geistliche die Buchdruckerkunst kennengelernt; durch ihn ist wahrscheinlich die Xylographie vom Reich der Mitte nach den östlichen Inseln verpflanzt worden.[19])

Durch die Verbindungen Japans mit China und andern Ländern ward auch die einheimische Gottesverehrung, die Religion der Kami oder Geister beeinträchtigt und bedeutend umgestaltet. Die Kami-Religion besteht, gleichwie die ursprüngliche Gottesverehrung aller Völker, in einer Art Naturcultus; sie erkennt mehre Gottheiten, Personificationen der großen Weltkörper und Naturkräfte, welche nach japanischer Ansicht vor dem Beginn aller Wesen hienieden zuerst als wirkliche Wesen die Erde regiert hätten. Der Sonnengeist wird, da die Sonne selbst als der herrlichste und wohlthuendste Weltkörper erscheint, für die höchste aller Gottheiten gehalten; sie habe einst in Begleitung ihres Bruders, des Mondes, als Herrscherin auf dem Inselreich gewandelt und wäre die Begründerin der geistigen und weltlichen Herrschaft im östlichen Reiche. Sinmu, der erste Dairi des Landes, war in gerader Abstammung ein Sprößling jener obersten Sonnengottheit. Er und seine Nachfolger auf dem Throne werden deshalb Himmelssöhne, auch Mikado, die Ehrwürdigen, genannt, und selbst als Gottheiten verehrt.

Die Dairi können niemals aussterben. Ist nämlich einem Himmelssohn jede leibliche Nachkommenschaft ver-

sagt, so wird ihm von dem Ahnherrn seines Hauses, von der Sonnengottheit, ein Sprosse zugesandt, welcher gewöhnlich unter einem Baume, dem Palaste des Mikado gegenüber, gefunden wird. Allen Menschen wohnt, gleichwie den andern Wesen und Naturkräften, ein Kami inne, welcher nach der Vernichtung oder Abstreifung des Körpers fortdauert. Denjenigen, welche in der irdischen Hülle eingeschlossen, eines trefflichen Lebenswandels sich befleißigen, wird das Paradies, den Andern die Hölle zutheil. Solche, welche durch außerordentliche Thaten das Wohl des Reichs und der Menschheit beförderten, oder durch ein sehr frommes Leben sich auszeichneten, werden nach ihrem Tode von der lebendigen Gottheit, dem Mikado, für verehrungs= und anbetungswürdig erklärt, mit andern Worten, unter die Zahl der im Lande angebeteten Kami gesetzt. Die Anzahl dieser Geister oder Heiligen nimmt zu im Laufe der Zeit; sie wird in künftigen Jahrhunderten immerdar noch vermehrt werden. Jetzt sollen sie sich auf 3132 belaufen. Diese Geister, so lehrt auch die japanische Pfaffheit, sind die Ver ittler zwischen den Menschen und den obersten Gottheiten, zu denen wir Niedriggeborene ohne sie nicht gelangen könnten.

Gesetzliches, sittliches Betragen und Reinheit der Seele ist der Endzweck der Geisterreligion. Man findet in ihren Tempeln keine Idole, sondern blos einen Spiegel an einer Kugel hangend, in der Landessprache das Herz genannt. Mit gebeugtem Körper nahen sich die Frommen und Andächtigen diesem Spiegel, den sie als das Sinnbild des höchsten Wesens verehren, verrichten hier in der größten Ruhe und Stille Gebet und Opfer. Der Spiegel, sagen sie, sei am geeignetsten, die höchste

Gottheit darzustellen, weil, wie diese jeden Fleck der Seele kenne, so in jenem jeder Schmutz und jede Misgestalt sich zeige. Unter den drei Reichsinsignien, welche noch von Sinmu herstammen sollen, wird auch neben der Geistertafel, die in einem grünlichen Steine mit zwei kleinen runden Löchern bestehen soll und seinem Degen der Spiegel als das Vorzüglichste genannt. [20])

Um den Kami zu gefallen, muß man, so lehrt die Geisterreligion, reines Feuer unterhalten, mit Glauben und Wahrheit im Herzen, frische und reine Opfergaben darbringen, und um Wohlsein und Glück sie bitten. Die Kami mögen die Fehler verzeihen und die Seele von Schuld reinigen, damit die fünf Hauptübel, welche über die Menschheit hereinstürzen, Feuer vom Himmel und unglückliche Naturereignisse überhaupt, Krankheit, Armuth, Verbannung und frühzeitiger Tod entfernt bleiben. Die gläubigen Anhänger des Kamidienstes bestreben sich, durch die Unterhaltung reinen Feuers, ein Symbol der höchsten Sonnengottheit, durch Reinheit des Leibes und der Seele, durch Pilgerfahrten, Fasten und Gebete die Gunst der Kami zu verdienen. Reinheit ist die höchste Idee dieser Gottesverehrung; die Sinnbilder der beiden reinigenden Elemente, des Feuers und Wassers, sind an den Thoren aller Kamihallen aufgestellt. Auch sind die Fälle genau angegeben, wodurch ein Mensch der Unreinheit verfällt. Sündhafter Umgang, verbotene Lust, der Aufenthalt an einem unreinen Orte, Blutvergießen und Befleckung durch Blut, Sterbefälle in der Familie und jede Berührung eines Leichnams versetzt den Menschen in den Zustand der Unreinheit, wodurch ihm alsdann der Umgang mit seinen Nebenmenschen vollkommen abgeschnit-

ten wird. Besondere Reinigungsmittel sind vorgeschrieben, mittels welcher Abgesonderte der menschlichen Gesellschaft und ihren Freunden wiedergegeben werden. Metzger und andere Personen, welche sich mit der Tödtung lebendiger Wesen beschäftigen, verbleiben während ihres ganzen Lebens in unreinem Zustande; sie sind auf den Umgang mit ihresgleichen beschränkt. Jene Unreinheit erstreckt sich nicht blos auf die Menschen, sondern auf Alles, was sie umgibt, auf ihre Wohnungen und Geräthschaften. Sie hat manche Aehnlichkeit mit dem Gebrauche Tabu der Tongagruppe und auf andern Inseln der Südsee. [21])

Der Mensch ist niemals ganz rein. Deshalb sind beim Eintritt in die Kamihalle Wasserbecken aufgestellt, daß der Gläubige, bevor er zum Kami hintritt, seinen Körper reinige und an die Seelenreinigung erinnert werde. Aus gleichem Grunde wird das Kind nach dem dreißigsten Tage seiner Geburt in den Tempel des Familiengottes gebracht und erhält durch Besprengung mit Wasser eine Art Taufe, andeutend, daß der Mensch zur Reinheit geschaffen. Alle Festlichkeiten und Ceremonien der Kamireligion stehen mit dieser pantheistischen Vergötterung der Naturkräfte und Naturerscheinungen, vorzüglich jedoch mit den großen, dem Menschen am meisten in die Augen fallenden und sein ganzes äußerliches Leben bestimmenden Erscheinungen am Firmamente in inniger Verbindung. Die monatlichen und Jahresfeste beziehen sich theils auf das Ab- und Zunehmen des Mondes, theils auf die größte Sonnennähe oder Sonnenferne. Den Schutzgottheiten, den Patronen einzelner Clane und Familien werden besondere Feste gefeiert.

Nach dem alten, mit dem neueingeführten Buddhismus unvermischten Kamiglauben wurden die Leichen begraben. Man gab einem geliebten Verstorbenen seine Waffen, seine Rüstungen und andere Herrlichkeiten mit, wovon die heutigen Tages in den Höhlen und Gräbern gefundenen kostbaren Steine herrühren mögen. Es scheint selbst auch hier Sitte gewesen zu sein, daß einem lieben Herrn seine treuen Diener im Grabe nachfolgten, daß sie mit den Leichen in den langen, aus Sindbad's Reiseabenteuern bekannten Begräbnißhöhlen eingeschlossen und so dem furchtbaren Hungertode preisgegeben wurden.

Priester, welche den Namen Kami musie, d. h. Wirthe oder Pfleger der Götter, führen, besorgen den Dienst in den heiligen Hallen. Sie sind verheirathet und ihre Frauen stehen ihnen bei in den gottesdienstlichen Verrichtungen. Die Priester und ihre Frauen haben eine weite mit langen Aermeln versehene weiße Kleidung, gleich derjenigen am Hofe des Mikado, welche kein Unbefugter, ohne sich der stärksten Züchtigung auszusetzen, tragen darf.[22]) Der Mikado ist nämlich zugleich Gottheit und oberster Priester. Wie er sich kleidet, wie seine Frauen, Dienerinnen gekleidet sind, so erscheinen auch die untern Priester allenthalben im Lande, ihre Frauen, Beamten und Dienerinnen.

Die Dairi stellten sich selten, so selten wie die spätern Merovinger, an die Spitze des Heeres. Und gleich diesen ist es auch ihnen ergangen. Unternehmende Generale, Hausmaier, welche auf die Liebe ihrer Truppen und auf Ergebenheit der Lehensfürsten zählen konnten, entrissen dem Herrscher von Gottes Gnaden nach und nach ein Recht um das andere. Doch wußten die Dairi

mehrmals nach dem Absterben der Heerführer ihre Rechte wiederzuerringen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (1180) ereignete sich ein Vorfall, durch den zuerst die weltliche Macht der Dairi auf eine dauernde Weise untergraben wurde. Ein Großer des Reichs ließ den Dairi einsperren. Dieser sendet zum Häuptling Joritomo mit der Bitte, herbeizueilen, um seinen Fürsten aus der Gefangenschaft zu befreien. Joritomo warb Truppen und vernichtete in wenig Jahren alle Feinde des regierenden Hauses. Zur Belohnung dieser Verdienste wird der Sieger „zum großen Seogun oder General, welcher die Barbaren bekämpft", erhoben. Joritomo erhielt überdies die Ehrenbenennung Cubo Sama, der gebietende Herr General.

Seit dieser Zeit ward die Macht der Dairi täglich geringer. Die Hausmaier, deren vier Dynastien aufeinander folgten, beraubten sie eines Rechts nach dem andern. Kaum ein Schatten ihrer ehemaligen Größe ist geblieben. Die Seogun oder Cubo zu Jedo sind in der That die Gebieter des Reichs; sie überliefern die Herrschaft ihren Nachkommen gleichwie andere erbliche Fürsten. Doch ist die Macht der Dairi immer noch bedeutend. Leicht könnte sie von den Fremden unter dem Scheine der Legitimität zum völligen Umsturz der Verfassung gebraucht werden.

Alle wichtigen Regierungsbeschlüsse erheischen die Unterzeichnung der Dairi. Nach der Volksmeinung sind sogar diese Himmelssöhne immer noch die alleinigen rechtmäßigen Gebieter. Gemäß ihrem kanonischen Gesetze verglichen die Jesuiten den Dairi zu Mijako ganz richtig mit dem Papste in Rom. Gleichwie die Macht des Kaisers ein widerrufliches Lehen des Statthalters

Christi sei, so jene des Seogun seiner Herrlichkeit des Mikado. Dieser könne dem Rechte nach den Cubo zu jeder Zeit seiner Würde, seines Amtes entheben. Aus diesem Grunde hat der Begründer des jetzigen Herrscherhauses der Seogun — er heißt Gongin und ist im Jahr 1616 gestorben — die Fortführung der japanischen Annalen [23]) verboten, sowie die Herausgabe jedes andern Werkes über die Geschichte, über die Reichsregierung und Reichsverfassung. [24]) Die Geschichte und das Recht, welche dem Bestande seines Hauses gefährlich werden konnten, sollten dem Volke unbekannt bleiben.

Im dreizehnten Regierungsjahre des dreißigsten Dairi (55 u. Z.) sandte der König eines Reichs auf Korea eine Gesandtschaft an den Mikado mit vielen Geschenken, worunter auch ein Bildniß Buddha's und die Hauptschriften dieser Religion. Dem Dairi gefielen sie. Einer seiner Minister war der Meinung, man solle diesen neuen Gott anbeten. Ein anderer erklärte sich dagegen: „Unser Reich ist göttlichen Ursprungs; der Dairi hat Götter genug zu verehren; man gebe Acht, ob unsere Götter nicht zürnen, wenn man die fremder Reiche anbete." Die Bildsäule Buddha's ist Demjenigen geworden, welcher sich für die Annahme der neuen Religion erklärt hatte. Er ließ einen Tempel erbauen, worin das Idol zur allgemeinen Verehrung aufgestellt wurde.

Bald nachher verbreitete sich die Religion des Schakia über das ganze Land; allenthalben wurden buddhistische Tempel errichtet. [25]) So großen Anhang hat der neue Glaube gefunden, daß unter dem vierunddreißigsten Dairi (593 —628) 46 buddhistische Tempel, 816 Geistliche und 569

Nonnen im japanischen Reiche vorhanden waren. In der Folge mehrte sich die Anzahl der an Buddha Gläubigen in großem Maßstabe. Der siebenunddreißigste Dairi (645—654) ließ eine 16 Fuß hohe Bildsäule Buddha's aufrichten, wonach die Gläubigen tausend andere anfertigten. Bei dieser Gelegenheit wurden in seinem Palaste 2800 Geistliche und Nonnen versammelt, welche den Auftrag erhielten, die Schriften Buddha's zu studiren.[26]) In der Zeiten Verlauf sind eine Menge buddhistischer Sekten, viele streng voneinander geschiedene geistliche Orden und Brüderschaften entstanden, welche die indische Religion und den einheimischen Geistercultus so miteinander vermengten, daß es nicht selten bei einzelnen religiösen Handlungen und Bräuchen schwerfällt zu bestimmen, ob sie der alten Landesreligion oder dem neueingeführten Buddhismus ihren Ursprung verdanken.

Alle diese verschiedenen Religionen: die Geisterlehre, die Taosse, die Moraltheologie des Confucius und der Buddhismus; alle die tausenderlei Sekten und Brüderschaften, in welche sie zerfielen und zerfallen, lebten und leben in schreiendem Gegensatze zur christlich-jüdischen Unduldsamkeit ruhig und friedlich neben- und miteinander. Die Mannichfaltigkeit der Religionen und Sekten bewirkt weder im Familien- noch im Staatsleben den geringsten Unterschied, bereitet den Gläubigen nicht die mindeste Schwierigkeit. Jeder Bürger bekennt sich nach Belieben bald zu dieser, bald zu jener Religion, bald zu dieser, bald zu jener Sekte, und wechselt sie nach Gutdünken. Niemand fragt danach, sei der Wechsel nun aus Ueberzeugung oder Interesse hervorgerufen. Mitglieder derselben Familie halten nicht selten zu verschiedenen Glau-

bensformen, ohne daß dadurch, wie versichert wird, der Friede, das Familienglück gestört würde.[27])

Dies Alles änderte sich mit der Ankunft der Portugiesen, welche nicht durch eine absichtlich unternommene Seefahrt, sondern einem Zufall ihre Bekanntschaft mit Japan verdanken (1542). Das ist höchst auffallend. War doch den Chinesen und Mongolen, den Persern und Arabern, und vor Allem Marco Polo das Reich Japan seit langer Zeit bekannt gewesen.[28]) Die Namen der durch Sturm und widrige Winde dahin Getriebenen sind in den portugiesischen und japanischen Jahrbüchern verschieden angegeben. Die Portugiesen wurden gar freundlich aufgenommen. Man hielt die Leute ursprünglich für Bewohner Hindostans, welches Land durch die Heimat Schakiamunis und die Reisen buddhistischer Mönche sich auch in Japan eines großen Ruhms erfreute. Schon nach einigen Jahren (1549) sind Franciscus Xaverius und Genossen dahin gekommen, das größte Unglück, welches das Reich jemals getroffen. „Die südlichen Barbaren", so heißen die Portugiesen in den einheimischen Jahrbüchern, weil sie von Süden herkamen, „erschienen jetzt zahlreich im Ostreiche, verbreiteten die Jesusreligion im Lande und bethörten eine große Anzahl Volkes."[29]) Mit Hülfe ihrer Neophyten und eines portugiesischen Heeres wollten sich die Jesuiten des Inselreichs bemächtigen, die Ungläubigen ermorden oder zur Entsagung ihres Glaubens zwingen. Die japanischen Großen, die Masse des japanischen Volks sind ihnen zuvorgekommen. Die auf die Ausrottung Anderer Zielenden sind selbst ausgerottet, die Ketzerverbrenner sind selbst verbrannt worden. Wäre die Rache blos auf das Haupt der

schuldigen Europäer gefallen, sie wäre vollkommen verdient gewesen. Sie hat aber auch viele Einheimische getroffen. An einem Tage (12. April 1638) sind 37,000 aufrührerische Christen erschlagen worden. Durch diese grausame, furchtbare That war der Aufruhr zu Ende und zugleich die christliche Religion auf Japan gänzlich vertilgt. [30])

„Ihr beklagt euch", läßt Montesqieu bei Gelegenheit der Verbrennung einer achtzehnjährigen Jüdin zu Lissabon einen Glaubensgenossen der Unglücklichen zu den Inqusitoren sagen, „daß der japanische Kaiser alle Christen verbrennen läßt. Wohlan, er kann euch antworten: Wir behandeln euch, die ihr nicht unsern Glauben befolgt, gleichwie ihr selbst Diejenigen behandelt, welche nicht euern Glauben befolgen. Ihr könnt blos eure Unmacht beklagen, welche euch hindert, uns zu vernichten, die uns in den Stand setzt, euch zu vernichten." [31])

## III.

## Die Eröffnung.

Commodore Perry, der bescheidene Held vom Eriesee [32]), fuhr um das Vorgebirge der guten Hoffnung und gelangte, ohne irgendeinen Unfall zu erleiden, nach China, wo die Amerikaner (8. April 1853) im Hafen zu Hongkong anlegten. Das Geschwader bestand aus den Dampffregatten Susquehanna und Mississippi; aus den Dampfern Vermont, Powhatan und Alleghany; den Kriegsschaluppen Plymouth, Saratoga, Vandalia und Macedonian; dann aus den Proviantschiffen Supply, Southampton und Lexington, welche zusammen eine Bemannung von 1175

Mann und 65 Kanonen schweren Kalibers an Bord führten. Nach einem Aufenthalt von mehren Wochen gingen die Schiffe über Schanghai ihrer Bestimmung entgegen. Napakiang der Lieukieugruppe war zur Vereinigung der Fahrzeuge bestimmt, wo sie auch während der letzten Tage des Mai zusammentrafen.

Die wehrlosen Bewohner jener Inseln, glaubend, die Fremden wollten sich im Lande festsetzen, wurden von großer Furcht überfallen. Sie zeigten sich in hohem Grade freundlich und unterwürfig. Der Regent, ein ehrwürdig aussehender Greis mit langem weißen Barte, kam mit zahlreichem Gefolge an Bord der Susquehanna und versprach den Amerikanern in aller Weise gefällig zu sein. Der Commodore ward bei einem Gegenbesuche wie ein König empfangen und in festlichster Weise bewirthet. Während des Mahles erklangen die Nationalweisen „Heil Columbia" und „Das Sternenbanner" unter rauschendem Getöse. Den Ausflügen ins Innere des Landes wurde nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt. Wir besitzen über diese und andere Ereignisse der Expedition vom Commodore selbst in seiner amtlichen Darstellung [33]), von dem bekannten Reisenden Bayard Taylor, dann von unserm deutschen Landsmann Wilhelm Heine, welcher die Japanfahrt mitmachte [34]), und von einem gelehrten Chinesen ausführliche Mittheilungen. „Zu Napa landeten wir", schreibt der Deutsche, „eine Stadt von etwa 20,000 Einwohnern, nahe der südöstlichen Spitze der Insel, in deren Hafen wir ankerten. Seit sieben Jahren wohnt hier ein englischer Missionär, Dr. Bettelheim, aus Pesth gebürtig; doch ist es ihm noch nicht gelungen, Proselyten zu machen. Die Eingeborenen gehen davon, so-

4 *

bald er anfängt zu predigen.“ Bettelheim bewohnte mit seiner Familie einen Buddhistentempel, den man ihm willig einräumte, und suchte sich hauptsächlich als Arzt nützlich zu machen. Seine Uebersetzung der Heiligen Schrift ins Japanische ist in den Händen der Londoner Bibelgesellschaft, wo man sie mir (1853) zur Ansicht mittheilte. Der evangelische Sendbote ist unterdessen nach Europa zurückgekehrt.

Die Straßen der Stadt sind in sehr gutem Stand, rechts und links mit 8—10 Fuß hohen Mauern cyklopischer Structur eingefaßt, hinter denen die aus Holz gebauten und von hübschen Gärten umgebenen Häuser stehen. Die Reisenden verfolgten die große Landstraße nach Schuy oder Siuri, der Hauptstadt der Insel. Siuri im Japanischen, Schéuli nach chinesischer Aussprache, bedeutet Metropolis. Kaum waren sie aus der Stadt, so schlossen sich ihnen drei Eingeborene an, augenscheinlich Männer von Rang, ein älterer und zwei junge, Leute von sehr hoher Gestalt. Sie folgten überallhin und schrieben Alles, was die Fremden thaten, eifrig nieder, waren übrigens die Höflichkeit selbst, — ein Grundzug der Eingeborenen. Sie bestrebten sich, ihnen Alles zu verschaffen, was sie irgend nöthig haben konnten. Als die Chinesen müde zu werden begannen, traten freiwillig Eingeborene als Lastträger an deren Stelle; in jedem Dorf kamen Andere und die Frühern gingen zurück. Oft sogar verließen Männer, welche auf dem Felde beschäftigt waren, ihre Arbeit, um eine kurze Strecke das Gepäck zu tragen. Der Weg nach Schuy führt durch Reisfelder, zwischen denen sich kleine mit Pinien bewachsene Hügel erheben. Die Landstraße ist mit Sandsteinblöcken

von polygonischer Form gepflastert, 18—20 Fuß breit und trefflich in Stand gehalten. Auch passirten die Reisenden mehre Brücken mit gewölbten Bogen von sehr tüchtiger Maurerarbeit.

„Nach drei Meilen erreichten wir Schuy, das in derselben Weise wie Napa, nur in etwas großartigerm Stil gebaut, auf der Spitze und am Abhang eines Hügels liegt, von einer Festung oder Burg beherrscht. Vor dem Thore nöthigten uns unsere Begleiter, in ein Haus zu treten, um uns zu erfrischen. Solche Anstalten befinden sich an allen Orten von Bedeutung; sie sind bestimmt, anständige Reisende zu beherbergen. Durch einen von Blumenbeeten und Bäumen umgebenen Hof gelangt man in eine Empfangshalle, meist eine Ecke des Hausraums einnehmend. Das Haus ist gleichwie alle übrigen von Holz gebaut, und um dasselbe läuft ein 3—4 Fuß breiter, von Säulen getragener Gang; dann kommt eine Wand aus leichtem Holzgetäfel, welche jedoch mit Ausnahme eines kurzen Stückes an den Ecken des Gebäudes weggenommen werden kann, sodaß der Raum von allen Seiten frei ist. Bei schlechtem Wetter werden statt der obern Felder Blätter von geöltem Papier eingesetzt. Der Fußboden ist mit weichen, schönen Matten belegt, auf denen es sich ganz herrlich schläft.

„Der Mann, welcher hier die Rolle unsers Wirths spielte, wahrscheinlich eine Art von Magistratsperson, klatschte nach vorangegangenen Verbeugungen in die Hände. Diener erschienen, welche für Jeden ein hölzernes Tellerchen brachten, worauf eine Porzellanschale mit brennenden Kohlen und eine Aschenbüchse aus Bambus zum Ausklopfen der Pfeife. Auf ein zweites Zeichen

ward in sehr kleinen Tassen Thee gereicht, wie in China Sitte, ohne Milch und Zucker. Nichtsdestoweniger schmeckte uns der Thee ganz gut und äußerte eine treffliche belebende Wirkung. Vor dem Hause war ein großes hölzernes Wassergefäß, aus dem man schöpft, um sich Hände, Füße und Gesicht zu waschen. Man läßt die Schuhe in der Vorhalle und geht in Strümpfen. Diese Herbergen sowie die Empfangsceremonien fanden wir überall, wohin immer wir auf der Insel kamen, einander vollkommen gleich.

„Nach kurzer Rast brachen wir wieder auf und zogen mit fliegender Fahne durch die Hauptstadt. Die Straßen waren öde, die Häuser verschlossen, doch lauschten überall neugierige Köpfe nach uns. Es ward mit Vorhut und Nachhut marschirt, das Gepäck in der Mitte. Wir kamen an der Burg vorbei, die von 60—70 Fuß hohen, imposanten Mauern umgeben ist und mit vielen Thoren, welche sämmtlich verschlossen waren. Unserer Weisung gemäß enthielten wir uns, irgend Beobachtungen zu machen und zogen auf der andern Seite der Stadt in nordöstlicher Richtung wieder hinaus, nach der entgegengesetzten Küste.

„Von einer nicht unbeträchtlichen Höhe hatten wir einen weiten Ueberblick über das Land, in dem jedes Plätzchen womöglich noch mehr und noch sorgfältiger als in China selbst angebaut ist. Zwischen den Hügeln zogen sich terrassenförmig übereinander gethürmte Reisfelder. Das Wasser, welches von einem ablief, befruchtete ein anderes tiefer liegendes, und so ward dem lehmigen Boden eine reiche Ernte abgenöthigt. In der Ferne entdeckte man langgedehnte, etwa tausend Fuß emporsteigende Gebirge.

„Wir wurden durchgängig auf das leutseligste aufgenommen und behandelt, mit Lebensmitteln versehen, wie sie das Land eben darbot, hauptsächlich Hühner, Eier, frische und gesalzene Fische, Gurken, Kürbis, eingemachte Zwiebeln, Reis und eine Art süßer Kartoffeln. Die Bezahlung besorgten die Beamten, welche nach unserer Rückkehr in den Hafen Abrechnung hielten und nur mäßige Preise foderten. Weiter nach Norden hin beschränkt sich die Cultur meist auf die Nähe der Küste. Berge und Hügel sind dicht mit Holz bewachsen, welches im südlichen Theil der Insel so sparsam vorhanden ist, daß man es pfundweise kauft. Ueberall fanden wir die höchste Sauberkeit vorherrschend; selbst die Höfe und Gärten waren sorgfältig gefegt und mit feinem weißen Flußkies bestreut.

„Gegen die Mitte der Insel stießen wir auf eine Menge leerer verlassener Gräber, in den Seiten der Hügel und Felsen gehöhlt, ähnlich den alten ägyptischen in Theben. Sie enthielten ein geräumiges Gemach; an der dem Eingange gegenüber befindlichen Wand war ein ebenfalls in Felsen gehauener Sitz angebracht. In ihrer ganzen Anlage unterschieden sie sich wesentlich von den Gräbern neuerer Structur, welche mehr den chinesischen gleichen. Auffallend ist es, daß die Eingeborenen, so großen Respect sie auch den neuern Gräbern erweisen, diese ältern ganz mit Verachtung behandelten. Sie lachten darüber und nannten sie, wie unser Dolmetscher es übersetzte: Gräber der Teufelsmänner. Sie stammen wol aus den Zeiten, wo die Ainos noch keine chinesische Cultur angenommen hatten.

„Wir stießen auch auf Ruinen eines gewaltigen alten

Schlosses, dessen Mauern an manchen Stellen noch an 70 Fuß hoch und von ungeheuerer Dicke waren. Die Grundform zeigte deutlich, daß diejenigen Mauertheile, welche bei allen andern Befestigungen vorspringend zu sein pflegen, hier gebogen waren; die Wölbung der Thore war ungewöhnlich flach, aber von mächtigen Quadern construirt. Jedenfalls stammen diese Bauten von einer längst erloschenen Bevölkerung."

Auf ihren wiederholten Fahrten von Acapulco nach den Philippinen haben die Spanier im Stillen Ocean viele Inseln entdeckt und ihnen, wie ihre Karten zeigen, allerlei willkürliche Namen beigelegt. Sie hielten es aber, weil sich keine edeln Metalle zeigten und die Armuth der Eingeborenen keine Handelschaft gestattete, nicht der Mühe werth, Grund und Boden in Besitz zu nehmen. Ebenso verfuhren die Holländer, — eine arge Verblendung bei diesem sonst so betriebsamen, kaufmännischen Volke. Die Boningruppe wurde von den Spaniern bald des Erzbischofs Inseln, bald mit andern Namen bezeichnet; die Holländer hießen sie Wüsteinseln, was blos eine Uebersetzung der japanischen Benennung Bonin oder Monin Sima [35]) ist, d. h. menschenleere oder unbewohnte Inseln. Lange bevor Europäer in jenen Gewässern erschienen, ist die Gruppe den benachbarten Japanen bekannt geworden, welche sie anfangs beim Namen des ersten japanischen Entdeckers Ogasa Wara hießen. Von Idsu aus segelten die Japanen mehrmals dahin und suchten Ansiedelungen zu gründen. In den Reichsannalen wird (1675) von einer Expedition dreier Einwohner Nagasakis erzählt, wovon auch Kämpfer hörte [36]), welche die Lage der Gruppe mathematisch bestimmt, sie

in einer Karte verzeichnet und eine ausführliche Beschreibung aller der Eilande und Klippen — es sind deren 89 — durch den Druck veröffentlicht hat. Man fand sie sämmtlich unbewohnt und gab ihnen deshalb jenen Namen Bonin. Seit den frühesten Jahrhunderten herrschte zu Japan die Sitte, auf den benachbarten, schwer zugänglichen Inseln Verbrechercolonien anzulegen. Auch die Bonin wurden zu demselben Zweck verwendet. [37]) Diebe und Mörder hat man in Menge dahin gebracht und zum Anbau des Landes gezwungen. Die unfreiwilligen Ansiedler befanden sich bald sehr gut auf jenen fruchtbaren Inseln; sie errichteten Plantagen und bildeten mehre Gemeinden. Daher die Angabe von Dörfern auf den japanischen Karten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Ansiedelungen hatten jedoch, man weiß nicht weshalb, keinen Bestand. Funfzig Jahre später sind die Bonin ebenso menschenleer wie zur Zeit ihrer ersten Entdeckung. Vielleicht daß Japan durch die Absperrung zum Entschlusse gebracht wurde, diese etwas ferne Besitzung aufzugeben.

Mehre Inseln der Gruppe erfreuen sich eines lieblichen gesunden Klimas, eines mit allen Südfrüchten gesegneten Bodens. Zehn ragen durch Größe und Fruchtbarkeit besonders hervor. Man findet hier den anmuthigsten Wechsel von Hoch- und Tiefländern, von Bergen und Thälern, eine Menge klarer langsam zum Meere ziehender Bäche. Die Berge sind ringsum bis hoch hinauf zum Gipfel mit Bäumen umwachsen, unter welchen sich die Kohl- oder Fächerpalmen auszeichnen, Längs der vielen sandreichen Buchten werden grüne Schildkröten nicht selten so häufig gefunden, daß sie die Ufer ringsum in ihre grüne Pracht

kleiden. Die See liefert, wie gemeinhin in jenen Gegenden, eine unerschöpfliche Menge verschiedener Fische: Barben, Hechte und Rochen, früher auch Walfische in großer Zahl. An den Klippen und in den Schluchten hängen Krappen und Muscheln; auf den Küsten sieht man Schnepfen, Regenpfeifer, wilde Tauben und anderes Geflügel in Menge.

Der Hafen auf der Westseite der Peelsinsel, nach einem Bischof von Oxford Lloyd geheißen [38]), kann ganze Flotten fassen und ihnen gegen Wind und Wetter sichern Aufenthalt gewähren. Beechey nahm von der Gruppe im Namen Englands Besitz und ließ zum Andenken auf Peel eine Kupferplatte zurück, mit folgender Inschrift: „Seiner britischen Majestät Schiff Blossom, Capitän F. W. Beechey, hat zu Gunsten Seiner britischen Majestät Georg IV. von dieser Inselgruppe feierlichst Besitz genommen am 14. Juli 1827.“ Man scheint aber damals von Seiten der Regierung die Besitzergreifung nicht genehmigt zu haben. Die Bonin sind nirgendwo als englische Colonie aufgeführt, ihre jetzigen Bewohner erkennen keine Oberherrlichkeit Großbritanniens. Auch nicht einmal ihr Name findet sich im Werke des Earl Grey über seine Colonialverwaltung während der Verwaltung des Lord John Russell. [39]) Erst später als man fürchtete, die Amerikaner möchten sich dieser wichtigen Inseln bemächtigen, suchten sie in London ihre frühern Ansprüche geltend zu machen. [40])

Die englischen Seefahrer bringen die Bonin, welche sämmtlich vulkanischen Ursprungs sind, unter drei Abtheilungen: die nördliche, Perrygruppe, die mittlere, Peel, Buckland und Stapleton, und die südliche, Baily

geheißen. Commodore Perry, welcher auf seiner weitern Fahrt, von den Lieukieu nach Japan, im Lloydhafen vor Anker ging (Juni 1853), ließ die Bonin nach allen Richtungen genau untersuchen und erwarb von den Ansiedlern eine Landesstrecke zur Kohlenstation. Hier könnten die in nächster Zukunft von Californien nach Ostasien regelmäßig ziehenden Dampfer frische Feuerung einnehmen. Die Amerikaner suchten sich die Bevölkerung in mannichfacher Weise zu verpflichten. Sie ließen auf Stapleton einige Schanghaischafe zurück, in der Sandbucht auf Peel Ochsen und Kühe aussetzen, um nach und nach alle Inseln der Gruppe, welche mehre tausend Seelen ernähren können, hiermit zu versehen. Eine zahlreiche Bevölkerung wird nicht ausbleiben. Bilden doch die Bonin eine wichtige Station längs der großen Wasserstraße von Californien über Hawai nach Japan, sowie nach den andern zahlreichen Inselgruppen und Küstenländern im Stillen Ocean.

Die am Ende der zwanziger Jahre auf Bonin gegründete Niederlassung erhielt von Zeit zu Zeit durch einzelne aus den anlandenden Schiffen entlaufenen Matrosen frischen Zuzug, — freilich nur auf kurze Dauer. Die Flüchtigen haben nach längerm oder kürzerm Aufenthalt die Inseln wieder verlassen. Als (August 1837) das Schiff Raleigh im Hafen Lloyd anlangte, bestanden die Einwohner aus 42 Personen, wovon die größte Anzahl Sandwichsinsulaner. Mit Mai 1838 ging der Zeitraum zu Ende, wo sich diese Leute den beiden Begründern der Niederlassung, Mazanno und Milichanep, als Arbeiter verdungen hatten. Vom Tage, wo jene dem Müßiggang ergebenen Autochthonen der Südsee wieder

ihre eigenen Herren wurden, haben sie wenig oder gar nichts gethan, obgleich die Arbeit in dem äußerst fruchtbaren Boden nicht anstrengend ist und großen Gewinn darbietet. Deshalb sind auch diese und andere Arbeitsscheue von der Natur verurtheilt, zugrunde zu gehen, — und sie gehen zugrunde. Nach 30—40 Jahren wird kaum ein Eingeborener mehr auf der Hawaigruppe vorhanden sein. [41])

Nach einer glücklichen sechstägigen Fahrt von Lieu-kieu nach Japan dampften die Amerikaner zum Erstaunen der Eingeborenen in ziemlicher Schnelle mit Gegenwind die Jedobucht hinauf (8. Juli) und gingen bei Uraga, einer Stadt von 8—10,000 Einwohnern, welche gleichsam den Einfuhrhafen von Jedo bildet, vor Anker. Eine Menge Barken kamen herbei, um die fremden Schiffe, wie die Japanen zu thun pflegen, zu umzingeln. Die Ruderer, insgesammt hochgewachsene athletische Gestalten, nackt und nur mit einem Tuch um die Hüften bekleidet, stießen ein lautes Geschrei aus, als sie mit aller Kraft herbeisegelten. Die Boote waren aus unbemaltem Holz verfertigt, sehr spitzig in den Bugen, hatten ihre größte Breite ziemlich weit hinten und wurden mit großer Schnelligkeit vorwärts getrieben. Die Aehnlichkeit ihres Baues mit der berühmten Yacht Amerika fiel Jedermann am Borde auf. Im Hintertheil eines jeden befand sich eine kleine Flagge mit drei horizontalen Streifen; der mittlere schwarz, die beiden andern weiß. In einem Boote saßen mehre Personen, welche nach ihrer Kleidung und den zwei in ihren Gürteln steckenden Schwertern Beamte zu sein schienen. Da die Luft gegen Abend frisch wurde, so zogen sie eine Art losen Gewandes mit

weiten hängenden Aermeln an. Der Umstand, daß die Mannschaft durchaus gleich gekleidet war, ließ vermuthen, daß ihre Kleidung eine Uniform sei, und andeute, daß die Leute in Regierungsdiensten ständen. Die meisten hatten blaue Oberkleider mit weißen Streifen an den Aermeln, welche an der Schulter zusammenliefen, sodaß sie ungefähr ein Dreieck bildeten und einen Kranz oder Wappenschild auf dem Rücken. Andere hatten Gewänder aus rothen und weißen Streifen, mit einer schwarzen Raute auf dem Rücken; einige trugen auf ihren Köpfen eine aus Bambussplinten gefertigte Mütze, welche einem breiten untiefen umgekehrten Becken glich. Der größere Theil war barhäuptig; Scheitel und Krone waren geschoren, das Haar hinten und auf den Seiten in einen kleinen Zopf aufgewickelt, wodurch eine kurze Metallnadel ging. Die Offiziere trugen leichte, hübsch lackirte Hüte zum Schutz gegen die Sonne, mit vergoldeten Wappenschildern auf dem Vordertheil. In den meisten Fahrzeugen sah man einen langen Wurfspieß mit einer lackirten Scheide für die Spitze, einer Zahl oder einem Buchstaben gleichend, auf den Rang des an Bord befindlichen Offiziers bezüglich.

Der Commodore ließ den Leuten mittels eines holländischen Dolmetschers sagen, sie möchten alsbald abziehen. Leisteten sie Widerstand, so würde Gewalt aufgeboten. Schnell gaben die japanischen Beamten Befehl zum Abzug, nur baten sie, kein Amerikaner möge bis zum nächsten Tage ans Land gehen. Geschähe dies, so hätten die Behörden große Verantwortung und Strafe zu erwarten. Perry fügte sich dem Wunsche. Nach Eintritt der Dunkelheit brannten Wachtfeuer längs der

Küste, sowol vom Strand als von den Hügeln, besonders aber auf der Westseite der Bucht. Auch hörte man in regelmäßigen Zwischenräumen den Ton einer tiefklingenden Glocke.

Von dem Ankerplatz Uraga aus genossen die Amerikaner eine reizende Fernsicht über die ganze Bucht. Die Westküste ist schroff und steil und verläuft sich hier und da in hohe lichtgraue Felsenwände; der größere Theil derselben ist jedoch mit Rasen, Unterholz und da und dort mit Wäldchen bedeckt, im glänzendsten und frischesten Grün prangend. Von Uraga bis ans Ende des Vorgebirges liegt eine ununterbrochene Zeile von Dörfern. Die Häuser sind aus Holz erbaut, mit spitzigen Dächern, einige in chinesischem Stil zugespitzt, andere viereckig und pyramidal. Wenige waren weiß angestrichen; die meisten unbemalt und verwittert. Wenigstens 100 kleine Nachen nebst einer Anzahl Dschonks lagen im Hafen von Uraga; von dort bis zur Landspitze 200 Boote ganz nahe der Küste.

Am folgenden Morgen erschienen einige höhere Beamte und fragten, was denn die Fremden eigentlich wollten? Perry selbst ist nicht erschienen. Der Commodore ist klugerweise der japanischen Förmlichkeit, dem japanischen Stolz mit gleicher Förmlichkeit, mit gleichem Stolz begegnet. In seiner Gegenwart konnten nur kaiserliche Abgeordnete erscheinen. Perry ließ den Beamten durch seinen Adjutanten antworten: „Eine freundliche Verbindung zwischen den beiden Reichen Japan und den Vereinigten Staaten wolle man einrichten und zu diesem Ende ein Schreiben nach Jedo bringen.“ „Das sei unmöglich; Niemand dürfe ohne besondere Er-

laubniß in der Hauptstadt und bei Hofe erscheinen." „Hiernach könne sich der Commodore nicht richten. So lauten die Verhaltungsbefehle des Präsidenten und diese allein seien der Maßstab seines Benehmens. Er befolge die Befehle seiner Regierung, wie die Japanen die der ihrigen." „Hätten die Amerikaner der japanischen Regierung Mittheilungen zu machen, so mögen sie nach Nagasaki gehen. Dort sollen die Briefschaften in Empfang genommen werden." „Eine Verweisung nach Nagasaki betrachten wir als eine Beleidigung für unser Land. Welche Folgen hieraus entstehen, können wir nicht sagen." „Gut, so bleibt hier, gönnt aber den Behörden vier Tage Zeit, bis sie an den Hof berichten und Antwort erhalten könnten." Die Frist, aber nur auf drei Tage, wurde gestattet und dazu verwendet, um die Bucht sammt Umgebung zu untersuchen und nautisch aufzunehmen. Kamen Boote herbei, welche die Amerikaner daran verhindern wollten, so ließ die halbe Mannschaft ihre Ruder fallen, bewaffnete sich mit Flinten und vielschüssigen Pistolen. Da stäubten die Japanen alsbald auseinander und ließen die Fremden gewähren. Man fuhr bis einige Meilen von Jedo hin und fand die Bucht allenthalben frei von Sandbänken und Korallenriffen. Die Schiffe hätten dicht vor der Residenz anlegen, die Stadt beschießen und vernichten können. Die zahlreichen Burgen an beiden Ufern wären nur ein geringes Hinderniß gewesen. Sie sind in halbkreisförmiger Gestalt nach der im 16. und 17. Jahrhundert üblichen Weise angelegt, welche kein Kreuzfeuer gestattet. Dann sind die auf den Flanken und hinter den Forts liegenden Hügel gänzlich unbeschützt, sodaß

man außerhalb der Batterien hätte landen und sie mittels schweren Geschützes leicht zum Stillschweigen bringen können.

Nach neuen und wiederholten Verhandlungen sind die beiden Parteien endlich übereingekommen, daß kaiserliche Bevollmächtigte von Jedo herabkommen und die amtlichen Schreiben des Präsidenten Fillmore und des Commodore Perry in Empfang nehmen sollten. Die Japanen haben Wort gehalten. Am 13. Juli (1853) Nachmittags erschien der Statthalter von Uraga in Begleitung zweier Dolmetscher und einiger Offiziere an Bord der Susquehanna, anzeigend: Alles wäre zum feierlichen Empfang des Commodore am folgenden Morgen bereit; die beiden kaiserlichen Commissare Toda, Prinz von Idzu, und Ido, Prinz von Iwami, sind angekommen. Die Japanen trugen ihre Staatskleidung: eine Art weiter Hose von schwerem schwarzen Seidenstoff, bis zum Knöchel reichend, durch seidene Bänder, ähnlich unsern Hosenträgern, gehalten, und an den Hüften sowol als am untern Ende mit breiten Streifen dunkelblauer Seide gesäumt. Eine enganliegende seidene Aermelweste war in die Taille der Beinkleider gesteckt. Um den Leib hatten sie den gewöhnlichen Gürtel mit den beiden Schwertern. Ueber das Ganze hing ein Gewand, ähnlich der spanischen Poncha oder dem Meßgewand der katholischen Priester, nur mit dem Unterschied, daß die vordere Seite aufgeschnitten und auf der Brust mit einer Agraffe zusammengehalten war. Dieses Gewand bestand bei den höhern Offizieren aus einem schweren brokatartigem Gewebe von Gold, Silber und farbiger Seide; das der niedern Offiziere dagegen aus einer Art rothen Tuches,

überall mit Gold- und Silbertressen umsäumt, dann auf Brust und Schultern mit Wappen gestickt.

Am folgenden Tage (Donnerstag, 14. Juli) gegen 9 Uhr ward das Signal zum Einsteigen in die Boote gegeben, nachdem mehre Schiffe dem Platz der Zusammenkunft gegenüber geankert hatten, um im schlimmsten Fall mit ihren Kanonen Schutz zu gewähren. Es waren von den verschiedenen Fahrzeugen an 300 Mann in 15 Boote eingeschifft worden, und als kurz vor 10 Uhr die Kanonen der Susquehanna die Abfahrt des Commodore verkündigten, setzte sich die ganze Bootsflotille in Bewegung. Der für das Zusammentreffen bestimmte Ort war eine kleine Bucht, zwei Meilen westlich von Uraga, woran die Ortschaft Gorihama lag. Die Seiten der Bucht waren von 150 Booten besetzt. Am Ufer hatte man zwei geräumige Pavillons errichtet, wovor eine Gruppe Offiziere in reicher Kleidung standen; rechts und links waren in einer Länge von etwa zwei Meilen schwarze Tücher gespannt und daran Linien von Soldaten aufgestellt. Man fand es schwierig, ihre Zahl zu schätzen, da sie nicht in Front standen; die Japanen haben die Mannschaft auf 5000 angegeben, schwächliche verweichlichte Leute, welche gegen die hohen kräftigen und kriegerischen Gestalten der Amerikaner sehr abstachen. Die meisten waren mit Speeren und Luntenflinten, einige mit Bogen und Pfeilen, alle aber mit den üblichen Schwertern bewaffnet.

Nicht weit von den Pavillons fand man 150 Mann mit Bayonnetflinten und Feuerschlössern, nach militärischer Weise in zwei Gliedern aufgestellt, Gewehr beim Fuß, während die übrigen Soldaten, in Gruppen vertheilt, unregelmäßig umherstanden. Auf dem linken

Flügel erblickte man zwei kleine Kanonen aus Bronze gegossen und auf sehr altmodischen Laffeten, dem Ansehen nach alte, entweder spanische oder portugiesische Geschütze, welche wahrscheinlich noch aus dem Vertilgungskriege der Japanen gegen die portugiesischen Christen herrührten. Die Offiziere der verschiedenen Truppen saßen auf niedrigen Stühlen, ein jeder unter seinem Feldzeichen. Hinter den Linien der Soldaten wurden von Dienern mehre Pferde gehalten. Sie waren kleinen Schlags, doch kräftig und wohlgebaut; das Geschirr sehr buntfarbig und reich mit Gold und Silber verziert. Die Mähnen hatten sie kurz abgeschoren und die Schweife entweder in Beutel von farbigem Stoff gesteckt oder mit Stücken bunten Zeugs umwunden. Beim Klang der Musik spitzten die Thiere die Ohren, stampften in muntern Capriolen auf den Boden und richteten einige Unordnung unter den Soldaten an. Bei jedem der Pferde standen noch außerdem einige Soldaten mit Spießen von verschiedener Form und wol 15—16 Fuß Länge.

An der Stelle, wo der Commodore landen sollte, waren amerikanische Seesoldaten rechts, die Matrosen links, in je zwei Compagnien gebildet, aufgestellt; jedes dieser Corps hatte seine Musikbande, nebst üblichem Zubehör von roth eingefaßten Trommeln und Querpfeifern. Ein Major und ein Capitän commandirten die Marinesoldaten; vier Lieutenants und zwei Midshipmen die Matrosen. Die übrigen Offiziere, den Stab bildend, erwarteten den Commodore am Landungsplatze.

Gleich nachdem dieser den Fuß ans Land gesetzt hatte, erschien der Statthalter Uragas mit seinem Gefolge und becomplimentirte Alle, worauf die ganze Procession

sich nach den unweit davon erbauten Pavillons in Bewegung setzte. Hier war eine Art Vorhof aus langen Streifen von schwarzem und weißem Baumwollenzeug gebildet. Alle Japanen blieben außerhalb desselben, nur der Gouverneur und ein kleines Gefolge begleitete den Commodore, welcher gleichfalls die Escorte am Eingang ließ und blos den Offizierstab mit sich nahm. Zunächst diesem mit Matten belegten Vorhof befand sich ein offener Pavillon, um einige Stufen erhöht. Hier saßen die beiden kaiserlichen Commissarien, der Prinz von Idsu und der Prinz von Iwami, Ersterer auf etwas höherm Sitz. Zur Rechten des letztgenannten Prinzen kniete ein Beamter untergeordneten Ranges. Vor dem Prinzen von Idsu ließen sich, nach einer tiefen Verbeugung, der Gouverneur von Uraga und der Dolmetscher auf die Knie nieder; sie verblieben in dieser Lage während der ganzen Verhandlung. Gegenüber dem Prinzen standen drei gleich hohe Stühle, worauf der Commodore und die beiden ältesten Capitäne Platz zu nehmen eingeladen wurden. Die übrigen Offiziere gruppirten sich hinter dem Sitz des Commodore, während das japanische Gefolge im Vorhofe auf den Knien verharrte.

Nachdem der Commodore die kaiserliche Vollmacht gesehen hatte, wurden der seinem wesentlichen Inhalte nach bereits mitgetheilte Brief des Präsidenten für den Kaiser, die diplomatische Beglaubigung und zwei Schreiben des Commodore an den Kaiser, ohne gemäß der Uebereinkunft ein Wort dabei zu sprechen, übergeben. Diese Schriftstücke, mit dem großen Siegel der Vereinigten Staaten versehen, welche in einer goldenen Kapsel daran hingen, wurden von den beiden hübschesten

Schiffsjungen bis zum Pavillon, dann weiter von zwei riesigen Negern getragen, vorgebracht, geöffnet und nebst einer chinesischen, holländischen und englischen Uebersetzung den beiden kaiserlichen Commissarien eingehändigt, von diesen unter Ceremonien in eine geräumige Kiste niedergelegt. Sie wurde verschlossen und eine dicke seidene Schnur in vielfachen Windungen und mit allerhand wunderlichen Knoten darumgebunden.

Perry's Schreiben enthielten ernste drohende Worte. „Die Regierung Japans hat die Bürger der Union wie Feinde behandelt; Schiffbrüchige wurden eingesperrt und friedliche Kauffahrer mit Kanonenfeuer empfangen. Dies müsse aufhören. Die Abschließung Japans von der übrigen Welt in frühern Jahrhunderten mag berechtigt gewesen sein. Jetzt ist sie unmöglich. Würde man darauf bestehen, so muß solches Verfahren nothwendig zu Feindseligkeiten, zum Verderben führen. Amerika ist der Nachbar Japans; die Dampfer gelangen von unsern Küsten innerhalb 18—20 Tagen nach euerm Reiche. Aus Achtung vor euch bin ich jetzt nur mit vier großen Fahrzeugen gekommen; sollte es nöthig sein, so werde ich im nächsten Frühjahre mit einer zahlreichen Flotte erscheinen." Solche Sprache konnte den berechneten Eindruck nicht verfehlen. Die Machthaber Japans befürchteten Feindseligkeiten; sie gaben nach und bekannten sich, ohne Widerstand zu wagen, für überwunden. „Wir haben", so sprechen die kaiserlichen Abgeordneten in ihrer schriftlichen Bescheinigung, „das Schreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika empfangen und werden es dem Kaiser übergeben. Wir haben mehrmals angezeigt, die Verhandlungen mit fremden Ländern könn-

ten nicht hier zu Uraga, sondern blos in Nagasaki geführt werden. Darauf erklärte der Admiral, er würde als Gesandter des Präsidenten es für eine Beleidigung halten, wenn man das Schreiben nicht hier empfinge. Wir haben die Berechtigung hiervon anerkannt und das Schreiben des Präsidenten, im Widerspruch mit dem japanischen Gesetze, in Empfang genommen. Weil nun aber hier keine Unterhandlungen mit Fremden gepflogen werden sollen, so mögt ihr jetzt, wo die Annahme des Briefs geschehen, wieder abreisen." Nach Verlesung dieser Schrift ließ der Commodore den Japanen mittels seiner Dolmetsche erklären, er werde innerhalb einiger Tage nach den Liéukiéu und China abgehen und im April oder Mai (1854) wieder nach Japan zurückkommen. Die Japanen ließen sich dies zwei mal wiederholen und fragten dann: Ob der Commodore mit allen vier Schiffen zurückkehren werde? „Wahrscheinlich und sicherlich mit noch mehren, wenn es nöthig sein sollte. Die vier sind blos ein Theil des Geschwaders." Der japanische Dolmetsch fragte noch über die Ursachen der chinesischen Revolution und erhielt zur Antwort: Wegen Unzufriedenheit mit der Regierung. Diese Worte wurden nicht ins Japanische übertragen.[42])

Der Statthalter von Uraga und seine Offiziere besuchten die Amerikaner mehrmals an Bord. Sie besahen sich mit großer Aufmerksamkeit das Schiff, obwol in der Weise von Leuten, welche es gegen den guten Anstand halten, ihre Neugierde merken zu lassen. Die Maschinen, die schweren Geschütze mit den Percussionsschlössern, die Gewehre, die Revolvers schienen ihr höchstes Erstaunen zu erregen. Mit geographischen und astronomischen Karten waren die

Japanen wohlbekannt. Sie deuteten auf dem Globus die Stelle von Japan, Rußland, England, Holland, den Vereinigten Staaten sowie den Hauptstädten genau an und zeigten auch mittels verschiedener Fragen, daß sie ziemlich gut mit den Weltbegebenheiten vertraut seien. So fragten sie, ob Mexico noch existire, oder ob es die Vereinigten Staaten ganz erobert hätten. Ob die große Eisenbahn von Neuyork nach San-Francisco wirklich erbaut worden und dergleichen mehr, wobei jedesmal der Ort auf dem Globus richtig mit den Fingern gezeigt wurde.

Vor der Abfahrt des Geschwaders brachten die Japanen noch verschiedene Geschenke: Goldbrokat und andere Stoffe, lackirte Geräthschaften aller Art, Fächer, Saki, mehre hundert Stück Geflügel, einige tausend Eier und dergleichen, was die Amerikaner in ähnlicher Weise erwiderten. Verschiedene kostbare Waffen, welche sich unter des Commodore Geschenken befanden, wurden höflich abgelehnt. Die Weine und feinen Bäckereien, dann Confituren, welche sich in Fülle unter den Geschenken vorfanden, schienen sehr willkommen. Die Amerikaner blieben noch einige Tage in der Bucht, fuhren zum großen Schreck der japanischen Behörden weiter gen Jedo hinauf, um die Vermessung zu beenden und einen guten Ankerplatz für nächstes Jahr auszuwählen. Das Einvernehmen wurde bei alledem täglich besser. Der Gouverneur stattete mehre Besuche ab und die Vermessungsboote legten nicht selten bei den Kähnen der Eingeborenen an, rauchten Pfeifen mit ihnen, gaben und empfingen unbedeutende Geschenke, unter andern köstliche frische Früchte, besonders prachtvolle reife Pfirsiche.

Ueber die Lieukieu, wo die Amerikaner mit gleicher Freundlichkeit wie früher empfangen wurden, kehrte der Commodore nach China zurück (7. Aug. 1853), um hier bis zur Rückfahrt nach Japan zu verweilen. Unterdessen konnte man auch bei den schwierigen zerrütteten Zuständen des Mittelreichs die amerikanischen Interessen in den chinesischen Gewässern überwachen.

Ueber Commodore Perry und sein erstes Auftreten zu Lieukieu und Japan haben wir von einem Chinesen verfaßte Berichte erhalten, welche wir ihrem wesentlichen Inhalte nach mittheilen. Es ist anziehend und lehrreich zu sehen, wie sich die Ostasiaten über die Veränderungen in ihren und den benachbarten Reichen ausdrücken, wie sie sich das Verhältniß zwischen ihnen und den Fremden denken und was sie von der Zukunft erwarten.

„Die Bewohner der Lieukieu", schreibt der Chinese, „sind sehr friedliebende Leute; Rechtshändel gehören zu den größten Seltenheiten. Die Gerichtspersonen haben kaum einige Beschäftigung. Steuereinsammler gibt es nicht; das Volk überbringt selbst den Behörden seine Abgaben. Sie bestehen in Naturalien. Geld kennt man nicht. Sich desselben zu bedienen, ist gesetzlich verboten.[43]) Alle Geschäfte werden mit besonderer Freundlichkeit in artiger höflicher Weise verhandelt. Hier gibt es selbst keine ungezogene Gassenjugend. Nicht die ältern Personen allein, sondern Knaben becomplimentiren sich gegenseitig in den engen Straßen derart, daß sie nicht selten den ganzen Raum einnehmen und den Weg versperren. Die Complimente bestehen in Bücklingen und in der bekannten chinesischen Kopfklopferei. Männer und Frauen gehen nebeneinander auf den Straßen; sie dür-

sen aber nicht miteinander sprechen und sich gegenseitig nichts geben. Befestigte Städte gibt es hiesigen Landes nicht. Auch sieht man weder Speere, Flinten, noch andere Waffen. Gewaltthätigkeiten kommen nicht vor; es sind gar sanftmüthige verweichlichte Leute, diese Inselbewohner. Nun sind aber während der letzten Jahre viele Kriegsschiffe hierher gekommen, welche ihre Kanonen losdonnerten. Die Liéukiéu erschraken anfangs sehr, gewöhnten sich endlich daran und haben gar keine militärischen Vorbereitungen getroffen. Sie verlassen sich auf ihre Artigkeit, auf ihr tugendsames gerechtes Wesen. Wird ihnen dieses aber auch etwas helfen? Mir wird bange, wenn ich an das künftige Geschick dieser guten Leute denke.

„Die Liéukiéu erkennen eine doppelte Oberherrschaft, die chinesische und die japanische. Alle drei Jahre senden sie ihren Tribut, aus Schwefel, weißem Kupfer, Eisen und Zinn bestehend, nach Peking. Die Gesandtschaft wird von einigen Dolmetscherzöglingen begleitet, welche über Fokien zur Hauptstadt reisen, wo sie nicht selten mehre Jahre verbleiben, um unsere Sprache zu erlernen. Dies der Grund, weshalb sie die pekinger Mundart sprachen. Die Waaren, welche diese Gesandtschaften aus China mitbringen, gehen bis auf einen geringen Theil nach Japan. Die Insassen sind nämlich zu arm, um sie kaufen zu können. Die Inselgruppe, heißt es in den Jahrbüchern, ward unter der Dynastie Sui (gegen das Jahr 600 u. Z.) entdeckt und erhielt ihren Namen von der Aehnlichkeit mit der gebogenen Linie eines fliegenden Drachen, Kiéu geheißen."

„Commodore Perry hat hier", so fährt der Chinese fort, „ein Haus gemiethet, um ein Kohlenlager zu er-

richten. Dies geschah, damit die Dampfer, welche nach Japan fahren, auf Liéukiéu Kohlen einnehmen könnten. Als ich im Juni (1853) anlangte, fand ich viele Schiffe vor Anker liegen. Sie dampften bald nach Japan, kamen aber nach Verlauf weniger Wochen wieder zurück. Einige gingen nach Hongkong, andere nach Amoy; nur ein Schiff blieb hier. Es vergingen keine zwei Monate und zwei Schiffe kamen wieder, welche Kohlen brachten. Liéukiéuboote führten sie ans Land. Der Häuptling von Napakiang, welcher zu diesem Allen keine Erlaubniß geben wollte, erhielt ein ernstes Schreiben vom amerikanischen Commodore und mußte sich unterwerfen. Zu gleicher Zeit ward ihm angezeigt, daß ein amerikanisches Schiff vor Anker liegen bleibe, immer und zu allen Zeiten. Ich habe diesen Brief zu Napa selbst gesehen und gelesen."

Der Flaggendampfer Susquehanna mit Commodore Perry am Bord verließ zum zweiten mal (14. Jan. 1854) die Rhede von Hongkong, gefolgt vom Powhatan und dem Mississippi. Der Commodore fuhr einige Monate vor der bestimmten Zeit ab, aus Furcht, die Russen oder Franzosen möchten ihm in Jedo zuvorkommen. Am 21. gingen die drei Dampfer zu Napakiang vor Anker, wo bereits die Segelschiffe Vandalia, Southampton, Supply und Lexington ihrer warteten. Der Commodore und sein Gefolge besuchten nochmals die Landeshauptstadt Suri oder Schéuli, besahen sich die zahlreichen Tempel und Burgen und bewunderten nochmals die herrliche fruchtreiche trefflich angebaute Landschaft. Die genau in Vierecke abgetheilten Felder sind mit bequemen erhöhten Gängen umgeben. Man baut

Weizen, Reis, Mais, Hirse; Erbsen, süße Pataten und viele andere Gemüse; Zwiebeln, Kürbisse und Melonen; Theeplantagen, Zuckerrohr und Firnißbäume werden in Menge gefunden. Zahlreiche Obstgärten prangen mit Orangen und andern wohlschmeckenden Südfrüchten. Bambus, Pisang und spanisches Rohr wachsen massenhaft in den Bergwaldungen, und ringsum liegen die zahlreichen hinter grünem Gebüsch versteckten Dörfer.

Am 12. Febr. vereinigten sich sämmtliche Schiffe in den japanischen Gewässern — auch der Dampfer Saratoga von Schanghai hatte sich eingefunden — und gingen innerhalb der Jedobucht jenseit oder oberhalb Uragas, wo man beim ersten Besuch anhielt, vor Anker. Japanische Beamte kamen bereits am 13. früh an Bord des Powhatan und versicherten: 'Nach wenigen Tagen werde ein Minister aus Jedo erscheinen, um alle Geschäfte mit dem Gesandten Amerikas in offener, freundlicher und friedlicher Weise zu erledigen. Nur möchten die Schiffe 20 engl. Meilen rückwärts, von Jedo nach Uraga, hinabfahren. Jener Platz sei vom Kaiser zur Zusammenkunft bestimmt. Nach längern und wiederholten Conferenzen, welche zehn Tage dauerten, wird endlich die große Dorfschaft Joko-Hama oberhalb Uragas auserkoren, wo die Verhandlungen über den Vertrag zwischen Amerika und Japan geführt werden sollen. Der Amerikaner behielt Recht. Perry hielt es für nothwendig, gleich im Beginn mit Entschiedenheit aufzutreten; sein hier gezeigtes unerschütterliches Wesen hat ihm in den nächsten Tagen große Dienste geleistet.

Elf Tage vergehen in Festgelagen und allerlei Lustbarkeiten bis zur Ankunft der Gesandten vom kaiserlichen

Hofe. Die japanischen Beamten, an ihrer Spitze der Statthalter von Uraga, haben sich bald in die westlichen Sitten und Gebräuche gefunden. Trinksprüche wurden gesprochen und Reden gehalten gleichwie zu Neuyork und Washington. Capitän Buchanan brachte die Gesundheit des Kaisers von Japan aus, welche stehend „mit allen Ehren neun mal neun" getrunken wurde. Der Statthalter erwiderte mit der Gesundheit „auf seine Majestät", den Präsidenten der glorreichen Republik. Die Japanen ließen sich bei allen Gelegenheiten den Wein tüchtig schmecken. Am besten mundeten Champagner und feine Liqueure. Die Gläser, in welchen man die Weine servirte, wurden gar sehr bewundert, und dabei fielen allerlei inhaltsschwere zukunftsschwangere Reden. „Auch wir werden in Dampfern und dreimastigen Schiffen unser Reich verlassen und fremde Länder besuchen können. Welche Wunder mögen jene Länder nicht enthalten, nach den vielen neuen Dingen zu schließen, die wir innerhalb weniger Tage kennengelernt haben."

Während dieser Rasttage wurde neuerdings über die Uferlande rings um die Bucht bis hinauf nach Jedo allerlei Kundschaft eingezogen. Man fand auch jetzt wieder ganz nahe am Ufer bei der Residenzstadt fünf Faden Wassertiefe. Die halbmondförmig gebaute Stadt liegt in einer weitgestreckten herrlichen fruchtreichen Ebene, voll von Reis und Getreide, von Hülsen- und Gartenfrüchten. Auch Baumwollpflanzungen, allerlei merkwürdige Vegetabilien, schwarze Wallnüsse und süße Kastanien werden hier gefunden. Weit in die Ferne ist die üppige Gemarkung von Wäldern und Bergen umgrenzt. Die zum großen Theil einstöckigen hölzernen

Häuser füllen einen weiten Flächenraum. Die Bevölkerung ist aber in frühern Zeiten gar sehr überschätzt worden. Die hierum befragten Japanen antworteten zum Staunen aller Hörenden: „Nein, unsere Residenz ist in Betreff der Insassen nicht die erste auf Erden. Zuvor kommt London und Paris, dann erst Jedo. Der Name", fügten sie hinzu, „bedeutet des Flusses Mündung. Wir heißen sie wol auch Ostresidenz, im Gegensatz zum westlich gelegenen Mijako. Jedo ist eine neue Stadt, sie ward 1458 gegründet und erst im Beginn des 17. Jahrhunderts mit Festungswerken versehen."

Am 8. März zur Mittagszeit fuhr Commodore Perry sammt zahlreicher Begleitung in 29 Booten ans Land. Die Musik spielte abwechselnd „Heil Columbia" und den „Präsidentenmarsch", während 500 Amerikaner in Reihe und Glied geordnet heranzogen zum neuerrichteten Audienzsaal. Die Vorhänge, womit man die Gassen zu umziehen pflegte sobald Fremde durchkommen, wurden auf des Gesandten Wunsch weggenommen. Die Bewohner Joko-Hamas und der Umgegend konnten in Masse herbeiströmen und über das niegesehene Schauspiel ihr Erstaunen ausdrücken.

Japan wird seit vielen Jahrhunderten und jetzt noch gleichwie ehemals das Heilige römische Reich deutscher Nation von einer Feudalaristokratie, Damjos oder Fürsten genannt, regiert. Die andern Stände sind Chadamodos, Adelige, Banjos, Beamte, Bonzen und Volk. Die Familien der Reichsfürsten müssen immerdar als Geiseln am Hofe des obersten Lehensherrn leben, die Fürsten selbst abwechselnd ein Jahr um das andere. Zwei solche Reichsfürsten, der von Tsusima, eine Inselgruppe zwischen Ja-

pan und Korea, und jener des Gebirgslands Mimasaka, auf der Westseite Mijakos, an ihrer Spitze Haiaschi, der Präsident des aus fünf Mitgliedern bestehenden japanischen Staatsraths, Daigaku no Kami oder Ministerfürst genannt, waren von Jedo herabgekommen, um sich mit dem amerikanischen Gesandten zu verständigen. Zur Führung des Rechnungswesens war der Commission ein Rath des Finanzministeriums und für andere Geschäfte anderes untergeordnetes Personal beigegeben.

Hier im Begrüßungssaal, erst während der letzten Tage zu diesem Zweck aufgebaut, prangten ringsum prachtvolle Japonicas, mehre dreißig Fuß hoch und in voller Blüte. Auf dem mit weißen Binsenmatten belegten Boden standen an beiden Seiten der ganzen Länge nach Stühle und Tische, sämmtlich mit rothem Tuch ausgeschlagen. Auch die Säulen, welche das Gebäude trugen, waren mit purpurrothem Flor umschlungen, die Wände mit gemalten Blumen und Vögeln reich umhangen, und der ganze große Raum von zahlreichen, auf kostbarem japanischem Porzellan stehenden Kohlenbecken angenehm erwärmt. Hofmaler aus Jedo standen hinter dem Säulengang, um das Conterfei der Fremden zu nehmen.

Ein Zeichen wird gegeben und die zahlreiche Dienerschaft bringt auf schönen, gelbgefirnißten Platten Thee, Saki (eine Gattung Branntwein), eingemachte Früchte und allerlei Süßigkeiten herbei, — für jeden einzelnen Gast eine besondere Platte. Die Erfrischungen sind schnell genossen, die Gesellschaft erhebt sich und die japanischen Geschäftsträger führen den Commodore durch eine mit Purpurflor drapirte Thüre in das Conferenzzimmer. Die

Verhandlungen wurden holländisch, mittels mehr'er japanischer Dolmetscher und des Herrn Portman, Perry's Secretär, geführt, welche diese Sprache geläufig redeten und schrieben. Des Präsidenten Brief ward in artiger Form, dem Wesen nach in abschlägiger Weise erwidert. Die japanische Regierung erklärte, es sei ihr unmöglich, auf alle Vorschläge einen genügenden Bescheid zu geben. Sie verstoßen gegen die herkömmlichen Reichsgesetze. Doch habe man die Einsicht erlangt, es hieße den Geist des Jahrhunderts verkennen, würde man eigensinnig an den alten Gesetzen festhalten. „Deshalb wollen wir uns der Nothwendigkeit fügen. Der junge Kaiser hat bei seiner Thronbesteigung den Fürsten und hohen Staatsbeamten ein feierliches Versprechen zur Aufrechthaltung der bestehenden Gesetze gegeben. Hiernach kann er, was klar am Tage liegt, diese Gesetze nicht abschaffen. Man hat das euch schon im verflossenen Herbst mittels des holländischen Schiffes wissen lassen. Dem russischen Abgesandten, welcher von Nagasaki aus ähnliche Gesuche stellte, wurde gar keine Antwort gegeben, und so wird mit jeder Nation verfahren. Die Russen sind seitdem weggegangen. Doch wollen wir, wie gesagt, uns der Nothwendigkeit fügen und den Vorschlägen Sr. Majestät des Präsidenten in Betreff des Holzes und Wassers, in Betreff der Lebensmittel, der Behandlung schiffbrüchiger Fahrzeuge und der Mannschaft. Ew. Excellenz möge nur einen Hafen auswählen, wir wollen ihn dann innerhalb fünf Jahren einrichten. Kohlen können schon vom nächsten Jahre (10. Febr. 1855) zu Nagasaki eingenommen werden."

Perry ist hierauf nicht eingegangen. So möge man

ihnen, erklärten endlich die Japanen, einen Vertragsentwurf mittheilen, damit sie genau erführen, was die Amerikaner wollten. Diesem Wunsche gemäß wurde den kaiserlichen Commissären alsbald eine solche Schrift in englischer und holländischer, in chinesischer und japanischer Sprache übergeben, welche in den wesentlichsten Punkten mit dem wirklichen Vertrage übereinstimmt.[44]) Nun wurden den Japanen einige Tage Zeit gelassen, um sich gegenseitig zu berathen oder neue Verhaltungsbefehle aus Jedo einzuholen. Diese hat man zur Herrichtung und Uebergabe der Geschenke verwendet. Die Amerikaner haben unterdessen drohend zu verstehen gegeben, Phrasen genügen ihnen nicht; sie dringen auf Verwirklichung jener inhaltschweren Worte: „Die Jedoregierung dürfte nicht eigensinnig an den alten Gesetzen hängen bleiben; sie müßte sich der Nothwendigkeit fügen.“

Man bedurfte vier Tage zur Aufstellung der Geschenke. Erst am 12. waren sie alle geordnet, zum Erstaunen und Wunder der selbst aus fernen Gegenden herbeiströmenden Bevölkerung. Für den Kaiser hatte die Expedition unter andern folgende, die Culturweise und den Culturstandpunkt des Westens bezeichnende Gegenstände mitgebracht: eine Eisenbahn mit einer Dampfmaschine, einen elektrischen Telegraphen, ein Brandungs- und Lebensrettungsboot, eine Druckerpresse, eine Lorgnette, ein vollständiges Exemplar von Audubon's „American ornithology“, prachtvoll gebunden, Abbildungen der Indianer Amerikas, geographische Karten der einzelnen Staaten der Union, Ackerbaugeräthe mit den neuesten Verbesserungen, ein ganzes Stück Tuch, einen Ballen Baumwolle, einen Ofen, Flinten, Pistolen und

Säbel, Champagner, allerlei geistige Getränke, besonders amerikanischen Whiskey. Der Kaiserin sandte man folgende Sachen: ein Teleskop, eine Lorgnette in einem vergoldeten Gehäuse, einen vergoldeten Toilettentisch mit allem Zubehör, eine rothe Sammetkleidung, ein schillerndes geblümtes Seidenkleid, einen prachtvollen Mantel, Audubon's Werke mit Stahlstichen, ein Porzellanservice, eine Standuhr, einen Ofen fürs Empfangzimmer, eine Kiste herrlicher Weine, eine Pomadenchatoulle, Seife verschiedenster Gattung und Farben in einem vergoldeten Kästchen. Dem kaiserlichen Dolmetscher gab man Exemplare von Webster's Wörterbuch der englischen Sprache; den andern Beamten je nach ihrem Range Bücher, Flinten, Pistolen, Degen, Weine, Kleidungen, Landkarten, Oefen, Uhren, dann allerlei liebliche und stärkende Getränke, welche sie sich trefflich schmecken ließen. „Die Schiffsuhrmacher brauchen sich nicht mehr“, so sprachen die Japanen, „um unsere Uhren zu bemühen. Wir haben in Jedo Leute genug, welche dies Handwerk verstehen.“ Mehre fragten nach Ericson's calorischer Maschine. „Wir haben davon gehört, glauben aber nicht, daß ein großer praktischer Nutzen hieraus erwachsen könne.“ Die einen Kreis umschließende Eisenbahn betrug 300 Ellen und die Dampfmaschine konnte in einer Stunde 9—10 deutsche Meilen fahren. Anfänglich zeigten die Japanen einige Scheu, sich in den Wagen zu setzen; kaum hatte man aber die Runde gemacht, so stritten sie sich unter Scherzen und Gelächter um Plätze. Der Telegraph hat aber in einem weit höhern Grade ihre Verwunderung, ihr Erstaunen hervorgerufen. Die Gegengeschenke der Japanen waren

von ihrem Standpunkte aus nicht weniger ehrenvoll und kostbar. Der Commodore selbst erhielt zwei vollständige Sortimente japanischer Münzen, drei Flinten und zwei Schwerter.

Auf den Vertragsentwurf erwiderte die Hofcommission nach kurzer Berathung zum Scheine Folgendes: Wir können nicht entscheiden, wir müssen in Jedo anfragen. Unser junger Herr — sein Vater und Vorgänger ist erst vor wenigen Monaten gestorben — wird hierüber, wenn es die vielen andern Arbeiten erlauben, mit der Ministerversammlung Rath pflegen. Der Commodore möge jedoch nicht vergessen, daß man zu Japan nicht so eilig Geschäfte abmacht, wie in Amerika. Der zwischen China und den Vereinigten Staaten bestehende Vertrag sollte anfänglich nach dem Wunsche des Commodores bei den Verhandlungen zu Joko-Hama als Grundlage dienen. Dies war jedoch unmöglich. Die Gleichberechtigung aller andern Nationen wurde von den Japanen unbedingt zurückgewiesen.

Jetzt schon, beim Anfang der Unterhandlungen, verfahren die Amerikaner im „nachbarlichen Reiche“ ziemlich nach Gutdünken. Japanisches Herkommen, japanische Bräuche kümmern sie wenig. Ein Matrose starb. Die Commissäre wünschten, der Leichnam möchte zum holländischen Friedhof in Nagasaki gebracht werden. Man begrub ihn am Ufer mit feierlichem Gepränge, unter allen Ceremonien der protestantischen Kirche. Der Schiffskaplan kam herbei, von vielen Tausenden der Einwohner umgeben, Männer, Frauen und Kinder. Er trug seine lange schwarze geistliche Kleidung und hielt den Gottes-

dienst in herkömmlicher Weise. Einheimische Polizeidiener folgten auf allen Tritten und Schritten. Nicht die geringste Unordnung ist vorgefallen. „Wir verstehen vollkommen", erklärten am Ende mehre Japanen, „den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholicismus." Die Versicherung im Schreiben des Präsidenten, daß die Amerikaner keiner Religion Vorschub leisten, war von trefflicher Wirkung.

Einige Mitglieder der Expedition machten Ausflüge in der Umgebung und viele Meilen weit ins Binnenland, durchzogen Dörfer und Städte, Kanagawa und Kasacca mit Hunderttausenden von Einwohnern, und sammelten allerlei Merkwürdigkeiten. Sie haben das Land allenthalben trefflich angebaut gefunden. Die bergige Natur des Bodens ist überwunden. Hügel und Höhen werden gleichwie unsere Weingärten terrassenförmig geformt und ringsum mit fruchtbarer Erde überzogen. Die meisten Waldungen sind ausgerottet und zu Aeckern verwendet. So geschieht es, daß das Reich nicht blos die zahlreiche Bevölkerung nährt, sondern noch Reis und Kornfrüchte darbietet zur Ausfuhr. Die meisten Häuser haben Stroh-, wenige Ziegeldächer. Alle sind mit grünen Hofräumen und guten Gemüsegärten umgeben, was einen freundlichen Anblick darbietet. Die Amerikaner gingen in mehre dieser Häuser, fanden sie rein, niedlich und behaglich, wie sonst ungewöhnlich im Morgenlande, wenn auch nach unsern Ansichten und Bedürfnissen mit einem gar mangelhaften Hausgeräthe. Mehre Häuser hatten Uhren japanischer Fabrikation. Die Tempel sind kleiner als in China, aber mit kostbarem Schmuck versehen. Geistliche und Laien benahmen sich äußerst zu-

vorkommend. Sie bildeten Spaliere, um die Fremden durchzulassen, gaben ihnen Alles, was sie brauchten und reichten bereitwillig mancherlei Erfrischungen.

Es schien eine zeitlang, als wenn die Unterhandlungen nicht in friedlicher Weise zu Ende gehen sollten. Die Amerikaner verlangten viel und die Japanen wollten nur Geringes gewähren. Nicht blos das Ostreich selbst, sondern Korea und die Lieukieu, worüber die Japanen eine Oberherrlichkeit in Anspruch nehmen, sollten dem nordamerikanischen Handelsverkehr freistehen. Die Regierung von Jedo wollte blos Nagasaki öffnen und zwar unter denselben Bedingungen wie den Holländern und Chinesen. „Korea und die Lieukieu sind entfernte Länder, worüber man auf Japan nicht verfügen könne." Es dauerte länger als drei Wochen, bis man sich verständigen konnte. Erst am letzten Tage des März sind die einzelnen Bedingungen zu einem Vertrage geordnet und unterzeichnet worden. Das Städtchen Kanagawa, sechs deutsche Meilen von Jedo — Kämpfer übernachtete hier am 12. März 1691 —, wo die Unterzeichnung stattgefunden hat, wird deshalb in der ostwestlichen Geschichte ewig denkwürdig bleiben. Japan ist, nach einer beispiellosen 200jährigen Abschließung, nochmals, und dies für alle Zukunft, in die Weltbewegung eingetreten. Eine neue Sperre ist unmöglich; dies wäre ein Absagebrief gegen Amerika und die andern Vertragsmächte. Nicht gnädigen Freibriefen, wie bei China und Holland, verdanken die Bürger jener Staaten ihre neue Stellung, sondern feierlich abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsverträgen, welche nur mit gegenseitiger Zustimmung abgeändert oder aufgehoben werden dürfen. Wir lassen

nun das Schriftwerk, der Wichtigkeit wegen, seinem wörtlichen Inhalte nach unverkürzt folgen.

### Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten Amerikas und dem japanischen Reiche, geschlossen zu Kanagawa am 31. März des Jahres unsers Herrn Jesu Christi 1854 und im siebenten Jahre der Periode Kaihie, am dritten Tage des dritten Monats.

Die Vereinigten Staaten Amerikas und das Reich Japan wünschen eine feste, dauernde und redliche Freundschaft zwischen beiden Nationen zu begründen und haben beschlossen, die Normen, welche künftig im Verkehr zwischen den beiden Ländern gegenseitig beobachtet werden sollen, mittels eines Vertrags oder einer allgemeinen Uebereinkunft zum Frieden und zur Freundschaft in einer klaren bestimmten Weise festzusetzen.

Zu dem Ende hat der Präsident der Vereinigten Staaten seinen Abgeordneten Matthew Calbraith Perry, den außerordentlichen Gesandten der Vereinigten Staaten zu Japan, mit unbedingten Vollmachten versehen. Aehnliche Vollmachten hat der erhabene Herrscher Japans seinem Abgeordneten gegeben, Haiaschi mit dem Titel Daigaku no Kami (d. h. Ministerfürst), dem Ido, Fürsten von Tsusima (der Inselgruppe zwischen Korea und Japan), dem Isawa, Fürsten von Mimasaka (im Südwesten der Insel Nibbon) und dem Udono, Rath im Finanzministerium. Diese erwähnten Abgeordneten sind, nachdem sie ihre Vollmachten gegenseitig ausgewechselt hatten, über folgende Punkte übereingekommen:

1) Zwischen den Vereinigten Staaten Amerikas einer-

seits und dem Reiche Japan andrerseits sowie zwischen ihren Völkern wird, ohne Ausnahme von Personen und Oertlichkeiten, ein vollkommener, bleibender und allgemeiner Friede stattfinden, sowie eine redliche herzliche Freundschaft.

2) Die Japanen gewähren den amerikanischen Schiffen Zutritt zu dem Hafen Simoda im Fürstenthum Idsu und zum Hafen Hakodade im Fürstenthum Matsmai. Soweit die Japanen diese Länder besitzen, können die amerikanischen Schiffe hier Holz, Wasser, Lebensmittel, Kohlen und alles Andere einnehmen, was sie bedürfen sollten. Die Eröffnung des ersten Hafens findet gleich nach der Unterzeichnung des Vertrags statt; der zweite wird an demselben Tage des folgenden japanischen Jahres eröffnet werden. Japanische Beamte werden die Preise festsetzen, wofür die verlangten Gegenstände geliefert werden. Die Zahlung geschieht in Gold- oder Silbermünze.

3) Wenn immer amerikanische Schiffe auf die japanische Küste geworfen und dort Schiffbruch erleiden würden, so sollen ihnen die japanischen Schiffe alle mögliche Hülfe leisten und die Mannschaft nach Simoda oder Hakodade bringen. Hier werden sie ihren zu dem Endzweck dort aufgestellten Mitbürgern übergeben. Alle aus dem Schiffbruch geretteten Gegenstände werden ebenfalls herausgegeben. Die Unkosten für die Rettung und den Unterhalt der Amerikaner oder der Japanen, welche nach den Küsten der einen oder andern Nation verschlagen werden, werden nicht zurückerstattet.

4) Die Schiffbrüchigen und die andern Bürger der Vereinigten Staaten werden so frei sein wie in andern Ländern. Sie dürfen nicht ins Gefängniß geschickt, sollen aber gerechten Gesetzen unterworfen werden.

5) Die schiffbrüchigen Leute und die andern Bürger der Vereinigten Staaten, welche ihren zeitlichen Aufenthalt zu Simoda und Hakodade nehmen, werden keine solchen Hindernisse, keine Einsperrung, wie die Holländer und Chinesen in Nagasaki, zu ertragen haben. Sie dürfen allenthalben in Simoda, wo es ihnen immer belieben sollte, herumgehen, innerhalb eines Umkreises von sieben japanischen Meilen[45]), dessen Mittelpunkt eine kleine Insel im Hafen Simoda ist. Diese Insel ist auf der hier beigefügten Karte verzeichnet. Die Amerikaner können auch zu Hakodade allenthalben frei herumgehen, innerhalb der Grenzen, welche bestimmt werden, sobald ihre Schiffe diesen Hafen besuchen.

6) Wenn andere Waaren für nothwendig erachtet werden, oder wenn es nothwendig ist, sich über irgendeine andere Sache zu verständigen, so wird man von beiden Seiten mit großer Sorgfalt verfahren, um eine Uebereinkunft zu erzielen.

7) Man ist übereingekommen, daß die amerikanischen Schiffe, welche sich nach den geöffneten Häfen begeben, Gold und Silber verwechseln können und auch Waaren gegen Waaren; doch müssen sie sich den Normen fügen, welche zu dem Endzweck von der Regierung Japans aufgestellt werden. Alle Waaren, welche die Amerikaner eingeführt, aber nicht vertauscht haben, dürfen sie wieder mitnehmen.

8) Das Holz, das Wasser, die Lebensmittel, die Kohlen und andere nothwendigen Gegenstände können nur mittels japanischer hierzu eigens aufgestellter Beamten und in keiner andern Weise erworben werden.

9) Man ist übereingekommen, daß, wenn in Zukunft

die japanische Regierung einer oder mehren Nationen Sonderrechte und Vortheile einräumt, welche den Vereinigten Staaten und ihren Bürgern nicht gewährt sind, diese gern gewährt werden sollen, ohne Widerspruch, ohne Zögerung.

10) Die Schiffe der Vereinigten Staaten dürfen, wenn sie die Noth hierzu nicht treibt, nach keinen andern Häfen kommen als nach Simoda und Hakodade.

11) Die Regierung der Vereinigten Staaten wird nach Verlauf von 18 Monaten, von der Unterzeichnung des Vertrags gerechnet, Consuln oder Agenten in Simoda ernennen, wenn nämlich die beiden Regierungen diese Einrichtung für nothwendig erachten sollten.

12) Die Vereinigten Staaten Amerikas und Japans sowie die Bürger und Unterthanen der beiden Mächte sind verpflichtet, den gegenwärtig abgeschlossenen und gehörig unterzeichneten Vertrag genau und getreulich zu beobachten. Der Vertrag wird von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gebilligt und ratificirt werden, nach Berathung und Zustimmung des Senats, sowie durch den erhabenen Fürsten Japans. Die ratificirten Verträge werden 18 Monate nach ihrer Unterzeichnung, oder auch früher, wenn es möglich ist, ausgewechselt werden.

Zur Beglaubigung haben wir, die obengenannten Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten Amerikas und des Reichs Japan, den Vertrag unterzeichnet und mit unsern Siegeln versehen.

So geschehen zu Kanagawa, am 31. März des Jahres unsers Herrn Jesu Christi 1854, und im siebenten Jahre der Periode Kaihie [46]), am dritten Tage des dritten Monats.

Gleich nach der Ratification sollte, wie in der That geschehen, die Eröffnung des Hafens Simoda oder Niederland — die Bedeutung des Namens im Japanischen — auf der Halbinsel Idsu stattfinden. Die Bucht, an deren westlichen Ende die Stadt sich erhebt, ist ringsum von hohen bis zum Gipfel mit dichtem Grün umwachsenen Bergen eingeschlossen. Das Land ist trefflich angebaut und reich an malerischen Schönheiten. Simoda liegt an einem Flüßchen gleichen Namens, welches tief genug ist, die größten japanischen Schiffe aufzunehmen. Eiserne Dampfer werden leicht in das Innere der Stadt gelangen können. Dieser an sich geringfügige Ort von kaum 30,000 Seelen erlangt durch seine Lage auf dem Wege von Nagasaki von den andern westlichen und südlichen Häfen des Reichs nach der Hautstadt Jedo eine große Bedeutung. Deshalb, und weil die Amerikaner hier landen, wurde Simoda vom Fürstenthum Idsu getrennt und zur unmittelbaren kaiserlichen Hauptstadt erhoben (1854). Erst im Jahr 1443 setzten die Japanen über die Straße Tsugar, so genannt nach der nahen Landschaft auf Nibbon — im Chinesischen heißt die Straße Tsinking, auf unsern Karten Sangar — und unterwarfen sich einige Marken im südwestlichen Theil der Insel Jeso. Der Seogun Yosisiro verlieh 1594 den Nachkommen des Lehensfürsten, welcher diese Eroberung machte, den Titel „Vor den Fichten" — Sangtsien im Chinesischen und Matsmai im Japanischen —, wovon dann, wie Lothringen von Lothar, die ganze Landschaft den Namen erhalten hat. Blos der japanische Antheil heißt Matsmai, die ganze Insel hingegen bei den Japanen Jeso, d. i., wie man aus dem zwei=

ten Abschnitt ersieht, Land der Krebsbarbaren oder Ainos.

Die Japanen benahmen sich gegen die Eingeborenen viel menschlicher als die Briten und Amerikaner, als Russen und andere Europäer. Die Beherrscher „Vor den Fichten“ erheben von den Ainos keinen Tribut. Man begnügt sich damit, ihre Dorfschulzen zu ernennen und in den bedeutendern Ortschaften Beamte zu erhalten, welche darüber wachen, daß die neuen Unterthanen nicht mit Fremden verkehren. In allen andern Angelegenheiten sind die Ainos vollkommen frei; sie leben nach ihren eigenen Sitten und Gesetzen. Die japanische Regierung verfährt in dem Grade sorgfältig, daß sie den Ainos die sehr beliebten Branntweine nur in einem bestimmten geringen Maße verkaufen läßt, damit Trunkenheit und Völlerei und infolge davon allerlei Laster und Verbrechen nicht einreißen möchten. Diese glücklichen patriarchalischen Verhältnisse werden wol bald nach der Niederlassung der Amerikaner zu Hakodade ihr Ende erreichen.

Hakodade, die zweite Stadt im Fürstenthum Matsmai, liegt auf der Südküste Jesos, am Abhang eines hohen kreisförmigen Hügels. Der treffliche, gegen alle Winde geschützte Hafen ist geräumig genug, eine ganze Flotte aufzunehmen. 30—40 deutsche Meilen nördlich von Hakodade läuft die mittels eines lieblichen kleinen Flüßchens bezeichnete Grenze zwischen den japanischen Besitzungen und dem freien Ainolande. Man mag in Petersburg die für die kurilischen und aléutischen Inseln, für Kamtschatka und ganz Ostsibirien so gefährliche Nachbarschaft der unruhigen Amerikaner nur höchst ungern sehen. Kaum war ein Jahr seit der Eröffnung ver-

flossen, und mehr als 70 Schiffe sind zu Hakodade eingelaufen. Der Freundschafts- und Handelsvertrag zu Kanagawa ist in der That ein guter Anfang der amerikanischen Herrschaft im nordöstlichen Stillen Ocean.

Die Schiffe der Expedition waren mit allen Mitteln, welche die Civilisation unserer Tage sowol in den Künsten des Kriegs wie in jenen des Friedens nur immer aufzubieten vermag, in der vortrefflichsten Weise ausgerüstet. Die Druckerpresse, dieser allmächtige Hebel jedes Fortschritts, jeder Bildung der neuern und unserer Tage, deshalb so gehaßt von den geistlichen und weltlichen Despoten aller Zeiten und aller Orten, durfte natürlich nicht fehlen. Die größten Dampfer waren mit einer Druckerei, mit verschiedenen asiatischen Schriftzeichen und sprachkundigen Männern versehen. Aus diesen Schiffspressen sind mehre Actenstücke hervorgegangen, mit der Unterschrift: Gedruckt durch die Presse des Mississippi, des Powhatan rc., und zwar in einer Ausführung, deren sich keine europäische Officin zu schämen hätte.

Lehrreich für künftige Fälle ist die Ansicht oder Grundlage, wovon Commodore Perry ausging und welche er unter allen Umständen unverrückt festhielt während der ganzen an tausenderlei Einwürfen und listigen Ausreden reichen Unterhandlung. Sie ist die beste im Verkehr mit barbarischen und halbbarbarischen Machthabern. „Wir kommen nicht“, erklärte der Amerikaner wiederholt, „um Gnaden entgegenzunehmen, sondern um Gnaden auszutheilen. Wir haben die Mittel in Händen, das seht ihr, uns anzueignen, was wir wollen; euch zu behandeln, wie wir wollen. Wir sind aber menschenfreundlicher Gesinnung, wir verfahren herablassenderweise. Ihr sollt

als Ebenbürtige an Macht und Würde behandelt werden. Wir wollen Verträge mit euch schließen.“ Und in solcher klugen und menschlichen Weise hat Perry ohne allen weitern Zwang, ohne alles Blutvergießen sein Ziel erreicht: die Einführung des letzten verschlossenen Reichs in die Weltgeschichte, in die Weltbewegung, welche dem Namen Perry eine fleckenlose Unsterblichkeit in den Jahrbüchern der östlichen und westlichen Menschheit sichert.

Bevor sie die Heimfahrt antraten, wollten sich die vorsichtigen Amerikaner der wirklichen Ausführung der wichtigsten Vertragspunkte versichern. Perry ging nach Simoda und traf jegliche Vorkehrung für die Sicherheit der hier anlegenden Schiffe. Eine nautische Aufnahme des Hafens und seiner Einfahrt ward vorgenommen und mittels der Schiffspresse veröffentlicht. Auch die Amerikaner geben nach der herkömmlichen tadelhaften Sitte der Seefahrer allen Oertlichkeiten neue Namen und fragen nicht, wie die Einheimischen sie nennen. Eine Insel am Eingang zur Rhede heißt ihnen Centralinsel [47]), weil von hier aus die Landesumgrenzung bezeichnet wird, innerhalb welcher sie sich bewegen dürfen. Ebenso verfuhren sie bei der zweiten ihnen geöffneten Stadt, zu Hakodade. Die geräumige und herrliche Bucht zu Hakodade, sagt Lieutenant Maury, welcher die Aufnahme besorgte, ist in Betreff ihrer Zugänglichkeit und Sicherheit eine der herrlichsten auf Erden. Sie liegt nördlich der Sangarstraße, welche die Insel Nibbon und Jeso trennt, halbwegs zwischen Sirija Saki oder Sirija Cap — Saki heißt Cap im Japanischen —, Nibbons nordöstlichster Punkt, und der Stadt Matsmai. Hakodade, mit einer Bevölkerung von ungefähr 6000 Seelen, ward am nordöstlichen

Abhang eines der Bucht gegenüber kühn emporsteigenden Vorgebirgs erbaut. Vom Norden und Süden ergießt sich der Bach Kamida, dessen Wasser sehr gut befunden wurde, in den Hafen.[48]) Ueber das Pilotenwesen und andere Hafennormen sind mit der Hofcommission eigene Ordnungen vereinbart. Die Löhne der Japanen können in Gold und Silber oder auch in Waaren bezahlt werden; der relative Werth der Geldmünzen ist durch eine besondere Uebereinkunft (15. Juni 1854), freilich nur für den augenblicklichen Verkehr, zum großen Nachtheil der Amerikaner — die Dollars verlieren 60—70 Procent — bestimmt worden.

Wiederholt erklärten die Japanen, sie nähmen keine oder nur eine höchst beschränkte Oberherrlichkeit über die Lieukieu in Anspruch; die Machthaber jener Eilande könnten in allen Dingen frei und unabhängig verfahren. Commodore Perry lud deshalb bei der Rückkehr von Japan nach Hongkong, wo er am 22. Juli anlangte, nach seiner entschiedenen Weise den Scho Fuping, d. h. den Geschäftsführer der Lieukieu — solchen bescheidenen Titel führt der Regent — zu einem besondern Vertrag ein, welcher alsbald in der Stadthalle zu Napa der großen Lieukieu (11. Juli 1854, 17. Tag, 6. Monat, im 4. Jahre des zu Peking regierenden Kaisers Hienfong) in englischer und chinesischer Sprache aufgesetzt und abgeschlossen wurde. Neben dem Geschäftsführer ist auch der Schatzmeister der Lieukieu unterzeichnet, Ba Riosi geheißen. Der Amerikaner begnügte sich nicht mit den von Japan gewährten Bedingungen; man foderte viel mehr und erhielt Alles, was man foderte. „Die Bürger der Vereinigten Staaten sollen artig und

freundlich empfangen werden. Alles, was sie verlangen, müssen ihnen Beamten und Volk um billigen Preis ablassen. Sie können auf den Inseln hingehen, wo sie wollen; Spione und Regierungsleute dürfen nicht folgen. Sollte ein Amerikaner unrecht handeln, kann er gefangengenommen und seiner eigenen Behörde zur Züchtigung übergeben werden. Zu Tumai wird den neuen Fremden ein Begräbnißplatz überlassen; die Gräber und Grabmonumente dürfen keine Beschädigung erfahren." Die andern Vorkehrungen gleichen vollkommen der mit den Japanen vereinbarten Hafenordnung. Mittels dieses Vertrags sind die Amerikaner bereits oder werden nächstens die unbedingten Gebieter der herrlichen, fruchtreichen, von friedlich gesinnten, wehrlosen Eingeborenen bewohnten Liéukiéu.

Im Falle die Expedition nach Japan kein günstiges Ende nehmen sollte, hatte Perry seiner Regierung schon früher (1852) eine förmliche Besitznahme der vorzüglichsten Häfen der Liéukiéu vorgeschlagen, was auch (Depesche Everett's vom 15. Febr. 1853) genehmigt wurde. „Großbritannien", sagt der Commodore, „ist im Besitz der wichtigsten Stationen im chinesischen Land und Indischen Meer. Singapor beherrscht den nordwestlichen, Hongkong den nordöstlichen und Labuan den mittlern Eingang. Die Engländer sind dadurch im Stande, uns von einem Handelsverkehr auszuschließen, im Umfange von 300,000 Tonnen und im Werthe von wenigstens 15 Millionen Pf. St. Wir müssen deshalb Vorsorge treffen und einige wichtige Punkte in jenen Meeren zu gewinnen suchen." Die Liéukiéu und der größere Theil Formosas erkennen zwar die Oberherrlichkeit der Chinesen;

man achtet ihrer aber nicht unter den jetzigen Zuständen im Mittelreich, und braucht ihrer auch nicht zu achten. Die Schiffe Macedonian und Supply untersuchten die Kohlenlager Formosas, welche von großer Ausdehnung und reicher Ergiebigkeit gefunden wurden. Die Amerikaner machten mehre mineralogische Excursionen ins Binnenland der Insel; sie berichteten von Aufständen, welche sich in letzter Zeit gegen die chinesische Herrschaft erhoben hätten. [49])

Capitän Adams wurde (4. April 1854) über Hawai und Californien nach Washington gesandt, um die Ratification des Vertrags von Seiten des Präsidenten und des Senats einzuholen. Zu gleicher Zeit überbrachte Adams die ausführlichen, in der amtlichen Geschichtserzählung der Expedition nach dem Chinesischen Meere und Japan nur zum Theil enthaltenen Berichte des Commodore über die Bewegungen des Geschwaders sowie über seine Erfolge im japanischen Reiche. Manche Einzelnheiten sind von großer Bedeutung, weil sie auf folgereiche Ereignisse in nicht gar fernen Zeiten deuten. Unter Anderm erfährt man mittels jener Berichte, daß die Amerikaner jetzt schon mit der unabhängigen einheimischen Bevölkerung Jesos, mit dem sogenannten bei der Vulkan- und Strogonoffbucht beginnenden Ainuhumi oder Ainuland Verbindungen anzuknüpfen suchen. Es mag nicht lange dauern, so werden sie hier eine Niederlassung begründen; das Territorium Ainu mag das erste sein im Eingang zum Kamtschatkameer.

„Ich untersuchte", schreibt der Commodore unter Anderm (Hakodade, 30. Mai 1854), „die den Dampfern der Vereinigten Staaten geöffneten Häfen von Simoda und Hakodade, und freue mich, die Regierung zu benach-

richtigen, daß sie in Hinsicht auf ihre geographische Lage, die Leichtigkeit des Ein- und Ausgangs und die Bequemlichkeit für alles Andere, was wir wünschen, nicht übertroffen werden können. Von allen Häfen, die ich je sah, ist der von Hakodade der gesündeste und passendste für Schiffe aller Gattungen und Größen. Hier ist Raum genug für die Hälfte der Schiffe auf Erden. Durch die Güte und Aufmerksamkeit der Behörden und Bewohner der beiden Städte wurden die Schiffe gegen angemessene Bezahlung mit Holz, Wasser und andern Gegenständen, welche das Land nur immer zu liefern vermag, hinlänglich versehen. Da die Japanen aus Abneigung gegen Fleischspeisen die Sitte nicht haben, Thiere für den Markt großzuziehen, so konnten wir nur sehr wenig von diesem den Bewohnern der westlichen Hemisphäre so nöthigen Nahrungsmittel erhalten. Wahrscheinlich werden sie nach einiger Zeit besser vorbereitet sein, dem Verlangen der die beiden Häfen besuchenden Schiffe Genüge zu leisten. Geflügel, Fische, und je nach der Jahreszeit Obst und Gemüse sind in Fülle vorhanden, um die Fahrzeuge das ganze Jahr hindurch mit Lebensmitteln zu versehen. Die Offiziere und einige vom Schiffsvolk streiften, ohne im geringsten gehindert oder beleidigt zu werden, an beiden Orten in der Stadt und Umgegend frei umher, besahen sich die Tempel, Läden und andere interessante Plätze, fingen Fische und gingen auf die Jagd. Ueberall, besonders aber von der Landbevölkerung, wurden sie mit Güte und Achtung behandelt. Wir erfuhren nur eine einzige Unannehmlichkeit und zwar in Simoda. Als ich die Kunde hiervon hörte, verlangte ich und erhielt alsbald eine Entschuldigung vom Statthalter. Ich

werde am 15. des nächsten Monats Juni nochmals nach Simoda gehen, um dort mit einem oder mehren kaiserlichen Gesandten über einige unklare Punkte des Vertrags ins Reine zu kommen. Ist dies geschehen, so werde ich über Oho-Sima, die Lieukieu und die chinesischen Häfen Ningpo, Futscheu und Amoy nach Hongkong zurückkehren. Verschiedene werthvolle Karten der Küsten und Häfen Japans wurden von den unter meinem Befehl stehenden Offizieren entworfen. Auch ist unsere Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten, Zeichnungen und Skizzen stark angewachsen. Eins meiner Schiffe ist mit der Untersuchung der Vulkanobucht beschäftigt, welche einen bequemen Ankerplatz darbietet und 70 (engl.) Meilen von Hakodade entfernt ist. Es war mir nicht möglich, die durch Regierungserlaß (26. Oct. 1852, 16. Mai und 11. Juni 1853) anbefohlene Nachsuchung über das Schicksal unsrer Landsleute in genügender Weise anzustellen. Es ist daher noch nicht entschieden, ob sie in den Wellen den Tod gefunden, ob sie in Formosa oder auf einer der Inseln Japans gefangengehalten werden. Ich werde den Macedonian und den Southampton nach Formosa entsenden, um die nöthigen Nachforschungen anzustellen und zugleich die Kohlenlager dieser Insel untersuchen zu lassen. Als Beweis für das gute Einvernehmen, welches sowol hier als in Kanagawa und Simoda zwischen uns und den Behörden besteht, kann ich die Thatsache anführen, daß die Statthalter und andere angesehene Personen eine Einladung auf das Schiff annahmen und von uns mit einem förmlichen Abendessen bewirthet wurden."

In dem echtdeutschen Gemeinwesen der Engländer und Nordamerikaner ist es dem Staatsmann und Feldherrn

unter gewissen, durch die Verhältnisse gebotenen Beschränkungen gestattet als Geschichtsschreiber seiner eigenen Thaten und Verhandlungen aufzutreten, sie noch der Mitwelt zur Belehrung und Beurtheilung vorzulegen. Dies ist auch in Betreff der amerikanisch-japanischen Expedition geschehen. Der Congreß zu Washington hatte beschlossen, die Geschichte der Expedition solle in amtlicher Weise bekannt gemacht und auf öffentliche Kosten gedruckt werden. Der bescheidene Seeheld wollte, um auch jedem Schein von Parteilichkeit vorzubeugen, um allen Theilnehmern und Berichterstattern über die Japanfahrt ihr Verdienst durch fremde Hand zu sichern, die Ausarbeitung des Werkes nicht selbst übernehmen. Sie ward Dr. Hawks, dem berühmten Kanzelredner der amerikanisch-bischöflichen Kirche zum Neuyork, übertragen und ihm hierzu alle Tagebücher und Berichte, das ganze von den verschiedensten Seiten eingeholte Material der Expedition übergeben. [50]) Dr. Hawks und sein Gehülfe Robert Tomes haben nach Gutdünken dies und jenes aus den reichhaltigen Sammlungen hervorgehoben und dies und jenes unbenutzt zurückgelassen. Deshalb sucht man vergebens in ihrem umfangreichen und trefflich ausgestatteten Werke mehre von andern Seiten her bekannte lehrreiche oder anziehende Ereignisse. So auch den nachfolgenden, für das japanische Volk und seine Regierung höchst bezeichnenden Vorfall.

Perry wünschte kurz vor seiner Rückkehr die Residenz zu sehen, sie aufnehmen zu lassen, um die Zeichnung seinen Berichten beizufügen. Die Erklärung der japanischen Hofcommission, sie sei nicht befugt, dies zu gestatten, blieb unbeachtet. Das Geschwader dampfte

fröhlich die herrliche Bucht hinauf bis gegen zehn englische Meilen von Jedo. Auch die neue Erklärung der Dolmetscher und Unterhändler, sobald die fremden Freunde in Angesicht der Stadt kämen, würden sie, müßten sie sich den Leib und die Gedärme aufschneiden, blieb unbeachtet. Man schickte sich an, weiter zu fahren. Da zog die sämmtliche japanische Begleitung ihr Oberkleid aus, legte die scharfgeschliffenen Schwerter zur Seite und holte den Selbstmordanzug herbei. Klugheit und Menschlichkeit geboten dem Commodore, es nicht zu diesem Aeußersten kommen zu lassen. Das Geschwader hat unter diesen ernstlichen Vorbereitungen der Hofdiener Befehl zur Umkehr erhalten. Es sind nämlich nach der Sitte jenes wunderlich despotischen Landes alle Beamten verpflichtet, wenn sie des Herrschers Auftrag nicht vollziehen können, sei es nun die eigene Schuld oder die Schuld der Umstände, sich durch Bauch- und Gedärmschnitt das Leben zu nehmen. Nach vollbrachter That wird der Kopf durch einen hintenstehenden Bedienten vom Rumpfe gehauen. Solch ein Mord wird für ruhmwürdig gehalten; die Familie des Entseelten bleibt im Besitz ihres Vermögens, ihrer Ehren und Würden. Die Beamten führen zu dem Ende ein dreifaches Gewand mit sich: die eigentliche Amtskleidung, die Kleidung bei Feuersbrünsten und bei diesem gesetzlichen Selbstmord. Junge Leute von Stand erhalten jahrelang Unterricht, daß sie anständigerweise die Leibschneidung vornehmen könnten, gleichwie bei uns mit Tanzen und Reiten geschieht. Solche Misachtung des Lebens ist unter den niedern wie bei den höhern Ständen verbreitet. Von Allen wird Tod der Schande vorgezogen.

Capitän Adams gelangte auf der Straße über die Sandwichsinseln, über Californien und Panama glücklich nach Washington, wo der Vertrag alsbald ratificirt wurde. Er kehrte dann (30. Sept. 1854) mittels der Ueberlandroute über England und Aegypten nach Japan zurück. Die Auswechselung der Ratificationen hat daselbst am 21. Febr. 1855 stattgefunden. Und noch vor diesem Acte ward der Handelsverkehr zwischen Amerika und Japan eingeleitet. Die Barke Edward Koppisch hatte am 8. Nov. 1854 die Hafenstadt Salem in Massachusetts verlassen, und sollte auf dem Wege um das Cap Hoorn nach Japan fahren. Sie führte eine Auswahl aller erdenklichen Waaren, Muster aller Maschinen und Erfindungen unsers Jahrhunderts an Bord. Es war eine Kundschaftreise, damit man den japanischen Markt, welche Waaren Eingang finden und welche Landeserzeugnisse eingetauscht werden möchten, kennenlerne.

Zu Schanghai wurde dem rückkehrenden Commodore ein Festessen gegeben, wobei Reden gehalten wurden, welche von den weitgreifenden, aus dem amerikanischen Volke herauswachsenden Planen Zeugniß geben. „Ein neues Glied ist der Kette hinzugefügt, welche das westliche Amerika mit dem östlichen Asien verbindet, und zwar in einer menschlichen unblutigen Weise, wie es sich geziemt der großen Bestimmung unserer gesegneten Nation. Sein Ziel ins Auge fassend ist der Commodore, weder links noch rechts ausbiegend, geradezu darauflosgegangen. Als Diplomat schweigsam und ruhig, artig und entschieden, wie er es immer gewesen in seiner Marinelaufbahn. Die Massen, welche einst in den zahlreichen Dampfern von Westamerika nach Japan und den

Nachbarlanden fahren — sie werden sich sämmtlich unsers alten Freundes, des Commodore erinnern. Sind einstens die Thore Japans weiter aufgethan, hat eine höhere Civilisation neue Bedürfnisse, neue Gefühle hervorgerufen, hat sich der Strom des reinen Christenthums, unvermischt mit jesuitischen Irrthümern, unvergiftet durch priesterliche und staatliche Hinterlist, über das weitgedehnte Morgenland ergossen, — dann erst wird Japan seine große, seine würdige Stelle einnehmen unter den Reichen der Erde.“ In ähnlich ehrenden Worten lautet die Ansprache der Mannschaft seines Flaggenschiffs kurz vor Abreise des Commodore, welcher mittels der Ueberlandstraße durch Aegypten nach der Heimat eilte (September 1854), wo er gegen Ende des Jahres glücklich anlangte. Auch die amerikanischen Kaufleute zu Kanton und Hongkong haben seine großen Verdienste in einem öffentlichen Schreiben anerkannt. Solche freiwillige Adressen sind bei Amerikanern, wo keine Regierungseinflüsse stattfinden können, von großer Bedeutung. Ueberdies sind die Matrosen allenthalben, im Vergleich mit den „Landratten“, auf die sie mit einer Art Geringschätzung herabsehen, biedere, offenherzige Gesellen, welche nur wirklichem hervorragendem Verdienste Achtung zollen. Der freie Sinn, die geläuterte Einsicht, das starke Nationalgefühl ganzer Menschenclassen, welche in despotisch regierten Ländern absichtlich zu Maschinen herabgewürdigt und dann als gedankenlose Geschöpfe verachtet werden, ist eine frohe, ist eine erhebende Erscheinung.

„Wir wissen recht gut“, sagt die Mannschaft, „welche großen Dienste Sie dem Vaterlande geleistet, und in welcher verständigen Weise dies geschehen. Wir wußten im voraus,

daß die Ehre unserer nationalen Flagge unter Ihrer Führung niemals befleckt werden könnte. Doch dies Verdienst wird von unserm ganzen Lande anerkannt werden. Wir wollen Ihnen blos für die große Sorgfalt danken, womit Sie immer für unser eigenes Wohl, für unsere Behaglichkeit gewacht haben." In kurzen Worten dankte Perry seinen Freunden und Schiffsgenossen. [51]) Die Kaufherren setzen ihren Landsmann unter die Reihe der Columbus, da Gama, Cook, Lapeyrouse und Magellan. Diese hätten blos den Widerstand der Natur, Perry hingegen, was schwerer sei, den Widerstand des Menschen gebrochen, und zwar in unblutiger, in friedlicher Weise. Nicht blos Amerika, sondern die ganze gebildete Welt blicke auf ihn mit Bewunderung. Sie haben dem Commodore ein kostbares silbernes Geschirr verehrt. Aehnliche Adressen, gleiche Ehren sind dem friedlichen Eröffner Japans von den höchsten Behörden, von zahlreichen Corporationen der Union und vom Congresse selbst (29. Jan. 1855) zutheil geworden. Politische und wissenschaftliche Vereine haben ihn zum Vorsitzenden gewählt. So der Montezuma-Verein in Neuyork, welcher alljährlich den Einzug der Amerikaner in die Hauptstadt der Azteken (14. Sept. 1847) feiert. Wahrlich, jenseit des Atlantischen Ocean lohnt es sich der Mühe, alle Kraft des Geistes und des Körpers aufzubieten, um Ungewöhnliches und Großes zu leisten, dort wo ein freies Volk freiwillig die Verdienste anerkennt, wo ein freies Volk den tüchtigen Mann belohnt. Was er gethan, bleibt einem Jeden; kein gebietender Herr kann ihn seines Ruhms, seiner Ehre berauben.

Die Sprache und Schrift des Mittelreichs nimmt bei allen Völkern des chinesischen Cultursystems die Stellung

ein wie das Lateinische im Westen während der Jahrhunderte des Mittelalters. Chinesisch und Lateinisch sind die Sprachen der Gelehrten der höherstehenden Classen; sie eröffnen den Zugang zu den Quellen alles Wissens, aller Bildung. Die Amerikaner hielten es deshalb für geeignet, neben ihrem Dolmetscher Wells Williams noch einen gelehrten Chinesen zu gewinnen, dessen man sich als Mittelsperson im Verkehr mit den Japanen bedienen könnte. Dieser Chinese hat ebenfalls seine Erfahrungen und Erlebnisse aufgezeichnet und sie zum Frommen des „schwarzhaarigen Volkes der Mitte" im Drucke ausgegeben. Bei aller classischen Gelehrsamkeit, bei allem schöngeistigen Wesen ist der Mann ein gewaltiger Zeichendeuter. Er thut sich hierauf gar viel zugute; er verkündet dies selbst im Eingang seiner Schrift. „Als ich diese Wolkengestalten, diese Erscheinungen am Himmel sah, sagte ich gleich zu meinem Freunde: Unser Geschäft wird einen glücklichen Ausgang haben, wir müssen uns aber auf allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten gefaßt machen. Und so ist es geschehen." Der Chinese verkehrte viel mit den Japanen, was seinem Werke einen vorzüglichen Werth gibt. Den Amerikanern war dies aus Mangel an Sprach- und Schriftkenntniß nicht möglich. „Auch ich", sagt der Gelehrte des Mittelreichs, verstehe die von der unserigen vollkommen verschiedene Sprache dieser Leute nicht; ich konnte aber mittels der Schrift mit ihnen verkehren, da die Japanen unsere Charaktere kennen und für unser Land große Achtung haben." Der Verfasser nennt die japanischen Orte bei ihren chinesischen Namen, oder richtiger nach der ursprünglichen Aussprache der Charaktere, womit sie geschrieben werden. Jedo heißt

bei ihm Kianghu, „des Flusses Pforte", Simoda heißt Hiatien, „Niederungen", weil sich das Land am Fuß der Hügel hinzieht, und Hakodade nennt er Siangkuan, „Fahrzeugshalle", wegen der hier immer ein- und auslaufenden Schiffe. Der Chinese erkundigte sich nach den Landeseinrichtungen, und man gab ihm bereitwillig die verlangten Aufschlüsse. „Die Prüfungen der bürgerlichen und Militärbeamten gleichen so ziemlich denen im Mittelreich, nur legt man auf die Verskunst kein so großes Gewicht. Sie studiren zu Japan die Schriften des Confucius und der Gelehrten dieser Schule. Ist das Examen gut ausgefallen, so erhält man die Anwartschaft auf ein Amt und das Sonderrecht, zwei Schwerter zu tragen."

Die Japanen waren voller Artigkeit für den gelehrten Doctor. Sie gingen mit ihm im Lande herum und zeigten Alles, was er sehen wollte. „Die Häuser sind aus Stroh, Holz und Backsteinen. Letztere sind aber ganz anders als die chinesischen; sie sind hart, breit und aschfarben. Die Bewohner Japans bekennen sich großentheils zum Buddhismus; an ihren Häusern sieht man buddhistische Sprüche und Amulete. Auf Alles, was ich kaufte, schrieb ich meinen Namen und den Preis. Der Krämer schickte die Sachen dann zum Zollinspector, welcher über den Handelsverkehr die Aufsicht führt. Der Dollar gilt 1600 Stück der kleinen chinesischen Scheidemünze. Die Japanen haben ein kupfernes Geldstück im Werth eines sechzehnten Theil des Dollar, dann mehre Gold- und Silbermünzen, und selbst eine silberne Münze, die vergoldet ist. Die Weiber beschäftigen sich mit der Weberei wie bei uns in China. Stickereien habe ich aber keine gesehen. Fleischspeisen sind hiesigen

Landes sehr selten. Ich sah keine Schafe, Ziegen und Schweine. Pferde gibt es genug; man bedient sich ihrer zum Reiten und Lasttragen. Ochsen und Kühe werden zum Pflügen verwendet. Meine neuen Freunde gaben mir auch mehre Geschenke: Gemälde auf Rollen, welche ganz den chinesischen gleichen, und allerlei Bücher. Nach vielen Schwierigkeiten ward endlich der Vertrag in 13 Artikeln abgeschlossen. Den Amerikanern ist gestattet, bei den zwei geöffneten Häfen fünf japanische Meilen, die ungefähr noch ein mal so groß sind als die englischen, herumzugehen. Unter den Leuten, welche unser Schiff besuchten", erzählt unser chinesischer Schriftsteller weiter, „befand sich auch ein sehr geistreicher und gelehrter Mann. Er befragte mich über die Wirrnisse in meinem Vaterland. Ich zeigte ihm meine beiden Werke die «Geschichte der Rebellion» und die «Grundsätze einer guten Regierung». Der Japane bat mich darum in sehr höflicher Weise, und schickte sie mir mit folgendem Schreiben zurück:

«Ich hoffe, daß Sie sich seit unserm letzten Zusammensein wohlbefinden und mit Vergnügen Ihren literarischen Beschäftigungen nachgehen können. Ich habe mit Aufmerksamkeit Ihre Berichte über die Zustände in Nanking und Ihre andern Aufsätze gelesen. Ich lernte zwei Sachen daraus: Erstens erfuhr ich die Ursachen der gegenwärtigen chinesischen Revolution, und zweitens wurde ich mit Ihrer eigenen Gelehrsamkeit bekannt. Sie haben in Zeiten von Unordnungen und Schwierigkeiten aller Art weder Ihrem Gebieter noch Ihrem Lande die schuldige Berücksichtigung entzogen, wie es einem tüchtigen Menschen geziemt. Beim Schließen Ihres Buches machten sich meine Gefühle in Seufzern Luft.

«Das ganze Volk ist unterdrückt, ist elend, und die Regenten leisten ihren Pflichten keine Folge. Sie, zu Beschützern der Nation bestimmt, vernachlässigen ihr Amt; Bestechlichkeit und Käuflichkeit haben sich der Herrschaft bemächtigt. In diesem Zustand scheint China von altersher bis zur Gegenwart immer gewesen zu sein. Dies sind die Ursachen seines Verfalls. Das Hauptübel eines solchen Reiches ist das allgemeine Laufen und Rennen nach Gewinn. Das Verlangen darnach ist jetzt bei allen Menschen gleich und die Ursache aller Uebel. Confucius sprach selten vom Gewinn, weil er die Sucht in ihrem Ursprung ersticken wollte. Aus demselben Grund hinderten auch meine Vorfahren alle Verbindungen fremder Nationen mit Japan. Der Wunsch nach Gewinn war in der gemeinen Bevölkerung sehr verbreitet; dann täuschten die Massen jene wunderlichen Künste in der Erforschung der Grundursachen der Dinge [52]) derart, daß sie sich über dem Suchen nach Gewinn wie über dem Jagen nach dem Wunderbaren miteinander stritten, miteinander kämpften, bis Kindespflicht, Bescheidenheit und jeder Sinn für Scham vergessen waren. Ein Mann, welcher einmal auf diese Stufe gekommen, bekümmert sich nicht mehr um sein Vaterland noch um seinen Fürsten.

«Die Wege des Himmels sind groß; er ernährt Alles im Weltall. Selbst an den dunkeln Uferlandschaften des Eismeers findet sich kein Mensch, welcher nicht ein Kind des Himmels und der Erde wäre; Niemand, welcher nicht bestimmt wäre, seine Brüder zu lieben und ihnen freundlich zu sein; deshalb behandelten die Weisen alle Menschen mit demselben Wohlwollen ohne irgendeinen

Unterschied. Die Grundsätze des geselligen Verkehrs sind überall dieselben: Schicklichkeit, Gefälligkeit, Redlichkeit und Rechtlichkeit. Durch die Beobachtung dieser Tugenden entsteht eine edle Gleichheit; das Beste des Himmels und der Erde wird verbreitet.

«Findet aber im Gegentheil nur des Gewinns wegen ein Verkehr unter den Menschen statt, so werden Streitigkeiten und Zwiste genug daraus entspringen; der Verkehr wird sich nicht als eine Wohlthat, sondern nur als Schaden erweisen. Ein solches Ergebniß befürchteten meine Vorältern. Der Handel wird mit Recht das Mittel, wodurch man Dasjenige, was man im Ueberfluß besitzt, hingibt für die Bedürfnisse, und wodurch eine Nation der andern aushilft. So könnten Friede, Uebereinstimmung und Rechtlichkeit überall erhalten werden. Wenn aber im Verkehr der Menschen untereinander blos Gewinn, einzig und allein Gewinn die Triebfeder ist, dann werden die Leidenschaften und bösen Gelüste schnell die Oberhand gewinnen; was unter einer friedlichen, glücklichen Vorbedeutung begonnen, kann gar leicht zu einem traurigen Ende kommen. Schnell ergreift Selbstliebe den Zügel; Rechtlichkeit wird durch Gewinnsucht erstickt.

«Von altersher bis zur Gegenwart, durch Hunderte und Tausende von Jahren sind Wirren und Unordnungen, Aufblühen und Verfall der Reiche, Krieg und Friede, nur hierdurch bestimmt worden. Wenn zwei Nationen untereinander Handelsverbindungen anknüpfen, so sollten sie ihre Ansichten über Recht und Pflicht ganz genau erklären; sie sollten auf alle möglichen Fälle sich vorbereiten, ihre Soldaten einüben und eigene Bestimmungen über den Krieg festsetzen.

«Durch einen langen Frieden werden diese wichtigen Sachen sehr oft vernachlässigt, und daher kommt der Verfall von Staaten. Dies ist Gottlob in unserm Lande nicht der Fall. Unsere Soldaten wurden geübt, die Kriegführung ausgebildet, Schießwaffen verfertigt und Schiffe gebaut. Dies geschah Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, und deshalb haben wir jetzt Truppen gleich denen der alten Helden Tang und Wu. Hätten wir nicht auf solche Weise unsern langen Frieden benutzt, so hätten leicht schändliche Minister oder mächtige Diebe ungestraft Aufruhr erregen und uns berauben können. Auf der ganzen Erde frißt der Starke den Schwachen, als ob die menschliche Gesellschaft eine Masse Tiger und Wölfe wäre. Muß nicht Gott, der alle diese Streitigkeiten seiner Kinder mit väterlichem Auge betrachtet, betrübt sein? Muß er nicht Mitleid fühlen?

«Die ganze Welt sowie jede einzelne Nation kann mit einem Schachspiel verglichen werden. Es ist kein Mangel an würdigen Prinzen und heldenmüthigen Herren. Aber wer wagt es, die Geisel in der Hand vor den andern herzutreten und die Befehle Gottes zu vollführen? In der jetzigen Zeit gehen große Wechselfälle vor. Es ist eine Zeit der Revolutionen, wo jeder Fürst der Vorsehung gehorchen und für das Wohl seines Volks arbeiten sollte. Sie befinden sich auf einem amerikanischen Dampfer und bereisen die Meere. Haben Sie einen solchen Fürsten gefunden, wie ich ihn verlange? Wenn nicht, so ersuche ich Sie, die Grundsätze, welche ich für jeden Herrscher aufgestellt habe, überall zu verbreiten. Auf diese Weise werden die Wünsche des Confucius und

Mencius so viele Jahrhunderte nach ihrem Tode auf Erden in Erfüllung gehen.»"

Schon im folgenden Jahre sind die Befürchtungen des edeln Japanen zur Wahrheit geworden. Gewinnsucht scheint bereits jeden Sinn für Scham und Rechtlichkeit erstickt zu haben. Zwischen amerikanischen Abenteurern und den japanischen Behörden sind Streitigkeiten entstanden. Die Yankees klagen, wie der folgende Abschnitt zeigt, auf Schadenersatz, und die Bedingungen des Vertrags werden für allzu beengend gefunden. Herr Townsend Harris, der erste Generalconsul der Vereinigten Staaten auf Japan, wird schwerlich im Stande sein, die mannichfach sich kreuzenden Anfoderungen in friedlicher Weise zu lösen. Auch Japan wird dem Geschicke nicht entgehen, welches die übrigen östlichen Reiche getroffen, die trotz alles Sträubens zu Verbindungen mit den westlichen Culturvölkern genöthigt und zu einer Art Hörigkeit herabgedrückt wurden.

## IV.

## Das junge Leben und der Krieg im Stillen Ocean.

Europäisch-amerikanische Thatkraft und Bildung herrschen auf allen Meeren, gebieten innerhalb der meisten Länder auf Erden. Jene Meere, diese Länder werden demgemäß in das blutige Kampfspiel gezogen, sobald ein Krieg entsteht zwischen den hervorragenden westlichen Nationen. Selbst die fernsten und unabhängigen Reiche, wie Japan, können sich nur mühsam der erschütternden

Bewegung entziehen und ihre Neutralität behaupten. Durch seine Weltstellung ist der Inselstaat selbst größern Gefahren ausgesetzt als die andern östlichen Binnenländer. In der Mitte dreier Welttheile, auf der großen Heerstraße zwischen Amerika, Asien und Australien wird sich Japan trotz seiner schroffen, scharfberechneten Vorsicht jetzt und in Zukunft den ostwestlichen Verwickelungen, den westöstlichen Entwickelungen nicht mehr entwinden können. Dies zeigte sich gleich beim Beginn des letzten Krieges mit Rußland (1854). Japan ward derart mit den kriegerischen Ereignissen im Stillen Ocean verwoben, daß es dem Geschichtschreiber unmöglich sein wird, ohne Beachtung seiner durch den Vertrag mit Amerika ganz veränderten Stellung den Verlauf der kriegerischen Ereignisse im Ochotzkischen Meer und auf Kamtschatka zu erzählen und zu würdigen. Günstige Verhältnisse setzen uns in den Stand, die kurzen, nicht selten ungenügenden amtlichen Berichte über die Vorfälle zu Japan und in seiner Nähe mittels ausführlicher Darstellungen verschiedener Augenzeugen in westamerikanischen und ostasiatischen Zeitungen und Zeitschriften zu ergänzen, sie untereinander zu vergleichen und gegenseitig zu berichtigen. Sind doch jetzt bereits Californien, die Gebiete Oregon und Washington, dann die Sandwichsinseln mit China, mit Japan und den Ländern des nordöstlichen Asien innig verschlungen.

Hundertundvierzig und mehr Jahre mögen es sein, seitdem die Russen von Kamtschatka her die zwischen jenem Land und dem japanischen Jeso sich hinziehenden Inselgruppen kennengelernt, die zwei am nächsten gelegenen Eilande (1713) in Besitz genommen und zum Tribut gezwungen haben. Popen der griechischen Kirche gaben,

wie Golownin erzählt, den Leuten Heiligenbilder und Gebetformeln, wofür die Kurilen mit Fuchspelzen bezahlen mußten. Die Russen rückten immer weiter gen Süden, besetzen eine Insel nach der andern bis hin zur Einfahrt nach Japan. Bei ungewohntem Druck schwinden die Einwohner schnell dahin; auf den Aléuten sind sie schon vor längerer Zeit ausgestorben. „Meine Kinder und Kindeskinder", mit diesen Worten läßt der Japane Rinsise in der 1786 zu Jedo erschienenen «Geschichte der drei Reiche» Katharina II. sprechen, „meine Kinder mögen ihrer Väter Reich immer vergrößern und dessen Grenze erweitern. In der That", setzt Rinsise hinzu, „diese rothen Leute — so heißen die Russen nach der ursprünglichen Bedeutung des Namens ihrer blonden Haare wegen bei den Japanen — haben der Vorschrift gehorcht und das Reich in gewaltigem Maßstabe ausgedehnt. Sie haben ganz Kamtschatka und die Kurilen erobert, und steigen immer weiter herab gen Südosten. Sie mögen wol einstens selbst unser Land mit Krieg überziehen. Deshalb lasse man das nördliche Jeso, das Ainosland, brachliegen. Das dort in großen Massen gefundene Gold bleibe vergraben, um die Habsucht der Moskowiter nicht zu reizen. Sind doch jene nördlichen Inselgruppen die Lippen und Zähne unsers Reichs!" Die Erfolglosigkeit aller russischen Gesandtschaften nach Japan ist in dieser Furcht begründet.

In jenen Zeiten bereits, wo die Russen noch den Amur befuhren und zum nördlichen Stillen Ocean vordrangen, kamen sie mit Leuten des Ostreichs in Berührung. Kauffahrer und Fischer Japans wurden nach Kamtschatka und Ochotzk verschlagen, freundlich aufge-

nommen und weiter nach dem mittlern Sibirien, selbst nach Moskau und Petersburg gebracht. Sie lernten hier bald russisch — die Japanen sind eine lernbegierige talentvolle Nation — und erzählten von ihres Vaterlands Herrlichkeit. Nochmals scheiterte im Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein japanisches Fahrzeug bei den Aléuten. Die Mannschaft wird gerettet und nach Irkutsk geführt, wo sie zur griechischen Kirche übertritt. Nun erhält General Pihl, zu der Zeit Statthalter Sibiriens, den Auftrag, die japanisch-griechischen Christen nach ihrem Vaterland zu schicken, in Begleitung eines Gesandten, welcher in des Generals Namen als Befehlshaber eines Japan nahen Landes Geschenke darreichen solle. Adam Laxman, der Sohn des bekannten Naturforschers, ward hierzu erkoren. Im Herbst 1792 segelt Laxman von Ochotzk, überwintert in dem kleinen Hafen Nemuro an der Nordküste Jesos, zieht im folgenden Sommer auf Geheiß japanischer Beamten zum Hafen Hakodade der Südküste der Insel und geht dann zu Land nach Matsmai. Nach langer Unterhandlung ward dem Botschafter im Wesentlichen folgende Antwort.

„Das Gesetz des Ostreichs bleibt unverändert seit den ältesten Zeiten, und niemals wird in Zukunft eine Aenderung stattfinden. Das Gesetz lautet aber: Alle ankommenden Schiffe, und wenn ihrer auch noch so viele wären, sollen mit Beschlag belegt werden. Seit alten Zeiten kommen die Holländer, als eine mit Japan in beständiger Freundschaft stehende Nation, in ihren Schiffen nach Nagasaki, aber nicht nach dem Innern des Reichs, und Laxman hat es gewagt, mit den ihm an-

vertrauten Japanen, ohne die geringste Bekanntschaft mit Japan zu haben, auf einem bewaffneten Schiff einzulaufen. Die Folge hiervon sollte sein, ihm auf ewige Zeiten die Rückkehr in sein Vaterland zu verwehren. Da er aber ein Fremdling ist, der nicht weiß, was den Gesetzen entgegen, ist ihm die Rückkehr nicht untersagt. Das geschieht besonders aus Rücksicht gegen die ihm von seiner Regierung anvertrauten Unterthanen unsers Reichs, dann auch wegen der Sorgfalt, mit welcher er seinen Auftrag vollzogen. Was die gewünschte Verhandlung wegen einer in der Folge zu stiftenden Freundschaft betrifft, so kann sie nicht in diesem Hafen vorgenommen werden; ebenso wenig ist es erlaubt, nach der Hauptstadt Jedo zu kommen. Nach dem Hafen von Nagasaki aber wird den Russen gestattet, mit Vorweisung der von uns gegebenen Erlaubniß, zu kommen. Wir wiederholen dabei den Bann des christlichen Glaubens in unserm Reich, und machen es folglich zur Bedingung, während des Aufenthalts bei uns keinen Gottesdienst zu halten, und im Fall irgendein Verständniß für die Zukunft getroffen wird, unsern Gesetzen, laut der erhaltenen Vorschrift, nicht entgegenzuhandeln."

Der riesenhafte Aufbau der russo-slawischen Autokratie ward großentheils durch fremde, durch deutsche Werkmeister aufgeführt. Und jetzt noch sind es vorzüglich Männer deutscher Abstammung, keine deutschen Männer, welche als Heerführer dienen zum Schutz des Russenthums. Deutsche haben für Rußland die Schlachten geschlagen und gewonnen; Deutsche standen und stehen am diplomatischen Webestuhl zu Petersburg und werfen die Schifflein zum buntscheckigen blendenden Einschlag mit

größter Sorgfalt. Der fränkische Landsmann Georg Wilhelm Steller entdeckt Nordwestamerika (Juli 1741) für Rußland — zum Dank dafür läßt man ihn in Sibirien erfrieren — und der deutsche Adam Krusenstern steht an der Spitze der ersten russischen Erdumsegelung (1803—6), welche mit einer neuen Gesandtschaft nach Japan in Verbindung gebracht wird. Wer im Einzelnen erkennen will, warum das Russenthum immer und ewig wirken muß, wie es wirkte, der lese die auf jener Weltfahrt eingesammelten, durch Krusenstern selbst und Langsdorf der Oeffentlichkeit übergebenen Erfahrungen, der vernehme, wie Resanoff, so heißt der Gesandte, gegen Japan verfährt.

Schon drei Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Iwan der Schreckliche sich Herr von Sibirien nennt (1554). Der Straßenräuber Jermak Timofejew ist nicht der Entdecker dieses Landes, noch viel weniger solch ein Beförderer der Erdkunde, daß man ihn, wie Schlözer gethan, über Alexander den Macedonier erheben könnte. Die Jahrhunderte sind verflossen und nirgendwo, nicht in Europa, nicht in Asien, nicht in Amerika hat sich unter der selbstherrischen Gewalt ein menschliches Gemeinwesen herausgebildet. Die Bodennatur trägt nur in sehr geringem Theil die Schuld. Die Länder von der Wolga zu den Mündungen des Amur, im Umfang größer als Europa, und in ihren südlichen Ausgängen gleichwie der Polarkreis Amerikas von breiten fruchtbaren Ebenen umschlossen, sind heutigen Tags noch unwirthbare Gegenden. Selbst des Zars Statistiker, Tengoborski, erhebt hierüber bittere Klagen. „Das ganze russische Asien und Amerika hat blos eine Bevölkerung von 5,200,000.“

In wenigen Jahren werden Californien und Oregon mehr Bewohner zählen. „Das Klima Kamtschatkas“, sagt Langsdorf, „ist vortrefflich; die Halbinsel erzeugt eine Menge der herrlichsten Producte und könnte unter einer humanen Regierung leicht zu einem blühenden Staat herangebildet werden. Aber die Russen verderben Alles. Sie entwürdigen moralisch und physisch die gutmüthigen Landesbewohner.“

Resanoff wird mit allen seinen Freundschaftsanträgen in Nagasaki zurückgewiesen. „Freundschaft“, sagten die Japanen, „ist eine Kette, welche, soll sie irgend gute Dienste leisten, aus gleich starken Gliedern bestehen muß. Ist das eine stark und das andere schwach, so wird dieses im Gebrauch zerrissen. Die Freundschaftskette kann also nur dem schwächern Glied zum Nachtheil gereichen. Wir gedenken deshalb niemals mit unbekannten und ungleichen Mächten eine Verbindung zu schließen. Ueberdies leidet Japan kaum an irgendetwas Mangel. Luxus will man nicht. Die wenigen fremden Gegenstände, welche uns zum Vortheil gereichen, erhalten wir durch Holländer und Chinesen.“ Der Gesandte ist außer sich vor Wuth. Sämmtliche Kurilen, heißt es jetzt, gehören zum russischen Reich; die Japanen hätten kein Recht weder auf Urup noch auf die benachbarten südlichen Inseln. Dawidoff, der Schiffslieutenant, erhält Befehl, sie von hier zu vertreiben und Chwostoff, die weiter im Süden gelegenen Lande, Jeso und Tarakai, in Besitz zu nehmen. Der Erstere ist durch Unwetter abgehalten, seine Aufgabe zu erfüllen; der Andere genügt der Rache seines Gebieters vollkommen, und verübt dazu mannichfachen Unfug in japanischen Landen. Chwostoff plündert Ma-

gazine und führt deren Inhalt sammt den Aufsehern gefangen nach Ochotzk. Seine Missethaten (er und Dawidoff haben in der Newa 1809 ihren Tod gefunden) wären niemals von der russischen Regierung misbilligt worden, hätte Japan sie nicht hierzu gezwungen. Golownin und seine russische Begleitung wurden ergriffen, und solange in Gefangenschaft gehalten (1810—13) bis der Statthalter von Ochotzk Chwostoff's Verfahren in einem amtlichen Schreiben getadelt und um Verzeihung gebeten hatte. Golownin ward dann für seine Regierung eine Denkschrift übergeben, folgenden wesentlichen Inhalts:

„In Japan ist das Christenthum verboten, und nur die Fremden, welchen es von alter Zeit gestattet ist, werden in Nagasaki zugelassen. Sie werden nicht des Handels wegen, sondern um Arzneimittel und Kunde fremder Gegenden zu erhalten, aufgenommen. Japan bedarf des Handels mit Auswärtigen nicht. Die Russen mögen sich deshalb alle Mühe sparen. Auch mögen sie künftig, was bisjetzt so häufig geschehen, keine kurilischen Kundschafter mehr nach japanischen Landen senden. Man hat aus Mitleid gegen die armen, zu diesem schlechten Dienst gepreßten Leute sie ohne Züchtigung abziehen lassen. Künftig gedenkt man strenger zu verfahren. Wir sind zwar fern von der Beschränktheit, nicht zu wissen, daß es auch unter den Christen wie bei allen Religionen gute und böse Menschen gibt. Das Christenthum ist nur deshalb verboten, weil es in Japan Bürgerkriege und sonstiges Unheil veranlaßte. Sonst läßt man, wenn er sich nicht in die Staatsregierung mischt, wenn er nicht den andern gewaltsam zu seiner Religion zwingen will,

Jedermann glauben, was er will. Die verschiedensten Religionen und Sekten leben in Japan friedlich nebeneinander." [58])

Die asiatisch-amerikanischen Ereignisse während der letzten Jahre machten neue Versuche räthlich, um mit Japan in eine freundliche Verbindung zu kommen. Franz von Siebold ward berufen (December 1852), um mittels seiner Kenntnisse und Erfahrungen der neuen russischen Expedition nach Japan zu dienen. Der Japanreisende hat uns hierüber durch eine Flugschrift unterrichtet, jedoch in solcher befangenen oder berechneten Weise, daß man selbst dem Thatsächlichen seiner Angaben mistrauen muß. Die Regierung von Jedo, eingeweiht in alle Künste der trügerischen und schlangenartig sich windenden Politik, hätte, so meint Siebold, aus dem Schreiben des Reichskanzlers Nesselrode, den verstorbenen Kaiser Nikolaus nur als einen Volksvater erkennen müssen. Und wie lauten die Worte dieses Schreibens? „Unter Nikolaus I. erfreut sich das Reich seit 27 Jahren einer weisen Regierung und des innern Friedens." Der Aufruhr bei der Thronbesteigung, die Kriege in Polen und im Kaukasus, gegen die Pforte und Persien sind für den geschichtschreibenden Reichskanzler nicht vorhanden. Damit man zu Japan die Tragweite der süßen einschmeichelnden Worte, die Bedeutung der vorgeschützten Besorgniß für die Ruhe und das Wohlergehen des Nachbarfürsten — dies wurde als der vorzüglichste Grund der Expedition angegeben — ja nicht übersehen möchte, erinnert der Russe nach der drohenden herausfodernden Weise während der letzten Jahre des Kaisers Nikolaus den Gebieter zu Jedo daran,

„daß die Küsten seines Reichs, seine großen, bevölkerten und blühenden Städte ungeschützt vor feindlichen Anfällen offen daliegen. Tausende der schwachen Schiffe, welche jene Ortschaften mit den Erzeugnissen des Meeres versehen, welche die Nahrung der Insassen, den Reis von fruchtbaren nach weniger fruchtbaren Landstrichen verführen, die Früchte der Industrie und die edeln Metalle von einer Insel zur andern bringen: sie alle könnten die leichte und schnelle Beute jeder Kriegsmacht sein, welche entschlossen, mit Gewalt zu nehmen, was Japan in gezwungener Weise nicht genehmigen würde.“ [54])

Diese Sprache mußte dem Hofe zu Jedo gar anmaßlich und herausfodernd erscheinen. „Die Russen“, schreibt ein Japane, „sind meinen Landsleuten gewaltig verhaßt. Während der Jahre 1853 und 1854 sind sie drei mal zu Nagasaki erschienen. Ihr übermüthiges Benehmen verletzte den Statthalter derart, daß er jeden Verkehr mit ihnen abgebrochen hat. Der Beamte schickte nach Jedo, damit ein eigener Bevollmächtigter erscheine, um mit Admiral Putjatin zu verkehren. Das Begehr ist vom Hofe zurückgewiesen.“ [55])

Kaiser Nikolaus hatte seit einigen Jahrzehnden die großartigsten Vorbereitungen zur slawischen Weltherrschaft, zum Weltzusammensturz getroffen, im Schwarzen und Baltischen Meer, an dem Kaspischen, am Upsa- und Baikalsee, in Dänemark, bei der Weichsel und dem Amur. Die drohende herausfodernde Haltung gegen die Türkei war blos ein Stück in der innig zusammenhängenden, ganze Erdtheile umfassenden Rechnung. Rußland trieb seinen Lehensfürsten, den persischen Schah, gen Herat, wo die Vorposten gegen Afghanistan standen. Ruf-

sische Dampfschiffe befuhren den Aralsee, den Oxus und Jaxartes; eine Truppenabtheilung zog gegen Chiwa, Bochara und Chokand. Russische Ingenieure verzeichneten die Hochebene zwischen Altai und Tibet und errichteten Burgen längs ihrer zahlreichen Steppenseen. Russische Heere sammelten sich an der sibirisch-chinesischen Grenze und bedrohten die kleine Bucharei, welche schon lange die Ländersucht der Nachfolger Peter's reizte. Einige Clane der Chalkasmongolen, Unterthanen des Mittelreichs, wurden alsbald dem Slawenreiche einverleibt. Russische Ansiedler segelten von Ochotzk hinab zu den Uferlandschaften am Japanischen Meere und bauten Burgen bei den Ainos, am Ostrande der unter chinesischer Hoheit stehenden Mandschurei. Es sollten vorgeschobene Posten sein gegen Tarakai oder Sachalien, gegen Jeso und das übrige Reich Japan. Dann wurde der Russisch-amerikanischen Gesellschaft eine den veränderten Verhältnissen geeignete Stellung angewiesen. Man hat ihr, um sie zu befähigen, größere Unternehmungen nach Californien und China auszurüsten, neue wichtige Vorrechte verliehen. „Die Compagnie steht unter dem unmittelbaren Schutz der zarischen Majestät. Sie hat in allen Ländern, über welche ihr Freibrief lautet, im asiatischen und amerikanischen Norden, auf den Kurilen und Aléuten ausschließende Jagdgerechtsame, ausschließenden Fischfang; sie allein darf jene Gegenden anbauen, untersuchen und ausbeuten lassen; sie allein ist befugt, Factoreien und Castelle zu errichten, Ansiedler und Waaren dahinzusenden; sie mag auch mit den benachbarten Völkerschaften, wenn deren Regierungen es gestatten, Handelsverbindungen anknüpfen. Endlich ward ihr erlaubt, einen Verkehr mit

den neueröffneten Häfen des chinesischen Reichs zu beginnen; nur dürfe unter keinerlei Vorwand Opium als Handelsartikel ins Mittelreich eingeführt werden."

Die Compagnie suchte alsbald von der letzten Befugniß Gebrauch zu machen. Umsonst. Ihre aus Sitka nach Schanghai gesandten Schiffe werden zurückgewiesen. „Den Russen ist durch frühere Verträge der Handelsverkehr an der Nordgrenze des Reichs, zu Maimatschin, gestattet. Dabei muß es verbleiben. Nach einer unveränderlichen Satzung des chinesischen Staats wird keinem Volk gestattet, den Handel an zwei verschiedenen Grenzorten des Landes zu betreiben." Wiederholte Vorstellungen wurden wiederholt zurückgewiesen. Da beschloß der Zar, die Regierung zu Peking in Weise der Amerikaner und Franzosen durch einige Kriegsschiffe einzuschüchtern.

Putjatin, Haupt der russisch-japanischen Expedition, erhielt hierzu den Auftrag. Der Admiral landete (Juni 1853) zu Hongkong und sandte eine Botschaft an den Statthalter der beiden Kreise Kuangtong und Kuangsi, des Inhalts: „Die Russen nehmen infolge des englisch-chinesischen Friedensschlusses zu Nanking, welcher allen westlichen Nationen zu den fünf geöffneten Häfen Zutritt gestattet, mit den Nordamerikanern und Franzosen gleiche Berechtigung in Anspruch; Rußland ist nicht blos eine östlich-asiatische, sondern auch eine westlich-europäische Macht; die allgemeinen Bestimmungen des Vertrags umschließen ebenso gut die Länder des Zars wie Belgien und Holland, wie Amerika und Frankreich." „Nicht so", entgegnete die Kreisregierung. „Mit jenen Reichen besteht keine besondere Uebereinkunft. Das ist aber gegenüber von Rußland der Fall. China hält fest an den

Bestimmungen des Vertrags vom 14. Juni 1728; den zarischen Kaufleuten bleibt auch jetzt nur der herkömmliche Verkehr an der Nordwestgrenze gestattet." „Dieses unfreundliche Benehmen", erwidert Putjatin, „wird meinem Kaiser berichtet; nach seinen Verhaltungsbefehlen, welche ich in der nächsten Zeit erwarte, werde ich zu handeln wissen."

Die Expedition verließ China und besuchte auf ihrer Fahrt nach Japan die von der Lieukieu abhängigen Madschikosima — Sima bedeutet im Japanischen Insel —, lag bei Taipingschan, dem größten Eiland der Gruppe, einige Tage vor Anker und verkehrte in freundlicher Weise mit den zum Buddhaglauben sich bekennenden Einwohnern. Die Russen gingen von hier nach Nagasaki, wo sie am 22. Aug. 1853 eintrafen. Sie haben alsbald Unterhandlungen begonnen, um ihre Schreiben übergeben zu dürfen. Es dauerte lange, bis ein amtlicher Verkehr eröffnet werden konnte. Als dieses endlich geschehen, suchten die Japanen in herkömmlicher Weise die Verhandlungen hinauszuziehen. Unterdessen fuhr das russische Postschiff Fürst Mentschikoff monatlich regelmäßig zwischen Nagasaki und Schanghai, um die Bewegungen in China zu erkunden und die mit der Ueberlandpost ankommenden Depeschen in Empfang zu nehmen.

Dies mußte natürlich aufhören, sobald der Ausbruch des westmächtlichen Krieges gegen Rußland im Mittelreiche (Mai 1854) bekannt wurde. Die Engländer in Indien, in China und Australien sowie ihre östlichen Unterthanen waren des vieljährigen Friedens derart gewöhnt, daß sie sich anfangs gar nicht in die neuen Zustände denken und fügen konnten. Fehlte es doch gänzlich

an Erfahrung über die Fähigkeiten, über die Macht und Kriegsmittel der feindlichen Mächte. Beide Parteien, Russen und Briten, wurden von unheimlichen Ahnungen befallen und befürchteten die seltsamsten Ereignisse. Auf Australien, zu Schanghai und Hongkong und sogar längs der Uferlandschaften des anglo-indischen Reichs gingen abenteuerliche Gerüchte: es hieß, die Russen der japanischen Expedition, die Russen aus Kamtschatka, Ochotzk und Sitka würden herbeikommen, die offenen Städte Melbourne, Victoria und Sidney überfallen nnd die mit australischem Gold beladenen Dampfer wegnehmen. Die reichen englischen Kaufherren sandten ihre Baarschaften ins Binnenland und die Eingeborenen vergruben ihre Schätze. Zu Schanghai und Hongkong wurde eine Landwehr geschaffen, welche fleißig exercirte, um gegen die erwarteten Anfälle dienstfähig zu sein. Admiral Putjatin und die andern Russen dachten nicht daran. Ihre Fahrzeuge retteten sich wie vor einem drohenden Sturm in ferne sichere Häfen. Man war sich zu Petersburg der Schwäche als Seemacht gar wohl bewußt. Die Russen scheinen gleich beim Beginn des Krieges den Befehl erhalten zu haben, Alles aufzubieten, um jeden Kampf zur See mit den Engländern zu vermeiden. Putjatine blieb mit den Schiffen seiner Expedition zu Japan und erfreute sich hier in den neutralen Häfen des Schutzes gegen jeden Angriff der Westmächte. Die andern russischen Fahrzeuge, welche die Kriegserklärung im Großen Ocean überraschte, schossen gleichwie gehetztes Wild von Asien nach Amerika, von Chile und Californien nach Ayan, Ochotzk und Petropawlowsk, um hier und dort sichere Unterkunft

gegen die nachsetzenden Geschwader der Westmächte zu erlangen.

Die Kriegserklärung der Franzosen und Engländer war kaum erlassen (27. März 1854), so haben sie beschlossen, ihre Schiffsstationen innerhalb aller Meere zu verstärken. Die russischen Besitzungen sollten, soweit sie in Europa, Asien und Amerika von der Seeseite zugänglich sind, angegriffen, die festen Plätze und alles Eigenthum der Regierung weggenommen oder zerstört werden. Petropawlowsk in der Awatschabucht auf Kamtschatka hatte in höherm Grade die Aufmerksamkeit aufsichgezogen. Man wollte sichere Nachricht haben, daß sich mehre Fahrzeuge in diesem ausgedehnten Wasserbecken versammeln, welche mit der japanischen Expedition vereinigt, plötzlich innerhalb südlicher Breiten erscheinen und den werthvollen Handelsverkehr in den chinesischen, in den indischen und australischen Gewässern gefährden könnten. Die Awatschabucht umfaßt 14 Werst im Gevierte, ist ringsum von hohen Gebirgen gleichwie mit einem Walle umgeben und vor allen Winden geschützt. Sie enthält drei große, durch die Natur trefflich ausgestattete Häfen. Der gen Südwesten gelegene ist der geräumigste und besitzt den Vortheil, daß man bis im December, wo längst alle Flü-
zugefroren, dort einlaufen und bereits im März au-
laufen kann. Manchmal wird der Hafen in den Sommermonaten mit Treibeis überdeckt, hergeschwemmt v-
den gegenüberliegenden amerikanischen Küsten. Der ö-
liche Hafen ist kleiner, doch gewährt auch er Ra-
genug für 40 größere Fahrzeuge. Rings um den kl-
sten, gen Norden gelegenen wurden vor länger als h-

dert Jahren mehre Gebäude errichtet; Kasernen, Werfte und Häuser für die Marinebeamten. Dies geschah auf Anordnung der Capitäne Bering und Tschirikow. Sie hatten in den beiden Paketbooten Peter und Paul von Ochotzk aus eine Forschungsreise nach Kamtschatka und den östlichen Inseln unternommen und dann die neue Niederlassung bei dem Namen ihrer Fahrzeuge genannt: Petropawlowsk, Peter- und Paulshafen (1740).

Von dem Hafen zieht sich eine breite Erdzunge ins Meer hinaus, welches ganz nahe am Ufer eine Tiefe von 14—18 Fuß hat. Die Fahrzeuge können am Lande befestigt werden.[56]) Die Gemarkungen im Norden und Osten bieten noch andere große Vortheile. Auch war Kamtschatka, reich gesegnet mit den mannichfachsten Naturerzeugnissen, ehemals, vor der Herrschaft der Russen, stark bevölkert. Diese, glaubend, bei zahlreichen Insassen wären sie niemals ihrer Eroberung sicher, gingen absichtlich darauf aus, die Bewohner zu mindern oder ganz auszurotten. Die Kosacken häuften über die wehrlosen Itälmen oder Eingeborenen unüberwindliche Beleidigungen, um Gelegenheit und Vorwand zu erhalten, die Widersetzlichen zu erschlagen. In solcher Weise sind die Kamtschadalen innerhalb eines Zeitraums von 40 Jahren auf den zwölften oder funfzehnten Theil herabgesunken.[57]) Jetzt wird man kaum noch in den fernen Bergschluchten einen Rest jener alten Insassen entdecken können. Und so ist es auch auf den Aléuten und russischen Kurilen ergangen. Nicht ein einziger Nachkomme der Ainos wird dort vorgefunden. Von den ersten russischen Pelzjägern auf den Aléuten werden kaum glaubliche Grausamkeiten erzählt. Gregori Schelikoff, nach dem die Straße zwi-

schen Kadjak und der Halbinsel Alaska heißt, ließ mehre Aléuten binden, dann dicht hintereinander aufstellen, um zu versuchen, durch wieviele Köpfe eine einzige Flintenkugel dringe. Die Abnahme und das schnelle Aussterben der Bevölkerung wird hierdurch leicht erklärbar. Nach einer amtlichen Mittheilung, welche Adalbert von Chamisso erhielt [58]), bestand 1806 die Anzahl der Aléuten auf den Fuchsinseln aus 1334 Personen männlichen und 570 weiblichen Geschlechts. Zehn Jahre später hätte man blos 462 Männer und 584 Frauen vorgefunden. Und wozu diese Mordlust? Um die Länder in Wüsteneien zu verwandeln. Alle jene weitgestreckten despotisch regierten Gegenden in Asien und Amerika zusammen zählen, wie man weiß, kaum eine Bevölkerung von 4—5 Millionen, obgleich jährlich 8—9000 Personen nach Sibirien verbannt werden.[59]) Die Bevölkerung des freien Nordamerika ist im Verlauf der letzten 65 Jahre (1790—1855) von 3,900,000 auf 27 Millionen angewachsen. Und in noch stärkerm Verhältniß hat eine Mehrung der Landeserzeugnisse, der Schiffahrt, des Handels und der Güter aller Art stattgefunden.

Unter der Herrschaft der amerikanischen Angelsachsen würden Kamtschatka und die sibirischen Länder, würden die Kurilen, Aléuten und die Besitzungen der Russisch-amerikanischen Compagnie schnell zu mächtigen Staaten emporwachsen. Eine Umwandelung würde hier geschehen wie in Californien, in Oregon und Minnesota. Kann doch selbst ein ehrlicher, pflichterfüllter russischer Statthalter — was eine große Seltenheit in einem despotisch regierten Reiche — innerhalb weniger Jahre eine völlig Umgestaltung bewirken. Das erfährt man mittels de russischen Sendboten Gabriel Wenjaminow, welcher ku

vor dem Ausbruch des Kriegs, im Herbst 1853, Petropawlowsk in einem Brief an den moskauer Ehrenbürger Golubkow beschreibt, wegen Förderung der Erdkunde auch im Auslande bekannt.[60])

„Ueber Kamtschatka und namentlich über Petropawlowsk", sagt Wenjaminow, „haben Sie vielleicht manches Unvortheilhafte gelesen und gehört. Auch verdiente dieser Hafenort in seinem frühern Zustande kein besonderes Lob. Heutzutage hat jedoch Petropawlowsk, dank der unermüdlichen Vorsorge des Gouverneurs Sawoiko, eine ganz neue Gestalt angenommen. Man sieht hier Vieles, was früher für unmöglich galt: schöne, große Gebäude, Reinlichkeit in den Straßen, eine regelmäßige Ordnung derselben und mehres Andere. Es gibt Hausthiere in Menge: Kühe, Hühner und Schweine. Die Hunde, welche früher die Verbreitung dieser Thiere hinderten und mittels ihres durchdringenden Geheuls ein Gefühl der Melancholie einflößten, dürfen nicht in die Stadt gebracht werden. Zur Einführung des Ackerbaues und der Viehzucht in Kamtschatka wurden Colonisten aus Sibirien berufen, denen man viele Sonderrechte gegeben hat. Sie sind mit ihrer Lage überaus zufrieden. Während meines Aufenthalts in Petropawlowsk besuchte ich ihre Ansiedelung, und auf meine Frage, wie ihnen das Land gefiele, erwiderten sie: Selbst unsere Großväter haben kein solches Land gesehen. Und in der That ist der Boden vortrefflich. Wenn nicht der Ackerbau, so kann doch die Viehzucht in großem Maßstabe betrieben werden. Unermeßliche Thäler sind mit mannshohem Grase überwachsen. Mit Einem Wort, Kamtschatka kann seinen Bewohnern noch große Vortheile bringen."

Um diesen so blühenden Hafenort zu zerstören, wurde ein englisch-französisches Geschwader von acht Schiffen mit ungefähr 200 Kanonen und einer Bemannung von 2000 Köpfen zusammengezogen. Die Führung war zwei Admiralen, David Price und Febvrier de Pointes übertragen. Price war ein erfahrener, aber wie die meisten britischen Befehlshaber zu Wasser und zu Land, altersschwacher Mann. Beim Ende des vorigen Jahrhunderts ist er bereits in die Marine getreten; und Price diente nicht ohne Ruhm im zwiefachen Zuge gegen Kopenhagen. Die Schiffe hatten sich im Laufe der Frühlingsmonate zu Honolulu auf den Sandwichsinseln gesammelt, fuhren (25. Juli 1854) nach Nordwesten und gelangten ohne Unfall (28. Aug.) zur Awatschabucht. Rußland hatte sich wie man weiß seit langer Zeit in unheimlicher Schweigsamkeit auf einen Weltkampf vorbereitet. Man fand den Zar an allen Enden seines unermeßlichen Reichs gerüstet, im Schwarzen und Weißen Meer, im Finnischen und Bottnischen Meerbusen, zu Kola auf Lappland und zu Petropawlowsk auf Kamschatka. Petropawlowsk war mittels vier durch schweres, weittragendes Geschütz bewaffnete Batterien stark befestigt. Der Ort zählte eine Bevölkerung von 1500 Seelen und eine Besatzung von mehr als 1000 Mann aller Waffengattungen. Ueberdies lagen einige Kriegsschiffe, worunter die Fregatte Aurora von 30 Kanonen, hinter der Bucht. Es hieß, die meisten Fahrzeuge der russischen Flotte im Stillen Ocean wären unfern der Amurmündung vor Anker gegangen.

Die Alliirten hatten eine Feste solcher Art gar nicht erwartet. Admiral Price mochte gleich beim ersten An-

griff (30. Aug.) die Unmöglichkeit der Einnahme erkannt haben. Der alte Mann wollte, wie es scheint, die Schmach einer Niederlage nicht ertragen. Mitten im Kampfe ging er hinab in die Kajüte und schoß sich durchs Herz. Die Alliirten mußten unverrichteter Dinge zurückfahren und so auch am dritten Tage. Nun ward ein gleichzeitiger Angriff zu Wasser und zu Land beschlossen und am 4. Sept. unternommen. Die ausgeschifften Truppen von 8—900 Mann sind, so wird berichtet, von einem verrätherischen Amerikaner in unwegsame Schluchten geführt worden, wo sie die russischen hinter dichtem Gebüsch versteckten Scharfschützen mit mörderischem Feuer empfingen. Eine Gegenwehr war kaum möglich. Nahe an ein Viertel der Mannschaft ist auf dem Platze geblieben; die andern konnten nach den Schiffen entrinnen.

Das feindliche Geschwader verließ die Awatschabucht, kaperte außerhalb zwei russische Fahrzeuge, den Regierungsschooner Anadir und das für die russisch-amerikanische Compagnie zu Hamburg erbaute Schiff Sitka, mit einer großen Masse Pulver und Getreide beladen. Die Alliirten forschten nicht weiter nach der russischen Flotte, sondern fuhren zurück, die Engländer nach der Vancouverinsel und die Franzosen nach San-Francisco in Californien. Die beschädigten Schiffe wurden ausgebessert, die Kranken ins Hospital gebracht und während des Winters auf Zuzug gewartet, um im Beginn des nächsten Frühlings die gemachten Erfahrungen zu nützen, mit stärkerer Macht gegen Kamtschatka und alles Russische im Stillen Ocean vorzurücken. Während der ganzen Kriegsfahrt, sagt ein Bericht des zu San-Francisco erscheinenden „Écho du Pacifique" (6. Oct. 1854), herrschte

zwischen den Franzosen und Engländern die größte Ueberstimmung, die innigste Freundschaft. Die beiden ehemals so feindlichen Nationen haben vereint ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen; sie sind von denselben Gedanken erfüllt. Die auf gegenseitige Achtung gegründete Einigkeit ward festgeknüpft durch solche Thaten.

Die Amerikaner sahen vom Anfang des Kriegs die unerhörte Einigung der Franzosen und Engländer mit Mistrauen und Besorgniß. „Eine Verbindung mit Louis Napoleon könne niemals erfreuliche Früchte bringen. Lüge ist es, wenn man den Kampf der Westmächte einen Krieg der Civilisation gegen die Barbarei nennt. Im Gegentheil: die Allianz mit dem Decembermanne werde der englischen Freiheit die tiefsten Wunden schlagen. Dann wäre zu befürchten, daß die Alliirten, sind sie einstens die Herren von Europa, herüberkommen nach Amerika und die Knechtung der Völkerschaften in der Neuen Welt unternähmen. Sei es doch bekannt, daß der Selbstherrscher über Frankreich von größtem Hasse erfüllt ist gegen das protestantische Nordamerika und seine republikanischen Institutionen. Unter solchen Ansichten ward die Niederlage von Petropawlowsk mit kaum zurückgehaltener Schadenfreude innerhalb der ganzen Union vernommen, vornehmlich in den Ländern längs des Stillen Ocean, welche mit den Russen von Amerika und Asien in mannichfachem Handelsverkehr stehen. Amerikanische Berichte suchten diese Niederlagen noch größer und schimpflicher darzustellen. Ein Dampfer des feindlichen Geschwaders, welcher die Awatschabucht untersuchte, so erzählte der zu Honolulu erscheinende „Polynesian“, habe trügerischerweise die amerikanische Flagge aufgezogen. Hätten die

Alliirten, fügte man hinzu, ihre während der beiden Kämpfe errungenen Vortheile benutzt, sie wären sicherlich des Platzes Meister geworden. Die Streitkräfte der Russen seien viel geringer gewesen als die ihrigen. Bei einem gefallenen Offizier habe man einen Plan von Petropawlowsk vorgefunden, nicht wie der Ort jetzt ist, sondern wie er ehemals gewesen. Und so sind die Alliirten in jeder Beziehung untüchtig befunden worden. [61])

Die Niederlage auf Kamtschatka hatte auch sonst dem Ansehen der Westmächte in China und Japan vielen Abbruch gethan, und zwar mit gutem Grunde. Die Befehlshaber des Geschwaders ermangelten der Umsicht und Thatkraft. Warum haben sie ihre Rückfahrt nicht über Japan genommen, um dort wegen der Schiffe der russisch-japanischen Expedition Kundschaft zu erhalten? Warum haben sie ihre Macht nicht gegen Ochotzk und Ajan gerichtet und alle Gewässer von der Straße Lapeyrouse bis zum Pensinskischen Meerbusen durchforscht? Sie sind mit Ungunst abberufen worden. Die Contreadmirale Bruce und Froueichon haben den Oberbefehl übernommen. Honolulu ward wiederum als Versammlungsort bestimmt, wo im Verlaufe des Frühjahrs 1855 acht Kriegsschiffe und Dampfer und eine größere Anzahl kleinerer Fahrzeuge eintrafen. Die Befehlshaber sind vom jungen König und den Behörden der Hawaigruppe mit Zuvorkommenheit empfangen und mit Festlichkeiten mancher Art geehrt worden. Es war nämlich vor kurzem Kamahameah IV. seinem verstorbenen Vater, dem Dritten dieses Namens, gefolgt, welcher anfangs die Regierung in einer Weise führte, die seinen Erziehern, den evangelischen Send-

boten aus Amerika, zur größten Ehre gereicht. Hier erkennt man wieder den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem römischen Glauben und dem des Evangeliums. Jener zielt auf Unterdrückung und Abstumpfung aller höhern menschlichen Anlagen, dieser auf Herzens- und Geistescultur, auf individuelle Freiheit innerhalb einer klar ausgesprochenen gesetzlichen Umgrenzung. Der König schwur, die Constitution und das Königreich unverletzt zu erhalten, zu regieren in Uebereinstimmung mit dem Grundgesetze und der herkömmlichen Reichsordnung. Seinen eingeborenen Unterthanen verkündete Kamahameah mittels längerer Rede in der Hawaisprache eine milde und freisinnige Regierung. Zugleicher Zeit aber werde sie stark genug sein, die Gesetze aufrechtzuerhalten und jeden Insassen in seinen Befugnissen und Besitzthum zu schützen. Von den Bewohnern von Hawai erwarte er allen möglichen Beistand zur Erhaltung der Gesetze und der Unabhängigkeit des Vaterlandes. Der Fürst hat alsbald alle unter seinem Vater begonnenen Verhandlungen wegen Ueberlassung seines Reichs an die Vereinigten Staaten abgebrochen und dies dem Geschäftsträger der Union amtlich anzeigen lassen (24. Jan. 1855). Den Fremden ward jeder Schutz zugesichert, wogegen die Regierung von ihrer Seite ein gesetzliches, von jedem Unfug sich fernhaltendes Benehmen erwarte.[62]) Diesen schönen Anfängen scheinen, wie auch sonst so häufig geschah, die folgenden Regierungsjahre nicht zu entsprechen.

Als die Alliirten zum zweiten male vor Petropawlowsk erschienen (15. Mai 1855), bot die Landschaft einen erhabenen, majestätischen Anblick. Die Berge vom Gipfel bis zur Sohle und alles Land war mit Schnee

bedeckt. Noch fielen dichte Flocken herab; die ganze Gegend war traurig in hohem Grade. Die Einwohner, die Behörden und Truppen hatten die Stadt verlassen. Drei amerikanische Kaufleute — wo wurden deren in jenen Gegenden nicht gefunden? — zwei geborene Bürger der Union und ein naturalisirter Franzose sind allein zurückgeblieben, über deren Häuser das Sternenbanner flatterte. Mittels ihrer Flagge suchten die Amerikaner Stadt und Feste vor Zerstörung zu schützen. „Die Russen haben Petropawlowsk verlassen, wir sind jetzt die Eigenthümer; Petropawlowsk gehört den Vereinigten Staaten." Noch fand man eine Anzahl hungriger kamtschadalischer Hunde, welche den Fremden auf dem Fuße folgten und ein fürchterliches Gebell erhoben. Es sind dies gar nützliche, nothwendige und gescheite Thiere, welche die Eingeborenen ehemals den Menschen für ebenbürtig hielten. „Absichtlich sprächen sie kein verständliches Wort, dabei wären sie jedoch sehr neugierig, bellen die Fremden an, um zu hören, wer sie sind, woher sie kommen." [63])

Gleich nach der Rückkehr der Alliirten von ihrem ersten Zuge gegen Petropawlowsk hatten die Russen die beschädigten Wälle ausgebessert, dann neue und stärkere Werke hinzugefügt. Sie waren gerüstet, jedem Angriff die hartnäckigste Gegenwehr zu leisten. Die Regierung in Petersburg ließ es hierzu nicht kommen. Man hatte wol von den Verstärkungen der alliirten Flotten im Stillen Ocean sowie im Indisch-chinesischen Meere vernommen und an einem erfolgreichen Widerstand gezweifelt. Im März kam ein Befehl des Oberstatthalters von Sibirien: Die Stadt müsse von den Einwohnern verlassen, die Fahrzeuge sollten

nach einer entfernten Bucht der Mandschurei oder hinauf ins Ochotzkische Meer geflüchtet werden. Und so ist es geschehen. Durch den gefrorenen Hafen wurde eine Oeffnung gesägt und die Schiffe fuhren (17. April) vondannen. Wohin, wußte man nicht. Nach einigen Tagen zogen die Einwohner, die 1200 Mann Truppen und alle Behörden landeinwärts gen Tschinsk zu, 40—50 deutsche Meilen von der Hauptstadt Kamtschatkas. Petropawlowsk war preisgegeben.

Die in verschiedenen Abtheilungen gesonderte Mannschaft der Alliirten hat alsbald das Verheerungswerk begonnen. Arsenale und Werften, Magazine und sämmtliche Regierungsgebäude sind durch Pulver und Feuer von Grund aus zerstört worden. Man hatte es vergebens in anderer Weise versucht. Die dicken Wälle waren nicht zum Einsturz zu bringen. Dann erst, als alle öffentlichen Gebäude in Schutt und Trümmern lagen, stach die Flotte wieder in die See und kreuzte eine zeitlang um die kurilischen und aléutischen Inseln, hoffend, irgendwo die geflüchteten russischen Schiffe zu finden. [64]) Dies ward bald aufgegeben. Die Admirale ließen einige Fahrzeuge in jenen Gewässern zurück, gingen hinüber nach Sitka zu der von Baranow (1804) gegründeten Niederlassung und von dort weiter hinab zur frühern Station San-Francisco, wo sie im Juli 1855 angelangt waren. Neuarchangel oder Sitka, so genannt nach den hier hausenden Indianern Sitchaschan, und die andern Besitzungen der Russisch-amerikanischen Compagnie blieben vor jeder Beschädigung verschont. Nur eine Anzahl russischer Soldaten und Beamten ward gefangengenommen und nach Tahiti gebracht. Jene Niederlas-

sungen wären nicht im Stande gewesen, irgendeinen Widerstand zu leisten. Die Befestigungen dienen blos gegen die Indianer, und die Garnison Sitkas beträgt kaum 100 Mann. Die nach Sitka bedeutendste Niederlassung, St.-Paul auf der Insel Kodjak, besteht nur aus 400 Russen, welche auf bestimmte Zeit in Dienst der Compagnie treten und dann nach ihrer Heimat zurückkehren. Um ihnen den Handel auf eigene Rechnung zu erschweren, ist zu St.-Paul ein eigenes Papiergeld als Tauschmittel eingeführt. Zwischen Californien und diesen russischen Besitzungen hat bereits ein lebhafter Verkehr begonnen. Mittels einer eigenen zu diesem Zwecke gebildeten amerikanischen Gesellschaft wird eine Menge Eis nach San-Francisco geführt. Agenten der Compagnie, welche ein Lagerhaus für Aufbewahrung des Eises und eine gute Straße zum Hafen erbaut haben, leben in Sitka. Die Russen erhalten, im Verhältniß zur Qualität, von jeder ausgeführten Tonne 20—35 Dollar. Sitka soll an 1000 Einwohner zählen, worunter die Weißen in geringer Zahl; die meisten sind Mischlinge und Rothhäute. Der Hafen ist groß und vortrefflich. Hier ist Raum für 100 der größten Schiffe.[65])

Die im Ochotzkischen Meere zurückgelassenen Fahrzeuge der Alliirten fuhren nach der Amurmündung und längs der Küsten des nordöstlichen Asien, um von den russischen Niederlassungen in der Mandschurei und den geflüchteten Schiffen Kundschaft einzuziehen. Die ersten Nachrichten von den Uebergriffen der Russen nach jenen chinesischen Gebieten hatte man in Europa mittels römisch-katholischer Sendboten, welche auch jene unwirthlichen Gegenden durchstreifen, erhalten (1850). Unterdessen sind

die Russen in Flibustierart weit herabgedrungen gen Süden; auf ihren Karten wird bereits die ganze Mandschurei zum slawischen Reiche gezählt. Und auch hier treffen sie feindlicherweise mit der römischen Kirche zusammen. Hat doch die Curie, welche mitten unter dem Zusammensturz des Alten unverrückt ihre weltbeherrschenden Plane verfolgt, während der letzten Jahre die Mongolei und Mandschurei zu einem gesonderten apostolischen Vicariat erhoben.

Im Osten der russisch-amerikanischen Besitzungen erstreckt sich das große Reich der Hudsonsbuchtgesellschaft in einem Umfange gleichwie ganz Europa. Seine Regenten versammeln sich ein mal wöchentlich in einem alten unscheinbaren Hause der Fenchurchstreet zu London. Man nennt sie Statthalter und Leitender Ausschuß. Ihre in Amerika lebenden Minister heißen Residirende Statthalter, Hauptfactoren, Hauptkaufleute und Schreiber, deren Agenten in den Provinzen Bedienstete, Jäger, Händler und Reisende. Alle diese gebietenden Herren sind gar feine und schlaue Leute. Selbstsucht ist die Norm ihrer Staatsweisheit. Verträgt sich zufällig das Wohl und der Vortheil ihrer Unterthanen mit dem eigenen Gewinn, so läßt man es gutmüthig geschehen. Die Gewinne der Genossenschaft sind in hundert Theile gebracht, Actien genannt, wovon die Regenten in Fenchurchstreet 60 für sich behalten. Die übrigbleibenden 40 vergeben sie an die Minister und untergeordneten Agenten. Wie hoch die Summen sich belaufen, weiß Niemand, denn die Compagnie ist nach den Karthäusern die verschwiegenste Körperschaft auf Erden. Sie veröffentlicht keine Rechenschaftsberichte, sie macht, wenn nicht gebieterische

Umstände, wie die Expedition Franklin's, es unumgänglich erheischen, in keiner Beziehung von sich reden. Selbst die Presse und die Parlamente scheinen für die Leute der Hudsonsbucht nicht vorhanden. Nur wenn ein Genosse entspringt, seine Erfahrungen und Erlebnisse veröffentlicht, dann nur hört man, wie sie es innerhalb des Klosters treiben. Solches that vor wenigen Jahren ein untreuer Bruder, John M'Lean geheißen, in seinen Aufzeichnungen während eines fünfundzwanzigjährigen Dienstes im Hudsonsbuchtgebiete. [66])

Warum das englische Volk dies duldet? Warum die beiden Häuser des Parlaments ihre Stimme nicht erheben? Warum die Regierung nicht einschreitet? Es ist ein gar wunderlich Wesen um dies England, um diese Engländer. Tausendjährige Misbräuche und altersgraue Willkür wuchern fort neben den freiesten Institutionen, neben den, wie es scheinen sollte, sie aufhebenden Gesetzen von gestern und heute. In seinem Rechte erhält Niemand eine Schmälerung; was nicht gesetzlich aufgehoben ist, besteht fort und fort für alle Zeiten. Selbst die Jahre der Republik und der Revolution machen hiervon kaum eine Ausnahme. England hat niemals schnelle, gewaltsame Fortschritte im Sinne des europäischen Festlandes gemacht; es ist aber auch niemals zurückgegangen; es ist niemals auf längere Zeit dem Despotismus erlegen. Die mit der Nordwestgesellschaft vereinigte Hudsonsbuchtcompagnie erhielt wiederholt ihre Sonderrechte erneuert und verbrieft bis zum Jahre 1863. Das Sonderrecht zu schmälern ist gar nicht möglich; das Gesetz ist heilig und unverletzbar. Ueberdies besitzt die Corporation gleichwie alle bedeutenden im Lande Einfluß

genug, ihre Vortheile zu wahren und zu mehren. Die verschiedensten Verwaltungen, mögen sie Tories oder Whigs sein, suchen das Interesse der Compagnie zu fördern, und wie sich bei dem Beginn des westöstlichen Krieges zeigte, selbst zum Nachtheil der allgemeinen Landesinteressen. Zwischen der Hudsonsbuchtgesellschaft und der Russisch-amerikanischen Compagnie war bereits 1839 eine für beide Parteien vortheilhafte Uebereinkunft abgeschlossen. Hiernach überließen die Russen der englischen Compagnie das ausschließende Jagdrecht innerhalb ihrer mittels des Vertrags mit Großbritannien (1825) erworbenen Besitzungen gegen die jährliche Einlieferung von 2000 Seehundshäuten.

Man suchte das Einverständniß auch während des Krieges aufrechtzuerhalten. Zu dem Endzwecke verbürgten die Regenten in Fenchurchstreet mit Zustimmung des britischen Ministeriums der russischen Gesellschaft die Neutralität ihrer amerikanischen Besitzungen. Wir wissen nun, weshalb Sitka dem Schicksal entging, welches Petropawlowsk und manche andere russische Seeorte am Baltischen und Weißen Meere getroffen. Wir wissen, weshalb die in der Neuzeit so wichtigen Territorien des Zars in Amerika, was so leicht hätte geschehen können, nicht in Besitz genommen wurden. Diese Aufopferung der britischen Interessen zum Vortheile jener Leute hat in Canada, wo man die Nachbarschaft der Russen gar ungern sieht, große Entrüstung hervorgerufen. Weshalb sollte England, sagt die „Montreal Gazette“ (18. Nov. 1855), wegen einer so selbstsüchtigen, unpatriotischen und nutzlosen Corporation wie die Hudsonsbuchtgesellschaft die günstige Gelegenheit zur Eroberung der bedeutenden

russischen Gemarkungen am Stillen Ocean verabsäumen? Wissen sie in England nicht, daß die Russen in Amerika und auf den Aleuten an 60 verschiedene Niederlassungen haben, eine jede von 50—300 Personen? Gereicht denn dieses Gemeinwesen der Hudsonsbucht nicht ohnedies aller Welt zum Nachtheil? Sie besitzen große, fruchtbare Landesstrecken, welche sie nicht selbst colonisiren, und doch gestatten sie auch Andern nicht, sich hier niederzulassen. Aus Furcht vor dem Verluste ihrer Sonderrechte gibt die Compagnie abschreckende Schilderungen der nordwestlichen Gegenden, unbegründet vom Anfang bis zum Ende.

Die Zeit ist gekommen, wo diese nachtheiligen Zustände aufhören müssen. Die Grenzen Canadas müssen südlich zum Rothen Flusse und über die nordwestlichen Gebiete zum Stillen Meere gezogen werden. Bald wird zwischen der Hudsonsbuchtgesellschaft und Canada sich ein Kampf erheben; allen europäischen Einflüssen zum Trotze werden wir unser Ziel erreichen.

Warum soll sich nicht Jeder bei dem Pelzhandel betheiligen können? Warum sollen die Kohlen, die Kupfer- und andere kostbare Minen der nordwestlichen Besitzungen unbearbeitet liegenbleiben? Canada wird es nicht dulden, Canada wird seine Interessen nicht von solch einer Compagnie beeinträchtigen lassen. Unsere Ansiedelungen müssen sich längs des schönen und fruchtbaren Thals des Saskatschewanflusses, wo das Klima immer milder wird, erstrecken. Auf diesem Wege müssen unsere Eisenbahnen vom östlichen zum westlichen Meere laufen. Man sieht, welche großen Umwälzungen sich auch in dieser Richtung vorbereiten. Ihre Einflüsse

auf Japan, auf alle Länder im Stillen Ocean und das ganze Morgenland werden bald sich geltend machen.

Die Californier und ihre Nachbarn in den beiden Gebieten Oregon und Washington hätten wohl Lust, gleich jetzt schon einzugreifen. „Unsere nächste, unsere wichtigste Aufgabe“, sagen sie, „ist die Heranbildung der Jugend in unserm Lande, und dann zur Ausbreitung dieses Segens unsere Blicke auf China, auf Indien und das ganze Morgenland zu richten.“

Von Oregon und dem Pugetsund, so genannt nach dem Offizier Puget, welcher Vancouver auf seiner Reise (1791—95) begleitete, fahren mehre Schiffe regelmäßig nach Hongkong und Schanghai. Eine Postverbindung zwischen diesen Gebieten der Union und Ostasien ist bereits vor längerer Zeit besprochen worden und soll bald ins Leben treten. Olympia, die Hauptstadt des Gebiets Washington, an der Spitze des Pugetsunds, wird mit jedem Tage bedeutender. Der Verkehr zwischen Olympia und San-Francisco ist stark in der Zunahme begriffen. Nur der von Portland in Oregon wird ihm gleichkommen. Ein immer wachsender Handel hat mit China und Singapur in Sparren begonnen, welche nirgends vortrefflicher sind als zu Washington, dann mit geschnittenem Bau- und Stabholz, mit eingesalzenen Salmen und Fellen. Oregon und Washington sind reich an Bodenerzeugnissen, an edlen Metallen und Früchten mancherlei Art. Das anhaltende Gedeihen jener Länder, steigender Handelsverkehr mit Japan und China ist keinem Zweifel unterworfen. „Man kann uns nicht zumuthen“, sagen die Amerikaner, „jene große Quelle unsers Reichthums von den Launen asiatischer Despoten

oder den Wechselfällen eines Bürgerkrieges abhängen zu lassen. Wir müssen mit einer Partei oder mit den beiden, die sich jetzt in China bekämpfen, eine Uebereinkunft schließen. Es erheischt dies die Sicherheit unserer Bürger, die Sicherheit unserer Schiffe. Von den Interessen unsers Handels wird dies laut gefodert. Noch ist es eine Frage, ob eine Nation das Recht besitzt, Fremde von ihrem Lande auszuschließen. Unser letztes Auftreten und unsere Erfolge in Japan sprechen dagegen. Wurden die Chinesen zur Eröffnung ihrer Küsten gezwungen, warum sollen sie nicht auch zur Eröffnung des Innern ihres Reichs gezwungen werden? Wir verlangen keine Sonderrechte; die ganze civilisirte Welt soll an den Vortheilen des eröffneten oder erzwungenen Handelsverkehrs theilnehmen."

Die Geschichte der beiden großen angelsächsischen Völker bezeichnet scharf den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem monarchisch-aristokratischen und dem demokratisch-republikanischen Regierungswesen. Während die Amerikaner bald durch helles Bewußtsein ihrer Bestimmung entgegengehen, bald durch einen dunkeln Naturtrieb entgegengeführt werden und in beider Weise große Gewinne einernten, sind die Engländer vornehmlich in frühern Jahrhunderten von Zufälligkeiten, von den Launen und der Gunst ihrer Machthaber abhängig. Menschen und Dinge werden am Vortheil der Sonderrechtlichen, nicht an ihrem innern Werthe und dem allgemeinen Wohle gemessen. Selbst in den Beziehungen zu dem entfernten Japan erkennt man diese principielle Verschiedenheit. Die Engländer sahen die Verheirathung ihres Königs Karl II. mit der portugiesischen Prinzessin Katharina sehr ungern; sie hatten jedoch weder den

Willen noch die Macht, ihren Fürsten daran zu hindern. Langjährige Wirren und Nachtheile sind daraus hervorgegangen, in der Heimat wie in der Ferne. Eine Folge hiervon, was weder Macaulay noch ein anderer englischer Geschichtschreiber erzählt, war ihre Verbannung aus Japan. Als nämlich die Engländer im Jahre 1673 wieder in Nagasaki landeten, fragten sie die Japanen, wie man aus ihrem durch Scheuchzer veröffentlichten Tagebuch ersieht, wegen der Heirath ihres Herrschers mit der Tochter des Königs von Portugal, der Erbfeind ihres Reichs, aus religiösen und politischen Gründen. Sie konnten die Thatsache nicht leugnen und wurden deshalb der königlichen Heirath wegen des Landes verwiesen. „Als wir die Japanen fragten, ob wir nach dem Absterben unserer Königin wiederkommen dürften, hieß es, sie könnten uns nichts versprechen. Vielleicht würden wir aufgenommen, wenn die Holländer und Chinesen den Kaiser versicherten, wir seien mit den Portugiesen zerfallen. Es sei jedoch am besten, wir kämen nicht wieder; denn der kaiserliche Befehl zu unserer Ausschließung werde wol schwerlich zurückgenommen. Wir Engländer wären nun einmal wegen der Verheirathung mit denen von der römischen Religion verdächtig. Beherrschten doch die Frauen, wie die Japanen zu sagen pflegen, die Neigung ihrer Männer und können sie deshalb wol auch zur Annahme ihrer Religion bewegen." In solcher Weise haben die Engländer den einträglichen Handel mit Japan verloren.

Es ist lehrreich und ergötzlich zu sehen, wie zu unsern Tagen England und Nordamerika gegenseitig ihre Schritte überwachen, wie die Einen suchen nachzukommen, wo die

Andern vorausgeeilt sind. Kaum haben die Engländer in Siam Vortheile errungen, so erscheinen auch die Amerikaner und nehmen gleiche in Anspruch. Und so handeln die Engländer in Betreff Japans.

Die Nachricht vom Abschluß des nordamerikanisch-japanischen Vertrags hat alsbald ihre Nacheiferung, namentlich bei der Regierung von Hongkong hervorgerufen. Man wollte nicht hinter den Yankees zurückbleiben. Dr. Bowring, Statthalter dieser englisch-chinesischen Colonie, wäre gern selbst nach Japan gegangen. Sie verweigerten dies in London und bekleideten, nach amerikanischer Weise, den Admiral des Geschwaders im indisch-chinesischen Meere auch mit der diplomatischen Sendung. Admiral Stirling verließ (1. Sept. 1854) den Hafenort Wusong, acht deutsche Meilen unterhalb Schanghai, und ging mit einer mächtigen Schiffsabtheilung, worunter zwei Dampfer und das Flaggenschiff Winchester von 50 Kanonen (7. Sept. 1854), auf der Rhede zu Nagasaki vor Anker. Die Engländer sind sehr unfreundlich empfangen worden. Man hat sie nach alter Weise mit Wachposten umgeben. Selbst die Verbindung der einzelnen Schiffe untereinander war manchmal abgeschnitten. Lebensmittel und sogar frisches Wasser wurden ihnen verweigert. Auf die Drohung des Admirals, er werde nach der Jedobucht gehen, ließen die Nagasakibehörden eine mildere Behandlung eintreten. Das englische Schreiben wurde an den Hof gesandt und von dort die Erlaubniß zu Unterhandlungen gegeben.[67]) Nach manchen herkömmlichen Ausflüchten und Verzögerungen ist endlich (14. Oct. 1854) ein Vertrag zustande gekommen, welchem, so unbedeutend auch die gewährten Vortheile waren, das englische

Ministerium ohne irgendeinen Widerspruch die Bestätigung ertheilte, freilich wie man aus den Ereignissen ersieht, mit der Absicht, später größere Vergünstigungen zu erzwingen. Die gegenseitigen Ratificationen sind am 9. Oct. 1855 zu Nagasaki ausgewechselt worden. Schon einige Tage nachher (18. Oct. 1855) ist jedoch unter der Form einer Erläuterung zur bestehenden Uebereinkunft, man kann wol sagen ein neuer Vertrag geschlossen, welcher viel günstiger lautet. Drohungen und Furcht müssen die japanische Regierung zur größern Nachgiebigkeit bewogen haben. England mochte sich bei der frühern Uebereinkunft nicht begnügen; sie blieb zu weit hinter den Vortheilen zurück, welche den Amerikanern eingeräumt sind. Diese sonderbare, in der Geschichte der Diplomatie vielleicht einzig dastehende Urkunde verdient es, ihrem vollständigen Inhalt nach mitgetheilt zu werden.

Erläuterung der Artikel der Uebereinkunft von Nagasaki (14. Oct. 1854), genehmigt von ihren Excellenzen dem Contreadmiral und obersten Befehlshaber James Stirling einerseits und von den japanischen Abgeordneten andererseits am Tage des 18. Oct. 1855.

Erster Artikel der Uebereinkunft. Die Häfen Nagasaki und Hakodade sollen den britischen Schiffen zum Behufe von Ausbesserungen geöffnet werden, dann um frisches Wasser, Lebensmittel und Vorräthe aller Art, welche sie für ihre Schiffe unumgänglich bedürfen mögen, einzunehmen.

Erläuterung. Dieser erste Artikel der Uebereinkunft besagt, daß den britischen Schiffen die Häfen Na-

gasti und Hakodade zum Behufe von Ausbesserungen und der Einnahme von Vorräthen geöffnet werden. Es wird ihnen der ganze Hafen und jeder Theil desselben geöffnet; nur daß die Schiffe sich in Betreff ihrer Ankerplätze nach den Anweisungen der örtlichen Regierung richten müssen. Sichere und bequeme Plätze werden den Schiffen zur Vornahme der Ausbesserungen angewiesen. Die örtliche Regierung soll Arbeitsleute, Material und Vorräthe nach einem bestimmten Tarif liefern, worüber man sich verständigen wird, sowie über die Weise der Bezahlung. Später sollen alle amtlichen Mittheilungen, wenn die Japanen Zeit hätten, Englisch zu lernen, in dieser Sprache geführt werden [68]). Ein britischer Begräbnißplatz wird zu Madsiune Sima oder der Madsiuneinsel errichtet, mit einem steinernen Wall umgeben und auch sonst hinlänglich geschützt werden.

Zweiter Artikel. Nagasaki soll für die zuvor bestimmten Zwecke gleich jetzt geöffnet sein; Hakodade 50 Tage nach der Abreise der Engländer aus diesem Hafen. Die Normen und Anordnungen in jedem dieser Häfen müssen unversehrt erhalten werden.

Erläuterung. Dieser zweite Artikel besagt, daß die Anordnungen in den Häfen Nagasaki und Hakodade unversehrt erhalten werden müssen. Die japanische Regierung wird aber Sorge tragen, daß jene Anordnungen nicht derart sind, daß sie Verlegenheiten hervorrufen, noch daß sie in irgendeiner andern Weise dem allgemeinen Inhalt und dem Geiste des Vertrags widerstreben, dessen vorzüglichste Absicht ist, einen freundlichen Verkehr zwischen Großbritannien und Japan anzubahnen.

Dritter Artikel. Nur denjenigen Schiffen, welche

durch Unwetter in Noth gerathen oder in anderer Weise unbrauchbar werden, darf ohne besondere Erlaubniß der japanischen Regierung noch zu andern Häfen außer den früher genannten der Zutritt gestattet werden.

Erläuterung. Dieser dritte Artikel besagt, daß nur Schiffe, welche durch Unwetter in Noth gerathen oder in anderer Weise unbrauchbar werden, ohne besondere Erlaubniß der japanischen Regierung auch in andere Häfen außer Nagasaki und Hakodade kommen dürfen. Kriegsschiffe hingegen haben, gemäß der unabwendbaren Nothwendigkeit ihrer Pflicht zu genügen, im Allgemeinen das Recht, die Häfen der befreundeten Mächte zu besuchen, welches Recht weder aufgehoben noch geschmälert werden kann. Doch werden die Schiffe Ihrer Majestät keine andern als offene Häfen besuchen, und auch diese nicht, weder ohne Noth, noch ohne den kaiserlichen Behörden genügende Erklärungen zu geben.

Vierter Artikel. Die britischen Schiffe in den japanischen Häfen werden sich nach den japanischen Gesetzen richten. Sollten hochgestellte Beamte oder die Befehlshaber der Fahrzeuge irgendeins dieser Gesetze übertreten, so wird Dies den Schluß dieser Häfen zur Folge haben. Sollten untergeordnete Personen die Gesetze übertreten, so werden sie den Befehlshabern zur Züchtigung übergeben.

Erläuterung. Dieser vierte Artikel besagt, daß britische Schiffe in japanischen Häfen sich nach den japanischen Gesetzen richten; dann daß, wenn untergeordnete Personen sich gegen diese Gesetze vergehen, sie ihren eigenen Vorgesetzten zur Bestrafung übergeben werden; endlich daß, sollten höhere Beamte oder Befehlshaber der

Schiffe die Gesetze brechen, dies den Schluß der benannten Häfen zur Folge haben würde. Dies Alles ist wie es sein soll. Dieser Artikel kann jedoch nicht so verstanden werden, daß irgend welche Handlungen von Individuen, mögen es hohe oder niedere sein, die nicht vorher von Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien gutgeheißen oder die später misbilligt wurden, Seine kaiserliche Hoheit den Kaiser von Japan berechtigen könnten, diese mit Ihrer Majestät der Königin abgeschlossene Uebereinkunft einseitig aufzuheben.

Fünfter Artikel. In den Häfen Japans, welche bereits geöffnet sind oder später den Schiffen und Unterthanen irgendeiner fremden Nation geöffnet werden, sollen britische Schiffe und Unterthanen ebenfalls zugelassen werden und gleiche Vortheile genießen wie die begünstigten Nationen, mit Ausnahme der Vortheile, deren Holländer und Chinesen vermöge der bestehenden Beziehungen zu Japan sich erfreuen.

Erläuterung. Dieser fünfte Artikel gewährt in dem vollsten Sinne des Wortes den britischen Schiffen und Unterthanen in allen Häfen Japans, welche bereits geöffnet sind oder später geöffnet werden, eine Gleichheit der Vortheile und Bequemlichkeiten mit den Schiffen und Unterthanen oder Bürgern irgendeiner der fremden Nationen, mit Ausnahme der eigenthümlichen Sonderrechte, welche bisjetzt den Holländern und Chinesen im Hafen Nagasaki gewährt wurden. Wenn demnach einer andern Nation oder einem andern Volke jetzt gestattet ist oder später gestattet wird, andere Häfen als die von Nagasaki und Hakodade zu besuchen, Consuln einzusetzen, einen Handel zu eröffnen oder irgend anderer Vortheile

und Sonderrechte sich zu erfreuen, so sollen britische Schiffe und Unterthanen,' gleichsam von rechtswegen, dieselben Begünstigungen genießen. [69])

Wie sich der Widerspruch zwischen diesen beiden Verträgen lösen mag, ist schwer zu sagen. Die im October 1855 für Nagasaki entworfene Hafenordnung stimmt nur zur ersten Uebereinkunft. Die Engländer würden hiernach gleichwie Gefangene behandelt. Es ist vorgeschrieben, wo sie landen und auf die Befehle des Statthalters warten müssen. Niemand soll schießen, Niemand soll sich auf eine der Inseln begeben; sie dürfen kein Senkblei, um die Tiefe des Hafens zu untersuchen, auswerfen und nicht in ihren Booten herumfahren. Wünschen die Engländer eine Mittheilung zu machen, so mögen sie nach einem Boote der höhern Beamten senden. Mit Handelsbooten dürfen sie keinen Verkehr anknüpfen, keinen Austausch von Waaren vornehmen oder irgendeinen Handel beginnen. Werden sich die englischen Kauffahrer dies gefallen lassen? Werden sie dem vortheilhaften Handelsverkehr der Amerikaner, Holländer und Chinesen ruhig zusehen? Dann ist ja den Engländern mittels der Erläuterung zum fünften Artikel gleichwie den Amerikanern in den Häfen Simoda und Hakodade gestattet, Consuln zu ernennen und einen Handelsverkehr zu eröffnen. Können sich diese Gegensätze der Behandlung zu Nagasaki mit den in andern Hafenorten in friedlicher Weise ausgleichen? Alle Erfahrungen sprechen dagegen. Wiederholte Streitigkeiten und endlich ein feindlicher Zusammenstoß werden stattfinden. So ist es auch, wie man weiß, im benachbarten China geschehen. Nach den neuesten Nachrichten aus Japan vom Anfang dieses

Jahres (1857) hätten die Engländer bereits die einschränkenden Ordnungen zu Nagasaki gewaltsam durchbrochen.

Die Holländer haben es, da sie nicht gewaltsam auftreten wollten oder konnten, zu keinem förmlichen Vertrage bringen können. Nur eine Uebereinkunft wurde (9. Nov. 1855) zwischen dem Obervoigt der Factorei auf Desima, Donker Curtius, und japanischen Commissären geschlossen, welche bis zum Abschluß eines Vertrags Geltung habe. Die Ratificationen dieses Uebereinkommens, welches am 1. Dec. 1855 in Kraft trete, sollen innerhalb zweier Jahre zu Nagasaki ausgewechselt werden. Die Stellung der Holländer ist hiernach in mancherlei Weise erleichtert, ohne ihnen jedoch solche Vortheile zu gewähren, wie sie die Amerikaner erzwungen haben. Die Holländer bleiben auch jetzt noch Lasten unterworfen, wovon Amerikaner und Engländer frei sind. Sie müssen Desima wahrscheinlich unter schwerem Zins von der japanischen Regierung pachten und Wohnhäuser, Waarenlager und Werfte auf eigene Kosten bauen und unterhalten. Sie müssen die herkömmlichen Geschenke für Se. kaiserliche Majestät und für die Prinzen, dann den jährlichen Tribut, wie bisjetzt geschehen, darbringen. Wenn sie nach Nagasaki gehen, sind sie immer noch der polizeilichen Untersuchung unterworfen. Dann soll im Ganzen die Weise des Handelsverkehrs bleiben wie sie bisjetzt gewesen. Würde von einer Seite her eine Aenderung gewünscht, so werde die Regierung von Nagasaki, nachdem sie sich vorher mit dem holländischen Obervoigt benommen, sie anordnen. Man sieht, von einer Gleichstellung der beiden Reiche ist noch keine Rede. Hingegen

können die Holländer Desima ohne polizeiliche Aufsicht verlassen; sie brauchen die Japanen, nicht wie ehemals Sitte gewesen, durch Niederknien, sondern blos in europäischer Weise zu grüßen. Ihre Vergehen werden nach den eigenen Gesetzen gerichtet und bestraft. Sie haben auch in den japanischen Häfen Zutritt, welche andern Nationen geöffnet sind oder geöffnet werden. Ihre Kauffahrer dürfen Pulver, Gewehre und Kanneno an Bord behalten. Von nun an können Japanen, wenn sie hierzu vermöge einheimischer Gesetze die Erlaubniß erhalten, nach Desima kommen. Ungeachtet ihres frühern Sonderrechts hat wie man weiß der holländisch-japanische Handelsverkehr während der letzten Jahrzehnde nur geringen Vortheil getragen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß jetzt, wo dieses Sonderrecht aufgehoben, wo sie mit den betriebsamsten Handelsnationen, mit Amerikanern und Engländern wetteifern müssen, die Holländer es nach Verlauf einiger Zeit für geeignet finden, den neuen Rivalen das Feld zu räumen oder sich dazu entschließen müssen, den japanischen Verkehr mit Verlust zu unterhalten. Der Gebundene kann mit den Freien keinen Wettlauf unterhalten.

Rußlands Stellung gegen Japan ist verschieden von der anderer Mächte: die beiden Kaiserreiche sind Nachbarn. Anordnungen über den Verkehr reichten nicht hin; es mußte auch, was niemals zuvor geschehen, die Grenzlinie der Staaten gezogen werden. Einen zwiefachen Vertrag solchen Inhalts hat Putjatin mit der eigens hierzu beorderten japanischen Hofcommission zu Simoda (26. Jan. 1855) abgeschlossen. Das über Nikolajew im Amurgebiete und über Kiachta an den Zar

gesandte Schriftstück ist nach geraumer Zeit desselben Wegs zurückgekommen, wo dann zu Simoda (25. Nov. 1856) die Ratificationen ausgetauscht wurden. Man wußte in China, daß die russiche Corvette Oliwutza, welche am 28. Dec. 1856 in der Rhede zu Macao vor Anker ging, den ratificirten Tractat am Bord führe, um ihn nach Petersburg zu bringen.

Der russisch-japanische Vertrag weicht in mannichfacher Beziehung sowol nach Inhalt wie in der Form von den Verträgen Japans mit den andern Staaten ab. Russen und Japanen werden fürder in den Besitzungen der beiden Reiche Schutz und Hülfe genießen, sowol hinsichtlich ihrer persönlichen Sicherheit als der Unverletzlichkeit ihres Eigenthums. Die Grenze der beiden Reiche zieht sich zwischen den kurilischen Inseln Iturop und Urup. Iturop gehört Japan und Urup sowie die übrigen Kurilen im Norden gehören Rußland. Die Insel Krafto oder Sachalien bleibt ungetheilt zwischen Rußland und Japan.[70]) Die japanische Regierung eröffnet den russischen Schiffen drei Häfen: Simoda, Hakodade und Nagasaki. In diesen drei Häfen können russische Schiffe ihre Beschädigungen ausbessern, sich mit Wasser, Holz, Mundvorrath und anderm Nothwendigen versehen, ebenso mit Steinkohlen. Sie zahlen dafür mit Gold- oder Silbermünze, im Falle es ihnen an Geld mangeln sollte, mit Waaren. Außer den erwähnten werden die russischen Fahrzeuge keine andern Häfen besuchen; dann nur ist Dies gestattet, wenn ein Schiff in der äußersten Noth nicht im Stande wäre, seinen Weg fortzusetzen. Die in solchem Fall gemachten Ausgaben sollen in einem der geöffneten Häfen bezahlt werden.

Schiffbrüchigen wird an Fahrzeug und Mannschaft in beiden Reichen jede Art Hülfe geleistet; alle Geretteten werden nach den offenen Häfen gebracht. Solange sie in dem fremden Reiche bleiben, genießen sie der Freiheit und sind den gerechten Gesetzen des Landes unterworfen.

In den beiden ersten der geöffneten Häfen wird den Russen gestattet, die gewünschten japanischen Waaren und Güter für eingeführte Stoffe, Waaren, Güter und Geld einzutauschen. Die russische Regierung ernennt mit dem Beginn des Jahres 1856 einen Consul für einen der beiden erstgenannten Häfen, wenn sie es für nöthig hält. Wie der Russe in Japan, so soll der Japane in Rußland frei und keiner Bedrückung unterworfen sein. Wer ein Verbrechen begangen hat, kann verhaftet werden; er wird jedoch nur nach den Gesetzen seines Landes gerichtet. Alle Rechte und Vorrechte, welche Japan jetzt oder in Zukunft andern Nationen gewährt, sollen gleichzeitig auch auf die russischen Unterthanen ausgedehnt werden. In den zwei ersten der bezeichneten Häfen können die Russen frei umhergehen; in der Stadt Simoda und der Umgegend bis auf eine Entfernung von sieben und in Hakodade auf eine Entfernung von fünf japanischen Meilen. Sie können auch Läden, Tempel und bis zur Einrichtung von Gasthäusern für Fremde die zur Erholung bestimmten Häuser besuchen; in Privatwohnungen können sie nur auf erfolgte Einladung gehen. Zur Bestattung der Todten wird in jedem Hafen ein Platz eingeräumt werden; dieser Kirchhof soll unantastbar sein.

Der Verkauf der Waaren findet in einem von der Regierung bestimmten Hause statt, wohin die eingeführten

Waaren, das Gold und Silbergeld gebracht werden. Die Russen, welche in den Läden Waaren oder Gut gekauft und mit dem Verkäufer über den Preis einig geworden sind, zahlen oder tauschen dafür die fremden Stoffe in dem genannten Hause unter Vermittelung der japanischen Beamten. Die Plätze und Häuser für die Consuln werden von der japanischen Regierung bestimmt; die Russen leben darin nach ihren Gewohnheiten und Gesetzen.

Warum die Schiffe der Alliirten, mochten sie zum Geschwader im Stillen Ocean oder im Indisch-chinesischen Meere gehören, die Russen in Japan nicht aufgesucht haben? Warum sie nicht auf Putjatin und Genossen ausgegangen? Wir vermögen keine Lösung dieses räthselhaften Benehmens zu geben. Wahrscheinlich ließen sich die Engländer unter Stirling von den Japanen täuschen, welche berichteten, die Russen hätten vor langer Zeit Japan verlassen. Man wisse nicht, wohin sie gegangen. So ward nämlich Herrn Otoketch, einem zum evangelischen Christenthum bekehrten Japanen, erzählt, welcher den Admiral als Dolmetscher begleitete.[71]) Dem war aber keineswegs so. Die ganze Expedition ist, auch nachdem sie die Nachricht vom Kriege erhalten hatte, zu Japan geblieben. Die Amerikaner, immer und allenthalben umsichtig lauernd, um die Umstände zu ihrem Vortheil auszubeuten, haben aus dieser Nachlässigkeit der Alliirten Gewinn gezogen und sich überdies den Russen vielfach verpflichtet.

Gleich nach Abschluß des Perry-Vertrags wurden aus mehren Häfen der Union am Stillen Ocean Kundschaftsreisen nach Japan unternommen. Man wollte die neuen

Handelsplätze kennenlernen, und welche Geschäfte zu machen wären. Ein Kaufherr zu San-Francisco ging auf einem mit allerlei Geschenken beladenen Schiff, Lady Pierce geheißen, nach dem Ostreich, landete glücklich in der Jedobucht, 13 Tage nach der Abfahrt des Commodore aus Japan (10. Juli 1854) und ward mit großer Freundlichkeit empfangen. Die Einheimischen machten die naive Bemerkung, sie sähen Herrn Burrows, den Eigenthümer des californischen Fahrzeugs, viel lieber als Perry; denn dieser hätte allzu große Kanonen und zu viele Soldaten mitsichgeführt. Sie waren erstaunt, daß ein Privatmann solch ein schönes, solch ein trefflich ausgerüstetes Schiff besitze. Maler und Zeichner erschienen und nahmen Alles getreu auf, indem der Kaiser sich einige ähnliche Fahrzeuge bauen lassen wolle. Herr Burrows führte einen schiffbrüchigen Japanen zurück, welchen er unfern der Sandwichinseln aufgefunden hatte. Seine Landsleute empfingen ihn, im Gegensatz zur frühern Weise, mit großen Freudebezeugungen; nur schienen sie sehr ärgerlich darüber, daß der Mann in der Fremde derart verkehrt wurde. Glaube er doch jetzt an ein höheres überirdisches Wesen! Herr Burrows will nämlich erfahren haben, die Japanen wären Atheisten. Etwas Aehnliches erzählt schon Golownin. „Bei uns halten die gescheiten Leute“, so sprachen japanische Bekannte, „alle Religionen für Blendwerk, wenn auch für ein nothwendiges.“ Die hierauf bezüglichen Gespräche, welche der einsichtsvolle Russe mittheilt, sind nicht ohne pikante Bemerkungen.[72])

Der californische Kaufmann erhielt im Namen des kaiserlichen Herrn zu Jedo reiche Gegengeschenke: Seiden-

zeuge, Porzellan und allerlei lackirte Waaren, jedoch mit dem Bedeuten, künftig nicht mehr vor Jedo zu erscheinen. Die Amerikaner dürften blos in die ihnen geöffneten Häfen einlaufen. Die Lady Pierce ging, von drei Lootsen geführt und unter Begleitung eines Regierungskutters nach Simoda und ward auch dort mit aller Freundlichkeit und Höflichkeit empfangen. „Vom Handel mit Japan darf man sich aber, wenigstens in den nächsten Jahren, nicht viel versprechen. Die dichtgedrängte Bevölkerung von 30 Millionen producirt Alles, was sie braucht. Die Rohproducte werden aber absichtlich sehr hoch angesetzt, damit den Amerikanern die Kauflust vergehen möchte. Denn es braucht wol kaum der Bemerkung, daß Japan blos aus Furcht in den Vertrag getrieben wurde. So verlangte man für die Tonne Kohlen, welche zu Oregon mit 8 Dollar bezahlt wird, 28 Dollar."

„Die Japanen", schreibt Herr Burrows weiter, „haben ihren Landsmann gar freundlich aufgenommen. Disinoski erzählte ihnen, wie er zu Californien, wie er auf meinem Schiffe behandelt wurde. Alle Hörer geriethen in Erstaunen. Sind das die Fremden, riefen sie aus, welche, wie unsere Regierung sagt, uns unterdrücken, uns zu Sklaven machen wollen! Dieser nach seiner Heimat zurückkehrende, wohlunterrichtete Mann mag mehr dazu beitragen, die Verbindung zwischen Amerika und jenem höchst interessanten talentreichen Volke zu unterhalten und zu vermehren, als alle Flotten, als alle die Diplomaten, welche wir jemals nach der Jedobucht senden. Ich könnte, wollte ich das bewiesene Vertrauen misbrauchen, eine Menge denkwürdiger Einzelnheiten mittheilen. Die Japanen haben sich mir ganz offenherzig erklärt; wir haben

uns gegenseitig viele Dinge bekannt und viele Dinge verabredet, die wir für geeignet halten. Würden sie offenbar, so möchten sie den Wissenden zum Nachtheil gerathen. Würde ihr Kaiser die Einwilligung gegeben haben, so wären viele der höchsten Beamten mit mir nach Californien gegangen. Erstaunt riefen sie aus, als ich ihnen auf meinem Atlas Japan und die Vereinigten Staaten zeigte: «Wie groß ist euer Land und welch ein kleines Reich besitzen wir!»

„Ich belehrte sie über die Mängel ihrer unförmlichen Dschonk, welche die vielen Schiffbrüche verursachen und vier Monate im Jahre, wo in jenen Gewässern gewaltige Stürme hausen, die Küstenfahrt ganz unmöglich machen. Ich ließ meinen Sohn mit einem amerikanischen Schooner von 150 Tonnen hin- und hermanövriren. «Mit solch einem Fahrzeug», sagte ich zu ihnen, «könnt ihr euch dem Meere anvertrauen, nach Californien segeln, einen gewinnreichen Handel betreiben und Millionen zur Ernährung eurer zahlreichen Bevölkerung erhalten.» Ich habe dort einen guten Samen zurückgelassen. Er wird aufgehen und Früchte tragen; Japan wird in die große Familie der Nationen eintreten. Mit Gewalt kann, soll dies nicht geschehen, obgleich Jedo wie alle Küstenstädte ganz wehrlos daliegen und in leichter Mühe vernichtet werden könnten. Solch ein Beginnen würde uns nur vom Ziele entfernen. Jene große Aufgabe muß in anderer, in menschlicherer Weise ihrer Erfüllung entgegengehen."

Andere Californier dachten alsbald an eine beständige Niederlassung in den geöffneten Häfen. „Nach Simoda und Hakodade werden jetzt eine Menge Fahr-

zeuge kommen, Kauffahrer und Walfischjäger. Wo sollten sie alles das nothwendige Schiffsgeräthe hernehmen: Anker, Taue, Segelwerk und was sie sonst brauchen würden? Japanen sind nicht im Stande, solche Dinge zu liefern." Die Herren Reed und Dougherty glaubten hiermit gute Geschäfte zu machen; sie wollten für die Bedürfnisse der Seefahrer sorgen. Die Abenteurer mietheten den Schooner Karoline Foote, gingen (13. Febr. 1855) im Hafen Honolulu sammt ihren Frauen und Kindern zu Schiffe und landeten nach einer glücklichen Fahrt zu Simoda (15. März 1855). Die Reisenden durften ungehindert landen; sie erhielten einen Tempel zum Aufenthalt angewiesen. Frau Dolz aus Virginien und Frau Reed aus Neuyork sind die ersten Amerikanerinnen, welche (22. März 1855) die japanische Erde betreten haben. Die zu Simoda lebenden schiffbrüchigen Russen und die speculirenden Amerikaner wurden bald derart befreundet, daß sie im Tempel eine Tanzpartie hielten. Damit die Götter darob nicht erzürnen möchten, wurden sie umgedreht, ihr Kopf zur Wand gerichtet. Um Raum zu gewinnen, wurde der Schooner ausgeladen und die Waaren in einem Magazin hinterlegt, wovon die Amerikaner die Schlüssel erhielten. Nun nahm der Foote einen Theil der Russen an Bord, 150 Mann, stach in die See (11. April 1855) und fuhr nach dem Hafen Peter und Paul. Weil die Russen an diesem verlassenen Orte kein Unterkommen fanden, wurden sie von einem andern amerikanischen Fahrzeug, welches zu der Zeit in der Awatschabucht lag, aufgenommen und über das Ochotzkische Meer nach dem Festlande geführt.

Herr Reed, seine Familie und die Passagiere blieben

zu Simoda, in jenem vermöge der Zusätze zum Kanagawavertrag den Amerikanern angewiesenen Tempel, die Rückkehr des Schooners erwartend.[73]) Alle Tritte und Schritte der Fremden wurden überwacht; sie waren immer von Kundschaftern umgeben. „Eine Menge Beschränkungen und Demüthigungen sind über uns gehäuft, derart, daß freie Amerikaner sie nicht ertragen können. Und dies Alles gegen den Wortlaut des Vertrags, wo es im vierten und fünften Artikel heißt: «Schiffbrüchige Leute und andere Bürger der Vereinigten Staaten sollen frei sein, gleichwie in andern Ländern; sie werden keiner solchen Beschränkung und Einschließung unterwerfen, wie die Holländer und Chinesen es in Nagasaki sind.» Wo man geht und steht, ist man von Beamten und Kundschaftern umgeben; wir werden bald dahin, bald dorthin gewiesen; hier muß man stehenbleiben, dort darf man nicht hingehen. Das kann nicht dauern. Japan muß zu einem neuen Vertrag auf dem Grunde vollkommener Gleichheit und Gegenseitigkeit gezwungen werden. Die Erde ist der Menschheit gegeben, und keinem Volke, keiner Regierung steht das Recht zu, einen Theil vom Weltverkehr abzuschneiden.“ [74])

Die Amerikaner gingen von der Ansicht aus, sie hätten vermöge des fünften Artikels des Vertrags, wo von einem „zeitlichen Aufenthalte“ der Unionsbürger die Rede ist, das Recht, nach Belieben solange sie wollen in den geöffneten Häfen zu bleiben. Diesem widersetzt sich die japanische Regierung. Ein „zeitlicher Aufenthalt“ bedeute blos ein Aufenthalt auf kurze Zeit, höchstens zwei bis drei Monate. In diesem Sinne wurden (April 1855) die Herren in Simoda beschieden und zur Abreise

angehalten. Die Amerikaner bestanden auf ihrem vermeintlichen Recht, erklärend, sie würden bei ihrer Regierung Beschwerde führen und die japanische Regierung für alle ihre Verluste, welche sie durch den Bruch des Vertrags erleiden, verantwortlichmachen. Dies ist auch wirklich mittels eines Schreibens an Herrn Marcy, Minister des Auswärtigen zu Washington (Simoda, 5. Juni 1855) geschehen.[75])

Um dieselbe Zeit kam Commodore Rodgers, Befehlshaber der amerikanischen Fahrzeuge, zur Aufnahme der chinesischen und nördlichen Gewässer und Länder nach Simoda. Ihm trugen die Abenteurer ihre Beschwerden vor und baten um Einschreitung. Obgleich diese Verhältnisse seinen Auftrag gar nicht berührten, trat der Commodore in echtrepublikanischer Weise, auf eigene Verantwortlichkeit entschieden auf, sprach für die Landsleute und gab hierbei den Japanen Lehren, wie sie deren niemals bekommen haben. „Verträge bestehen in Uebereinkommen", so spricht John Rodgers in seinem Schreiben an den Statthalter von Simoda (20. Mai 1855), „zwischen zwei Nationen. Ein Vertrag ist Gesetz zwischen Gleichen; keine Partei kann ihn auslegen ohne Zustimmung der andern. Findet irgendeine Verschiedenheit der Auffassung zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und Japan statt, so muß Japan einen Gesandten nach Washington senden oder ein amerikanischer Gesandter hierherkommen. Dies ist jetzt der Fall, wo es sich um die richtige Bedeutung des Ausdrucks «zeitlichen Aufenthalt» handelt. In Amerika und Europa können solche Dinge freilich nicht vorfallen. Dort reisen die Leute zu diesem oder jenem Zwecke, des Handels und des Vergnügens wegen, oder auch um fremde Sitten und

Länder kennenzulernen, ungehindert von einem Lande, von einem Orte zum andern. Sie bleiben in England, in Frankreich und Deutschland, solange und wie sie wollen. Sie führen Pässe bei sich; man weiß, wer sie sind; sie suchen sich nach den Landesgesetzen zu richten. Ein Theil studirt Medicin, ein anderer das Recht, wieder Andere allgemeine Wissenschaften und die Geschichte der fremden Reiche. In solcher Weise erlangen wir eine Kenntniß von Land und Leuten, von auswärtigen Sitten und Einrichtungen. Werden unsere Bürger in der Fremde mishandelt, so erhebt die Regierung zu Washington Einsprache. Bleibt sie unbeachtet, so überziehen wir die Treubrüchigen mit Krieg. So ist es vor mehren Jahren Mexico ergangen. Wir haben die Festungen, selbst die Hauptstadt der Republik eingenommen und alle gegen uns gesandten Truppen in die Flucht geschlagen. Die Mexicaner mußten sich am Ende den Bedingungen unterwerfen, welche wir aufstellten; sie mußten uns ganze Provinzen überlassen. Und so sind alle Staaten gezüchtigt worden, welche es wagten, die Bürger unsers Landes zu mishandeln.“ Die Einsprache des Commodore blieb unbeachtet; der Statthalter von Simoda verweigerte den Amerikanern einen längern Aufenthalt.

Unterdessen war der Schooner von Petropawlowsk zurückgekehrt; die Herren schifften sich ein und fuhren nach Hakodade. Rodgers war, in der Absicht, seinen Landsleuten guten Empfang und bleibenden Aufenthalt zu erwirken, vorausgegangen. Vergebens. Nicht einmal die Landung ward gestattet. Und so haben die Unternehmer nach langem vergeblichen Harren (28. Juni 1855) die Rückfahrt angetreten. Sie nahmen die Richtung über

die Ladronen oder Marianen, blieben einige Wochen zu Guam, wo der amerikanische Consul immer noch auf die Anerkennung von Seiten der spanischen Regierung wartete. Die Herren zu Madrid sehen nämlich die häufige Einkehr der Amerikaner auf jener, früher selten besuchten Inselgruppe mit Mistrauen und Furcht. Der Foote ist endlich (17. Sept. 1855) mit den Herren Reed und Drougherty sammt andern Reisenden zu San-Francisco angekommen. Obgleich das Unternehmen misglückte, so erfreuten sich die Abenteurer doch eines großen Gewinnes. Der Foote war das erste größere Fahrzeug, welches mit Kunst- und Naturerzeugnissen Japans nach Californien gelangte. Er brachte nicht weniger als 140 Kisten, voll von schweren Seidenstoffen und andern Kostbarkeiten, welche man während des langen Aufenthalts zu Simoda ankaufte. Die Gegenstände wurden öffentlich versteigert und mit fabelhaften oder californischen Preisen bezahlt. [76])

Einige Tage vor Abfahrt des Schooners kamen drei englische Dampfer von den Amurgegenden mittels der Straße Lapeyrouse nach Hakodade und gingen dort vor Anker. Die Befehlshaber thaten sehr geheimnißvoll und gestatteten der Mannschaft keinerlei Verkehr mit den Amerikanern. Die Dampfer gehörten zu dem Geschwader, welches im April und Mai von Hongkong abfuhr, nach Nordosten steuerte, um die russische Flotte, den Admiral Putjatin und Genossen aufzusuchen. „Als das Schiff Sibylle im Beginne Aprils seinen nördlichen Kreuzzug unter Commodore Elliot antrat“, schreibt der «Overland-Friend of China» (10. Aug. 1855), „wurden wir ersucht, einen seit einiger Zeit bei uns verwendeten Japanen als Dolmetscher mitgehen zu lassen. Herr

Adonia Rickmantz war gern bereit, Capitän Elliot nach dem Lande seiner Väter zu begleiten, und wir stellten nur die Bedingung, daß es ihm gestattet sein möge, uns Nachrichten über seine Erlebnisse mitzutheilen Der Japane ist von Gützlaff's zweiter Frau im evangelischen Christenthum erzogen worden; er lebt für seine Religion. Daher die gläubigen Ergießungen, wovon wir einige in seinen Schreiben zur Bezeichnung des Mannes stehen ließen." Wir geben hier diese ihres Inhalts und des Mannes wegen so anziehenden Schreiben wortgetreu wieder; hier und da wurden Erläuterungen und Ergänzungen hinzugefügt. Berichte solcher Art geben ein getreues Spiegelbild. des neuen ostwestlichen Lebens, der künftigen westöstlichen Culturmischung. Denkende Leser werden sie, gleichwie die chinesischen Denkschriften über die Fahrt des Commodore Perry nach Japan, als bedeutende Vorläufer der großen Ereignisse künftiger Tage betrachten.

„Hakodade, am Bord der Sibylle (28. April 1855). Ein Boot kam von der Küste mit drei japanischen Offizieren und einem holländischen Dolmetscher. Der Commodore trug mir auf sie in die Kajüte zu führen. Sie frugen, woher wir seien, wie der Commodore heiße, was wir wollten. und aus welchem Lande wir kämen. Ich antwortete, das Schiff gehöre der Königin von England, wir kämen von Hongkong. Wo wir hingehen sollten, wisse ich nicht. Auf Befehl des Capitäns frug ich, ob englische Schiffe hier oder an einem andern Ort der Küste gewesen seien. Zu meiner Unterhaltung erkundigte ich mich nach russischen Schiffen. Man antwortete, englische Schiffe seien hier gewesen; in Betreff der Russen

erhielt ich keine Antwort. Ich theilte Dies dem Commodore mit und frug, ob ich auf Antwort bringen solle. Elliot sagte nein, demnach erfuhr ich für diesmal nichts; doch hörte ich später von einem Japanen an der Küste, ein amerikanisches Schiff sei hier gewesen auf dem Wege von Simoda nach dem Norden, mit 150 Russen an Bord." [77])

„(29. April.) Fünf Boote mit Vorräthen kamen zu uns. Sie brachten 250 Catti oder Pfunde Fische; 860 Catti süßer Kartoffeln, 900 der Küchengewächse, 200 großer Birnen in vier Kisten und 2000 Eier. Das Ganze kostete 27 mexicanische Dollar. In Hongkong hätte man wenigstens 80 Dollar bezahlen müssen. Es war Sonntag und mehre japanische Offiziere kamen an Bord. In der vordern Kajüte hing ein Bild der Königin Victoria. Einer der Offiziere frug mich, ob wir das Bild anbeten? Ich sagte ihm schnell, er beleidige mich gar sehr, wenn er glaube, ich bete ein Bild an. Ich war wirklich in Versuchung, das Bild der allergnädigsten Königin zu vernichten. Ich antwortete: Nein! Ich wieß mit dem Finger nach dem Himmel und sagte zu ihm: Wir verehren nur Einen Gott im Himmel, auch die Königin von England thue Dasselbe. Er blickte mich voll Erstaunen an. Einige Minuten später gelang es mir, einem Eingeborenen auf einen Dschonk ein halbes Dutzend Exemplare des Neuen Testament in japanischer Sprache zu geben. Um ½ 2 Uhr ging der Commodore mit den meisten Offizieren an die Küste. Auch mich nahm er mit. Wir blieben an vier Stunden. Japanische Polizeibeamte begleiteten uns. Wir gingen immer zwei oder drei nebeneinander und durften in ih=

rer Gesellschaft jede Straße durchgehen: jedoch ward uns nicht gestattet, irgendein Haus zu betreten. Nur in einer Bude an der Seite eines Tempels durften wir Einkäufe machen. Dahin wurden Waaren aus den Kaufläden gebracht, um verhandelt zu werden. Beinahe alle Läden waren geschlossen. Wir besuchten drei Tempel und bestiegen einen Hügel, von wo wir einen großen Theil der Stadt sahen. Sie scheint leicht gebaut zu sein; die Häuser sind meistens von Holz. Ein japanischer Beamte begleitete uns. Ich sprach viel mit ihm, besonders erzählte ich ihm viel vom Wesen der Engländer, und welche freundliche Gesinnungen sie gegen alle Welt hegen; dann fügte ich noch bei, daß die Amerikaner, welche die Sprache mit den Engländern gemein haben, ebenso seien. Ich sagte ihm: ich suchte die Ursache dieser freundlichen Gesinnung in ihrer Religion, welche sie gütig mache gegen Jedermann. Der Commodore und die beiden andern Offiziere bestiegen den Hügel, wir nahmen Platz und unterhielten uns im Gespräche. Ich that mein Möglichstes zur Ausbreitung des Namens des einzigen Gottes im Himmel, den die Menschen verehren sollen. Meine Gefühle überwältigten mich, ich vergaß ganz, daß ich einen hohen Beamten meines Landes vor mir habe. Niemals hatte ich Gelegenheit, vor dem versammelten Volke so zu sprechen. Dies war der Erfolg meines ersten Ausfluges an die Ufer von Hakodade."

„(2. Mai.) Ich hatte mir vorgenommen, die japanischen Offiziere über allerlei Dinge zu befragen. Ich versuchte es in der möglichst artigen und freundlichen Weise, aber sie blickten streng auf mich hin und waren gar nicht geneigt, Auskunft zu geben.

„Der Tag zu einer Zusammenkunft mit dem Statthalter war bestimmt. Um 12 Uhr landeten wir und nahmen unsern Weg nach seinem Hause. Wir mußten durch einen Tempel gehen. Vierzig mit sieben Fuß langen Speeren bewaffnete Männer auf der einen Seite, siebzig mit Feuergeschossen versehene auf der andern bildeten ein Spalier von dem ersten Thor bis zum Eingang in ein Gemach. Dieselbe Zahl war zwischen dem ersten und zweiten Zimmer aufgestellt. Im Ganzen waren 50 der Mannschaft von der Sibylle zugegen. Eine lange mit rothen Teppichen bekleidete Bank zur linken Seite des Audienzsaales ward ihnen als Sitz angewiesen. Die Sitze des Commodore, dann eines Herrn, welchen er als Gast an Bord hatte und des Secretärs waren von den andern getrennt. Den Erstern gegenüber saß der Statthalter. Zur Rechten Seiner Excellenz, ungefähr einen Fuß weit von ihm entfernt, saß auf dem Boden ein Japane mit einem Schreibbuch, um aufzuzeichnen, was gesprochen wird. Drei japanische Offiziere standen hinter dem Gouverneur, neun andere noch weiter zurück. Nachdem Alles saß, erhob sich der Statthalter, neigte den Kopf und begrüßte in solcher Weise zuerst den Commodore, dann die übrigen englischen Offiziere. Man setzte sich. Pfeifen und Taback und auf kleinen japanischen Tischen Kuchen, Obst und Thee wurden gereicht. Der Statthalter wandte sich nun an den Commodore, sagte ihm, er sehe zum ersten male einen höhern englischen Offizier und freue sich, seine Bekanntschaft zu machen. Commodore Elliot erwiderte: Die freundlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser von Japan und der Königin von England sind während der letzten Zeit inniger geworden durch

einen Vertrag zwischen den beiden Mächten, den Admiral Stirling in Nagasaki abgeschlossen habe. Der Gouverneur sagte: er habe gehört, ein englisches Kriegsdampfschiff wäre von fünf russischen Soldaten genommen worden; die Nachricht sei über Nagasaki gekommen. Commodore Elliot erwiderte: dieser Bericht könne unmöglich wahr sein. Da fragte der Gouverneur: wie lange der Krieg wol noch dauern könne, wie es mit dem Bürgerkrieg in China stehe und ob Peking wirklich von den Rebellen erobert sei. Man sagte ihm: bei unserer Abreise sei es in der Nähe von Kanton sehr unruhig zugegangen, auch seien Gefechte vorgefallen, aber wir im Süden Chinas hätten nicht erfahren, wie es im Innern und im Norden stehe. Der Statthalter sagte nun: er hoffe, Elliot werde, wenn er Russen in der Nähe Japans begegne, diesen kein Leid zufügen. Der Commodore erwiderte: die Achtung, welche er gegen die Gouverneure von Nagasaki, Simoda und Hakodade hege, bestimme ihn, nicht im mindesten an solche Dinge zu denken. Er fügte hinzu: die Engländer würden sich sehr glücklich fühlen, wenn der Gouverneur einen Besuch auf der Sibylle abstatten wolle, worauf dieser mit Bedauern erwiderte, daß seine Gesundheit es nicht erlaube, jedoch werde ein Abgesandter von ihm, der Nächste nach ihm im Range, statt seiner die Ehre haben, seine Aufwartung zu machen. Hierauf entspann sich eine Unterhaltung über Kohlen. Der Gouverneur sagte: daß es auf Japan zweierlei Sorten gebe; die eine sei ganz schwarz die andere eisenhaltig; die ganz schwarze gelte als die beste. Mehre japanische Offiziere erklärten, sie hätten

noch nie Kohlen gesehen. Der Commodore versprach ihnen englische zu zeigen.

„Als der Statthalter uns verließ, war sein Abschied sehr innig; er sagte: es sei sein Wunsch, uns so herzlich als möglich Willkommen zu bieten. Der Etikette gemäß verließ er zuerst den Saal; wir fanden beim Heraustreten die Wachen noch in derselben Stellung.“

„(23. Mai.) Commodore Elliot fand am 20. Mai das russische Geschwader in der Castriesbucht, auf dem Festlande der Mandschurei, Sachalien gegenüber, südlich der Amurmündungen [78]), wo Lapeyrouse gar freundlich von den Eingeborenen aufgenommen wurde. Es war Sonntag. Gleich nach dem Gottesdienste ward Befehl gegeben, den Verschlag auf dem Schiffe und die Kajüte des Capitäns abzutragen, weil der Capitän an Bord des Hornet ging, um die Tiefe des Kanals zu untersuchen, in welchem die russischen aus Petropawlowsk entflohenen Schiffe lagen. Der Hornet kam ihnen ganz nahe, an einer Fregatte zählte man 44—50 Kanonen. Außerdem lagen hier noch zwei oder drei Corvetten, jede mit 22 Kanonen, eine Barke mit 15, ein Schiff mit Vorräthen, ein Dampfschiff und ein Schooner. Alle unsere Seeleute waren glücklich in dem Gedanken, es sollte zu einem Gefecht kommen. Drei Schüsse wurden auf die Russen abgefeuert. Man hißte die Flaggen als Zeichen der Herausfoderung auf, daß sie besser hervorgehen möchten; denn der Paß war so eng, daß die Sibylle nicht näher kommen konnte. Die Russen beantworteten unsere Auffoderung mit zwei Kanonenschüssen. Der Commodore war den ganzen Tag auf dem Hornet,

um die Nachforschungen selbst zu leiten. Abends 7 Uhr kehrte er zurück und befahl dem Schiff, die Anker zu lichten und stillzuliegen. Die Leute waren sehr betrübt darüber und fragten laut, ob er vor den Russen davonlaufen wolle? Der Capitän sprach mit ihnen und sagte: er wolle den Russen nur Gelegenheit geben, in tieferes Fahrwasser zu kommen. «Sind sie einmal da», sagte er, «so haben wir sie.» Die ganze Nacht waren alle Hände beschäftigt, um uns in Bereitschaft zu setzen: die Bedachung, Kartätschen und Mörser, Alles wurde in besten Stand gebracht, weil man auf ein Gefecht hoffte. Aber die Russen gingen nicht aus ihrem Schlupfwinkel hervor."

„(13. Juni.) Wir hielten uns soweit entfernt vom Lande, daß den Russen Gelegenheit geboten war, in offene See zu stechen. Der Commodore sandte die Bittern nach Japan, um vielleicht die Schiffe des Admirals Stirling, welcher (1. Mai 1855) von Hongkong mit dem von der Königin ratificirten Vertrag nach Japan gegangen war, herbeizuholen. Am 28. Mai lief man wieder in die Castriesbay ein, aber die Vögel waren entflogen. Unsere Mannschaft ging nun auf dem Dampfer Hornet in den innern Hafen und landete an einem Platze, wo einige Hütten standen. Sie mußten in Eile verlassen worden sein, denn man fand verbranntes Brot im Ofen und auf dem Tische einen Becher mit Wachholderbranntwein, der nur zur Hälfte geleert war. Außerdem traf Commodore Elliot noch ein großes Vorrathshaus, das viel Munition enthielt: Anker, Boote, Schweine, Geflügel und fünf Tonnen Pelze nebst einigen warmen Frauenkleidern. Am 29. Mai verließ die Sibylle, das

Flaggenschiff des Commodore Elliot, die Castriesbucht; neun Tage nachher begegnete sie in der Straße Lapeyrouse den Schiffen Winchester, Bittern und Spartan mit Admiral Stirling. Der Admiral hatte am 19. Mai Nagasaki verlassen und war am 29. zu Hakodade eingetroffen, wo ihn die Bittern fand und über die russische Flotte in der Castriesbucht Bericht abstattete. Die Engländer durchforschten nun alle Gewässer. Sie fuhren hinauf gen Norden, sie fuhren herab gen Süden, um den flüchtigen Feind zu finden. Hierbei landeten sie an verschiedenen Orten, unter andern auf Sachalien, wo sie gute Kohlen gefunden haben. Sachalien bleibt bis Mitte Mai mit Schnee bedeckt. Im Juni, zur Zeit, wo die Engländer landeten, wird der Boden mit herrlichem Grün überzogen gefunden. Die Insel bot einen prachtvollen Anblick: herrliche Ströme mit frischem fischreichen Wasser, prächtige Waldungen und Berg an Berg. Die Witterung war herrlich und gesund. Die Einwohner gehören zum Ainosstamme, haben platte Gesichter, kurze Stirn und langes Haar, das sie in Weise der Chinesen zu Zöpfen flechten. Es ist ein gar schmuziges, mit den fetten, ungegerbten Häuten wilder Thiere gekleidetes Volk." Die Russen, fügt der englische Berichterstatter hinzu, haben diejenige Hälfte der Insel in Besitz genommen, worüber die Japanen ein Hoheitsrecht beanspruchen. [79])

Wären Elliot und Stirling tüchtige Männer gewesen, das feindliche Geschwader würde nicht entkommen sein. Die Offiziere der Corvette Olivutza, welche ebenfalls in der Castriesbucht lag, erzählten, die Russen hätten sich das Verschwinden der Engländer, das Aufgeben

der Blokade gar nicht erklären können. Ihr Versehen wurde alsbald benutzt. Beim Einbruch des ersten Nebels haben die Russen die Castriesbucht verlassen und sich nach dem Amur begeben. Hier, bei der neuerrichteten Festung Nikolaiew wurden die Kanonen ausgeschifft und in den Batterien aufgestellt. Der Amur fließt dicht bei der Stadt vorüber, in einer Breite von einer halben Stunde. Die Schiffe fuhren dann den Strom aufwärts zur gewöhnlichen Winterstation, an 20 englische Meilen von der Mündung entfernt, wo sie gegen jeden Angriff der Alliirten gesichert waren.[80]) Nach dem Friedensschluß (30. März 1856) ist ein Theil des Geschwaders entweder auf der östlichen oder westlichen Passage nach Kronstadt heimgefahren. Die von den Franzosen besetzten Kurilen wurden gleichwie alle andern Eroberungen der feindlichen Mächte herausgegeben; die russische Macht hat weder im Osten noch im Westen durch den letzten Krieg irgendeine Minderung erfahren.

Die Ergebnisse der dreijährigen Kreuzfahrten des Aufnahmegeschwaders der Vereinigten Staaten (1853—55) im Stillen Meere sind sehr bedeutend; die Erd- und Völkerkunde wird hierdurch nach verschiedenen Richtungen erweitert und berichtigt. Rodgers fuhr (August 1855) durch die Beringsstraße und ging in der Sewarnoibucht vor Anker. Die Amerikaner verkehrten mittels eines Dolmetschers, den sie von den russischen Behörden zu Petropawlowsk erhielten, viel mit den ansässigen Tschuktschen. Dieses den Eskimos verwandte Völklein ist frei und hat niemals die russische Oberherrlichkeit anerkannt. Es sind ordentliche, vorsorgliche, die nordamerikanischen Indianer weit übertreffende Leute. Von einem höchsten Wesen haben

sie keine Ahnung; auch sind sie fern von Aberglauben und führen ein heiteres, vergnügliches Sinnenleben. Sie leben in gewissem Grade nach untadelhaften moralischen Grundsätzen und sind Monogamisten. Rodgers erreichte die Höhe von 72° 5′ 29″ n. Br. und 174° 37′ ö. L., ohne das Land zu finden, welches Capitän Kellet (1851) ungefähr 60 Meilen nördlich der Heraldinsel, entdeckt haben wollte. Auch Wrangel's Land, nach dem Namen des russischen Reisenden geheißen, konnte nicht aufgefunden werden. Die Vincennes erreichte blos einen zehn Meilen von der angegebenen Lage jenes Landes entfernten Punkt. Ein alter Indianer der nordasiatischen Küste behauptete, man sehe an heitern Tagen einen großen, von schneebedeckten Bergen bekränzten Continent. Die Amerikaner glauben, Kellet habe sich durch Nebelwolken, welche in der Ferne dem Lande vollkommen gleichen, täuschen lassen. Dann wurde eine dem mexicanischen Golfstrom entsprechende Parallelströmung im Japanisch-chinesischen Meere aufgefunden und ihr Lauf verfolgt. Cook, Krusenstern und andere Seefahrer hatten bereits Kunde hiervon; die Japanen nennen sie wegen ihrer tiefblauen Farbe im Vergleich zum andern Wasser Kuro Siwo, den schwarzen Fluß. Dieser japanische Strom nimmt längs der Ufer Formosas eine Nordbiegung, zieht den Küsten entlang nach Nordosten und verläßt am äußersten Vorsprung Japans des Landes Nähe, gleichwie den Golfstrom beim Cap Hatteras in Nordkarolina.

Die Regierung zu Washington hat alsbald von ihrem Rechte, Consuln nach Japan zu senden, Gebrauch ge-

macht. Herr Townsend Harris wurde erkoren und als Generalconsul zugleich für Simoda und Hakodade ernannt. Townsend Harris erhielt den Auftrag, zuvor nach Bangkok zu gehen, um dort, gleichwie vor kurzem die Engländer gethan, einen neuen Vertrag mit Siam abzuschließen. Dies verzögerte seine Ankunft. Die Dampffregatte San-Jacinto ging erst am 21. Aug. 1856 mit dem Generalconsul am Bord in der Simodabucht vor Anker. Die Amerikaner wurden von der Bevölkerung und den Beamten mit großer Artigkeit empfangen, obgleich letztere vorgaben, sie wüßten durchaus nicht, zu welchem Ende die Regierung von Washington einen Consul nach Japan sende. Die Fremden wurden alsbald nach herkömmlicher Weise von ganzen Spähertotten umgeben. Tag und Nacht blieb die San-Jacinto durch eine Menge Wachtbote umringt; wohin immer die Schiffsmannschaft ging, folgten ihr Spione auf dem Fuße. Alles, was die Amerikaner sprachen und thaten, wurde aufgeschrieben. Nach wenigen Tagen wußten die Beamten den Namen und das Geschäft jedes Einzelnen auf dem Dampfschiffe. Bei alledem haben sich die Japanen mit der größten Artigkeit benommen. Commodore Armstrong machte in Begleitung des Generalconsuls dem Statthalter von Simoda seine Aufwartung. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen wünschte dieser zu wissen, warum die Vereinigten Staaten Herrn Harris nach Japan geschickt, und welche Amtsgeschäfte er habe.

Harris. Meine Regierung hat mich hier zum Generalconsul für das gesammte japanische Reich ernannt. Meine Pflicht ist es, die Rechte derjenigen amerikanischen Bürger zu wahren, welche in Handelsverbin-

bungen mit diesem Lande stehen; die Interessen der amerikanischen Seefahrer in euerm Reiche zu beschützen, sowie darüber zu wachen, daß von Seiten der letztern die Gesetze Japans nicht verletzt werden. Mit Einem Wort: ich bin beauftragt, als obrigkeitliche Person zu handeln.

Der Statthalter. Die japanische Regierung dachte, sie könne die Sorge für schiffbrüchige Seeleute und die Rechtspflege selbst übernehmen. Wir halten es für unnöthig, hier einen Consul zu haben; wir wußten nicht, daß die Vereinigten Staaten das Recht hatten, einen solchen hierherzusenden und wünschen zu erfahren, warum man nicht auch einen nach Hakodade sandte. Thäten Sie nicht besser, mit dem Commodore zurückzukehren?

Harris. Ich bin für die beiden Orte bestimmt. Wenn es die Umstände gebieten, werde ich nach Hakodade kommen. Ich gehe nicht zurück mit dem Commodore.

Der Statthalter. Aber die beiden Orte liegen in sehr großer Entfernung voneinander und Sie werden viele Hindernisse zu besiegen haben, um nach Hakodade zu gelangen.

Harris. Es handelt sich hier nicht darum, mit welchen Hindernissen ich zu kämpfen habe: mein Auftrag lautet, dahin zu gehen.

Der Statthalter (zu Commodore Armstrong). Wie lauten Ihre Instructionen in diesem Falle?

Der Commodore. Ich habe den Befehl erhalten, Herrn Harris hier ans Land zu setzen. Das ist ein Theil meines Auftrags.

Der Statthalter. Haben Sie Befehl, Gewalt zu brauchen, wenn die japanische Regierung Herrn Harris nicht aufnehmen will?

Der Commodore. Ich habe den Befehl, Herrn Harris ans Land zu setzen. Das ist ein Theil meines Auftrags.

Der Statthalter. Wohin gedenken Sie von hier aus zu gehen, und wenn haben Sie vor, von Simoda abzufahren?

Der Commodore. Meine Bestimmung ist, nach Schanghai zu gehen; ich werde abfahren, wenn Herr Harris sich hier niedergelassen.

Hier endete die Unterredung, und der Statthalter lud die Herren zu einem Gastmahle.

In der Zwischenzeit sandte Herr Harris an Bord seines Schiffes und ließ den Vertrag holen. Nach dem Mittagsessen hatte er eine zweite Unterredung mit dem Statthalter und dem kaiserlichen Gesandten aus Jedo, in welcher die Dinge eine bessere Wendung nahmen. Der Statthalter gab allerlei Gründe an, weshalb er früher diese und andere Fragen gestellt habe und fügte dann schlau genug hinzu: es sei nur seine Absicht gewesen, sich über die Zwecke der amerikanischen Regierung belehren zu lassen. Er gab dem Consul zu verstehen, daß es Staatsprincip bei ihnen sei, jeden Verkehr mit Fremden zu vermeiden; Japan sei jedoch dem Vertrage gemäß verpflichtet, ihn aufzunehmen. Die Regierung hat dem Consul eine Wohnung in einem kleinen Fischerdorf, Kakizaki genannt, angewiesen, ohngefähr eine englische Meile von Simoda entfernt. Man fügte hinzu, das sei nur eine vorläufige Einrichtung; Herr Harris würde später eine bessere Behausung erhalten. Zur Bequemlichkeit für die Mannschaft der San-Jacinto hatte die japanische Regierung einen Bazar errichtet. „Nie habe ich", so schreibt ein Amerikaner, „solche herrliche Waarenlager

gesehen als hier in Simoda. Sie bestanden in Lackier-arbeiten von der höchsten Vollkommenheit — die chinesischen stehen ihnen weit nach —, in Seidenstoffen, Baumwollenwaaren und andern Artikeln aus den japanischen Fabriken. Es waren so vielerlei Gegenstände, daß ich sie nicht alle nennen kann. Da die Japanen aber den Dollar nur für den dritten Theil seines Werths annehmen wollten, so haben wir wenige Einkäufe gemacht.“ [81])

Durch die Aufnahme des Herrn Townsend Harris als Generalconsul ist Japan auch thatsächlich zum ersten male seit Menschengedenken in internationale Beziehungen mit den christlichen Mächten getreten. Ein neuer, höchst bewegter Zeitraum der japanischen Geschichte hat begonnen.

Die weiße Race ist in unbekannten Zeiten von Asien ausgegangen und hat während der Jahrhunderte Verlauf ganz Europa überzogen. Am Ende des 15. Jahrhunderts beginnt ihre folgenreiche Strömung nach entgegengesetzter Weltrichtung, nach Westen und nach Osten. Sie begegnet und kreuzt sich zu unsern Tagen mittels des zwiefach getheilten angelsächsischen Volks auf dem weiten Ländergebiete des chinesisch-japanischen Cultursystems. In demselben Maße, in welchem die staatlichen, die religiösen und bürgerlichen Einrichtungen der amerikanischen Tochterrepublik jene der Mutteraristokratie übertreffen, in demselben Grade werden auch die Amerikaner in Betreff des umgestaltenden welthistorischen Einflusses Großbritannien übertragen. „Wo werden die Folgen der amerikanischen Revolution enden?“ so sprach bereits John Adams, der Nachfolger Washington's in der Präsidentschaft.

---

# Anmerkungen.

1) Meares, Voyages (London 1791), II, 287, 314.

2) Thirty years in the United States senate (Neuyork 1854), I, 14.

3) Jefferson, Memoirs, correspondence and private papers (London 1829), I, 58.

4) Schreiben Tyler's vom 4. Nov. im New-York weekly Herald; European edition, 20. Nov. 1855.

5) Siebold, Urkundliche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Rußland zur Eröffnung Japans (Bonn 1854); Bley, Die Politik der Niederlande in ihren Beziehungen zu Japan (Oldenburg 1855).

6) Excerpta ex diario Firandi in Japonia 1633 et 1639.

7) Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von Japan, herausgegeben von Dohm (Lemgo 1777—79), II, 377.

8) Kämpfer, II, 285. Der berühmte Reisende und Naturforscher war auch Dichter. Eine schöne Probe seines Talents ist das Liebeslied, welches er (1691) vor der japanischen Majestät sang, — das einzige, was wol jemals zu Jedo vorgetragen wurde. Schon der Merkwürdigkeit wegen verdient dieses Lied hier mitgetheilt zu werden:

Ich gedenke meiner Pflicht
An dem Aeußersten der Erden,
Schönste, die mir nicht kann werden,
Liebste, die mein Herze bricht,
Der ich einen Eid geschworen
Sonder Arg und ohne Scheu,
Bei dem Licht, da ich geboren,
Zu verbleiben ewig treu.

Ja, was sag' ich, Pflicht und Schuld?
Was Versprechen und Verloben?
Deine Schönheit, die von oben
Dir vergönnt der Götter Huld,
Deine Tugend, die man findet
Nirgends in der ganzen Welt,
Ist die Kette, die mich bindet,
Ist der Kerker, der mich hält.

Ach, zu meiner harten Zucht
Hab' ich Armer mich vermessen,
Deiner, Engel, zu vergessen,
Durch so weite wüste Flucht.
Taur und Kaukas, Türk' und Heiden,
Noch der Ind= und Gangesflut
Können mich von dir nicht scheiden,
Nicht vermindern meine Glut.

Großer Kaiser, Himmelssohn,
Herrscher dieser fernen Landen,
Reich von Gold und stark von Handen,
Ich betheur' bei deinem Thron,
Daß ich alle diese Strahlen
Deines Reichthums, deiner Pracht,
Deiner Damen, die sich malen,
Nichts vor meinem Engel acht'.

Weg du Hof der Eitelkeit,
Weg du Land mit soviel Schätzen,
Zeitlich kann mich nichts ergötzen,
Als die keusche Lieblichkeit.
Meiner edlen Florimenen,
Meiner einzigen Begier,
Die wir uns so herzlich sehnen,
Sie nach mir und ich nach ihr.

Der Kaiser und sein Hof, die Kaiserin und ihre Damen haben wol nicht geahnt, mit welcher Misachtung der verliebte Deutsche ihnen begegnete.

9) Bladen over Japan (Haag 1852).

10) Urkundliche Darstellung, S. 14, dagegen der Bericht des niederländischen Ministers der Colonien bei Bleh, S. 10. Man ersieht hieraus, mit welcher Vorsicht die Siebold'schen Schriften zu gebrauchen sind. Commodore Perry's Urtheile über Siebold sind scharf, wir glauben aber wol begründet. In der Narrative of the expedition of an American squadron to the China seas and Japan under the command of commodore Perry. Compiled from the original notes etc. by Hawks (Newyork 1856) liest man unter Andern S. 100: „From information received from abroad, commodore Perry suspected Dr. von Siebold of being a Russian spy...."

11) Annuaire des deux mondes, Jahrg. 1850, S. 1150.

12) Die Holländer bringen Journale allerlei Inhalts nach Japan, welche übersetzt und im ganzen Reiche verbreitet werden. Daher die genaue Kenntniß der Japanen über alle Veränderungen und Erfindungen auf Erden, was sich Perry und seine Begleiter anfänglich gar nicht erklären konnten. Narrative, S. 531.

13) Alle Schriftwerke in Betreff der Verhältnisse der Union zu Japan bis zur Abfahrt der Expedition findet man in den Executive documents, printed by order of the senate of the United States, during the first session of the thirty second congress 1851—52 (Washington 1852), Doc. 59.

14) Schenhaiking, angeführt in der Histoire des trois royaumes, traduite par Titsingh (Paris 1832), S. 213. Klaproth hat in seiner bekannten Weise auch diese Uebersetzung für die seinige ausgegeben.

15) Tangschu oder Jahrbücher der Tang, Buch 220, Blatt 18; Matuanlin, Buch 326, Blatt 23, wo dieser ursprüngliche Bericht, wie gewöhnlich in der Encyklopädie des Matuanlin, verstümmelt ist. Titsingh, Annales des empereurs du Japon (Paris 1834), S. 52. Der Verfasser der japanischen Annalen hat seine Nachrichten aus chinesischen Quellen. Daher die Uebereinstimmung.

16) Die ältere Literatur über Japan findet man in der Vorrede zu Scheuchzer's englischer Uebersetzung des Werkes von Käm-

pfer, welches bekanntlich später erst von Dohm im deutschen Original (Lemgo 1777—79) bekannt gemacht wurde. Die neuere ist bis zum Jahre 1831 vollständig verzeichnet in dem Catalogue des livres de M. Abel Rémusat (Paris 1833). Seit der Zeit erschienen: 1) Nipon, O Dai Itsi Ran, ou Annales des empereurs du Japon, traduites par Isaac Titsingh, avec l'aide de plusieurs interprétes attachés au comptoir hollandais de Nagasaki. Ouvrage revu, complété et corrigé sur l'original Japonais-Chinois, accompagné de notes, et précédé d'un aperçu de l'histoire mythologique du Japon, par J. Klaproth. Printed for the Oriental translation fund (London 1834). 2) Nipon, Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern Koorai und den Liékiéuinseln, nach japanischen und europäischen und eigenen Beobachtungen bearbeitet von Siebold, ausgegeben unter dem Schutze des Königs der Niederlande (Leyden 1832). Siebold's sämmtliche zahlreiche Werke und die von Andern bearbeiteten Sammlungen über Japan sind hinter der oben angeführten „Urkundliche Darstellung" angegeben. Die sämmtliche Literatur über Japan, namentlich auch die seltenen holländischen Werke hat Leyssohn verzeichnet am Ende seiner Bladen over Japan, S. 137—176.

17) Annales, S. 39.

18) Dies wird ausdrücklich bemerkt um das Jahr 713. Mantuanlin, a. a. O., Blatt 24.

19) Mantuanlin, Buch 224, Blatt 25. Annales, S. 147. Eine Vorrede zu dem japanischen Texte des Buch über die kindliche Liebe ist übersetzt in Titsingh's Illustrations of Japan, S. 301 Unter diesem Titel sind nämlich im Jahre 1822 folgende beide Bücher ins Englische übersetzt worden, ein Werk, worauf wir hier immer in Ermangelung der Originale verweisen: 1) Memoires et anecdotes sur la dynastie régnante des Djogouns (Seogun), souverains du Japon. Ouvrage tiré des originaux japonais, par Titsingh, publié avec des notes par M. Abel Rémusat (Paris 1820). 2) Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funérailles, suivies de détails sur la poudre dosia, de la préface d'un livre de Confutzée sur la

piété filiale; le tout traduit du Japonais par feu M. Titsingh (2 Bde., Paris 1819). Ueber die auf Japan bezügliche bedeutende Sammlung von Werken aller Art jenes ehemaligen holländischen Residenten zu Desima handelt Rémusat, Mélanges asiatiques (Paris 1829), I, 226.

20) Annales, XVIII, 32, 16.

21) Martin, An account of the Tonga islands, in the South pacific ocean. With an original grammar and vocabulary of their language. Compiled and arranged from the extensive communications of M. R. William Mariner, several years résident in those islands (London 1818), II, 220.

22) Ein Beispiel einer solchen Züchtigung wird in Titsingh's Illustrations of Japan, S. 25, angeführt.

22) Die von Titsingh übersetzten Jahrbücher der Dairi beginnen mit Sinmu (660 v. u. Z.) und enden mit dem Tode des 108. Dairi, im Jahre 1611 unserer Zeitrechnung.

24) Illustrations of Japan, S. 8.

25) Annales, S. 34. Illustrations of Japan, S. 290.

26) Annales, S. 50.

27) Golownin, Japan and the Japanese (London 1852), II, 113.

28) Anmerkung zu den Annales des empereurs du Japon, S. 265.

29) Annales des Dairi, S. 350.

30) Kämpfer, I, 239.

31) Esprit des lois, XXV, 13.

32) Als Perry wegen seines Sieges (10. Sept. 1812) der Capitänsrang ertheilt wurde, wollte er diesen nicht annehmen, weil ältere Offiziere Ansprüche auf Beförderung hätten. Cooper, History of the navy of the United States of America (London 1839), II, 469.

33) Narrative, S. 178.

34) Heine's Mittheilungen erschienen zuerst in der augsburger Allgemeinen Zeitung. Sie sind gesammelt, vermehrt und zu einem selbständigen Werke verarbeitet worden: Reise um die Erde nach Japan (2 Bde., Leipzig und Neuyork 1856) Für meinen Zweck genügte es, einige bezeichnende, neue Thatsachen enthal-

tende Stellen hervorzuheben. Die chinesischen Quellen, welche eine ausführliche Geschichte der Lieukieu enthalten, sind allen diesen verschiedenen Berichterstattern nicht zugänglich gewesen.

35) Nach der chinesischen Aussprache lauten die Schriftzeichen: Wuschintao.

36) Kämpfer, I, 83.

37) Aperçu général des trois royaumes. Traduit de l'original Japanais-Chinois, par J. Klaproth (Titsingh) (Paris 1832), S. 259.

38) Beechey verzeichnet ihn 27° 5′ 35″ n. Br. und 142° 11′ 30″ ö. L.; Commodore Perry 142° 16′ 30″.

39) Grey, The colonial policy of Lord John Russell's administration (London 1853), II, 8. Narrative, S. 230.

40) Correspondence relating to China, dem Parlamente vorgelegt 1840, wo sich S. 28 eine ausführliche Beschreibung der Bonin vorfindet.

41) Narrative, S. 352, wo alle darauf bezüglichen Documente mitgetheilt sind.

42) Narrative, S. 299—303.

43) Die Angabe in Betreff des Geldes ist sicherlich unbegründet. Die Behörden auf den Lieukieu haben von den Amerikanern für Lebensmittel Geld angenommen. Narrative, S. 222.

44) Spalding of the United-States steam-frigate Mississippi. The Japan expedition (London 1856), S. 228.

45) Von der gewöhnlichen Ri, Li nach chinesischer Aussprache, oder japanischen Meile gehen jetzt 21⅔ auf den Grad des Aequators. Es gibt aber in jenem Lande wie in China selbst, wovon man dieses Längenmaß ebenfalls genommen hat, verschiedenerlei Meilen. Doch ist hier wahrscheinlich die gewöhnliche Meile angenommen.

46) Die Regierungszeit des jetzigen Kaisers wird gleichwie die seines Vorgängers Kaihie genannt; dieser regierte blos sechs Jahre. Weder Perry noch seine Begleiter geben eine Erklärung über Kaihie, welches sie Keyei schreiben. Kaihie ist das Nengo oder die Ehrenbenennung der Regierungsjahre, wovon wir oben gesprochen haben.

47) Sie liegt 34° 39′ 49″ n. Br. und 138° 57′ 50″ ö. L. mit 52° westl. Abweichung.

48) Die Kamidamündung liegt 41° 49′ 22″ n. Br. und 140° 47′ 45″ ö. L. mit 4′ 30″ westl. Abweichung. Alle Documente befinden sich im Anhange zu der Narrative.

49) Supplement to the Overland China Mail, Nr. 99. Hongkong, 6. Aug. 1854. Narrative, S. 105—9, 570, 575.

50) Den vollständigen Titel des Werkes theilten wir oben, Anm. 10, mit.

51) Overland China mail, 22. Aug. und 11. Sept. 1854. North China Herald, 11. Nov. 1854.

52) Eine wol absichtlich dunkelgehaltene Anspielung auf das Christenthum.

53) Golownin, Japan and the Japanese (London 1852), I, 240.

54) Urkundliche Darstellung, S. 23 und 24.

55) Overland Friend of China, Hongkong, 28. Oct. 1854.

56) Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka (Frankfurt und Leipzig 1774), S. 17.

57) Steller, S. 227.

58) Kotzebue, Entdeckungsreise (Weimar 1821), III, 177.

59) Köppen, Rußlands Gesammtbevölkerung im Jahre 1838, in den Mémoires de l'Académie de Saint-Pétersbourg, Tome VI, Livr. 1—3 (Petersburg 1843). Nach einer amtlichen Angabe bei Köppen, S. 83, belief sich die Anzahl der nach Sibirien Verbannten während der Jahre 1822—33 auf 83,699 Personen. Freilich fallen in diese Jahre die Aufstände zu Petersburg und die polnische Revolution.

60) Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde Rußlands, XIV, 307.

61) Aus dem Polynesian im New-York weekly Herald, European edition, 10. Jan. 1855.

62) San-Francisco Herald, 16. Febr. 1855.

63) Steller, S. 133.

64) Whittigham, Notes on the expedition against the Russian settlements in eastern Sibiria, and of a visit to Ja-

pan and the shores of Tartary and the sea of Okhotsk (London 1856).

65) Alta-California und San-Francisco-Transcript, 24. Juli und 15. Aug. 1855. New-York weekly Herald, European edition, 28. Aug. 1855.

66) M'Lean, Notes of a twenty-five years service in the Hudsons-Bay territory (London 1844).

67) Overland China Mail, 28. Oct. 1854. Overland Friend of China, von demselben Datum.

68) Die Völker des chinesischen Cultursystems sehen es ungern, wenn Fremde ihre Sprache lernen. Dadurch würden sie in den Stand gesetzt, die einheimischen Bücher zu lesen, das Land auszukundschaften und mit liederlichen Eingeborenen verrätherische Verbindungen einzugehen.

69) Dadurch ist England auf gleiche Stufe mit Nordamerika gestellt. Da nun ein ähnlicher Artikel sich im Vertrage zu Kanagawa findet, so genießt die Union auch alle Vortheile der englisch-japanischen Uebereinkunft.

70) Die Ansprüche der Russen auf die große Insel Krafto oder Tarakai, welche auf unsern Karten irrthümlich Sachalien heißt — sie gehört theils zu China, theils wird sie von unabhängigen Ainos bewohnt —, sind vollkommen neu und gänzlich unbegründet. Die Russen können, um diese Ansprüche zu begründen, weder die erste Entdeckung, noch die Eroberung oder irgendeinen Vertrag anführen.

71) Overland Friend of China, 16. Jan. 1857. Von Goncarow ist in russischer Sprache ein Bericht über den zweimaligen Besuch Putjatin's zu Japan erschienen. Wir konnten das Werk, welches die Aufschrift führt: Die Russen in Japan, nicht benutzen.

72) Golownin, II, 109.

73) Nach diesem Zusatzvertrag vom 17. Juni 1854 sind den Amerikanern bis zur Erbauung einer Factorei zwei Tempel zum Aufenthalte angewiesen. Narrative, S. 549.

74) Bericht der Herren Reed und Dougherty im San-Fran-

cisco Herald, 18. Sept. 1855. Ausgabe für die atlantischen Staaten und Europa.

75) Das Schreiben bringt der New-York weekly Herald, 31. Oct. 1855.

76) San-Francisco Herald, 18. Sept. 1855; New-York weekly Herald, 17., 23. und 31. Oct. 1855.

77) Dies war der Schooner Caroline Foote.

78) Sie liegt 51° 29′ der Breite und 139° 4′ der Länge.

79) Straits-Times, 28. Aug. 1855, und daraus im Overland Friend of China, 15. Sept. 1855.

80) Overland Friend of China, 15. Jan. 1857.

81) Commodore Perry hat bereits auf diese Schwierigkeit im Verkehre mit den Japanen aufmerksam gemacht. Es war aber unmöglich, da die Gleichstellung der amerikanischen mit den japanischen Münzen im Vertrage zu Kanagawa übersehen wurde, diesen Misstand zu beseitigen. Narrative, S. 548. New-York weekly Times, 3. Jan. 1857.

# Johann Konrad Dippel.

---

Von

**Karl Buchner.**

Johann Konrad Dippel, einer der größten Gelehrten und abenteuerlichsten Sonderlinge seiner Zeit. Theolog, Arzt, Alchemist und Staatsmann in Einer Person, ein Genie im vollen Sinne des Worts; — erfand das Berlinerblau und mehre Medicamente, die noch jetzt seinen Namen tragen, — — wäre beinahe Bischof von Upsala geworden.

Dilthey, Geschichte des großherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt, S. 180.

Johann Konrad Dippel, ein alchemistischer Vagabond, der noch im Jahre 1733 ein Patent drucken ließ, daß er vor dem Jahre 1808 nicht sterben werde. Im folgenden Jahre 1734 fand man ihn zu Wittgenstein todt.

Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde (Halle 1827), IV, 400.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Prolog zu „Wallenstein's Lager" von Schiller.

Ungefähr zwei Stunden von Darmstadt, auf einer der ersten Höhen der Bergstraße, liegt die Ruine Frankenstein. Ein Forsthaus dicht daneben und entzückende Blicke, westlich nach der Rheinebene vom Taunus bis zu den Vogesen, östlich in mehr hügeliges Gebiet mit Dörfern, Weilern, Mühlen und Getreidefluren, locken an schönen Sommertagen die Spaziergänger in dichten Scharen hinan. Eins jener Dörfer, dicht am Fuße der

Höhe, ist das Dorf Niederbeerbach; einer jener Weiler, wol schon eine Stunde weit, der Dippelshof. Hinter dem Dippelshof, abermals auf einer, aber viel mäßigern Höhe, erhebt sich die noch nicht lang gepflanzte Ludwigseiche und ein Thurm zur Beherrschung der von da in neuer schöner Gestalt sich entwickelnden Aussicht. Die Perle dieser Aussicht ist das stattliche, den Modaubach, der es durchfließt, mit Sandsteinquadern einfassende Dorf Oberramstadt.

Indem ich hier eine gedrängte landschaftliche Schilderung vornahm, flog mein Blick zugleich über zwei Wiegen. In dem zuletzt genannten Dorfe Oberramstadt wurde Lichtenberg, der Physiker und Humorist, geboren; im Forsthaus, das neben der Ruine Frankenstein im Schatten einer Linde sich lagert, Dippel, der Theologe, Mediciner und Chemiker. Obwol Beide in ihrem Leben soweit auseinander, daß Dippel schon acht Jahre todt war, als Lichtenberg das Licht der Welt erblickte, gibt doch im Uebrigen ihre Lebensbahn Anlaß zu manchen Vergleichungen. Beide die Söhne von Landgeistlichen und die ersten Jahre ihres Lebens auf dem Lande zubringend; dann Beide den Gymnasialunterricht in Darmstadt genießend, bis sie die Universität bezogen; dann — aber nun begegnen wir schon verschiedenen Fährten. Lichtenberg, ausgezeichnete Gaben entwickelnd, durfte über die Landesuniversität Gießen wegspringen und ging, von seinem Fürsten unterstützt, nach Göttingen. Mit 28 Jahren Professor, mit 32 Jahren Mitglied der Societät der Wissenschaften, in der Mitte bedeutender literarischer und geselliger Verbindungen, von Prinzen seine Collegien besucht, vom königlichen Hof in England Vortheile und

Ehren über ihn gestreut, auch endlich im Familienleben Glück und Heil findend, lebte er, wenn seine Kränklichkeit ihn nicht plagte, ein glückliches und genügendes Leben. Selbst seine frühern Unregelmäßigkeiten hatten sich aufs vollständigste ausgeglichen und seine persönlichen Streitigkeiten, seine Witzkriege, wenn auch nicht immer ein förmlicher Friede unter den Parteien, wie z. B. mit Lavater, geschlossen wurde, lagen doch eingedämmt von den Ufern conventioneller Schicklichkeit und thaten jedenfalls seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit und seinem Ansehen als akademischer Lehrer auch nicht den mindesten Eintrag. Dippel, ausgezeichnete Gaben entwickelnd, ging nach Gießen; in schwierige Fragen seiner ersten Wissenschaft, der Theologie, geworfen, trieben ihn Jugend, Leidenschaft, auch wol Eitelkeit und Sucht zu glänzen, in ihre Extreme. Während Lichtenberg als Gelehrter zunächst nur Physiker war, zog Dippel neben der Theologie auch die Medicin, die Naturwissenschaften, die Chemie in den Kreis seiner Studien; während Lichtenberg in einer feinen gebildeten Sprache mehr zierliche Lanzen brach, that es Dippel im Jargon seiner Zeit derb, grob, als Fechter und selbst als Klopffechter mit der Kolbe. Aus moralischen Verirrungen, wobei jedoch die Frauen keine Rolle spielten, rang sich Dippel wieder auf, ohne jemals die Palme eines ganz gesicherten Haus- und eines Familienlebens zu erhalten; gleich Lichtenberg nicht selten im Umgange mit Königen und Vornehmen, lagerten sich doch neben diese Stunden und Tage Monate und Jahre um so fürchterlicherer Schicksalswechsel. Auf der Flucht, in Gefängnissen, in Ketten, von Freunden geschätzt, aber mehr noch von Feinden ge-

haßt und verfolgt, hatte Dippel manchmal kaum eine ruhige Stelle, auf die er sein Blatt Papier legte, sein Tintenfaß setzte, um Zorn- und Spottbriefe an seine Gegner zn schreiben [1]), und er, der einzelne Mann, ganze große Parteien, zumal in der Theologie, zum Kriege herauszufodern, während Lichtenberg in seiner bequemen Wohnung bei Dieterich, in seinem Gartenhause vor Göttingen, umgeben und getragen von aller wünschenswerthen Bequemlichkeit, da- und dorthinaus gegen einen Literaten oder einen Nachdrucker seine Angriffe richtete. Und in den letzten Jahren beider Männer, da Lichtenberg seine persönlichen Streitigkeiten mehr aufgegeben hatte, um sich ganz der Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche zu widmen, nahm Dippel, der Sechzigjährige, mit unverminderter Heftigkeit seine alten theologischen Streitigkeiten wieder auf, und nur der Tod hemmte ihn an mancher Antwort, die sonst mit aller Rücksichtlosigkeit und Derbheit noch erfolgt wäre.

Ja noch über den Tod beider Männer hinaus setzte sich diese Verschiedenartigkeit ihrer Schicksale fort. Während erst ein Bruder und dann zwei liebende Söhne den literarischen Nachlaß Lichtenberg's aus den Officinen geachteter Verleger und in gefälliger Form der Lesewelt überreichten, raffte ein Anonymus Dippel's Werke in drei gewaltige Quartbände zusammen, um, an einem Orte verlegt, dem wir jetzt kaum eine Buchdruckerei zutrauen (Berleburg im Wittgensteinschen), allerdings damals noch Leser zu finden, während unsere verwöhntere Welt von Sprache, Druck und Format sich schaudernd abwendet. Aber nicht blos das Schicksal, welches dem Gelehrten in der Ausstattung seiner Schriften zutheil

wird, auch das Schicksal, wie sein Nachruf — wenn für Dippel das Wort Nachruhm zu stolz klänge — sich gestaltet, war bei Lichtenberg und Dippel aufs äußerste verschieden. Während des Erstern Andenken zu Anfang der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts durch Festmahle und Denkstein im Pfarrhause zu Oberramstadt gefeiert wurde, lebt des Letztern Name in der Gegend seiner Geburt nur im Namen jenes Weilers, des Dippelshofs, den man vom Frankenstein herunter zwischen Obstbäumen und Kornfeldern gelagert sieht, ohne daß Vielen gerade unser Dippel als Erbauer desselben (1710) bekannt wäre. Die Erfindungen, welche früherhin Dippel unbestritten zugeschrieben wurden, in dieser Eigenschaft jetzt angezweifelt; die theologischen Streitfragen, welche vor 150 Jahren die evangelische Welt Europas in Bewegung setzten, jetzt in das Bereich unnöthiger Spitzfindigkeiten verwiesen oder nur noch bei den Gelehrten in Geltung; in der philosophischen und medicinischen Wissenschaft neue Systeme, freilich um spätern neuen Systemen ebenfalls einst Platz zu machen; endlich in der Chemie seit dem letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts eine Entfaltung, wie sie die fruchtbarste Phantasie nicht hätte voraussagen können. Muß diesem Allen gegenüber nicht als mislich erscheinen, das Andenken Dippel's in den verschiedenen angedeuteten Beziehungen zu erneuern? Und erscheint es wichtig genug, einer Thätigkeit, welche nur in einer Zeit an der Hauptstraße der Literatur saß, wo weder die Philosophie und Poesie des folgenden, noch die praktische Politik unsers Jahrhunderts alle Interessen in Deutschland verschlungen hatte, sondern theologische Fragen alle deutschen Stämme bis tief in den Norden

hinein bewegten, jetzt noch eine Gabe in die Hand zu drücken, welche, nach dem Anspruch des Empfängers darauf, kaum mehr als ein Obolus gelten könnte?

Indem ich diese Bedenklichkeiten anführe, nehme ich als Gegengabe die Meinung in Anspruch, daß ich sie auch reiflich erwogen habe. Das Ergebniß meiner reiflichen Erwägung aber ist, daß Dippel allerdings verdient, nach verschiedenen biographischen Arbeiten des vorigen und jetzigen Jahrhunderts über ihn [2]), welche fast blos voneinander abgeschrieben, zu parteiisch oder zu compendiös sind, in einer mehr zu den Quellen zurückgekehrten Biographie, mit Ausscheidung und Zuziehung von Manchem, eine allseitige, möglichst unparteiische Würdigung zu finden. Nicht sowol um einige gemeinplätzliche Vorwürfe, wie „Schwärmer“, „alchemistischer Vagabond“ u. dergl. von ihm abzuwehren oder doch in ihr rechtes Licht zu stellen, als vielmehr weil er ein Mann von Kenntnissen, Geist und Charakter war, der in einer zerfahrenen Zeit und selbst oft durch die Umstände auseinandergerissen, von innern Mittelpunkten aus zu construiren suchte, indem er zugleich die ganze äußere Welt in seine Construction zog. Solche Eigenschaften allein machten wol werth, ein Grab wieder zu öffnen, ohne daß eine Mannichfaltigkeit von Schicksalswechseln im Leben des Begrabenen die Garnitur dazu liefern müßte. Nun aber, da sie da ist, und da in sie hinein die Geschichte der damaligen Zeit sehr bedeutungsvolle Fäden schlingt, behauptet sie zugleich einen selbständigen Werth.

Dabei kommt noch etwas in Betracht. So sehr fern in gewissem Sinne nämlich die Strebungen und Gegenstrebungen auf dem Gebiete der Theologie, der

Medicin, der Chemie und der Naturwissenschaften überhaupt, wie sie zu Dippel's Zeit gewesen sind, uns Nachkommen derselben liegen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß uns einzelne derselben in den letzten Jahrzehnden wieder nähergerückt sind. Namentlich gilt dies von der Theologie. Sogar dieselben Namen sehen wir da wieder zum Theil auf dem Kampfplatz. Nämlich den Namen Pietisten, aber in wesentlich anderer Bedeutung, während der Name Orthodoxen, der Gegensätzler der alten Pietisten, fast gar nicht mehr vorkommt oder im Namen der neuen Pietisten aufgegangen ist. Aber gleichviel wie es mit diesen Namen sich verhält. Die natürlichen Gegensätze machen sich wieder geltend, wie sie zu allen Zeiten, nur mehr oder minder in der Uniform der einzelnen Zeit, miteinander in Kampf treten, sich besiegen, wirklich oder scheinbar sich vernichten, auch wol stellenweise sich versöhnen, um weniger nach Friedensschlüssen als nach Waffenstillständen aufs neue das Schlachtfeld der Geister aufzusuchen. Was aber am nachdrücklichsten zu Dippel hinlenkt, das ist sein gleichzeitiges und gleichbedeutendes Verhältniß zur Religion und zur Natur, wie er sich dazu stellte, wie er sie vermittelte.

Oder hätten wir nur Sinn für die Jetztkämpfe in diesen Fächern? Könnten wir nur von der Scholle der Gegenwart aus beklagen oder uns darüber freuen, daß die Naturwissenschaften zu neuen Titanen geworden sind, welche den Olymp nicht blos jeder positiven, sondern überhaupt der Religion stürmen? Daß die organischen Gebilde, welche auf und über der Erde ihre Entfaltungen durchmachen, statt Brücken zu Gott zu schlagen, nun

von kecker Hand zu Schanzen und Burgen gegen ihn verwendet werden? Daß der Geist im Auge der Sehkraft weichen, daß der Materie die Seele fehlen soll? Gewiß, diesen Fragen gegenüber erscheint nicht gleichgültig, wie ein denkender Kopf, ein Mann, der gewiß in keiner Hinsicht zu den Zahmen gehörte, ein Gelehrter, hinter dem das Hussah orthodoxer und pietistischer Jäger herbrauste, vor 150 Jahren sich zu ihnen stellte. Und selbst die Verschiedenheiten in den Personen und in den Lagen tragen nicht sowol dazu bei, die Erwägungen hierüber auf die Seite zu schieben, als vielmehr, verstärkt durch das Individuelle, einen wünschenswerthen Ausgang für sie zu finden. Oder ist nicht individuell, daß Dippel in seinem Aufsatze „Ein aufrichtiger Protestant" die Chemie und Religion miteinander in Parallele setzt, und läßt sich nicht für diese anscheinend auffallende Parallele dadurch der gewünschte Ausgang finden, daß Dippel in beiden auf Wahrheit dringt, aber doch auch mit der liebenswürdigsten Toleranz für beide die Berechtigung und die Pflicht in Anspruch nimmt, über das Erkannte hinaus noch eine Körperlichkeit und eine Göttlichkeit zu statuiren, welche, indem wir nicht an sie hinanreichen, ebenso sehr einen Beweis von ihrer Größe als von unserer Kleinheit liefert. „Doch bleibt Wahrheit Wahrheit", heißt jene Stelle, „sowol in der Chemie als Religion, obschon die Besitzer derselben selbst nicht allezeit accordiren, noch accordiren können, weil die Experience und der Weg, zu einem Ziele zu gelangen, sehr divers sein kann, und dennoch auf allen diesen Wegen einerlei Sache nicht nur kann beäuget, sondern auch erreichet und erobert werden. Die Wenigsten von denen adeptis

haben die Natur und deren Kräfte in ihrer Weite erkannt, und die Wenigsten von denen theologis erkennen die Liebe und die Seligkeit in Gott in ihrer Weite und Breite, darum ist es kein Wunder, daß auf allen Seiten geschwärmt wird, und jeder sich einbildet, er sei der Mann, dem alle Uebrigen müßten nachlaufen und in dessen Licht allein der sicherste Weg gefunden würde."

Lichtenberg und Dippel (ich komme noch ein mal auf beide Namen zurück), bei den Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten in ihrem Charakter und in ihren Schicksalen, bei allen geistigen Kämpfen, die sie mit sich selbst durchmachten, bei dem Zweifel, dem Unglauben, die sie auf ihren Bildungsgängen zeitweise peinigten, bei den Visionen, die Dippel hatte, und bei den Ahnungen, Träumen und Vorbedeutungen, auf welche Lichtenberg achtete, fehlte doch Beiden nicht der glückliche Sinn, in Stunden der Erhebung und der Trübsal sich an ihren ewigen Schöpfer wenden zu können und immer treue Söhne, eifrige Schüler ihrer großen Meisterin Natur zu sein. War jenes der Stab, auf den sie sich selbst stützten, so war dieses der Stab, der wie der Stab Mosis an den Felsen schlug, um reines und frisches Wasser aus ihm hervorzulocken. Und fehlten dann auch nicht mancherlei Hemmungen; war die Welle getrübt von den Wolken und Stürmen des Tages, so stand doch nichts im Wege, den Zusammenhang mit dem Ursprunge zu erhalten. Und dieser Zusammenhang hieß — das Streben nach Wahrheit.

---

Johann Konrad Dippel ward am 10. August 1673 auf dem Schlosse Frankenstein unweit Darmstadt geboren.

Sein Vater, Johann Philipp Dippel, von Rodheim bei Gießen gebürtig, früher lange Präceptor in Zwingenberg an der Bergstraße, war zu dieser Zeit Pfarrer in Niederbeerbach und wurde 1678 in gleicher Eigenschaft nach dem nicht weit davon gelegenen Dorfe Niederramstadt versetzt, wo er 1704 starb. Johann Philipp Dippel war ein sehr würdiger Geistlicher, und ein Amtsnachfolger zu Niederbeerbach hat im dortigen Kirchenbuche, in seiner lateinischen Biographie, unter Anderm das Horazische Vir integer vitae scelerisque purus mit dem, wenn ich nicht irre, Sallustischen Cautus et providus in adornandis, solers et strenuus in prosequendis et promptus et felix in exsequendis rebus als Theil seiner Charakteristik verbunden. Um den Drangsalen zu entgehen, welche die Franzosen auf ihren Durchzügen nach den Niederlanden den Einwohnern der offenen Orte bereiteten, hatte sich Johann Philipp Dippel nebst seiner Gattin, einer geborenen Mönchmeier, auf das zu seiner Pfarrei gehörige Schloß geflüchtet, und hier, wie der Eintrag im niederbeerbacher Kirchenbuch meldet, „auff dem Hauß Frankenstein", erfolgte die Entbindung der Letztern von dem kleinen, am andern Tage kaum die Nothtaufe überlebenden Johann Konrad.

Schon über die ersten Anfänge Johann Konrad Dippel's lauten die auf uns gekommenen Nachrichten verschieden. Die Einen versichern, daß sich alsbald ein thätiger, feuriger Geist und ein vielfassender Verstand bei ihm gezeigt habe, während nach Andern selbst noch im Gymnasium in Darmstadt, das er von 1686 an besuchte, er anfänglich sehr stupid gewesen, aber plötzlich mit seinen Geisteskräften eine wunderbare Veränderung

vorgegangen sei. Aber wir haben an diesen letztern Angaben umsomehr zu zweifeln, als Derjenige, welcher sie zum ersten mal ins Publicum brachte (Hoffmann in seiner gedachten Schrift), ihnen eine Nachricht, welche ich als Unwahrheit bezeichnen zu dürfen glaube, zur Gesellschafterin mitgab. [3])

Noch dürftiger fließen in Bezug auf Dippel's Besuch des Gymnasiums zu Darmstadt von 1686—89 andere Quellen. Gymnasialdirector Dilthey in Darmstadt nämlich, den ich um Nachrichten hierüber gebeten hatte, antwortete mir, daß über Dippel's Jugendgeschichte, namentlich während seines Gymnasialbesuchs, noch unbekannte Nachrichten aufzutreiben, er sich selbst schon zu der Zeit bemüht habe, wo er mit der Abfassung der Geschichte des Gymnasiums (aus welcher ich eins meiner Motto entlehnte) beschäftigt gewesen sei. Es habe ihm jedoch damals nicht gelingen wollen, etwas derart zu entdecken, wie denn auch in dem Gymnasialarchiv weder Programme noch schriftliche Notizen aus jener Zeit vorhanden seien.

Um so wichtiger sind unter diesen Umständen die Nachrichten, die wir von Dippel selbst über sich haben. Beiseite lassend jede Neigung oder Abneigung, gilt es, den prüfenden Finger an den Puls dieser Nachrichten zu legen und so kritisch prüfend zur Beantwortung ihres Werths zu gelangen. Diese Beantwortung scheint mir aber sehr günstig für Dippel zu sein. Oder lassen die einleitenden Worte zu seiner Jugendgeschichte, welche er als eine „nützliche Zugabe“ seiner Schrift „Wein und Oel“ beigefügt hatte, etwas Anderes als den Stempel der Wahrheit erkennen? Er bezeichnete nämlich hierin

als seine Aufgabe: „daß er kürzlich von seinem vorigen Wandel als vor den Augen des allsehenden Gottes, ohne Betrug und Hinterhalt, selbst einige Relation erstatte, nicht, sich rein zu machen, oder was vom Satan und seinem Fleisch geschehen, zu entschuldigen, sondern durch eine offenherzige Darstellung seiner vorigen Wege der Welt und ihrem Anhang vielmehr mehre Gelegenheit zu geben, durch Lästern und Verspotten seinen alten Menschen, der ohnedem zum Galgen durch Christum verdammt und nichts als Schmach und Schande verdiene, wohl zu kränken und genau zu richten; denen Kindern Gottes aber, sich an seinem Exempel selbst besser zu erkennen und mit ihm die Gnade unserer Heimsuchung eifriger wahrzunehmen, auch mit demüthigem Dank zu preisen."

Dippel's Selbstbiographien hatten sonach viel von einer strengen Selbstbeurtheilung, ja selbst häufig von einer Selbstanklage: ein Umstand, der seine Biographen bei Behandlung des ihnen so gebotenen Materials vorsichtig hätte machen und ihnen namentlich als ungeeignet hätte erscheinen lassen müssen, die Dippel'schen Anschauungen von sich kurzer Hand als die ihrigen zu geben. Alles kam dadurch in eine falsche Lage. Kein Licht in den Schatten, aber auch keine Wahrheit im Gemälde. Denn das Urtheil eines Menschen über sich mag noch so subjectiv richtig sein, so ist es doch immer, weil subjectiv, zugleich einseitig, und nur der prüfende Verstand eines Dritten, welcher auch aus andern Umständen sein Urtheil bildet, wird erst mit gerechter Wage wiegen.

Schon die ersten Zeilen, die jener Einleitung folgen

enthalten einige scharfe Linien über Dippel's damals (1698) bereits gewonnene Ansicht. Es werde unnöthig sein, bemerkte er, nach der Art der gewöhnlichen Personalien zu erinnern, wie er von christlichen Aeltern in Sünden in diese Welt geboren und durch die heilige Taufe wiedergeboren und in das Buch des Lebens eingeschrieben, denn dieses seien zum Theil große Postulate, davon er keine Ueberzeugung habe, und derohalben sie billig, weil er sich vor den Augen Gottes die Wahrheit zu schreiben vorgenommen, übergehe.

Dippel erzählt dann, daß er schon in den Trivialschulen unter den Andern, als wie eine Nachteule unter den Vögeln angesehen und geneidet worden, weil sein fähiges ingenium die Thorheiten sowol als das wenige Gute fertig ergriffen, daher es dann geschehen, daß schon vor seinem vierzehnten Jahre unter seinen Mitschülern die Rede gegangen sei, er müßte einen spiritus familiaris haben. Auch vor seiner Präceptoren Augen sei er schon ein Wunder gewesen. Er selbst sei bei der Lästerung seiner Neider, die zu seiner Demüthigung billig hätte dienen sollen, von Tag zu Tag intonirter geworden und kaum 16 Jahre alt, „schon mit drei doctoribus schwanger", auf die Akademie nach Gießen gegangen, allwo damals eben die Differenz zwischen der Orthodoxie und den sogenannten Pietisten sich an den Tag gelegt habe.

Der Inhalt dieser Mittheilungen, welcher sehr mit andern Angaben in seinen Schriften, z. B. daß er schon im neunten Jahre Ekel an verschiedenen Fragestücken des Katechismus gefunden habe, übereinstimmt, enthält wahrhaftig keine Selbstberäucherung. Im Gegentheil, wie er schonungslos über Sachen und über Dritte den Hauch

seiner Satire wehen läßt, so nimmt er sich selbst nicht davon aus. Zugegeben, daß seine Selbstliebe und seine Eitelkeit diesen humoristischen Angriffen auf sich selbst bisweilen eine mildere Grundlage, eine etwas weniger geschärfte Richtung gaben, so blieb doch soviel von ihnen übrig, daß die Wahrheit selbst dabei in achtunggebietender Schranke stand. Und dieses scheint mir wie von der erwähnten, so auch von den spätern Mittheilungen Dippel's über sein Leben zu gelten.

Dem Wunsche seiner Aeltern gemäß und nicht gegen seine eigene Neigung, hatte Dippel zunächst die Theologie zum Gegenstande seiner Studien gemacht. Unter allen Umständen ein schwieriger Gegenstand für einen denkenden feurigen Geist, aber doppelt in einer Zeit, wo eine neue kräftige Luftströmung auf das weniger morsch als verknöchert gewordene Gebäude seine Angriffe zu richten gerade begonnen hatte.

Auf Anregung des trefflichen Spener nämlich waren zunächst in Leipzig junge Docenten der alten Manier im akademischen Vortrage der Theologie entgegengetreten, indem sie ascetische Vorlesungen über das Neue Testament (Collegia philobiblica oder Collegia pietatis) für Studirende und Bürger hielten und sich einer besonders andächtigen und eingezogenen Lebensweise befleißigten. Was zunächst mehr äußerlich schien, war doch zugleich auch sehr innerlich. Nicht weniger als eine Reform der protestantischen Kirche und Theologie sollte gegen den steifen Dogmatismus, der damals auf Lehrstühlen und Kanzeln sich unnachgiebig geltend machte, angestrebt werden; dem sittlich-guten Leben sollte sein Werth wieder errungen werden gegen den Glauben, der, zur He-

bung seiner selbst, jenes geringschätzig behandelte; das Christenthum sollte wieder ein echtpraktisches werden, und, um diese Erfolge zu sichern, mußte man von den Dictaten der Geistlichkeit als solcher herab zu gemeinsamer Prüfung und Erbauung steigen; man mußte, um zu überzeugen und Anhänger zu gewinnen, populär sein; man mußte, um den Werth des sittlich-guten Lebens zugleich zu zeigen, auch sittlich-gut sich verhalten.

Es ist einleuchtend, daß diese neue Richtung, so natürlich, wünschenswerth und nothwendig an sich, doch bald auch ihre Nachtheile entwickelte, und dies umsomehr, jemehr sie von ihren ersten Trägern, ihren Erfindern, wenn ich so sagen darf, sich entfernte. Besonders lag dies im Verwechseln von Mittel und Zweck, sodaß bald Vieles Mittel, Maßregel, Politik wurde, was vorher selbständig, in von innen aus strahlendem Glanze leuchtend, als Zweck vor die Welt getreten war. Waren die Pietisten — denn diesen Spottnamen hatten der neuen Richtung ihre Gegner beigelegt — anfänglich begeisterte und warme Apostel, so traten sie doch bald auch selbst in das Gebiet des Positivismus und hatten hiermit weniger mehr von Begeisterung und Wärme als von Absicht und Eroberungsgelüsten. Geistlicher Hochmuth stellte sich auch da ein. Die mit Vorliebe gepflegten gottesdienstlichen Privatversammlungen (freilich nothwendig, wo die starre Orthodoxie alle öffentlichen Stätten besetzt hielt) leitete zur Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienst und zum Separatismus. Ueberhaupt ist die Jugend nicht nur oft das Beste und Schönste beim Menschen, sondern auch bei den menschlichen Einrichtungen und in der Geschichte der Parteien. Die Blüte

verwelkt, allerdings, weil die Frucht wachsen muß, aber das Ergebniß der Frucht entspricht deswegen doch oft nicht den Hoffnungen der Blüte.

Auf den Druck hatte der Gegendruck sich geltend gemacht und diesem antwortete nun der noch vermehrte Druck. Die erwähnten jungen Docenten mußten ihre Vorlesungen einstellen und Leipzig verlassen. Die Andachtsversammlungen wurden als ordnungswidrige Conventikel von einzelnen Regierungen untersagt. Franke, der vorzüglichste jener leipziger Docenten, mußte Erfurt, wo er sein Unternehmen fortgesetzt hatte, schnell verlassen und Spener selbst sah sich mit allen Waffen der Verketzerungssucht öffentlich angegriffen.

Noch hatte sich Dieses nicht Alles so entwickelt — denn der Streit erstreckte sich bis ins dritte Jahrzehnd des folgenden Jahrhunderts — als Dippel in Gießen eintraf. Weil er nun orthodox geboren gewesen, meldet Dippel hierüber selbst, und auch seine Präceptoren den Neuerungen und falschen Propheten eifrig entgegengestanden, so habe er sich fest vorgesetzt gehabt, reingläubig zu bleiben und keinem Menschen zu Gefallen zu heucheln, sollte er darüber das Land räumen müssen. Unterdessen sei sein einziges Sinnen und Denken gewesen, wie er sich bald möchte groß machen, damit er mit desto größerer force und Ansehen gegen die Pietisten sein Heil versuchen könnte. Und wo seinem Unternehmen nicht entgegengestanden hätte res angusta domi, so hätte er sich gänzlich resolvirt, in kurzer Frist in facultate theologica und medica Doctor zu werden. Zu dem Ende er sich in den auctoribus dieser beiderlei Facultäten fleißig geübt habe. Auch habe er im Dis-

putiren und Opponiren keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, sich „in ein Ansehen des gelehrten Pöbels zu setzen".

Dippel, der zu Gunsten der Orthodoxie gegen den Pietismus disputirte und opponirte, hatte damit zugleich eine gefährliche Stufe in seinem erweiterten Bildungsgang beschritten. Er selbst äußert hierüber, daß ihn seine „spitzige Vernunft" leicht capabel gemacht habe, die Juden und Heiden mit ihrem betrüglichen Kram einzutreiben. Doch habe er noch nicht beweisen können, daß Jesus der Christ sei. Alles Dieses gab sich ihm also vorerst nur als Stoff, als Gegenstand seines Verstandes und wol auch seiner weniger rein gefärbten Dialektik.

Aber diese an sich nicht lobenswerthe Lage hatte noch ihre weitern schlimmen Folgen für Dippel. Nämlich nicht nur eine stille Selbstfreude an sich, sondern auch bei der Oeffentlichkeit jener Disputationen und Oppositionen den Beifall seiner Meinungsgenossen, wie das Misfallen seiner Gegner, welche beide, Beifall und Misfallen, umsomehr ins Extrem sich steigerten, als Dippel selbst mit Ansicht und Ausdruck sich ins Extrem verlor. Ein mislicher verlockender Umstand für geniale Menschen, wie Dippel einer war, die noch nicht Tiefe und Charakterstärke genug haben, ihren Genius zu zügeln. Wie leicht da Schädigung der Wahrheit gegen bessere Ueberzeugung! Wie leicht aber auch Selbsttäuschungen und infolge davon der Glaube, es sei wirklich so, wie man gesagt und anfänglich nicht gemeint! Wie erwünscht endlich, Das, was man gegen einen vielleicht schwachen Gegner durchgeführt, als geistige Beute zu besitzen und seine Consequenz weniger in der Art daran zu üben daß man das Behauptete festhält, als daß man noch

über es hinausgeht! Damit aber ist schon ein Verlassen der Partei gegeben, die als solche nothwendig ihre Schranken haben muß, und diese Meinung mochte wol auch den bis dahin Dippel sehr wohlgewogenen Professor angeweht haben, der, als Dippel in einem Disputircollegium über die Metaphysik die Gegengründe allzu sehr häufte, aufstand und sagte: Vereor, ne aliquando deseras viam regiam.

Soweit war es jedoch noch nicht. Dagegen trat Dippel bereits in die Region starker Schwankungen.

Obgleich nämlich die orthodoxe Ansicht damals noch in Gießen die meisten und mächtigern Anhänger zählte, so hatten doch auch die Pietisten schon ansehnliche Anfänge und Freunde Dippel's, „die mehr theologische Klugheit hatten", tadelten ihn öfters wegen seines erklärt feindseligen Auftretens gegen die neue Partei. Sie sahen schon im Geiste die Orthodoxie „vom Thron herunterfallen, die Pietisten hingegen durch Gottes Vorsehung das brachium seculare auf ihre Seite bekommen".

Wie sich Dippel innerlich hierzu verhielt und wie es ihm bis zum Schluß seines ersten Aufenthalts in Gießen erging, wollen wir ihn selbst erzählen lassen: „Ich hielte mich aber wie ein Mann, und ob mir schon damals Gott die Augen so weit eröffnet, daß ich sah, wo sie der Schuh auf beiden Seiten drückte, und daß weder die Orthodoxie noch die Pietisten überall rein wären, so wollte es mir doch verkleinerlich und ein gewisses Argument einer heuchlerischen Furcht sein, wo ich mir nun sollte neutral verhalten und aufhören, wieder die Pietisten zu orthodoxiren. Denn daraus würden die Leute, die mich sonst wegen meiner standhaftigen hardiesse mit

Verwunderung ansahen, alsbald muthmaßen, ich schickte mich, wegen zeitliches Interesse, in die Zeit, und lernte allgemach heucheln: dazu war ich viel zu großmüthig, oder zu stolz, als der ich mir fest eingebildet, alle Leute würden sich endlich nach mir richten müssen. In diesem Vornehmen frequentirte ich, den Pietisten zu Trutz, alle liederliche Gesellschaften, Fechten und Springen, in Summa, ich zeigte auf alle Weise, daß ich γνησίως lutherisch wollte verbleiben und durch ein eingezogenes Leben mich keiner Ketzerei verdächtig machen. Und ob ich schon deswegen unaufhörlich von Gott in meinem Gewissen gezüchtigt wurde, so wollte ich Alles, wann ich zu Haus allein, Gott wieder durch Beten und Singen abkaufen, welchen Gottesdienst ich dann so heimlich hielte, daß mich's vielmehr erschreckte, wo mich einer beim Gebet ertappte, als wenn ich auf einer großen Lasterthat ergriffen wär' worden, so sehr fürchtete ich auch nur den Namen und das Ansehen der Pietisterei. Ich rede vor Gottes Angesicht die lautere Wahrheit. Mittler Weile ließ ich mich von meinen Gönnern bereden, ein Magister zu werden, welcher Name mir dazumal schon viel zu gering und zu spöttlich war, weilen ich sahe, daß er insgemein als ein Deckel der Unwissenheit verkauft wurde, ich aber mir einbildete, ein weit Mehreres zu meritiren. Die vornehmste Motive aber war, daß mir von einem gewissen Professor gesagt wurde, wie er noch wollte Magister werden, damit ihm das accidens promotorium nicht entgehen möge, weilen keiner magistros creiren könne, als der selber einer sei. Weil ich nun auch, meiner Einbildung nach, ein solches Holz war, aus welchem vielleicht noch ein Professor könnte geschnitzt werden, so resolvirte

ich mich in eventum, auch Magister zu werden, damit mir inskünftig an keinem Stück etwas ermangeln könne. So schickte ich mich nun, die Gradual-Disputation zu schreiben, und weilen ich nicht gern disputiren wollte von einer Sach, davon schon vor mir Jemand disputiret, mir aber, als ich in Erwählung der Materie beschäftigt, das bekannte Sprichwort einfiel: Nihil dicitur, quod non dictum sit prius, so schrieb ich als ein homo mere transcendentalis eine Disputation De Nihilo. Worüber sich der Präses verwunderte und sich nicht konnte einbilden, quo fato ich an dieses wunderliche objectum gerathen. Dieses geschah aber bono omine, denn meine zwei doctores, die ich noch im Kopf hatte, sammt dem mon maître (Magister), sollten werden zu Nichts. So mußte ichs nun anno 1693, als ich das neunzehnte Jahr meines Alters angetreten, geschehen lassen, daß die Herren professores mit mir einen Narren agirten und mich nebst andern neun im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, als wie bei der Tauf der Christ gemacht wird, zu einem Magister creirten, welcher Name mich beinahe zweihundert Gulden kostete. Tanti poenitere emendum erat a Laide academica. Dadurch wurde nun mein Vermögen ziemlich erschöpft und ich mußte mich nach meines Vaters Erheischen nach einer freien Condition umsehen, die mir alsobald zu Handen kam, doch nicht auf einer Academie, wie ich, um mich ferner in orbe literario berühmt zu machen, gern erwünschet."

Dippel wurde Hauslehrer bei einem Beamten auf einem Schloß im Odenwalde. Den Namen des Beamten und des Schlosses hat er uns nicht überliefert, wol aber rühmte er späterhin, daß der Erstere nebst seinem

frommen Weibe ihn „honettement traktirte“, damit er ihn desto länger bei sich halten möge. Zugleich gefiel sich Dippel mehr und mehr in diesem stillen Aufenhalt. Er verglich sich mit dem Evangelisten Johannes, sein odenwälder Schloß mit der Insel Patmos, „und war bedacht, wie er wider die Pietisten unter der Hand eine Offenbarung möchte schreiben, damit er wohl gefidbert (gefiedert, flügge) wieder könnte auf die Universität ziehen, und seinen Zweck erhalten.“

Dippel schlug hierzu einen neuen Weg ein. Nicht mehr von den Satzungen der Symbolischen Bücher aus wollte er die Pietisten bestreiten. Er hielt dies für „allzu pedantisch“, und zeigte ihm, wie er sich ausdrückte, „die gesunde Vernunft leicht, daß die Pietisten sowol Macht und Recht hätten, die Schriften des Herrn Dr. Spener zur Richtschnur zu machen, als unsere theologi symbolici die Formulam concordiae“. „Es verdroß mich auch in der Seele“, setzte Dippel hinzu, „daß unsere reine theologi nichts Besseres und Gründlicheres hätten, die Pietisten zu widerlegen, als die Satzungen der Väter, die ich damals schon für unzulänglich erkannte. Ja ich war schon so weit kommen, daß ich an allen Artikeln der Formulae concordiae viel Scrupel gefasset. Doch wollte ich die Pietisten insgesammt als Schwärmer und Irrgeister, die wider den Grund des Glaubens irrten, über einen Haufen werfen, und κατ' ἄνϑρωπον aus ihren eigenen concessis, weil sie rühmten, mit den rechtschaffenen Lutheranern im Grundartikel von der Rechtfertigung einig zu sein.“ Auf Grund dieser Vorsätze schrieb Dippel eine Abhandlung über die Frage: Wie weit der seligmachende Glaube einen Irrthum in der

Lehre zulassen können? Sie spitzte sich in dem Beweise aus, daß die Lehre der Pietisten den Artikel von der Rechtfertigung entweder umstoße oder doch wenigstens demselben präjudicirlich sei.

Dippel war sehr zufrieden mit seinem Werk. Er schickte es seinen ehemaligen Lehrern zu Gießen im Manuscript und erhielt von diesen reichliches Lob. Einer derselben schrieb ihm zurück, daß er sich weit mehr freue über dieses vere aliquid als über das nihilum seiner Gradualdisputation.

Die Verhältnisse waren nun insoweit vorbereitet, daß Dippel seine Hoffnung, in Gießen Professor zu werden, wieder aufnehmen konnte. Also gab er seine Hauslehrerstelle auf und ging abermals nach Gießen. Auch gestaltete sich anfänglich da Alles nach Wunsch. Dippel hatte beim hessen-darmstädtischen Hof, der damals in Gießen sich aufhielt, Freunde gefunden und ihr Einfluß beugte, wenigstens vorerst, die stille Abneigung der Universität. In seiner Dissertation handelte Dippel vom Vermögen des menschlichen Verstandes, dem er Alles benahm und behauptete, daß wir in allen Wissenschaften nichts wüßten, daß sogar die Beschäftigungen der am tiefsten denkenden Mathematiker nur die Schale der Dinge beträfen. Die Universität verbot den Druck dieser Schrift und machte die Sache beim Hof anhängig. Dieser aber gestattete den Druck und befahl, daß die Professoren den jungen Mann seiner Meinungen wegen beim Disputiren öffentlich angreifen sollten. Ein großer Theil des Hofes und viele Gelehrte aus Wetzlar, wo damals noch das Reichskammergericht sich befand, und aus der Schwesteruniversitätsstadt Marburg waren bei der öffentlichen

Disputation zugegen, die sehr lange anhielt, mit Heftigkeit, ohne Erfolg und ohne Entscheidung des Streits geführt wurde, für Dippel aber die unangenehme Folge hatte, daß er die Aussicht zu einer Anstellung in Gießen verlor.

Dippel dachte nun daran, auszuwandern. In Wittenberg hatte Luther gewirkt; welche Auffoderung, an dieselbe Stätte der Thätigkeit sich zu begeben, sie fortzusetzen und zu vervollständigen! Dippel wollte nach Wittenberg, von Luther's Lehrstuhl aus dem Pietismus Schlachten zu liefern. Aber es blieb nur bei seinem kühnen hochfliegenden Vorsatze. Der Professor der Theologie Hanneken in Wittenberg, an den Dippel durch seine gießener Freunde empfohlen war, antwortete unfreundlich und Dippel, eben im Begriff nach Wittenberg abzureisen, ging statt dessen „mit einer baseler Fuhr" nach Strasburg.

Strasburg lag damals (1696) noch völlig im Gedankenkreise als deutsche Stadt, wenn es auch schon 15 Jahre lang der französischen Hoheit sich hatte unterwerfen müssen. Dippel hatte gehört, daß die Pietisten in Strasburg wenig geschätzt würden. Also war der Weg schon gebahnt für seine dortige Wirksamkeit. Aber bald mußte er einsehen, daß er sich hierin geirrt habe. Denn theils hatte wirklich Spener dort viele Anhänger, theils erlaubte der durch Ludwig XIV. gedrückte Zustand der evangelischen Kirche keine Bewegung auf diesem Gebiete. Dippel, um seine Schrift gegen die Pietisten herauszugeben, bedurfte eines Mitglieds der theologischen Facultät als Beistandes, aber keines wollte sich deshalb Feindschaften zuziehen und in Gefahr setzen.

Also wandte sich Dippel nicht nur zu anderer literarischer Arbeit, sondern auch in völlig anderer Richtung, als in der bisher von ihm eingehaltenen. Er schrieb nun nicht als ein „orthodoxus theologus", sondern als ein „Libertiner in der Philosophie" eine Disputation, worin er, gestützt auf die Platoniker sowie auf die Kirchenväter Tertullianus, Macatius und Gennadius Massiliensis, zum ersten mal schriftstellerisch den Ton anschlug, der ihn bald in eine Harmonie reicherer und trotz ihrer größern Mannichfaltigkeit gebundenerer Töne geleiten sollte. Er suchte nämlich zu beweisen, daß alle erschaffenen Geister ihrem Wesen nach in gewissem Sinne materiell wären: ein Beweis, der keineswegs auf rohen Materialismus hinauslaufen mußte, sondern der mit seinem „in gewissem Sinne", indem er sich an die Natur anlehnte, doch zugleich dem Geist, als mit dem Körper nicht Identischen, Rechnung trug.

Ohne den Vorsitz eines Facultätsmitgliedes wollte Dippel seinen Satz vertheidigen und dann öffentlich Vorlesungen über Philosophie halten. Aber der Decan der philosophischen Facultät lehnte dies ab, theils wegen des ketzerischen Gegenstandes, theils weil es nicht bräuchlich sei, daß fremde Magister, die noch in keinem öffentlichen Amt ständen, zu Strasburg in der gewünschten Weise disputirten und Vorlesungen hielten. Dippel bekam aus Zorn und Unmuth hierüber fast das Fieber. Dagegen tröstete ihn einigermaßen wieder, daß, als sein gescheitertes Unternehmen in weitern Kreisen bekannt wurde, er auf allen Straßen sich den „hochstudirten Magister" nennen hörte. Dippel, als Lehrer nicht zugelassen, wollte auch keine Collegien mehr hören, weil, wie er selbst

sagte, sein Kopf so voll Orthodoxie war, daß er nichts Weiteres annehmen konnte. Also, da er „doch gleichwol die Zeit in etwas vertreiben mußte", hielt er seinen Bekannten Vorlesungen über Chiromantie, in welcher, sowie in der Astrologie, er schon früh sich Kenntnisse verschafft hatte. Die Dippel selbst nicht bequeme Folge hievon war, daß man überall sein Schicksal von ihm gedeutet haben wollte, und er mußte stets von neuem versichern, daß er kein Wahrsager und Zeichendeuter sei, „sondern habe solches Muthmaßen nebst andern unnützen Dingen par curiosité, weilen er in omni scibili erfahren wollte seyn, gelernet, wolle auch keinen darinnen unterrichten, als der es durch Aberglauben nicht würde misbrauchen". Auch predigte Dippel bisweilen wieder, und da er dies mit ungeschminkter Darlegung seiner Ansicht offen und frei that, so würde er, weil Freimüthigkeit den Pietismus der damaligen Zeit wesentlich charakterisirte, hierdurch dem Verdacht des Pietismus ausgesetzt gewesen sein, wenn nicht sein Eifer gegen die Pietisten und seine Lebensweise jedem solchen Verdacht gewehrt hätten.

Ueber diese letztere äußerte er sich selbst wörtlich so: „Die Art der Leute, die Gelegenheit des Orts und die berührte Verhinderniß in meinem academischen propos brachten mich nun leicht dahin, daß ich Profession von einem galant-homme machte und in allen Stücken mich nicht allein als einen hochstudirten Magister, sondern auch als einen ansehnlichen Stutzer aufführte. Und ob mir schon mein geringes Vermögen zu Haus manchmal einiges melancholisches Nachsinnen verursachte, so dachte ich immer dabei an einen reichen zukünftigen

Schwiegervater, der Alles bezahlen könnte, derohalben lebte ich alle Tag', doch, weil ich auch ein Medicus war, soviel es auch dem Bauch dienlich, herrlich und in Freuden. Von Natur war es mir zu jeder Zeit eingepflanzt gewesen, nicht vor den andern Morgen zu sorgen und ein verschwenderischer Haushalter über die mir von Gott bescherte geringe, doch zulängliche Mittel zu seyn, darum war es mir ein Geringes, nicht allein vor mich wohl zu leben, sondern auch vor Andere zu zahlen und gut zu sprechen oder 40—50 Thaler zu einem Kleid zu employiren. Und so verzehrte ich in Strasburg, wiewohl ich schier ein halb Jahr in freier Condition gestanden, innerhalb Jahresfrist über 300 Thaler und weilen ich von Haus über 200 Gulden nicht empfangen, machte ich mir viele von Anfang zwar willige, aber zuletzt sauer sehende und feindselige creditores."

Mit diesen Folgen eines verschwenderischen Lebens verbanden sich aber auch andere, noch mislichere. Dippel kam fast in keine Gesellschaft, in der nicht durch einen seinen Landsleute, einen schon von andern Akademien her übelberufenen Duellanten, Schlägereien entstanden, und Dippel war dann auch immer Schiedsmann oder „reus“, oder zum wenigsten Zeuge. Bald galt Dippel beim Rath in Strasburg als einer der fertigsten Renommisten. Ja, er wurde einmal mit Andern, die einige Kaufmannsbursche in den Läden überfallen hatten, bei Nacht durch eine französische Patrouille auf der Straße aufgegriffen und ins Wachthaus gebracht. Als dann seine Landsleute und guten Freunde mit Toben und Lärmen seine Ausliefrung verlangten, gab die Schildwache, jedoch ohne nachtheilige Folgen, Feuer unter sie. Der Inten-

baut, Herr de la Bastie, der gerade vorbeifuhr, sprang aus der Kutsche und setzte Dippel auf die Fürbitte der Studenten in Freiheit. Aber eine Menge Fackeln hatten diese Scene beleuchtet, eine Menge Zuschauer aus der Bürgerschaft sie umstanden. Dippel, hierdurch beschämt, mied längere Zeit die Kanzel und als er auf Freundes Zureden wieder zu einer Predigt sich entschloß, dünchte ihm im Gefühl seiner Verirrungen der Predigerkragen, den er gleich Allen, die in Strasburg predigten, anhatte, als der „Mühlstein, der dem, der Aergerniß gibt, sollte am Halse hängen".

Zugleich studirte Dippel Spener's Schriften und besonders sein Buch von der Glaubensgerechtigkeit. Er nahm im Innersten Partei für ihn und setzte die Angriffe, die Spener von Seiten der Orthodoxen zu dulden hatte, dem Neid und andern gemeinen Leidenschaften zur Last. Die strasburger Universitätsbibliothek bahnte ihm dabei den Weg zu den Kirchenvätern, besonders zu Augustinus. Er gelangte zur Ansicht, „daß viel theure Seelen und Werkzeuge Gottes sich öfters durch die Orthodoxie, das ist durch die praejudicia und eifrige Partheilichkeit vor die Sekte, und durch das hohe Kirchenamt oder den päbstentzenden Bischofsgeist, von der Wahrheit und Gerechtigkeit ab, in Fallstricke haben stürzen lassen". Aber nicht genug, die Orthodoxie nun für eitel Thorheit zu halten, ward Dippel überhaupt ein Skeptiker und beinahe ein Atheist. Das Rad seiner Meinung war im Rollen, der erste, von frühester Jugend her erbaute Widerstand besiegt und die obgleich größern dann folgenden Strecken im Gebiet des Glaubens oder Unglaubens doch rascher zurückgelegt. Dies

jedoch nur innerlich. Aeußerlich ging Dippel nicht weiter, als daß er nachließ, gegen die Pietisten zu predigen und orthodox zu sein.

Mit diesen Schwankungen in seinen Ueberzeugungen trafen wichtige Ereignisse in Dippel's äußerm Leben zusammen. Er sehnte sich von Straßburg weg, weil, wie er selbst etwas dunkel darüber äußerte, „er merkte, daß in der gewöhnlichen Conversation und Umgang mit den Leuten, dessen er sich schier unmöglich entäußern konnte, sein freies Naturell schwerlich den Stricken, die ihn damals gefangen hielten, entgehen würde". Aber zuvor wünschte er noch seine Gläubiger zu befriedigen. Und dann, wenn er nach Haus zurückkehrte, welche Aufnahme hatte er dort zu erwarten?

Um in dieser Hinsicht günstig vorzuarbeiten, schrieb Dippel eine Abhandlung „De conversione relapsorum" mit größerer Berücksichtigung seiner neugewonnenen, als der Grundsätze der Orthodoxie, benutzte aber doch zugleich Stellen aus den Schriften orthodoxer Theologen als Parallelstellen und dedicirte sie seinem Landesfürsten, dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt. Zugleich schickte er viele Exemplare dieser Abhandlung mit Briefen in die alte Heimat voraus. Aber der Mann, der die Besorgung übernommen hatte, unterließ sie. Weder Briefe noch Abhandlungen kamen an, und Dippel, fortgesetzt vergeblich auf Nachricht wartend, wie seine Abhandlung und sein Vorhaben der Rückkehr aufgenommen worden seien, befand sich in der peinlichsten Verlegenheit.

Inzwischen drängten neuere Ereignisse in Straßburg zum raschen Handeln. In einer Gesellschaft nämlich,

welchen auch Dippel beiwohnte, wurde ein Anwesender tödtlich verwundet. Der Thäter konnte nicht sogleich ermittelt werden und so war Jeder, Dippel selbst, im Verdacht. Die ganze Gesellschaft sollte verhaftet werden. Dippel, im richtigen Erkennen, daß ihn als Gefangenen die ganze Härte seiner Gläubiger treffen würde, versteckte sich einige Tage hindurch bei einem Freunde und fuhr dann, von einigen treuen Mitgesellen begleitet und mit zwei Dublonen Reisegeld versehen, unerkannt zum Thore hinaus.

Dippel wollte die linke Rheinseite hinab in seine Heimat. Aber der Krieg, den Ludwig XIV. von 1688—97 gegen Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen und England führte, wüthete gerade damals am Rhein. Ohne Gefahr bis nach Landau gekommen, wo er noch einiges Nöthige von seinen in Straßburg zurückgelassenen Effecten erwarten wollte, mußte er, im Wirthshaus zur Blume in Saus und Braus lebend, dort bald die Bürgschaft eines Dritten für sich in Anspruch nehmen. In Neustadt a. d. Hardt auf solange festgebannt, bis er mit einer Proviantbedeckung, die in das französische Lager nach Worms ging, reisen konnte, brachte ihn sein verschwenderisches Leben hier noch in schlimmere Lage, als in Landau. Denn hier ging ihm auch die Möglichkeit jeder Bürgschaft ab. Dabei hatte eine offene Erklärung gegen den Wirth möglicherweise schlimme Folgen. Also begab sich Dippel eines Tages, wie er oft schon gethan hatte, auf einen Spaziergang, kam aber nicht wieder. Einen Theil seiner Effecten und das Manuscript des gegen die Pietisten geschriebenen Buchs hatte er dem Wirth zurückgelassen, und einen Brief, worin

er ihm Zahlung versprach, sandte er ihm vom nächsten Dorfe.

Inzwischen hatten Dippel's Gläubiger in Strasburg einige gedungene Soldaten nach Neustadt gesandt, um ihn festnehmen zu lassen. Aber gerade da befand er sich auf jenem Spaziergange. Zum Glück für ihn und für seine Verfolger. Denn Dippel's Landsleute und Freunde, von der ihm drohenden Verhaftung unterrichtet, hatten sich in ansehnlicher Zahl unweit Strasburg gelagert, um ihn, wenn ihn die Soldaten gefangen brächten, wiederzubefreien. Das wäre aber dann ohne Blutvergießen nicht abgegangen.

Dippel ging in großer Eile und, weil ihn beständig Streiftruppen umschwärmten, in Gefahr des Todes oder der Plünderung, bis gegen Worms, wo er über den Rhein setzen wollte. Aber deutsche Reichsvölker und französische Truppen umstanden ihn gerade da von beiden Seiten. Dippel mußte in Worms Einkehr nehmen, und als ob seine Lage durch Geldmangel, ihn umtosenden Krieg und fehlende Transportmittel noch nicht schlimm genug wäre, gerieth er, seine Geburtsstätte Frankenstein schon im Auge, in neue Fatalitäten. Nämlich „wegen eines gefährlichen Diskurses“ mit einem Franzosen, dessen genauern Inhalt Dippel nicht angegeben hat, der aber wahrscheinlich dem Franzosen unangenehm sein mußte. Dippel's Wirth wenigstens bezeichnete ihn als der ganzen Stadt möglicherweise nachtheilig, wurde deshalb gegen Dippel sehr grob und hätte ihn fast geschlagen. Dazu kam wiederholt das mangelnde Geld und die Unmöglichkeit einer Bürgschaft. Dippel blieb acht Tage in Worms, bis er erfuhr, daß die Ueberfahrt über den Rhein bei

Oppenheim noch offen sei. Also rüstete er sich zur Abreise, war aber genöthigt, dem Wirth seinen Magisterring mit dem Versprechen als Pfand zu setzen, ihn nächstens mit sechs Gulden wiederauszulösen, was auch geschah.

Bei Oppenheim ließ ihn der kurpfälzische General Graf d'Autel festnehmen und als Spion examiniren. Die Gegenwart einiger darmstädter Angestellten, die ihn kannten, rettete ihn. Und so kam er dann nach einer Wanderung von sechs Wochen — eine Wanderung, die man jetzt auf dem Windroß der Eisenbahn in noch keinem Tag zurücklegt — bei den höchlich um ihn besorgten Seinigen an.

Wahrscheinlich von diesen mitangereg, machte sich nun Dippel schwere Vorwürfe über das Leben, was er in Strasburg geführt hatte. Als Gegengewicht aber legte er, und vielleicht mit zu viel Prätension, den Umstand in die Wegschale, daß er, obgleich er gern mit Frauen umgegangen war, doch niemals sich Ausschweifungen überlassen hatte. Auch daß er bei seiner Verschwendung manchem Armen Unterstützung zukommen lassen, war für ihn Beruhigung. Dabei bewarb er sich angelegentlich um eine Anstellung; zunächst, um Mittel zu erhalten, seine Gläubiger zu befriedigen. Die in Strasburg geschriebene Abhandlung ließ er nun seinem Landesfürsten überreichen und bot ihm zugleich seine Dienste an. Auch predigte er in Gegenwart des gesammten Hofes in der Schloßkirche zu Darmstadt.

Die Predigt, welche nachher im Druck erschien, handelte über den Brief Pauli an die Philipper, Cap. 3, 17—19, und war pietistisch, weshalb sie bei dem nach dieser Seite

neigenden Hofe Beifall fand. Aber umsoweniger Beifall fand sie beim Verfasser selbst, der sich deshalb in seinen biographischen Aufzeichnungen mit strengen Worten anging. „Ich selbst war dabei", sagte er, „in der Haut ein Schalk und ein Feind des Kreuzes Christi, der bei seiner Pietät damals fürnehmlich den Nutzen dieses Lebens suchte: nämlich eine fette Station und eine favorable Heirath, wiewohl mich die besagte Noth von Aussen fast dazu forciren wollte. Diejenigen, denen ich zuvor sehr zuwider gewesen und welche ich mit manchem satyrischen carmine lacessiret, zeigten sich, über alles Verhoffen, sehr freundlich und liebreich gegen mich, daß ich es bedauerte, jemals diese Leute ohne Ursach offendirt zu haben. Doch drückte mich die Furcht vor der Präsumtion anderer Leute, daß ich ein Heuchler sei und nur um zeitliches Interesse die Orthodoxie fahren lasse, sosehr, daß ich mich öfters wieder weit aus meinem Vaterland hinweggewünscht, an einen Ort, da mich kein Mensch kannte. Gott aber zeigte mir damals in etlichen merkwürdigen nächtlichen Gesichtern meine künftigen fata in meinem Vaterland, daß ich desto getroster, talis praevisis in seinen Führungen ruhen könnte. Damals bekam ich auch von oben herab eröffnete Augen des Verständnisses in dem Geheimniß des Mittleramts Jesu Christi und in dem Werk und Oeconomie der Seligkeit, da ich dann das Neue Testament in seiner Grundsprache mit reiferm Verstand durchgelesen und befunden, daß unsere symbolische Satzungen den Sinn des Geistes in den Episteln Pauli wenig erreichet. Doch war diese Erkenntniß der Wahrheit mehrentheils noch ein bloßer Begriff und Meinung; denn das Wesen, oder Christus selbst,

hatte in mir noch keinen Durchbruch zur wahren neuen Geburt erhalten können, weil mein tückisches Fleisch noch nicht aus seinen Festungen herauswollte."

Dippel brachte den Winter von 1696—97 bei seinen Aeltern zu. Neben seinen andern Arbeiten schrieb er eine Widerlegung der Streitschrift jenes Professors Hannecken in Wittenberg, an den er empfohlen gewesen war: „De gradibus sanctitatis viatoris christiani", und sandte sie an die gießener Theologen als Zeugniß, daß er die Partei der Orthodoxen nun völlig verlassen habe. Bald darauf traf er selbst in Gießen ein.

Anfänglich schien sich hier Alles günstig für Dippel zu gestalten. Ein akademisches Amt, ein reiches Weib standen in sicherer Aussicht. Aber selbst diese bogen sich mit einem Stachel nach Dippel's Brust zurück. Er, der kenntnißreiche, geistvolle Mann mußte zur Erreichung jener Zwecke Mittel aufsuchen, welche nur der Mittelmäßigkeit anstehen. Und dabei mußte er über seine innerste Ansicht von Vielem den Schleier ziehen. Kränkte jenes seine Eitelkeit, so stieß dieses gegen sein Ehrgefühl und gegen sein Gewissen an. Es war eben auch da wieder das Gemenge von Rechtlichkeit und Schlechtigkeit, von Gutem und Bösem, das überhaupt in dem Menschen gährt und treibt und besonders bei Naturen sich geltend macht, die von mislichen Lagen und heftigen Leidenschaften zugleich bestürmt werden.

Dippel's Brautwerbung hatte einen Korb zur Folge. Aber hiermit nicht genug, machte man auch seinen Werbebrief öffentlich bekannt: ein Ereigniß, welches Dippel den Vorsatz fassen ließ, niemals zu heirathen; ein Vorsatz,

dem er auch unter Verhältnissen treublieb, welche ihn leicht zu andern Entschließungen hätten veranlassen können. Ebenso aber wie die Braut entging ihm auch das Amt.

Muthlos, verdrossen, aufgebracht, daß ihm so wenig Anerkennung werde, und doch selbst bereit, eine Anklage gegen sich zu erheben, war es ein großes Glück für Dippel, daß um diese Zeit ein Mann in Gießen eintraf, der Dippel's wankende Seele durch die Kraft, die in ihm mächtig war, auf den rechten Weg zurückführte. Es war dies Gottfried Arnold aus Annaberg in Sachsen, nur sieben Jahre älter als Dippel, Verfasser des damals berühmten Buchs „Die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten Christen, nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben", und als Professor der Geschichte nach Gießen berufen. Fromm, mild und Dippel bald wohlgewogen, bewog er diesen am meisten durch sein Beispiel, daß er, wie Dippel selbst von sich sagt, „dem Freunde seiner Seele (Christus) das Ja-Wort gab, ihm allein zu seyn und keinem Menschen um zeitlichen Nutzens willen mehr zu gefallen zu leben".

Allein diesem Entschlusse traten viele Hindernisse entgegen: seine Dürftigkeit, die Last der Schulden, die auf ihm lag, der sehnliche Wunsch seiner Aeltern und Verwandten, ihn bald angestellt zu sehen.

Noch vor Arnold's Ankunft in Gießen hatte Dippel „auf Commission" eine gegen die gießener Theologen gerichtete Schrift, möglichst innerhalb der orthodoxen Schranken sich haltend, beantwortet. Er nannte sich hierbei zum ersten mal Christianus Demokritus: ein Name, dessen Anfangsbuchstaben mit den seinigen übereinstimmten und den er gegen den Vorwurf, daß er

den Lachenden Demokritus habe nachahmen wollen, dahin erläuterte, daß ihm Demokritus, der sich die Augen ausgestochen, um die Wahrheit in göttlichen Dingen ohne Vorurtheil und desto tiefer erforschen zu können, bei der Wahl jenes Namens vor Augen gewesen. (Neuere übersetzen jenen Namen mit „Der christliche Demokritus".) „Orcodoxia orthodoxorum oder die verkehrte Wahrheit und wahrhafte Lügen der unbesonnenen eifrigen sogenannten Lutheraner" hatte Dippel seine Schrift betitelt. Prediger Lönitzer — so hieß der Gegner — replicirte und Dippel schleuderte ihm nun sein „Papismus protestantium vapulans, oder das gestäupte Papstthum an den blinden Verfechter der dürftigen Menschensatzungen in protestirender Kirch" entgegen. Offenbar noch in pietistischer Richtung, hatte er doch dabei bereits einen selbständigen Standpunkt nicht allein zwischen, sondern auch über den Parteien genommen. Die Symbolischen Bücher, die Religionsvorträge der Geistlichen, der den Geistlichen auf die Symbolischen Bücher abgenommene Eid und Anderes unterlagen dabei seiner entschiedenen und rücksichtslosen Kritik. Die Symbolischen Bücher erklärte er für „Menschensatzungen"; in der Art jener Religionsvorträge, welche auf die Symbolischen Bücher fortbauten und nicht auf die Bibel, fand er die Entstehung der Sekten; ebenso sprach er sich gegen den Eid auf die Symbolischen Bücher aus; die wahre Kirche ist ihm diejenige, wo Gottes Wort rein und mit Menschensatzungen ununtermischt gepredigt wird. Im weitern Verlauf seiner Schrift waren ihm die Lehre von der göttlichen Eingebung der Bibel, die Wirkungen der Taufe, das Geschäft des Glaubens und der Heiligung, der freie Wille, die Früchte

der Menschwerdung, des Leidens und des Todes Jesu Anhaltepunkte.

Dieser „Papismus protestantium vapulans“ lag fast fünf Monate in der Druckerei, während welcher Zeit sich das Gerücht verbreitete, daß Dippel zur dritten theologischen Professur in Gießen bestimmt sei. Dippel war auch geneigt, diese Stelle, falls sie ihm ohne Nebenbedingungen angetragen würde, mit Vorbehalt seiner Gewissensfreiheit im Lehren und Leben anzunehmen. Daß Dippel zugleich sein Buch unterdrückt haben würde, wie seine ohnedies regelmäßig ihm nicht sehr holden Biographen annehmen, ist unerwiesen und von Dippel widersprochen. Jedenfalls hätte ein auf seinen Vortheil bedachter Mann noch länger mit der Herausgabe des Buchs gewartet. So aber erschien es und mit seinem Erscheinen lag zugleich Dippel's Bruch mit der Kirche, ob nun Orthodoxie oder Pietismus, klar vor.

Das Buch fand eine rasche Verbreitung. An mehren Orten predigten die Geistlichen wider dasselbe und das Volk wurde auf den Verfasser so erbittert, daß er kaum auf seinem Zimmer sich gegen die Wuth desselben sichern konnte.

Neben oder über diesen Gegenstrebungen her gingen auch noch andere, geheimere, aber für Dippel nicht minder gefährliche. Es liegen in dieser Beziehung bis jetzt noch unbenutzte Actenstücke im darmstädter Archiv vor: wichtig zugleich für die Geschichte der Kuren, welche man in damaliger Zeit bei „kranken Männern“ der theologischen Wissenschaft zur Anordnung brachte.

Nachdem nämlich das „Gestäupte Papstthum“ erschienen war, erging vom Landesherrn Dippel's, dem

Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, am 11. Juli 1697 ans Consistorium in Gießen Befehl, von jenem „Tractätchen“, „in welchem verschiedene harte, irrige und zu schädlicher Zerrüttung dienende assertiones enthalten“, alle und jede Exemplare zu confisciren, den Drucker desselben zu befragen, warum er ohne Consens der theologischen Facultät in Gießen es gedruckt habe, auch den Autor selbst vorzufodern! und über die so gar harte und höchstanstößige assertiones, die er am Ende des Tractats selbst dem wilden Feuer seiner Jugend zuschreibe, zu vernehmen und ihm (dem Landgrafen) seine Verantwortung nebst Bericht und Gutachten darüber einzuschicken.

Am 20. Juli 1698 berichtete das Consistorium hierauf, daß es beim Drucker die noch vorhandenen Exemplare confiscirt, auch derselbe durch Handgelöbniß an Eidesstatt versichert, er habe keine mehr; legte Dippel's (nicht mehr vorhandene) Verantwortung bei und schlug dann vor, daß, da Dippel in der Sache selbst nicht, sondern nur in der Schreibart gefehlt zu haben vermeine, der Landgraf diese Sache zur gründlichen Untersuchung und bessern Berichtigung des Dippel an das Definitorium Darmstadiense verweise und durch solches den M. Dippel seiner Schrift wegen weiter vernehmen lasse. Warum dies „nicht füglich“ in Gießen geschehen könne, wird dann aus Dippel's feindlicher und freundlicher Stellung zu einzelnen dortigen Personen abgeleitet und aufmerksam gemacht, ob, nachdem verlauten wolle, daß zu Marburg auch ein dergleichen Tractätchen refutationis unter der Presse sei, nicht der Landgraf von Hessen-Kassel ersucht werden wolle, den Seinigen zu be-

fehlen, daß sie dergleichen einstellen möchten; endlich aber beantragte, den Dippel zu befehligen, sich unverzüglich, weil er seines Lebens ohnedem nicht sicher sei, von Gießen weg zu seinem Vater zu begeben und sich des Predigens bis zu Ausgang dieser Sache gänzlich zu enthalten.

Offenbar infolge hiervon ließ der Landgraf am 1. Aug. 1698 seinen „Definitoribus theologiae“ in Darmstadt ein Schreiben zugehen, welchem er Abschrift seines Schreibens ans Consistorium in Gießen, dessen Bericht und die Vernehmung Dippel's beilegte und ihnen dann aufgab, die Schrift mit Fleiß zu durchgehen, was ihnen darin bedenklich und irrig vorkomme, herauszuziehen, hierauf Dippel vorzufodern und darüber zu constituiren, ihm auch die fernere Edirung dergleichen Schriften, dazu er darin Hoffnung mache, ernstlich zu untersagen, ihm, was er damit für Aergerniß erwecke, zu Gemüth zu führen und, daß er sich bei seinem Vater bis auf weitere Verordnung in aller Stille aufhalte, aufzuladen, auch dem Landgrafen vom Erfolg ihren Bericht zu erstatten.

Am nämlichen Tag schrieb der Landgraf an den Landgrafen von Hessen-Kassel von seinen gegen die gedachte Schrift getroffenen Maßregeln und fügte, da ein Exemplar derselben nach Marburg gekommen und daselbst eine Refutation unter der Presse sein solle, hieran die Bitte, gedachte Refutation ebenfalls confisciren zu lassen, oder wofern sie noch nicht gedruckt wäre, zu verordnen, daß davon nichts an den Tag kommen möge.

Auch ließ noch am nämlichen Tage der Landgraf dem Consistorium in Gießen den Befehl zugehen, den

M. Dippel dahin zu bedeuten, daß er sich unverweilt von Gießen hinweg und zu seinem Vater begebe und daselbst in Stille seine fernern Verordnungen erwarte, sodann vor seinem Definitorio in Darmstadt auf jedesmaliges Erfodern erscheine, des Bücherherausgebens und Predigens aber bis auf anderweite Verordnung des Landgrafen sich gänzlich enthalte.

Inzwischen scheinen im orthodoxen übrigen Deutschland über den Landgrafen und seine geist- und weltlichen Diener wegen des Erscheinens jener Schrift in seinem Staate höchst ungünstige Urtheile ergangen zu sein, sodaß der Landgraf für nöthig hielt, als Selbstwehr die gegen Dippel getroffenen Maßregeln noch zu verschärfen.

Jedenfalls fußt ein am 9. Sept. 1698 an den Oberhofprediger und Superintendenten Dr. Bielefeld erlassenes Schreiben des Landgrafen auf solchen Ereignissen. Es befiehlt dabei dem Oberhofprediger, den Dippel vor sich zu fodern, ihm die in seiner Schrift enthaltenen groben und schädlichen Irrthümer vorzuhalten, seine Verantwortung darüber anzuhören, ihn eines Bessern zu informiren und von ihm eine kategorische schriftliche Erklärung, ob er solche irrige und schändliche Lehrsätze mit Mund und Herzen revociren wolle, zu verlangen, welchenfalls er es dem Landgrafen zu berichten und fernere Verordnung zu erwarten, andernfalls aber, und da er sein begangenes großes Unrecht nicht erkennen würde, ihm anzuzeigen habe, daß er innerhalb 24 Stunden die Landgrafschaft räumen und sich darin so lange nicht wieder sehen lassen solle, bis daß er von seinen bösen und irrigen principiis abgestanden zu sein, genugsamen Beweis einbringen werde.

Zugleich verband sich mit dieser Maßregel zwei Tage später ein „Wahrhafter und gründlicher Bericht wegen des unlängst zu Gießen herausgekommenen Büchleins «Papismus Protestantium vapulans»“, welcher auf Befehl des Landgrafen, mit beigefügtem geheimem Insiegel, gedruckt und verbreitet werden sollte. Es war eine Vertheidigung der theologischen Facultät in Gießen, der übrigen Staatsbeamten und des Landgrafen selbst gegen die Unterstellung, daß sie Dippel's Lehren billigten, und dabei ein oft heftiger Angriff auf letztere, aber immer doch eine Appellation an die öffentliche Meinung.

Aber Dippel erhielt einen wahrscheinlich unerwarteten Fürsprecher im genannten Oberhofprediger Bielefeld. In einem noch vorhandenen schriftlichen Votum erklärte er, noch nicht einsehen zu können, wie es zu rathen sei, daß sowol jener Bericht ans Licht komme, als auch das beigefügte Rescript an ihn abgehe. Denn 1) sei ohne Unterschied vom ganzen Tractätlein als irrig und höchst ärgerlich geurtheilt, da doch in selbigem viele unleugbare Wahrheiten mitenthalten seien, welche von dem, was irrig und anstößig, allerdings auszunehmen seien, ... 2) bedünke ihn, es sei allzu hart gegen den M. Dippel gehandelt, wenn man Dasjenige, was er etwa noch gut und nach dem reinen Sinn der Schrift zu erläutern suche, für unzulänglich modificirt und verdreht achten wolle, maßen er ja des gemeinen Rechts: „Quilibet verborum suorum interpres“ genießen müsse, und wünsche er nur, daß sein Herz soweit überzeugt wäre, damit er Alles in gesundem Verstande zu erklären sich bemühe; es würde ihm alsdann ein jeder Christ die Fehler in Worten leicht verzeihen; 3) könne er nicht sehen, wie es sich

zu der Art Christi und seiner wahren evangelischen Kirche reime, daß Dippel binnen 24 Stunden aus dem Lande sich wegmachen solle, wenn er nicht sogleich seine Irrthümer revocire ... Der Oberhofprediger wollte Dippel an auswärtige rechtschaffene Theologen verweisen (also ein mildes Exil!), um von ihnen ebenfalls Unterricht einzunehmen, daß sie sowenig als die in Hessen-Darmstadt, seine Abweichungen von der Wahrheit würden billigen; dafern er nun von selbigen genugsame Zeugniß seines geänderten Sinnes, auch sonsten öffentliche und zulängliche Declaration darlegen würde, daß er zu andern Gedanken gekommen, so wollte man sich dann seinetwegen des Weitern, christlicher Ordnung und Behutsamkeit gemäß, entschließen. Dann schlug der Oberhofprediger vor, die Herausgabe des Berichts zu verschieben und die Sache selbst ans Consistorium in Darmstadt zu verweisen.

Darüber, ob die Herausgabe des Berichts unterblieb, schweigen meine Quellen. Aber gewiß ist, daß die Sache, dem Antrag des Oberhofpredigers gemäß, an die genannte Behörde kam.

Der Kanzler von Schereß erstattete darüber Bericht. Nach einer dem Inhalt der Schrift zum größten Theil ungünstigen Kritik nahm er für den Fall des Widerstandes Dippel's strenge, für den Fall der Nachgiebigkeit mildere Strafen für ihn in Aussicht und wollte im letztern Fall nebenher durch Verwarnung vor öffentlicher Verbrennung durch den Scharfrichter, wofern er solcherlei skandalöse Schriften selbst oder auf seinen Beirath und mithülflichen Vorschub jemand Anders, wer es auch sei, edire, auf Dippel gewirkt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man die Verfolgung der inzwischen in der ganzen protestantischen Welt verbreiteten Schrift auf sich beruhen gelassen hätte, wenn nicht Dippel mit einer neuen scharfen Schrift zu seiner Vertheidigung aufgetreten wäre.[4]) Das Consistorium in Darmstadt, von ihrem Druckort Offenbach in Kenntniß gesetzt, lud Dippel deshalb vor sich.

Aber statt Dippel's erschien eine schriftliche Anzeige seines Vaters, daß sein Sohn beim Eintreffen der Citation in Frankfurt a. M. abwesend gewesen sei, und nachher der offenbar schwer beängstigte, greise Vater selbst. Er äußerte sich dabei höchst ungünstig über seines Sohnes theologische Bestrebungen, setzte diese zumeist mehren Professoren der Theologie zu Gießen, als Antreibenden, zur Last, und fuhr dann so fort: „Er beseufze gar sehr, daß sein Sohn, der vorhin allezeit fein und gut gewesen, in diesen Irrthum gerathen. Er hätte ihn zwar öfters beweglichst davon abgemahnet, es sei aber Alles vergebens, und gebe ihm derselbe ganz kein Gehör, gehe auch nicht mehr zum heiligen Abendmahl, sondern sagte, daß das jetzige schlechte Wesen all geändert werden würde. Wenn er bei ihm sei, hielte er sich ganz allein auf und schreibe, hätte nur die Bibel in deutsch, griechisch und hebräisch Sprach und sonst keine Bücher, ließe ihn gar nicht sehen, was er schreibe, sondern lege es Nachts unter seinen Kopf, daß Niemands drüber komme. Seines Sohnes Irrthum werde ihn und seine Frau noch unter die Erde bringen, wolle nicht hoffen, daß man ihm deßfalls was imputiren oder entgelten lassen würde." Der Pfarrer wurde darauf vom Consistorium aufgefodert, seinen Sohn auf 8 oder 14 Tage später vorzube-

scheiden und ihm inzwischen ernstlich und bei Sr. hochfürstlichen Durchlaucht höchster Ungnade zu verbieten, daß er sich aller fernern Sach in Druck zu geben, enthalten, auch was schon gedruckt, all herbeischaffen solle.

Gleichzeitig begann ein neues Treibjagen gegen die neue Schrift. Die gräflich isenburgischen Räthe in Offenbach wurden vom landgräflichen Ministerium in Darmstadt aufgefodert, den Drucker der Schrift vorzufodern, was von der Schrift schon gedruckt sei und ihr Concept sich von ihm aushändigen zu lassen, ihn eidlich zu vernehmen, ob und was von der Schrift, auch wohin, distrahirt und gekommen sei? auch daß er jetzt und künftig dergleichen „Sachen" von Dippel nicht weiter drucke. Das Buch hatte die Censur in Offenbach passirt; demungeachtet fügte sich die offenbacher Behörde insoweit dem Verlangen des darmstädter Ministeriums, daß es dem Drucker den Verkauf des zum größten Theil wirklich bereits gedruckten Buchs untersagte und es ihm für die darmstädter Behörde gegen Ersatz der Papier- und Druckkosten abkaufte.

Infolge der von seinem Vater an ihn gelangten Citation des Consistoriums in Darmstadt tritt nun Dippel, aber vorerst nur schriftlich, vor ihm auf. Eine feine, nette, klare Hand, mit Wahrung der Courtoisie, aber nicht devot. Das Schreiben ist aus Frankfurt a. M. vom 9. März 1699 datirt. Nachdem er im Verlauf seines Schreibens von der confiscirten Schrift gesprochen und wie er dadurch ein aufrichtiges Zeugniß von sich habe geben wollen, daß er an den Werken der Finsterniß, „welche in diesen Landen unter dem Deckmantel der Pietät und theologischen Klugheit ausgeübt werden", kei-

nen Gefallen habe, sondern vielmehr dieselben bestrafe, wandte er sich schließlich nach der ihm wegen seiner künftigen Schriften gegebenen Verwarnung und besonders noch von ihm in Offenbach herauszugeben beabsichtigten theosophischen Meditation „vom Ursprung der Secten unter den sogenannten Christen und auf was Wege Gott der Herr dieses Unwesen werde zernichten und aufheben.“ „Kann solches scriptum“, fuhr er dann fort, „wegen hochfürstlicher Inhibition an bemerktem Ort nicht ans Tages Licht kommen, so wird vielleicht Gott dazu einen andern Ort ersehen haben. Und Ihre Hochfürstl. Durchlaucht, welche der Herr in der Zucht seiner Gnade so weit gebracht, daß sie die Liebe zur Wahrheit angenommen, werden es hoffentlich nicht so ungnädig empfinden, wenn ich, der ich sonst in Allem unterthänigst zu gehorchen willig, bei dergleichen Befehl, die in den Circ des Gewissens laufen, allwo sich Christus allein das Regiment vorbehalten, fürnehmlich suche, in der Gnade und in dem Frieden Gottes zu stehen, und allen Versuchungen Derjenigen, die mich von Neuem in das egyptische Satzungsjoch und in die schnöden Lüste dieses vergänglichen Lebens zu ziehen trachten, den Beruf, den mir Gott beigelegt, und die Freiheit, durch welche mich Christus ihm zum Knecht gemacht, entgegensehe. Dieses habe Euer Excellenzen und Hochehrwürden unterthänig in antecessum hinterbringen wollen, damit Sie hieraus ersehen möchten, was bei meiner Verhörung etwa meine endliche Erklärung seyn werde.“

Diesem Brief folgte dann wirklich am 16. März 1699 eine persönliche Vernehmung Dippel's vor dem gesammten Consistorium in Darmstadt. Kanzler von

Schereß hielt ihm vor, „wie Serenissimus ganz mißfällig und ungnädig vernommen, daß er wider ergangenes ernstliches Verbot abermal ein Scriptum zum Druck gegeben, mit gnädigstem Befehl, ihn mit seiner Verantwortung darüber zu vernehmen, und ihm zu injungiren, alle Exemplaria mit seinem Concept zu extradiren, auch sich hinführo dergleichen zu enthalten.“ „Ille“ (d. h. Dippel, heißt es in darüber aufgenommenem Protokoll weiter) „schiene ziemlich hönisch und lächelnd zu seyn, antwortete, das Buch sei nicht in seiner Gewalt, sondern zu Offenbach mit erhaltener Censur gedruckt, und auf hiesiges Begehren bereits confiscirt.“ Dann erwähnte er, wohin er einige Exemplare der Schrift gegeben, und setzte hinzu: „Er wisse von keinem rechten Verbot; zudem könne nicht verboten werden, was ins Gewissen laufe.“ Nachdem Dippel abgetreten war, folgte dann die Abstimmung der Consistorialmitglieder. Ihre Mehrheit war für eine Ablangung des Buchs von Offenbach und eine Dippel zu ertheilende ernstliche Verwarnung. Der wieder vorgeforderte Dippel aber bekam von Kanzler von Schereß „angedeutet“: sein voriges Buch «Papismus vapulans» hätte er zwar recht, das jetzige aber noch nicht völlig gelesen; in jenem seien zwar viel gute, aber auch viele schlimme, widrige Sachen; er sollte sich demnach christlich fassen und alles weitern Schreibens in dergleichen Materie sich enthalten, bei Vermeidung hoher fürstlicher Ungnad und Straf. Wenn er etwas mehr zum Druck zu geben gewillet wäre, sollte er solches erst zur Censur geben und solches nicht nach seinen irrigen principiis einrichten.“ Dippel erwiderte darauf, „daß er solchen Irrthums dato noch nicht überwiesen sei, und

ginge die Censur weiter nicht, als nach eines jeden Begriff, wolle im Uebrigen Serenissimi Befehl in Allem gemäß sich bezeigen". Dippel trat darauf abermals ab. Charakteristisch ist, daß als nun noch „in etwas von dem Werk discurirt" wurde, der Regierungsrath Berghofer, der bei der Abstimmung erklärt hatte, er abstrahire von solcher, weil er das Buch nicht gelesen, nun dafür hielt, „wann man ein Exemplar dieses letzteren Buchs öffentlich verbrenne und durch den Druck eclatiren ließe, dürfte nicht undienlich seyn".

Das Consistorium berichtete hierüber an den Landgrafen und machte dann als Verfügung desselben dem Vater Dippel's bekannt, daß sein Sohn bis auf weitere Verordnung bei Handen und in seinem (des Vaters) Hause bleiben und nirgendshin, bei befahrender unbeliebiger Ahndung, sich begeben solle; daß er dieses seinem Sohn andeute und ihm zugleich alles Ernstes einbinde, in dergleichen Materie, bei Vermeidung hochfürstlicher Ungnade und erfolgender schwerer Strafe, in Schriften sich nicht weiter herauszulassen, sondern, dafern er etwas in den Druck zu geben willens sei, solches jedesmal vorher gehörigermaßen zur Censur zu schicken, wegen dessen aber, was bisher zur großen Aergerniß der evangelischen Kirchen in- und außerhalb Landes von ihm vorgenommen worden, die fürstliche Verordnung erwarte, auch innerhalb 14 Tagen 116 Gulden, welche „zur Auslösung seines übel zusammen geschmierten Traktätleins" nach Offenbach müßten gesandt werden, zum fürstlichen Consistorium in Darmstadt einschicke.

Dippel, von diesem Schreiben durch seinen Vater in Kenntniß gesetzt, erwiderte, diesmal mit dem Datum:

Niederramstadt, 20. März 1699, in einer neuern Eingabe dem Consistorium, daß er dem hochfürstlichen Befehl gehorsamst nachkommen werde, aber doch dabei sich verwundere, warum Se. hochfürstliche Durchlaucht durch solche weitläufige und vor Gott unverantwortliche Wege ihm seine Gewissenhaftigkeit zu binden suche, und nicht vielmehr durch eine Relegation seiner verdächtigen Person Ihre Unschuld gegen andere ausländische Reichsfürsten justificiren, so wolle er mit guter Zufriedenheit, zumal da schon Viele ohne Grund ihn beschuldigten, als verlange ihn so sehr, in hiesigen Landen employirt zu sein, sein Vaterland verlassen und hingehen, wo ihm Gott den Weg geöffnet, um welches Expediens er dann bei so bewandten Umständen selbst unterthänigst bei Ihro Durchlaucht anhalte, weilen er, wolle er anders Menschen zu gefallen seinen Heiland nicht verleugnen, unmöglich sowol im Leben als Lehren nach deren vorgeschriebenen Satzungen und Staatsmaximen sich richten könne. Und wenn er schon seine Schriften im hiesigen Lande der Censur wollte unterwerfen, so würde er doch keine censores antreffen, die durch die Wahrheit sowol von allen sektirerischen praejudiciis, als auch von andern interessirten Absichten ganz frei seien, dergleichen seine Hypothesen nothwendig erfoderten, sollten sie anders recht beurtheilt werden. „Wegen Des, da meinem Unternehmen und gegebenen Aergerniß noch eine Straf scheint vorbehalten zu sein", fuhr Dippel dann wörtlich fort, „muß ich unter der Vorsehung Gottes erwarten, was Ihro Durchlaucht ferner wider meine Unschuld decretiren werden. Ich bin versichert, daß ich keinen evangelischen Christen, wohl aber Maulchristen, sektirerischen Juden

und fleischlich gesinnten Heiden den gekreuzigten Christum zum Aergerniß verkündiget, welches Aergerniß mit der Wahrheit unvertrennt vereinigt ist. Und sollte ich deßwegen noch mehr leiden müssen, so sollen doch in allen Anschlägen die Feinde der Wahrheit gewahr werden, daß ich weder durch Furcht, noch durch Lust aus der Freiheit und Freimüthigkeit, die ich in Jesu Christo habe, werde können gebracht werden, sondern durch den, der mich mächtig macht, weit überwinden. Das Geld vor mein confiscirtes, übel zusammengeschmiertes Büchlein, wie es Ew. &c. zu nennen gefallen, einzuschicken, ist jetzt nicht in meinem Vermögen. Wollte man Gott die Ehre geben und in dergleichen Proceduren nicht vergeblich wider den Stachel lecken, so könnten diese unnöthigen und doch vergeblichen Unkosten wohl hinterbleiben. Auch würden diejenigen, so die Wahrheit erkennen und lieben, schwerlich so verächtlich von seinem Traktätlein judiciren, welches nicht aus andern auctoribus zusammen gestohlen, sondern aus dem Brunn der Wahrheit geschrieben und mit Zeugnissen der Heiligen Schrift genugsam verwahret sei u. s. w."

Unmittelbar darauf wurden 1500 weniger sechs Exemplare des „Wein und Oel" in Offenbach erhoben. Das Concept aber war nicht mehr zu erhalten. Die Kosten, welche auf 121 Gulden 17 Albus gestiegen waren, trug die Staatskasse.

Dippel, der keine Antwort auf seine letzte Eingabe erhalten hatte, richtete abermals (26. März 1699) ein Schreiben an das Consistorium in Darmstadt. Er erklärte ihm, daß vor Gott sein Gewissen und vor den Menschen andere pressante Nothwendigkeiten ihn entschul-

digten und trieben, daß er den Arrest, worin er nicht etwa aus irrendem Gewissen, sondern aus fleischlichem Belieben seiner Richter und Ankläger, und also nicht um der Wahrheit willen verstrickt liege, sofern violire, sofern einem Christen, sich den Versuchungen der Welt zu entziehen, erlaubt, ja von seinem Meister befohlen sei. Und hiermit protestire er zugleich, daß er Dasjenige, was bis hierher Ihro Durchlaucht ohne Zweifel wider bessere Erkenntniß und Gewissen, blos Andern zu gratificiren, wider ihn (Dippel) vorgenommen, vor Gott nicht für entschuldigt halte, werde auch, um alle Gelegenheit, tiefer in das Gericht des gerechten Richters zu fallen, abzuschneiden, inskünftig Bedenken tragen, weiter zu erscheinen, bis man ihm dargethan per singula capita, wo er der Wahrheit verfehlet, welches gewißlich schwerer solle fallen als das Ketzermachen und andere Thätlichkeiten, denen er sich doch gern um des Herrn willen wollte unterwerfen, wo er nicht unter dem Prätext der Heterodoxie zu anders forcirt würde." Das Schreiben schloß mit der Bitte, diese Protestation sich gnädig gefallen zu lassen, auch den Seinigen nicht zu imputiren. „Was etwa von mir", setzte Dippel hinzu, „wider den Respekt, welchen ich landesfürstlicher hoher Obrigkeit schuldig, möchte scheinen, Verbrechen zu seyn, worinnen ich doch vor Gott, dem ich mehr gehorchen muß, entschuldigt bin." Dieses Schreiben war von Niederramstadt datirt, aber in Frankfurt a. M. auf die Post gegeben worden.

Dippel's Vater, in die Angelegenheiten seines Sohnes, auch dessen Schulden, zu seinem Leid fortwährend gezogen, beschwerte sich bei solchen Gelegenheiten — auch

in der Schuldenangelegenheit war das Consistorium zur Handhabe gemacht worden — schwer über ihn. Inwieweit diese Beschwerden Ernst gewesen, bleibt zweifelhaft, da der alte Dippel, Gatte und Vater noch anderer Kinder, dabei im Genuß der einträglichen Pfarrei Niederramstadt, ein großes Interesse dabei hatte, die Handlungen seines Sohnes von der ihnen Beiden vorgesetzten Behörde nicht auch sich aufgebürdet zu sehen.

Aber die Untersuchung wegen des „Wein und Oel" scheint ebenso liegengeblieben zu sein, wie die wegen des „Papismus protestantium vapulans", und auch Dippel's Aeußerungen über den Landgrafen und sein Consistorium hatten keine aus den Acten hervorgehenden üblen Folgen für ihn. Dabei erschienen im Jahr 1699, worin er die erwähnten Anfechtungen erlitt, nicht weniger als noch vier andere Schriften von ihm im Druck, und im Jahr 1700 folgten ihnen zehn. Unter diesen letztern befand sich aber allerdings auch das „Wein und Oel" mit dem fingirten Verlagsort: Philadelphia, und offenbar nach dem aus Offenbach geretteten Concept oder einem der sechs fortgeschafften Exemplare zum Druck gebracht.

Eine der mit der Jahreszahl 1700 erschienenen Schriften Dippels: „Summarische aufrichtige Bekenntniß über diejenigen Lehrpunkte, so bisher in seinen Schriften erörtert worden", gab aber auch zugleich wieder Stoff zu einer Untersuchung gegen ihn. Doch nicht sehr rasch. Nämlich im Jahr 1702, nachdem inzwischen der Superintendent Neuße in Wernigerode eine Schrift „Prüfung des Geistes und der Lehre Christiani Demokriti" (Halberstadt 1701) gegen die Dippel'sche Schrift herausgegeben hatte, beschloß das Consistorium in Darmstadt, die

Artikel des Neuße'schen Tractats Dippel nacheinander vorzuhalten und kürzlich zu vernehmen; „dann ausführlich von allen und jeden Hauptirrthümern sich mit ihm einzulassen und ihn zu conviciren, würde die Zeit viel zu kurz fallen." Dippel wurde zu diesem Zweck vorgefodert. Nach einer Einleitung, welche zunächst den Landgrafen als berechtigten Urheber dieser Vernehmung bezeichnete, begannen die Fragen, welchen herzhafte Antworten Dippel's folgten. Er blieb bei seinem Glaubensbekenntniß stehen, sowie überhaupt diese Vernehmung, obgleich von beiden Theilen mit Eifer geführt, und vielleicht gerade deswegen keinen Erfolg hatte und das Consistorium seine Fragen nicht einmal alle vorlegte, „weilen dann gar keine Erinnerung, keine christliche gute Ermahnung bei ihm (Dippel) anschlagen wollen, noch Platz gefunden, es auch schon spät in den Abend worden."

Damit blieb aber diese Angelegenheit überhaupt beruhen. Doch nur um andern Angelegenheiten Platz zu machen.

Mit dieser Bemerkung gehe ich aber nicht zu einem neuen Capitel in Dippel's theologischem Leben und Streben, sondern zu einer neuen Abtheilung seines Lebens und Strebens selbst über. Ich meine die alchemistische. Später wird dann Gelegenheit sein, als dritte Abtheilung die medicinische anzureihen. Aber es wäre gefehlt, diese drei Abtheilungen bei Dippel als voneinander völlig getrennt sich zu denken. Im Gegentheil durchdrangen und bedingten sie sich, ja sie waren ihre gegenseitigen Potenzen, und man wird sie blos von diesem Standpunkte aus, als in dem einen Manneskopf vereinigt, sich erklären können. Oder könnte man sie auch anders er-

klären, so würde man doch gewiß Dippel Unrecht dabei thun. Dippel's religiöse Ansichten und medicinische Kenntnisse warfen von zwei sich sehr entgegengesetzten Seiten her doch mildernde Lichter auf seine alchemistischen Strebungen und erhielten beiderseits wieder einen Kitt durch diese.

Bis hierher gelangt, scheint mir zugleich geeignet, über Alchemie Einiges einzuschalten. Uralter Abkunft, schon unter Aegyptern, Griechen und Römern zu Hause, hatte sie durch alle folgenden Jahrhunderte sich in ihrem Ansehen, ihrer Herrschaft und selbst in ihrer Bedeutung erhalten. In die Doppelstrebung ausgehend, unedle Metalle in edle zu verwandeln und das Leben, bei körperlichem Wohlsein und bewahrter Jugend, ungewöhnlich zu verlängern, sollte diese Doppelstrebung durch ein allgemeines Mittel erreicht werden. Stein der Weisen, Lapis philosophorum, Großes Magisterium, Rothe Tinctur, Großes Elixir hieß das Mittel, welches Gold schuf und allen Krankheitsstoff aus dem menschlichen Körper entfernte, während blos Silber zu schaffen, ohne auf die menschliche Organisation jene Kraft der Erhaltung zu äußern, die bescheidenere Rolle des Steins zweiter Ordnung, des Kleinen Magisteriums, der Weißen Tinctur, war. Das Eigenthümliche des beabsichtigten Processes schlug schon an und für sich um jene Strebungen, welche die Natur nachahmen und verbessern sollten, wie ja auch die Natur selbst im Geheimen wirkt, den Schleier des Geheimnisses. Hinzutretend that es die Klugheit, um Nachahmungen und dadurch die Herabsetzung der Kunst in ihrem materiellen Werth zu verhüten. Auch mochten da und dort alchemische Versuche, wo man an die Mit-

thätigkeit böser Geister glaubte, persönliche Gefahr bringen. Aber gleichviel: begünstigt, angegriffen, verboten, blieb die Alchemie das Hätschelkind der Großen und der Kleinen, bald Paradieseshoffnung und bald Richtstätte bis tief in das vorige Jahrhundert. Ja noch in den letzten Jahrzehnden dieses Jahrhunderts, welches man gern das philosophische nennt, nahmen Männer von Kenntniß und Geist, worunter der Verfasser der bekannten „Jobsiade", Kortüm, 1789 sich öffentlich der Alchemie an. Wäre also auch wirklich jetzt die Alchemie verschollen und aufgegeben, so würden wir doch, auf das Mitgetheilte hin, mit Urtheilen über Männer vorsichtig sein müssen, welche, wie Dippel, zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts sich mit Alchemie beschäftigten: in einer Zeit, wo die Alchemie gerade noch so eng verschwistert mit der Chemie war, wie nicht lange zuvor die Astrologie mit der Astronomie, und wo überhaupt Alles noch mehr zur Dunkelheit sich neigte. Wir würden die Alchemisten jener Zeit nicht so kurzweg für Dummköpfe, Betrüger oder betrogene Betrüger erklären können. Wir würden zugeben müssen, daß Alchemisten (nicht alle) ehrlich und überzeugungsmäßig nach dem Stein der Weisen suchten oder ihn gefunden zu haben vermeinten; ja, wir würden selbst, wenn sonst glaubwürdige Zeugnisse nicht in diesen Sachen mit Bann und Acht belegt werden sollen, selbst zugeben müssen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Verwandlungen unedler Metalle in edle Metalle stattgefunden haben. Aber freilich bleibt dann das Mittel Problem und Gegenstand neuer Bedenken.[5])

Beschäftigen wir uns hiernach mit Dippel, dem Al-

chemisten, und gestehen wir ihm dabei zu, daß er uns bis dahin, wenn auch als heftiger und leidenschaftlicher, doch auch als verständiger und, bei allen Schwankungen, zugleich als redlicher Mann erschienen ist, der das zum Theil Unmoralische seiner Schwankungen nicht zu-, sondern aufdeckte, so kann, dünkt mich, die günstige Scherbe der Abstimmung auch über sein alchemisches Thun und Treiben, als ehrliches und überzeugungsmäßiges, nicht fehlen.

Wie aber Dippel zum Alchemisten geworden, erzählte er selbst umständlich in der Vorrede zu einer noch später zu erwähnenden Schrift; nämlich des zweiten Theils seines „Wegweiser zum verlornen Licht und Recht."

Darnach besuchte einst Dippel einen ihm von früher bekannten, in der Nähe von Gießen angestellten Prediger. Dieser zeigte ihm zwei kleine Bücher, von denen er glaubte, daß Dippel den Inhalt derselben besser würde einsehen können als er. Das eine war Wilhelm Postel's „Velamen apertum arcanorum a principio mundi reconditorum", das andere dagegen enthielt verschiedene alchemistische Schriften, worunter die „Experimenta" des Raymund Lullus. Dippel, welcher das erste Buch zur Lectüre zu sich gesteckt hatte, wollte anfänglich vom zweiten nichts wissen, ließ sich aber doch endlich durch den Prediger bestimmen, sich genauer damit bekannt zu machen. Dippel las die „Exədrimenta" des Lullus zuerst und bald fing er an zu glauben, daß die Kunst Gold oder den Stein der Weisen zu machen, so gar schwer nicht sei. Die Goldmacherei als Erwerbmittel, die goldmachende Tinctur zugleich als Arzneimittel, lockten ihn vereint auf zwei We-

gen vorwärts. Ein literarischer Magnetberg in Sachen der Alchemie geworden, las er fortgesetzt eine Masse Schriften über dieselbe. Aber nun galt es auch zu arbeiten, zu schaffen, den klingenden Erwerb aus dem Schmelztiegel in die Börse gleiten zu lassen. Nur mußte Dippel dazu nicht blos Zeit (die hatte er in Fülle), sondern auch einen Ort haben, an dem er einen ruhigen, längern Aufenthalt nehmen konnte. Und gerade diesen hatte er, ein gehetztes literarisches Wild, schon lange vermißt.

Fördernd diese Vorsätze war ein Manuscript, das Dippel um diese Zeit in die Hände fiel. Er sagt von ihm, daß der Weg zu einer Tinctur in demselben gar umständlich eröffnet gewesen sei. Dabei war auch der Weg leichter als der des Lullus, und so ging denn Dippel frisch ans Werk. Freilich nicht ohne Störungen. Denn mehrmals wurde es durch Veränderungen des Aufenthalts unterbrochen und Dippel mußte dann die noch unvollkommene Materie in den Gefäßen weitertragen. Dessenungeachtet erhielt Dippel, wie er versichert, nach achtmonatlicher Arbeit eine Tinctur, welche nach empfangenem Ferment 50 Theile Silber oder Quecksilber in Gold verwandelte.

Dippel freute sich dieses Erfolges herzlich. Aber zugleich däuchte es ihn eine arge Sklaverei, seine Kunst, als wäre sie eine Sünde oder ein Verbrechen, vor der Welt zu verheimlichen. Vielmehr sollte sie ja der Tyrannei der Mächtigen trotzbieten, um ihren Ausübern entweder die Möglichkeit zu gewähren, ihrem Nächsten mit empfangener Gabe, nach Gottes Willen, öffentlich zu dienen, oder durch ein öffentliches Zeugniß einer

recht christlichen und philosophischen Standhaftigkeit die Bosheit des Reichs der Finsterniß, mit Hintansetzung des eigenen Lebens, desto handgreiflicher darzulegen.

In diesem von Dippel noch schärfer ausgedrückten Glauben handelte er dann auch. Mit vollen Händen vertheilte er sein Vermögen an die Armen. Hatte er doch nun den Schlüssel zu einer immer gefüllten Schatzkammer in den Händen! Freilich mußte diese erst gefüllt werden. Aber daran war ja kein Zweifel. Um einen Ort zu haben, wo er nebst einigen Freunden sich in unabhängiger Stille blos der Chemie widmen könne, kaufte Dippel von einem Baron ein Landgut für 50,000 Gulden. Diese Schuld zu tilgen, wollte er den noch vorhandenen Rest seiner Tinctur erhöhen und vermehren. Aber ein Versehen bei Bewahrung des Feuers zerstörte ihm während der Arbeit sein Glas und die Tinctur ging zu Grunde, weil ein in der Asche enthaltenes, wie er es nannte, „fremdes und widriges Salz" die Tinctur aus ihrer Mischung gesetzt hatte. Dippel versichert, daß ihn dieser Verlust in keine große Verlegenheit gesetzt hätte, wenn nicht der Termin zur Bezahlung des Guts so nahe gewesen wäre.

Dippel vertröstete seinen Gläubiger auf neues Gold und hoffte zuversichtlich, durch seine vermehrten Kenntnisse in der Chemie —' das Ergebniß seiner neuesten Studien — Dasjenige in zwei Monaten zu beendigen, wozu er sonst fast ein Jahr nöthig gehabt hatte. Vergebliche Hoffnung! Aber selbst diese will ihre Zeit haben. Während Dippel an einer neuen Tinctur arbeitete, wünschte er dem Verkäufer des Guts zum wenigsten eine Abschlagszahlung zu machen. Also erwarb er sich

durch Mittheilung einiger chemischen Particularien „an gewissen Orten" Zutrauen und obgleich die von ihm angegebenen Processe nach angestellten Versuchen insgesammt fehlschlugen, so hatte er doch mit getrostem Muth bei vierthalbtausend Gulden aufgeborgt, von denen er 1400 Gulden seinem Gutsverkäufer auszahlte und den Rest zum größten Theil an die Armen verschenkte.

So waren drei Jahre ohne den gewünschten Erfolg verstrichen. Dippel's chemische Versuche, obgleich wichtig durch dabei gemachte Erfahrungen, waren doch in der Hauptsache alle mislungen. Seine Gläubiger ließen sich nicht mehr zurückhalten. Seine Feinde lästerten und selbst seine Freunde wurden unwillig. Dippel wußte nicht mehr, was er thun sollte. Das einzige noch übrige Mittel, diese Lage zu verbessern, war, sich ihr ganz und gar zu entziehen. Aber er that dies nicht ohne einen innern Trost, dem er auch später in der erwähnten Vorrede Worte gegeben hat. Er sah nämlich seine nicht gelungenen Arbeiten als Prüfungen Gottes an; er hoffte, daß, wenn diese wohlgemeinten und wohlverdienten Züchtigungen vorüber wären, ihm sein Werk gelänge; er suchte dieses Werk aber auch jetzt schon darin, daß die Güte der ewigen Weisheit in seinem Forschen und Experimentiren ihm erst recht die Augen aufgeschlossen, in die penetralia der Natur hineinzuschauen und durch vielfältiges Irren die Wahrheit desto gewisser in ihrem Kreis zu ergreifen. Nächstdem aber — bemerkte er hinzu — sei es auch vielen gottsuchenden Gemüthern, die zu viel auf ihn gesehen, nöthig und heilsam gewesen, daß er also vor ihren Augen hinuntergestoßen worden sei, damit ihr

Glaube umsomehr in Gott selbst einen unbeweglichen Anker behalten. Im Jahre 1704 ging Dippel nach Berlin.

Als Grund gerade zu dieser Uebersiedelung finden wir behauptet, aber nicht bewiesen, daß bei den großen Ausgaben des Hofs, man in Berlin eine Unterstützung der gewöhnlichen Einnahmen durch außerordentliche sehr gewünscht und deshalb Dippel, den Alchemisten, dahin berufen habe. Jedenfalls sei er dem Grafen August von Wittgenstein, Generaldirector der Domänen und Oberdirector des Salz- und Münzwesens, empfohlen gewesen und habe unter dessen Vorschub auf den Stein der Weisen laborirt.

Dafür, daß Dippel bei seinen in Berlin wiederaufgenommenen alchemischen Arbeiten keine gewöhnlichen Mittel zugebote standen, spricht allerdings der Umstand, daß er einen großen Palast für etliche tausend Gulden miethete. Unter seinen Gehülfen befand sich der Sporergeselle Johann Georg Rosenbach aus Heilbronn, und Gegenstand seiner Strebungen war noch immer die verlorengegangene Tinctur. Aber er fand sie nicht. Dagegen gelegentlich des Schweifens danach Anderes. Daß namentlich das Berliner Blau dazu gehört habe, war früher kein Zweifel. Dippel fiel unbedingt und ganz die Ehre dieser Erfindung zu. Später ließ man dahingestellt sein, ob er nicht wenigstens die Zusammensetzung desselben zuerst theoretisch gekannt habe, oder nannte auch wol den Farbefabrikanten Diesbach als Erfinder mit dem Zusatze, daß die Erfindung durch ihn in Dippel's Laboratorium zufällig gemacht worden sei. [6]) Das Thieröl betreffend, welches Dippel's Namen führt (oleum animale Dippelii) und als Arzneimittel gebraucht wird, so

war allerdings das flüchtige Thieröl schon im 16. Jahrhundert bekannt. Aber es scheint dies durchweg nur Hirschhornöl gewesen zu sein, während es Dippel gleich anfänglich aus Hirschblut darstellte, bald aber erkannte, daß es aus allen thierischen Theilen bereitet werden könne. Auch pries er dessen Anwendung, ohne für sich die Erfindung in Anspruch zu nehmen, in seiner nachher noch zu nennenden Abhandlung: „De vitae animalis morbo et medicina" und verschaffte ihm jedenfalls so ein ausgebreiteteres Bekanntwerden.

Ein Jahr ungefähr war Dippel in Berlin, als Don Dominico Manuel Caëtano, Conte de Ruggiero, Neapolitano, kurbairischer Feldmarschall, Generalfeldzeugmeister, Etatsrath, Oberst über ein Regiment zu Fuß, Commandant zu München und bald nun auch königlich preußischer Generalmajor, als Graf Caëtano ebenfalls dort erschien, nachdem er in Spanien, in Brüssel beim Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und als Graf Ruggiero bei Kaiser Leopold I. in Wien gewesen war und überall als Alchemist zum Theil glückliche Verwandlungen vorgenommen, noch mehr aber ungeheure Geldsummen von seinen Gönnern als Vorschüsse sich verschafft hatte. Wie immer, erbot er sich auch hier zu Beweisen seiner Kunst und versprach, den preußischen Schatz zu bereichern.

Dippel, wie er selbst erzählt, getrieben durch „Curiosität", machte, nebst noch einigen Freunden, Sr. hochgräflichen Excellenz seine persönliche Aufwartung und bekam die erbetene Audienz. „Man führte uns", erzählt Dippel hiervon, „zu ihm in ein Zimmer, darinnen auf das Mindeste drei bis vier Dutzend geladene Pistolen

an den Wänden hingen. Der Herr Graf schien mir zu zittern und zu beben bei unserer Ankunft, und zeigte so wenig Gräfliches in seiner Visage, als kein Savoyard, der mit seinem Raritätenkasten und Murmelthiere herumreiset, zeigen kann. Ehe wir noch ankamen, hatte er, wie die Marktschreier machen, schon alle seine testimonia publica und Patente von seinen häufigen Projektionen an so vielen Höfen auf der Tafel ausgebreitet; er zeigte uns noch ferner einige Handbriefe, sowohl von dem Kaiser Leopold, glorwürdigster Gedächtniß, als dessen Gemahlin, und dem Kurfürsten von Bayern, nebst andern Fürsten, die er alle in einer güldnen Kapsel verwahrte." Nachdem Dippel dem Grafen einige Artigkeiten über seine Tinctur gesagt hatte, gab dieser Befehl, sieben Pfund Quecksilber zu kaufen, und zwar durch einen Diener seines Besuchs selbst. Das Quecksilber goß er in eine Glasflasche, setzte sie in die Sandkapelle eines Windofens und erhitzte das Quecksilber bis zum Rauchen. Dann brachte er die rothe und die weiße Tinctur herbei; die erste auf Gold, ein blaßrothes Pulver und nur ein Scrupel; die zweite auf Silber, ein hellglänzendes, etwas ins fleischfarbene spielendes Salz, ebenfalls gepulvert und etwa ein Quentchen. Der Graf wog nun einen Gran von der weißen Tinctur ab und bemerkte entschuldigend, daß beide Tincturen von gleicher Kraft wären, daß er aber deswegen die weiße Tinctur zur Probe wähle, weil er deren mehr als von der rothen habe. Das Gran in die Flasche geworfen brachte dort ein starkes Zischen hervor. Als es nach einigen Minuten aufgehört hatte, hob der Graf die Flasche aus und ließ sie auf den Boden fallen, daß sie zersprang. Das

Metall war zu einem Kuchen erstarrt, den Dippel für seines Silber erkannte.

Nachher laborirte Caëtano auch vor dem Könige Friedrich I. im Beisein des Kronprinzen, des Oberkammerherrn Grafen von Wartenberg, des Oberhofmarschalls und des Feldmarschalls Grafen von Wartensleben. Dippel, auf Befehl des Königs befragt, bekam bei dieser Gelegenheit das Recept der rothen Tinctur, welche in Caëtano's Hand Wunderdinge gethan, während auf Dippel's Rath von den königlichen Commissarien nach dem Recept gefertigt und angewandt, sie ohne alle Wirkung blieb. [7])

Noch befand sich Caëtano in Berlin oder doch, nach gegen ihn gefaßtem Argwohn, in Küstrin, welche Haft im Jahre 1709 mit seiner Hinrichtung als Betrüger endigte, als Dippel sich in seinen meist chemischen Arbeiten zu Berlin ebenfalls gestört sah.

Dippel kam 1707 in Haft. Die Ursache davon ist nicht klar geworden. Einige nehmen sehr unwahrscheinlich an, daß seine Gläubiger ihn auch in Berlin verfolgten und jene Maßregel veranlaßten; Andere meinen, daß eine Schrift Dippel's gegen den damaligen schwedischen Generalsuperintendenten Meyer in Pommern die Veranlassung dazu gegeben habe. Meyer nämlich sei der Verfasser eines Büchelchens gegen die Pietisten gewesen, unter denen er auch vorzüglich Dippel genannt und dann eine Reihe schwedischer Verordnungen beigefügt habe, durch die den Pietisten wiederholt der Aufenthalt in Schweden untersagt worden. Dippel habe in seiner Antwort hierauf, in der Vorrede zwar betheuert, daß er sich damit an der königlichen Majestät keines-

wegs vergreifen wolle, aber doch bei Erwähnung jener antipietistischen Verordnungen nicht unterlassen, die Schwäche der Monarchen zu bedauern, die der Leitung der Pfaffen so treulich folgten. Dieses sei dann von dem durch Dippel empfindlich angegriffenen Meyer und einem mit ihm verschwägerten schwedischen Minister benutzt worden, den König Karl XII. von Schweden, der damals mit einer Armee in Sachsen gestanden, gegen ihn aufzubringen, und jene Verhaftung die Frucht einer vom König an die preußische Regierung gerichteten Requisition gewesen. Dippel bezeichnete selbst in einem Brief, den er damals an einen Freund geschrieben, diese angebliche Requisition blos als Vorwand, indem ihn der schwedische Gesandte in Berlin habe versichern lassen, daß sein König sich nicht im geringsten des Dr. Meyer annehmen würde. Die wahre Ursache sei gewesen, „weil Einige etwas Arkanes bei ihm zu erfischen gemeinet, denen es aber fehl geschlagen, indem sie nach Durchsuchung aller seiner Briefe und Manuscripten dennoch nicht gefunden, was sie gesuchet". In ähnlichem Sinn ist nachstehende Stelle in seinen „Berlinischen Arrest-Gedanken":

> Ihr sollt den lassen gehn in Fried,
> Den euer Sodom plagte,
> Nehmt an, zu guter Letzt, dieß Lied,
> Da man ihn selbst verjagte,
> Und doch zugleich erst halten wollt,
> Weil Ketzerei sich mit dem Gold
> In euern Augen paarte;
> Das Gift wär worden gut und rein,
> Wann es in güldnen Büchsen fein
> Sich klüglich selbst verwahrte.

Ihr dachtet, nun muß werden klar,
Was er so lang verfehlet,
Es wird ihn schrecken die Gefahr,
Daß er das Kürzste wählet,
Und sich mit Gold vom Kreuz erlöst,
Um den, der ihn zu Boden stößt,
Mit Prahlen zu besiegen;
Vielleicht hat er auch Lust zum Staat,
Und greift nach hoher Herren Gnad,
Wills anders sich nicht fügen.

Nach acht Tagen kam Dippel auf Fürbitte eines Herrn von Reventlow und gegen eine Caution, welche Graf August von Wittgenstein für ihn stellte, wieder los. Aber eine zweite Verhaftung stand ihm bevor, als er auf Anrathen seiner Freunde sich Pferde verschaffte und mit seinem Diener, einem Mohren, davonritt. Daß er hierbei blaue schwedische Offiziersuniform trug, mochte wol ebenso sehr als eine gewisse äußere Aehnlichkeit veranlassen, daß er, besonders auf seiner Durchreise durch Jena, für den König von Schweden gehalten wurde.

Diese Flucht, obgleich fortgesetzt, war doch nicht ohne Ruheplätze zu Markt Hohen-Leuben und Köstritz im Reußischen. Denn Dippel hatte sich durch seine Schriften viele Anhänger in ganz Deutschland verschafft, die jetzt gern Gastfreundschaft an ihm übten.

In Frankfurt a. M. erhielt Dippel „das Anerbieten zu einer Stelle im dänischen Landgericht“, schlug es aber aus und ging gegen Ende des Jahres 1707 nach Holland. Hier kaufte er sich unweit Maarsen, am Kanal zwischen Utrecht und Amsterdam, ein Haus, und in der letztern Stadt das Bürgerrecht.

Als Arzt war Dippel bis dahin und sogar sein gan-

zes übriges Leben hindurch wenig mehr als Autodidakt gewesen. Denn wenn er auch schon in Gießen und noch mehr in Strasburg eifrig mit dem Studium der Arzneiwissenschaft sich beschäftigte, so scheint es doch nicht, daß er jemals die medicinischen Hörsäle in jenen Städten anhaltend besucht habe. Aber die bedeutendsten Mediciner der damaligen Zeit hatten sich weniger durch Anhören als durch das private Studium von Werken tüchtiger und namentlich älterer Aerzte für ihre Bestimmung vorbereitet; naturwissenschaftliche, besonders chemische Forschungen halfen dem nach und ein sich bald daran reihendes praktisches Thun gab ihm vollends die Weihe. Auch Dippel ging diesen Weg und es ist nicht ohne Bedeutung für diesen Zweig seiner öffentlichen Thätigkeit, daß, so viele und erbitterte Gegner er auch auf theologischem Gebiete hatte, doch selbst diese immer mit der größten Anerkennung von seiner Geschicklichkeit als Arzt sprachen.

Schon im Jahre 1705 hatte Dippel nach dieser Seite — der medicinisch-naturwissenschaftlichen — eine bedeutungsvolle Brücke durch seine Schrift: „Wegweiser zum Licht und Recht in der äußern Natur, oder entdecktes Geheimniß des Segens und des Fluchs in den natürlichen Körpern, zum wahrhaften Grund der Arzneikunst in Liebe mitgetheilt", geschlagen. Sein Aufenthalt in Holland, seine glückliche, thätige Muße riefen die Eigenschaften des Naturforschers, des Arztes verstärkt in ihm hervor. Er zergliederte thierische Körper und suchte durch Vergrößerungsgläser den Gesetzen ihrer organischen Verbindung näherzukommen. Auch als praktischer Arzt erwarb sich Dippel hier Beifall. Das Gold

der reichen Holländer floßte in seinen Schoos, und er würde es zu ansehnlichen Besitzthümern haben bringen können, wenn nicht auch hier wieder seine Neigung, an Arme große Gaben zu spenden, ihm doch zuletzt nur das Nothwendige zurückgelassen hätte.

Der an sich geringfügige Umstand, daß Dippel im Jahre 1711 als Doctor der Medicin in Leyden promovirte, veranlaßte ihn zur Abfassung einer Abhandlung in lateinischer Sprache: „De vitae animalis morbo et medicina suae vindicata origine“, von Brendel ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Krankheit und Arznei des thierisch-sinnlichen Lebens“, eine Schrift voll tiefer Wissenschaft und interessanter neuer Ideen.

Deo et proximo sacrum lautet die literarische Libation des Buchs. Inder Vorrede denkt Dippel zuerst seines Studien- und Lebensganges mit kräftigem Selbstbewußtsein. Er glaubt, daß er klug und christlich gehandelt habe, indem er sich öffentlicher Aemter entschlug, nicht aus Trägheit, sondern daß er desto freier und sozusagen öffentlicher die Wahrheit, so gut ihm solche vom Vater des Lichts mittels der Geschichte der vergangenen Dinge und der lebendigen Erfahrung verliehen worden, Jedermann bekannt zu machen, sich möge befleißigen können. Nach schönem Rühmen unparteilicher Darstellung und abgesagtem Angriffe auf Personen, erklärt er dann, Diejenigen nicht zu beneiden, noch ihren Rath verächtlich zu machen, welche durch ihre Stellung in öffentlichen Aemtern der Ehre Gottes und dem Nutzen des Nächsten sich widmen zu können glauben. Seine allgemeine freie Stellung auf seine besondere als Arzt anwendend, wehrt er etwaige Angriffe darauf ab, da solche versuchte Sklaverei noch

niemals Beschützer und Gönner gefunden habe, er auch nicht hoffe, daß sie jemals dergleichen finden werde, indem einem Jeden daran gelegen sei, sich eines guten Arztes zu bedienen, nicht eines solchen, der aus lauter vorgeschriebenen Meinungen und Recepten bestehe, sondern der aus kluger Nachforschung der natürlichen Wahrheit und an der Hand der lebendigen Erfahrung, die sowol die Lehrerin der Thoren als der Weisen sei, geboren werde, die dann beide sowol die Vorurtheile als die Fesseln der Autorität völlig verwerfen. Hierzu komme noch, daß er von Jugend auf durch einen natürlichen Trieb zu Studien dieser Art immer hingezogen worden sei. Denn obgleich er nach dem Rath seiner Aeltern sich der sogenannten Theologie gewidmet und auch Vorlesungen hierüber gehört habe, er auch aus unersättlicher Begierde, Alles zu wissen, durch eitlen Ehrgeiz angespornt, ohne Unterschied alle Professoren lesen gehört, so habe er doch nichts mehr aus voller Seele getrieben, als was auf dem weiten Felde der Natur und der Arzneikunst ihm zu tüchtigen Fortschritten Gelegenheit gegeben.

Daher, als in der Folge durch die Gnade Gottes, der sich seines Zustandes erbarmt, mit geöffneten Augen und nach abgelegter eitler Einbildung, er sich selbst, Gott und die Geschöpfe zu betrachten angefangen, habe er eingesehen, daß nach der ewigen Sorgfalt er seine Zeit zum allgemeinen Besten nicht zweckmäßiger habe anwenden können, als sie mit dem fleißigen Studium der Kräfte der Natur zuzubringen, wo mit der Hülfe von Gottes Gnade ein von Vorurtheilen befreites und von geringern Hülfsmitteln nicht völlig entblößtes Gemüth leicht finden werde, was es zugleich ergötzen

und nützen könne. Nachdem er also nun fast zwölf Jahre mit Nachforschen und Versuchen zugebracht, so hoffe er, er werde in kein fremdes Amt sich eindrängen, noch über seinen sogenannten göttlichen Beruf hinausschreiten, wenn er die Gelegenheit ergreife, Dasjenige desto freier zum öffentlichen Nutzen herauszugeben, was er zu eben dem Zwecke sich anvertraut erachte.

Nachdem Dippel, zum Inhalt seines Werks übergehend, das erste und zweite Capitel mit wenigen Worten erwähnt hat, wendet er sich mit folgenden zum dritten Capitel: „Das dritte Capitel wird mit leichter Mühe das schlechte und liederliche Gebäude des durch Philosophen, welche der Engländer Bayle corpusculares nennt, eingeführten Mechanismus über den Haufen werfen, indem es zeigen wird, daß diejenigen sogenannten wesentlichen Weisen (modi) des Leibes, und wodurch sie alle Erscheinungen der Natur deutlich darlegen zu können sich rühmen, nämlich die Bewegung, das Maß, die Gestalt, die Stellung und die Ruhe keineswegs aus der Natur des Körpers oder aus dem sich selbst überlassenen Körper herkommen. Ja, daß nicht einmal eine der greifbaren Eigenschaften des Körpers, die Schwere, die Leichtigkeit, die Festigkeit, die Flüssigkeit, die Härte, die Weiche und die daraus entspringenden Beschaffenheiten mathematisch gefunden und bewiesen werden können. Daß sie also durch ihren großen Vorrath verschiedener Hülfsmittel die Augen mehr durch eitle Gaukeleien verblenden, als die wahre Ursache der natürlichen Bewegung mittheilen, und thun sie, wie die Puppenspieler, die da, wenn sie hinter dem Vorhang die geschnitzten und gemalten Puppen bewegen, den umstehenden Kindern,

welche das gewissermaßen lebendige Bild bewundernd anschauen, nur die in Bewegung gesetzten Werkzeuge zeigen und die treibende oder wirkende Ursache hinter dem Vorhange verstecken."

Das erwähnte dritte Capitel beginnt dann: „Nun werden wir es mit den mathematischen Personen zu thun bekommen, welche schon von altersher mit ihren Irrthümern die physischen Wahrheiten dem Spott ausgesetzt und zugleich die Spuren des allgütigen und allmächtigen Gottes und die Saaten der wahren Religion aus den Gemüthern der Sterblichen auszureuten sich bemüht haben; Einige aus vorsätzlicher Bosheit, Andere aber aus Unbedachtsamkeit, indem sie ihren Theorien tolle Einfälle zugrunde legen, deren Anfang und Ende sie selbst niemals einsahen, noch auch wegen ihres kindischen Kitzels mit greifbaren Sachen zu spielen, einzusehen geeignet waren. Dergleichen sind von den Alten vorzugsweise Demokrit, Leucipp, Epikur und Lucretius; von unsern Zeitgenossen Hobbes, Renatus Cartesius, Gassendus, Galiläi und Andere, deren lächerliche Erfindungen unter dem Schein einer gewissen Scharfsinnigkeit und nicht gemeinen Gelahrtheit angerühmt, nun fast die ganze gelehrte Welt berückt und dahin gebracht habeu, daß sie wegen der wiederhergestellten natürlichen Wissenschaft Triumphlieder singt, den Aristoteles, diesen Lehrer der Grundgestalten und verborgenen Eigenschaften, der Faulheit und Unwissenheit beschuldigt und die Schärfe ihres eigenen Verstandes mit erstaunlichem Lob und gegenseitigem Gratuliren bewundert. Nun will ich zwar nicht in Abrede stellen, daß viele Verfasser (fabricatores) dieses Maschinenwerks scharfsinnig genug gewesen, die äußern Schalen

der Dinge zu ordnen und die Aufgabe der Geometrie, welche nicht die Sachen selbst, sondern nur die Oberflächen der Körper, welche mit gewissen Figuren und Zahlen zusammengefügt sind, zum Gegenstande hat, aufzulösen; aber demungeachtet sind sie doch völlig unvorsichtig und nachlässig in der Erforschung des innern Wesens der Dinge gewesen."

Diese Proben genügen, um Dippel's Stellung zu den darin angedeuteten Fragen darzuthun. Zugleich sind sie um so bedeutungsvoller, da Dippel, ungeachtet seiner zunächst theologischen Bildung, doch ein rechter und echter Sohn der Natur war und am liebsten aus ihren Quellen schöpfte. Daß er es aber nicht auf Kosten des Geistes that, der wie über den Wassern des All, so auch über jenen Quellen schwebt, lehren gerade jene Proben.

Noch manche Plane hatte Dippel auch in medicinischen Dingen. Aber die bald hierauf in seinem Leben eintretenden gewaltigen Wandlungen verhinderten ihre Ausführung. Noch war er der eifrige Sammler und Denker. Aber sein Gesammeltes und Gedachtes entbehrte der planmäßigen Verbindung und Ausarbeitung. Höchstens diente es lachenden literarischen Erben, wie denn Hummel's Schrift über das Podagra und den Scharbock, welche auch die Beschreibung des von Dippel erfundenen sauren Elixirs enthält, blos aus Dippel's Papieren entstanden sein soll.

Bald nachdem Dippel Doctor der Medicin geworden war, verließ er Holland. Wie gerade über die wichtigsten Begebenheiten in Dippel's Leben sich Zweifel lagern, so auch hierüber. Die Einen versichern, und Dippel selbst gibt Dies an, daß seine zu große Gastfreiheit ihn

in neue Schulden gestürzt und ihn dies genöthigt habe, sein Haus zu verkaufen und sich zu entfernen. Die Andern dagegen (u. A. Bolten in seinen „Nachrichten über Altona“) geben an, daß ihn die im Jahre 1714 erfolgte Herausgabe seiner anonymen Flugschrift: „Alea belli muselmannici“, dazu genöthigt habe. In dieser Schrift nämlich habe er zwischen den Orthodoxen und den Türken Vergleichungen zum Nachtheil der Erstern angestellt und zugleich anzüglich über die Veränderungen sich geäußert, die durch Karl's XII. Verbindung mit dem türkischen Reich im europäischen Staatssystem sich ereignen könnten: Aeußerungen, welche sowol in religiöser als politischer Beziehung der Republik Holland unangenehm gewesen seien.

Nicht lange vorher hatte in Dänemark die monarchische Gewalt die nachhaltigsten Siege errungen. Die Stände waren ihrer politischen Rechte verlustiggegangen, der Reichstag wie der Reichshofrath waren abgeschafft und die Könige herrschten von da an in Dänemark und bald auch in Norwegen ungestört. Mit dieser Ruhe nach innen verband sich bald Unruhe nach außen. König Christian V. führte Krieg, erst mit den Schweden, dann mit Hamburg und Holstein-Gottorp. Beides unglücklich. König Friedrich IV. (1699—1730) setzte dessenungeachtet dieselben Entwürfe gegen das ihm blutsverwandte Haus Holstein-Gottorp fort. Dabei nahm er, im Bund mit dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, die Kriege gegen Holstein und Schweden wieder auf und noch war der Friede zu Friedrichsburg (1720) nicht geschlossen, als Dippel in eine Stadt Dänemarks, Altona, sein Geschick einlenkte.

Daß dies geschehen, hatte nicht in jenen kurz skizzirten allgemeinen politischen Verhältnissen Dänemarks, sondern wahrscheinlich darin seinen Grund, daß trotz strenger gleichzeitiger Verbote gegen die „fälschlich Erleuchteten“, diese in der Königin und deren Bruder Karl eine große Stütze fanden und Dippel, wie den schon früher erhaltenen Titel eines dänischen Kanzleiraths, so auch nun, im Jahre 1714, seine Unterkunft in Altona diesem Umstande verdankte.

Ueber seine Stimmungen in dieser Stadt gibt uns ein Brief Auskunft, den er am 19. Sept. 1716 an seinen Bruder, der Doctor der Medicin war, richtete. Er ist voll dunkler mystischer Redensarten, einer Untergebenheit, eines Aufgehens in Gott, das keinen Anspruch mehr auf Selbständigkeit macht. Aber über diese Brücke weg, die wie eine Wolke über einem Strom schwebt, gelangt man auf festern Boden. Nachdem Dippel seinen Bruder aufgefodert, was im Uebrigen ihm noch auf dem Herzen liege, Gott in seine Fürsorge zu werfen, Gott werde seiner Frau und Kinder Vater sein, versichert er ihn, daß er immer so gegen sie gesinnt bleiben werde, wie er gegen ihn gewesen, und so für sie sorgen werde, als wenn sie sein eigen wären. Sie würden ihm allezeit ein Vorwurf seiner herzlichen Liebe sein, die er zu ihm vor allen seinen übrigen Geschwistern getragen. Daß dies aber nicht nur Worte gewesen, geht aus dem dann unmittelbar folgenden Theil seines Schreibens hervor, worin er seinen Bruder benachrichtigt, daß der Herr Graf die noch restirenden 100 Thaler alsbald an Herrn R. zu seines Bruders und dessen Ehefrau Nothdurft übermachen werde, weshalb er ihm heute ge-

schrieben. Aber auch noch etwas geht hieraus hervor: daß nämlich Dippel über Mittel zu verfügen hatte, die er für Andere anwandte und also, seine Wohlthätigkeitsliebe auch noch so hoch gestellt, doch unmöglich zugleich seine persönlichen Verhältnisse so übel gewesen sein können, als manche seiner Gegner behaupten, die ihn auch noch über seine Jugendzeit hinaus als durch Schulden und Gläubiger von Land zu Land gepeitscht darstellen.

Dippel, ohne öffentliches Amt und wahrscheinlich nur mit seiner medicinischen Praxis beschäftigt, hatte ungefähr zwei Jahre in Altona zugebracht, als sich schwere Wetter über seinem Haupte sammelten. Auch da ist wieder die Veranlassung nicht klar. Nach Ackermann und denjenigen Biographen Dippel's, welche von ihm abschrieben, wurde die Amtsführung einiger „am Ruder der Regierung sitzenden Personen" in Altona der Gegenstand seines Tadels. Er glaubte nämlich an diesen Personen „solche Dinge beobachtet zu haben, die nach seiner Meinung dem gemeinen Wesen schädlich wären". Was er hierüber dachte, sprach er unverhüllt gegen Dritte aus: ein bedenkliches Thun in einer Zeit, wo die Fürsten nicht nur als Götter, sondern auch ihre Diener als Nebengötter galten. Die Folge davon blieb nicht aus. „Er zog sich die Unzufriedenheit aller Derjenigen zu, welche die Regierung verwalteten." Dippel hielt für räthlich, sich nach Hamburg zurückzuziehen, aber nur um eine Schrift an den König von Dänemark abzufassen, worin er das Thun jener vornehmen Beamten offen darlegte und einer bittern Kritik unterwarf. Vergebens hatten seine Freunde ihn vor diesem Schritt gewarnt. Er mußte dafür büßen. Der Hof übergab die Klage-

schrift den Beklagten zur Verantwortung. Diese leugneten und foderten Beweis oder Bestrafung. Aber Dippel's eigenes Zeugniß galt nichts und andere Personen wollten entweder als Zeugen nicht genannt sein oder Dippel trug Bedenken, sie zu nennen, um ihnen nicht ebenfalls Nachtheile zu bereiten. Und so fiel denn die Untersuchung übel genug für ihn aus.

Nach dieser Erzählung Ackermann's hatte die Sache mehr die Natur einer politischen Untersuchung. Wenigstens konnte sie als solche angesehen werden, wenn jene am Ruder der Regierung sitzenden Personen dem Laienstande angehörten. Dabei waren jenen Nachrichten zufolge die angefochtenen Aeußerungen nur mündliche oder schriftliche gewesen und nicht auf den literarischen Markt gedrungen.

Anders, was W. Klose in Niedner's „Zeitschrift für die historische Theologie", Jahrgang 1851, in seinem früher schon erwähnten Aufsatze: „Johann Konrad Dippel und Antoinette Bourignon", wahrscheinlich unmittelbar aus der Quelle schöpfend, S. 474, darüber äußert. Danach schrieb Dippel gegen den Propst Fleischer in Altona, der die Kinder einiger Separatisten mit Gewalt hatte taufen lassen. Die Schrift führte den Titel: „Glückwünschender Zuruf an die würdigen und andächtigen Gerichtsdiener der Stadt Altona, nachdem dieselbe ohnlängst in denen passirten excessiv-heißen Hundstagen dieses 1716ten Jahres von dem jetzigen Herrn Probsten und dann dem gewesenen Vicepräsidenten erwähnter Stadt, Herrn Lang-Reuther, ordentlich zu Mitgehilfen an den heiligen Sacramenten sind installirt worden, und den ersten Tauff-

Actum am 16ten Augusti an zweien, den Eltern mit Gewalt entzogenen Kindern executive verrichten helfen. In voller Hoffnung, auch bald unter die Sacramentsdiener mit aufgenommen zu werden, ausgeschüttet und gesungen von dem Scharfrichter erwähnter Stadt." Es muß angenommen werden, daß die Schrift im Druck erschien, denn Klose bemerkte dabei, daß sie Aufsehen machte und daß infolge davon Dippel nach Hamburg geflohen sei.

Nach einem Schriftstück vom Jahre 1720 ohne Unterschrift im fürstlichen Archiv zu Wittgenstein, bestand auf Grund von „vielen glaubwürdigen schriftlichen Nachrichten aus Hamburg" die Gefangensetzung des Dippel in folgenden Ursachen: Dippel habe in Altona beim Grafen Reventlow etliche Jahre in dessen Haus gelebt, sei mit dem Grafen in Zerwürfniß gerathen und habe sich darauf aus dessen Hause nach Hamburg begeben, von wo er an den König von Dänemark geschrieben, daß er sich als einer von den Geheimen (?) Räthen verpflichtet finde, dem König von den vom Grafen Reventlow verübten Ungerechtigkeiten Anzeige zu machen; zugleich habe er eine scharfe Erinnerung aus der Heiligen Schrift, betreffend die Pflichten eines Königs, beigefügt. Nachdem er auf diesen Brief keine Antwort erhalten, habe er nochmals an den König geschrieben, mit dem Bemerken, wenn der König seine Anklage nicht würde untersuchen lassen, so werde er dies Verfahren durch eine öffentliche Schrift der Welt bekannt machen. Darauf habe der König des Dippel eigenhändige Briefe dem Grafen Reventlow mit dem Vermelden zugeschickt: aus diesen Briefen werde er ersehen, was Dippel für

ein Kerl oder Schelm sei, den der Graf dem König vorher so sehr empfohlen habe; der Graf solle nur zusehen, daß er ihn festmache. Darauf sei denn Dippel von dem Grafen in des Königs Namen von Hamburg abgefodert und nach Altona geliefert worden.

Diese drei Erzählungen stimmen mehrfach zusammen. Daß Klose ganz andere von Dippel Angegriffene nennt als das Schriftstück aus dem Wittgenstein'schen Archiv, ändert das nicht; denn es ist sehr möglich und selbst wahrscheinlich, daß Dippel gegen verschiedene Personen seine kritischen Bolzen losgeschossen hatte, ein Umstand, den auch Ackermann behauptet. Daß aber das Wittgenstein'sche Schriftstück vorzugsweise des Grafen Reventlow erwähnte, hatte zugleich, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, einen praktischen Zweck. Es sollte dem Grafen August zu Sayn-Wittgenstein, dem alten Gönner Dippel's in Berlin, die Lage gegenüber einem Standesgenossen darstellen. Denn bei diesem durfte er hoffen, für Dippel etwas zu wirken. Die nach Klose von Dippel angegriffenen Personen hatten voraussichtlich für den deutschen Reichsgrafen keine Ohren. Dabei ist der in jenem Schriftstück erwähnte Angriff auf den Grafen Reventlow ebenso charakteristisch für Dippel, als die Art, wie dann der König verfuhr, der damaligen Zeitpraktik entsprechend.

Dänemark hatte mit Nachdruck von Hamburg Dippel's Auslieferung verlangt. Dippel war dänischer Kanzleirath und auf diesen Ehrentitel gründete man zunächst das Verlangen. Dabei hatte Dippel in Dänemark delinquirt (wenigstens nach der zweiten Erzählung) und konnte in den Staaten des Königs keine Caution leisten. Hamburg lieferte aus.

Ehe wir weiter in der Erzählung gehen, mögen wir der fortgeschrittenen Humanität unsers Jahrhunderts, namentlich auch in Sachen der Strafgesetzgebung, wol eine gerechte Anerkennung widmen. Was hätte Dippel nach unsern heutigen deutschen Strafgesetzen zu fürchten gehabt? Wegen Beleidigung von Staats- und öffentlichen Beamten in Beziehung auf ihre Dienstverrichtung, durch verbreitete gedruckte oder nichtgedruckte Aufsätze Correctionshaus bis zu sechs Monaten oder Gefängniß, und dabei hätte bei der schwerern dieser Strafen neben der Schwere der Beleidigung an sich, auch noch der Grad des Rangs der beleidigten Behörde oder Person bedeutend ins Gewicht fallen müssen. Auch ging das Verbrechen, dessen Dippel nachher für überführt erklärt worden war, nicht weiter; denn es lautete auf Verleumdung ehrlicher Leute und (ich weiß nicht, wie das dazu kam, wahrscheinlich nur als Consequenz des erstern) Störung der öffentlichen Ruhe.

Aber wie fiel die Strafe in der Wirklichkeit aus? Am ausführlichsten tritt hier ein Aufsatz in den „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen", vom Jahre 1719 (S. 879—885) ein. Nachdem er auf Salomo's Sprüchwörter, 19, 29., Bezug genommen und Dippel als „Spötter" hart angegriffen hat, berichtet er, daß Dippel von Hamburg nach Altona gebracht worden sei, wo er wohl verwahrt worden, bis drei vornehme Räthe aus Glücksstadt als Commissare des Königs von Dänemark diese Sache aufs genaueste untersucht, davon Bericht abgestattet und den königlichen Beschluß darauf erhalten hätten. Zur Vollstreckung des königlichen Endurtels sei der 28. Sept. 1719 angesetzt

worden und hätten sich an diesem Tag die königlichen Commissare auf dem Rathhaus in Altona eingefunden. Dippel, unter starker Bedeckung, sei ebenfalls dahin gebracht worden und, mit einem rothscharlachenen Mantel [8]) bekleidet, dahergetreten. Auch habe er vor der königlichen Commission „ganz fièrement und ohne einige Furcht sich dargestellet". Es sei ihm darauf die Ursache des gegenwärtigen Zusammentritts der Commission angezeigt worden: nämlich die königlichen Ordres an ihm jetzt vollziehen zu lassen. Als erster Punkt dieser Ordre sei ihm bezeichnet worden, daß ihm der Charakter eines königlichen Kanzleiraths sollte abgenommen werden. Dippel habe erst verschiedene Einwendungen hiergegen gemacht, aber doch endlich seine Bestallung als Kanzleirath herausgeben müssen. Als zweiter Punkt sei gefolgt, daß fünf von Dippel's Schriften vom Scharfrichter in Dippel's Gegenwart auf dem Markt in Altona öffentlich verbrannt werden sollten. Zugleich habe die Commission dem Scharfrichter Befehl zur Vollziehung dieser Bestimmung gegeben und ihm dabei befohlen, „wenn etwa Dippel wider diese Verbrennung etwas reden wollte, daß er denselbigen aufs Maul schlagen und ihm solches damit stopfen sollte". Nach gemachten Präparatorien sei dann auch Dippel mit Wache nach dem Markt geführt und zuzusehen genöthigt worden, daß seine Schriften, „welche", wie die „Unschuldigen Nachrichten" hinzusetzen, „ohn Zweiffel sehr injurieux müssen gewesen seyn", auf dem Markt nahe bei dem Pranger, wo das Feuer angelegt war, von dem Scharfrichter nacheinander ins Feuer geworfen und von den Flammen verzehrt worden. Dippel habe, in seinem rothen Mantel, dieses angesehen, ohne

dagegen etwas zu sagen und dadurch noch größern Schimpf vermieden. Doch beim Zurückgehen nach dem Rathhaus habe er ziemlich laut gesprochen: „Darinnen haben sie ja nunmehr ihren Willen auch gehabt.“ Aber nun sei noch der dritte Punkt der Ordre zu vollziehen gewesen, welcher darin bestanden, daß er von der Commission an den Rittmeister von Scheelen, des Grafen von Reventlow Stiefsohn [9]), übergeben werden solle. Und dieses sei geschehen, nachdem Dippel wieder auf das Rathhaus gebracht worden, wobei man ihm doch erlaubt habe, einen Koffer mit den nothwendigsten Kleidern mitzunehmen. Nun habe Dippel auch nach seinem Degen gefragt und diesen mitzunehmen verlangt, was aber von Herrn von Scheele mit der Bemerkung abgeschlagen worden sei: dem Gefangenen gebühre nicht, einen Degen zu tragen. Dippel habe sich dann begnügt, seinen rothen Mantel wieder umzunehmen. Als Alles zur Abfahrt parat gewesen sei, habe Dippel dem Herrn von Scheele in die Vorkammer folgen müssen, wo er vom Steckenknecht kreuzweis, an der linken Hand und am rechten Bein, geschlossen worden sei. Dippel habe hierbei etwas blaß ausgesehen. Als er also geschlossen hinausgeführt worden zu seinem mit zwei Pferden bespannten Wagen, habe er den Mantel dicht vor sich zugeschlagen, daß man die Ketten nicht sehen sollte. Auf dem Wagen hätten neben ihm ein Unteroffizier und hinter ihm zwei Soldaten gesessen, Alle mit scharfgeladenen Gewehren. Hinter ihm sei auf einem Wagen Herr von Scheele mit drei Dienern gefahren, die Alle mit geladenen Gewehren versehen gewesen. Und also seien sie mit Dippel um 1 Uhr Nachmittags nach Rendsburg gereist. Der Auf-

satz schließt dann mit wenig verhüllter Freude über den Ausgang dieses „Spötters“ in Gesellschaft von Wünschen, daß er dadurch zur Buße und Besserung erweckt werden möchte u. s. w.

Nach dieser Erzählung waren es also fünf Schriften, welche das altonaer Auto da Fé bestehen mußten. Ihre Titel sind dabei nicht genannt, sondern sie nur in der bemerkten Weise hypothetisch charakterisirt. Aber doch darf wol vermuthet werden, daß das Buch, von dem Klose meldet, unter denselben sich befand. Ein weiterer in den „Unschuldigen Nachrichten“ nicht erwähnter Theil dieser Strafe lautete aber auf lebenslängliche Gefangenschaft.

In der That, wenn man das Vorerzählte hört, kann man kaum glauben, daß von einem ordentlichen Gerichtshofe und mit Wahrung der einem Angeschuldigten zustehenden Gerechtsame hierbei verfahren worden sei. Man wird vielmehr zu der Vermuthung geleitet, daß jene drei glücksburger Räthe, welche Juristen gewesen sein mögen, eine sehr summarische Untersuchung gegen Dippel führten, wobei dieser nicht leugnen konnte und wollte, und dann ihre Strafanträge beim König stellten, welcher, im Vollgenuß damaliger autokratischer Machtvollkommenheit, als erste und letzte Instanz seine Genehmigung ertheilte und vielleicht gar noch die Strafe verschärfte. Aber selbst dieses unterstellt, wäre es doch nicht möglich gewesen, wenn nicht der Geist jener Zeit, nach dem Gesetz und neben dem Gesetz her, voll Roheit gewesen wäre, der mit der geistigen That ebenso unbarmherzig Krieg führte wie mit der gemeinsten körperlichen That, und sich zwischen Prangern, Galgen, Richtstätten, Folterwerkzeugen am heimischsten fühlte.

Von Rendsburg war Dippel nach Kopenhagen und von da nach der Insel Bornholm gebracht worden, wo ihn das Schloß Hammerhus, ehemals der Wohnsitz der Bischöfe von Schonen und Bornholm und auf einem ziemlich hohen Felsen an der nördlichen Küste der Insel gelegen, in seine altersgrauen, weitläufigen Räume aufnahm.

Ueber die soeben mitgetheilten Ereignisse haben wir nichts aus der Feder Dippel's Stammendes, Gedrucktes. Seinen Freunden erzählte er nur davon oder gab ihnen auch eine von ihm herrührende schriftliche Aufzeichnung zu lesen. Vielleicht daß diese Aufzeichnung bei seinem Tode noch vorhanden war und der Herausgeber der Schriften Dippel's darüber verfügen konnte. Aber diesen Fall hypothetisch gesetzt, trug er Bedenken, „auf einen einseitigen Bericht von solchen verhaßten Händeln etwas in die Welt hineinzuschreiben, wodurch leichtlich hohe und vielleicht theils noch lebende Personen sich könnten beleidigt befinden". Auch Dippel wurde offenbar bei seinem Verhalten von solchen ihm nicht zu verübelnden politischen Rücksichten geleitet.

Das Urtheil hatte Dippel die strengste Verwahrung zugesprochen und wirklich wurde auch anfänglich in Gemäßheit dessen verfahren. Ohne Vorwissen des Commandanten erhielt Dippel kein gedrucktes Blatt; der Umgang mit Menschen war ihm gänzlich untersagt. Doch änderte sich das bald durch die Nachsicht des Commandanten, dessen Mitleid Dippel erregt hatte. Nach eingeholter Erlaubniß durfte man ihn in Gegenwart eines Ober- und Unteroffiziers sprechen: eine Möglichkeit, welche bald eine sehr große Ausdehnung gewann. Denn bald war

Dippel auf der ganzen Insel als geschickter Arzt bekannt, geachtet und von weither aufgesucht.

In richtigem Erkennen, daß zur Bewahrung seiner Gesundheit in seiner jetzigen Lage eine strenge Lebensordnung nöthig sei, beobachtete er diese aufs sorgfältigste und lebte, außer seinen Honoraren als praktischer Arzt, von einem kleinen Gehalt, den ihm die dänische Regierung ausgesetzt hatte. An sein kleines Gefangenzimmer, von dem das mehrerwähnte Wittgenstein'sche Schriftstück sagt, daß es sieben Schuh lang war und kein anderes Tageslicht hatte, als was von oben in etwas hineinscheinen konnte, stieß ein großer Saal, in welchem ehedem der dänische Kanzler Graf Ulefeld mit seiner Gemahlin gefangen gesessen hatte, und in diesem Saal bereitete sich Dippel seine Speisen selbst. Auch erhielt er die Erlaubniß, hier chemische Versuche anzustellen und die Arzneimittel zu bereiten, welche er für seine Patienten bedurfte.

Ein eigenthümlicher Anlaß trieb Dippel in den letzten Jahren seiner Gefangenschaft wieder zur Schriftstellerei und selbst zu einer Streitschrift. Ein Herr Jakob von Melle, Pastor zu Lübeck, hatte nämlich eine Beschreibung kleiner, in Goldblech geprägter Bildchen, welche in einem Acker der Insel Bornholm gefunden worden waren, mit Abbildungen herausgegeben und zu beweisen versucht, daß jene Bildchen Nationalgötzen der alten nordischen Völker gewesen seien. Bekannte Dippel's im bornholmschen Städtchen Rodna theilten diesem mit Erlaubniß des Gouverneurs die Schrift mit und baten ihn um seine Meinung darüber. Dippel, mit dem

in ihm wohnenden, Alles was in seine geistige Nähe kam lebhaft erfassenden Eifer, erfüllte bald den Wunsch seiner freundlichen Nachbarn auf die vollständigste und genügendste Weise. Ohne anderes Schreibmaterial als einen Bleistift und ohne alles literarische Rüstzeug, blos an der Hand seines Scharfsinns und seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, prüfte er die Behauptungen Melle's und gelangte zuletzt zu ganz andern Ergebnissen. Danach waren jene Bildchen ägyptischer Abkunft, und sowol ihre Entstehungsweise als wie sie nach Bornholm gekommen, hatten in Dippel einen äußerst ansprechenden Erklärer gefunden. Daß er dabei seiner persönlichen Lage nicht erwähnte, erklärt sich durch die Umstände; daß aber die Schärfe seines Urtheils und die Lauge seiner Darstellung durch lange Kerkerhaft nicht gebrochen worden, ergibt jede Zeile jener merkwürdigen Abhandlung. Ja, der wol nicht ungesuchte Umstand, daß im Text des „alleinseligmachenden Glaubens" der armen Heiden erwähnt wird, veranlaßte Dippel zu einer längern Note, worin er zuerst den Leser ersucht, sich an seinen Ausdruck nicht zu stoßen oder ihm unrechte Gedanken beizumessen, indem er solches generaliter geredet und ein jeder vernünftige Mensch gar wohl begreife, daß Türken, Heiden, Juden und jegliche Sekte ihre Meinung für den alleinseligmachenden und wahren Glauben halte, hingegen die andern alle für unecht schelte. Aber selbst diese kleinen Ausflüge nach dem Dornenboden theologischer Polemik sind wol weniger hoch zu stellen als die Ruhe, Umsicht und Klarheit in der Behandlung, welche weit mehr das Ergebniß eines behaglichen, mit Hülfsmitteln aller Art geschmückten Lebens als das einer lebenslängs

lichen Gefangenschaft auf einem öden Felsen im Baltischen Meere scheinen.

Nicht lange nachher, als Dippel seine Schrift seinen Freunden in Rodna zugeschickt hatte, wurde „C. P.“ (deutlicher hat er sich nicht genannt) „von einem gewissen Reichsstand, den Gefangenen zu sprechen“, nach Bornholm gesandt. In Rodna zeigte man ihm Dippel's Schrift und C. P. nahm sie mit nach Hamburg, wo er sie mit einem Schreiben Dippel's über das in Jütland gefundene, in der königlichen Kunstkammer zu Kopenhagen befindliche güldene Horn im Druck herausgab. Zugleich benutzte C. P. diese Gelegenheit zu einer Vertheidigung Dippel's gegen nachtheilige Gerüchte, welche über seine Lebensweise sich verbreitet hatten, indem er auf das Zeugniß der Militärbeamten, unter deren Aufsicht Dippel gestanden und noch stehe, mehrer Prediger der Insel, worunter der zu St.-Olai, und anderer Einwohner derselben Bezug nahm. Alle diese, fügte C. P. hinzu, seien der Meinung, daß jene unwahren Gerüchte hauptsächlich von einem vor mehren Jahren aus dem Arrest entsprungenen Kriegsrath ausgebreitet sein müßten, den Dippel „öfters seiner bösen und übeln Aufführung halber ernstlich bestrafet“. Auch müßten die Fremden, die mit Erlaubniß der höhern Offiziere ihn gesprochen, einhellig eingestehen, daß man ihn niemals unaufgeräumt oder verdrießlich, sondern allezeit freudig und mit seinem gegenwärtigen Schicksal von Herzen vergnügt, anbei willig und geneigt, einem Jeden mit Rath und That, soviel seine jetzigen Umstände verstatteten, zu dienen, antraf.

Dippel, der seine Verurtheilung und seine Gefangenschaft mit Ruhe ertragen hatte und auch späterhin die Jahre seiner Gefangenschaft nicht unter die unglücklichsten seines Lebens rechnete, gab sich keine Mühe um Wiedergewinnung seiner Freiheit.

Dagegen hatte er noch Freunde, die für ihn thätig waren. So ist in dem im fürstlichen Archiv zu Wittgenstein befindlichen Schreiben eines Nicolas de Traytorant an den Grafen August zu Sayn=Wittgenstein vom 8. Jan. 1721 die Rede von einer Collecte für Dippel, um ihn aus dem Gefängnisse zu befreien. „Es würde das Beste sein", heißt es in diesem Briefe, „wenn Euer Excellenz Dero Gräfin Schwester Sophie befehlen, mit nächstem an Dero Gräfin Schwester zu Rotterdam Dero Intention hierüber zu schreiben und Dero guten Willen, daß Sie wohl lieber im Fall der Noth den Ueberrest dazu, nachdem die Unterschreibung gethan, herschießen wollten, und daß man nicht mehr bekommen könnte, um besagte Summa von denen geforderten tausend Thalern auszumachen, als aus Mangel dessen den besagten Herrn Dippelius in seinem ewigen Gefängniß verderben lassen, und daß diesem zufolge Deroselben diejenigen Personen, so ihnen das Versprechen gethan von dieser Befreiung mittelst der besagten tausend Thaler müßten machen lassen und inzwischen sich von Allem unterrichten, wie die Sache gehen wird. Letztlich, gnädiger Herr! hat der Baron von Gulder, der sich des Herrn Dippelii auch sehr annimmt, von mir begehret, zu vernehmen, wie die Sache wegen der besagten Summa von tausend Thalern weiter gangen, hatte ich ihm mit zwei Worten Dero gute Intention hierüber geschrieben, wie Dieselben

mir zu verstehen gegeben, daß Sie den Rest im Fall der Noth wollten hergeben. Ich habe zugleich gedacht, Ihnen die Liste derer Personen, die sich in Holland wegen der zweitausend begehrten holländischen Gulden unterschrieben haben, hierher zu setzen, damit Euer Excellenz sehen können, was davon sei, um in der Folge diese Befreiung entweder fortzusetzen, oder zu lassen, wie es Dieselben gutbefinden." Nach der erwähnten Liste hatten mehre Freunde in Holland zusammen 556 Gulden gezeichnet.

Der Inhalt dieses Schreibens ist zwar nicht ganz deutlich, und man hat die Wahl, ob man die 1000 Thaler als Loskaufssumme oder als Mittel betrachten will, Dippel durch Dritte aus seinem Gefängnisse ausbrechen zu lassen, aber doch erscheint das letztere als das wahrscheinlichere. In beiden Fällen blieb das Unternehmen blos Versuch. Denn Dippel blieb von da an noch viertehalb weitere Jahre im Gefängniß, als Graf August sich entschloß, an den Grafen von Reventlow selbst zu schreiben und sich bei ihm um Dippel's Freilassung zu verwenden. Der Brief vom 26. Aug. 1724 [10]) lautet: „Euer Excellenz und Liebden erwünschten Zustands Continuation auch alles erfreuliche Wohlseyn wünsche von Grund der Seele und recommandire mich dabei zu Dero gütigem Andenken. Nächst diesem bitte doch auch nicht übel zu nehmen, daß ich für einen armen Sünder, der sich gröblich verlauffen, auch an Euer Excellenz und Liebden selbst sich versündigt haben solle, den zu Bornholm sitzenden armen Dippelium, eine herzliche Fürbitte thue; einestheils, weilen mich seine Verwandte und gute Freunde darumb sehr gebeten, auch anderntheils ich ihn schon vor vielen Jahren gekannt und ihn in meine Affektion geschlossen;

weswegen es mir denn eine ohnendliche Freude seyn würde, wenn Euer Excellenz und Liebden nach Dero hohem Vermögen mir die große Freundschaft und dem armen Arrestanten die große Gnade thäten, ihme seine Befreiung zu procuriren. Es wird mir wahrlich eine große Freude seyn, als wenn Se. Maj. der König und Ihre Maj. die Königin mir selbst eine große Gnade thäten. Euer Excellenz und Liebden consideriren gütigst, wie der arme Tropf nun schon bei vier Jahre so einen schweren, betrübten und jämmerlichen Arrest ausgestanden, folglich für seine Action ziemlich gebüßet." [11])

Es scheint, daß dieser Brief verlorenging oder vom Grafen von Reventlow bei seiner Antwort auf einen Brief des Grafen August vom 28. April 1725, welcher dann wol ein Mahnbrief war, ignorirt wurde. Gewiß ist, daß Graf Reventlow erst beinahe ein Jahr nach der Zeit, da Graf August sich in vorstehendem Brief an ihn gewandt hatte, in der Sache eine Entschließung ergehen ließ, nämlich am 21. Aug. 1725, folgendermaßen lautend: „Euer Excellenz und Liebden höchstgeehrteste Zuschrift vom 28. April des jetzt laufenden Jahrs ist mir durch den Herrn von Payencopen erst im abgewichenen Monat Juli von Hamburg ab mit der Post zugesandt worden; wannenhero zu Euer Excellenz und Liebden das zuverlässige Vertrauen habe, es werden Dieselben nicht ungütig deuten, daß die Beantwortung angeregten Dero höchstgeehrten Schreibens bis jetzo schuldig geblieben bin. Es erfreuet mich zuforderst, Euer Excellenz und Liebden beständiges Wohlseyn daraus wahrzunehmen, wünsche Dessen fernere Continuation von Grund des Herzens, und empfehle mich zum fernerweitigen geneigten und

gütigen Andenken. Was diesemnächst den auf der Insel Bornholm zu Hammershus sitzenden Dippelium anbelanget, vor Dessen Dimittir= und Loslassung aus dem Arrest Euer Excellenz und Liebden eine gütige Fürbitte zu thun sich die Mühe nehmen wollen, so kann Deroselben in dienstergebenster Antwort zu vermelden keinen Umgang nehmen, wasgestalten weder ich noch meine Frau gegen erwähnten Dippelium den geringsten Groll oder Haß in unsern Herzen hegen, vielmehr haben wir Demselben alle uns wider Verschulden zugefügte Beleidigungen schon längstens völlig vergeben und verziehen, ja es würde uns gleich Anfangs sehr lieb gewesen seyn, wann wir ohne Prostitution unsers ehrlichen Namens die Dippelschen Infamien und Schmähungen generoso contemptu hätten verschmerzen können, und ich nicht durch dessen zu verschiedenenmalen wiederholte noires Calumnien und Zudringlichkeiten gleichsam mit Gewalt wäre gezwungen worden, die justice wider ihn zu imploriren. Da nun die von Ihrer Königl. Maj. allergnädigst angeordnet gewesene Commission nach vorhergegangener genugsamer Untersuchung den Diffamanten ad perpetuos carcères verurtheilet, Ihro Königl. Majestät auch solche sentence nachgehends allergnädigst confirmiret haben, so ist hierdurch mein Anspruch an oftbesagten Dippel beendigt und alles weiteres commercium mit ihm aufgehoben, dergestalt daß ich mich in seine Angelegenheiten ferner nicht meliren kann noch mag. Hat die göttliche providence es so geordnet, daß arrestatus mit der Zeit wieder auf freien Fuß kommen solle, bin ich mit deren Fügung gar wohl zufrieden, mich aber vor Dessen Liberation zu interessiren, kann aus angeführten Ursachen

nicht geschehen, um soviel mehr, da ich mir von des Dippelii Gemüths-Art nichts Besseres versprechen kann, als was er durch seine fameuse actiones in Holland, Berlin und andern Orten überall vorhin genugsam an den Tag geleget hat, würde es mir auch sehr zu Gemüth ziehen, wenn ich auch nur per indirectum einigen Beitrag thun sollte; um andere ehrliche Leute denen insultes dieses in seine eigene Vollkommenheit gar zu sehr verliebten Mannes zu exponiren."

C. von Payencopen, welcher nach Altona gereist war, um das Schreiben des Grafen August dem Grafen Reventlow zu überbringen und sich zugleich nach der Insel Bornholm begeben hatte, um den gefangenen Dippel zu sprechen, bemerkte in seinem Schreiben an den Grafen August, datirt Hamburg, am 5. Sept. 1725: „Was übrigens des Dippelii Umstände in seinem Arrest anlanget, werden Ihro hochreichsgräfliche Excellenz Selber aus der kurzen Vorrede eines scripti, so ich auf Gutachten hiesiger Freunde dem Druck übergeben, unter dem Titel: Christiani Democriti eröffnete Muthmaßungen und merkwürdige Gedanken ꝛc., mit mehrerem vernehmen können, wenn Selbige Sich aus Affektion zum Dippelio die Mühe geben wollen, solches durchzublättern." - Offenbar ist dieser C. von Payencopen derselbe „C. P.", der „von einem gewissen Reichsstand (sonach dem Grafen August), den Gefangenen zu sprechen", nach Bornholm gesandt war und der Dippel's Schrift gegen die antiquarischen Hypothesen des Herrn Pastors Jakob von Melle herausgegeben hatte. C. von Payencopen bat dann noch den Grafen August, sich auch bei dem König von Dänemark für Dippel wegen dessen Loslassung zu verwenden.

Wirklich schrieb auch Graf August am 23. Febr. 1726 zu diesem Zweck einen Brief an den König von Dänemark und von Patzencopen sollte das Schreiben überbringen. Dieser meldete jedoch am 20. Juli 1726 dem Grafen August: Auf die Fürbitte der Königin von Dänemark bei der Genesung eines Prinzen sei Dippel seines Arrestes entlassen. Des Grafen August Brief an den König sei daher überflüssig.

Die Entlassung Dippel's nach beinahe siebenjähriger Gefangenschaft war im Juni des Jahres 1726 erfolgt. Daß er nicht darum nachgesucht hatte, scheint gewiß. Ungewisser ist, was die nächste Veranlassung dazu gab. Der König selbst hatte in seinem Schreiben an den Commandanten der Festung Hammerhus die Fürbitte der Königin als solche bezeichnet, und die Nachrichten von Patzencopen's stimmten, wie eben bemerkt, damit überein, während nach Andern die Fürbitte der Kronprinzessin die Befreiung Dippel's bewirkte. Jedenfalls war die Königin Luise 1721 gestorben, und es müßte hiernach, was das Wahrscheinlichste ist, unter der „Königin" Friedrich's IV. zweite, nicht ebenbürtige Gemahlin, eine geborene Gräfin Reventlow — also abermals der für Dippel so verhängnißvolle Name! — darunter verstanden gewesen sein.[12])

Es waren eben keine Schiffe vorhanden, die Dippel nach Deutschland hätten bringen können. Also fuhr er auf einem Fahrzeuge, das er für sich allein gemiethet hatte, nach dem Städtchen Zimbrittshafen auf der Insel Schonen, um von da zu Lande nach Idstadt und dann mit der gewöhnlichen Postjacht nach Stralsund weiterzu-

reisen. Aber nur einen Theil dieses Plans konnte Dippel ausführen. Nach Ydstadt gelangt, verweigerte man ihm nämlich dort den Eintritt in die Postjacht, bis er einen Paß des schwedischen Befehlshabers in Schonen beigebracht habe, indem der von ihm vorgezeigte dänische Paß nicht genüge. Während der Zeit, die nöthig war, das Verlangte noch beizubringen, machte Dippel die Bekanntschaft des Kaufmanns Hoffmeister aus Christianstad, eines eifrigen Verehrers seiner Schriften, der ihn zu sich einlud. Dippel folgte der Einladung, die ihm viele neue Bekannte verschaffte, und kam dann wieder mit seinem Gastfreunde nach Ydstadt, die so unwillkommen verzögerte Reise anzutreten. Der Wind war günstig, aber im Augenblick, da Dippel zu Schiff gehen wollte, sprang er um und die Fahrt mußte aufgeschoben werden.

Vergebens wartete man auf günstigern Wind. Hoffmeister drang in Dippel, mit ihm nach Christianstad zurückzukehren, und Dippel fügte sich endlich dem umsomehr, da ihn kein nöthiges Geschäft nach Deutschland trieb, die Jahreszeit zum Schiffen noch lange bequem war und sich Gelegenheit bot, seines Freundes Hause nützlich zu sein.

Wir haben zunächst hier einen Anlaß, unsern Blick auf schwedische Verhältnisse zu werfen. Nach Karl's XII. Tode vor Friedrichshall (1718) ward als letzter Sprößling des Hauses Wasa seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore auf ziemlich tumultuarische Weise zur Königin erklärt. Doch nicht ohne Opfer. War Karl XII. ein Mann kriegerischer Unbeschränktheit, so wurden seine Nachfolgerin und ihr Gemahl Friedrich von Hessen, der mit

Bewilligung der Stände 1720 die Regierung übernahm, die widerwilligen Diener friedlicher Beschränktheit. Die für Schweden nachtheiligen Friedensschlüsse zu Stockholm (1719) und Nystadt (1721) hatten die offenen Wunden des Landes geschlossen aber nicht geheilt. Friedrich hatte versprochen, nach der neu festgesetzten Verfassung zu regieren. Aber welcher Art war diese neu festgesetzte Verfassung und wie entwickelte sie sich weiter? Zunächst ward die unumschränkte königliche Gewalt abgeschafft, die gesetzgebende Macht den Reichsständen, die Regierung der Königin und dem Reichsrathe, dessen Mitglieder vorher königliche Räthe hießen, übertragen. Alsdann war die Souveränetät ganz an die Reichsstände gekommen, alle Behörden ihnen verpflichtet, alle Stellen im Reichsrathe wie im Heere vom Obersten aufwärts von ihrer Ernennung abhängiggemacht; jeder Angriff auf die Unabhängigkeit der Reichsstände für ein Majestätsverbrechen erklärt. Waren die Reichsstände nicht versammelt, so herrschte der Reichsrath. Dieser bestand aus Adeligen, und wenn auch die wiederhergestellte alte Aristokratie durch die von Zeit zu Zeit sich versammelnden, zum Theil demokratischen Reichsstände gemildert ward, so dauerte dies doch kaum über die Zeit ihres Zusammenseins hinaus.

Stand sonach der Adel wieder als Herrscher da (und wie sehr er es that, bezeugte unter Anderm die Erneuerung des alten gehässigen Gesetzes, daß adelige Güter von keinem Unadeligen besessen werden könnten), und waren Geistlichkeit, Bürger- und Bauernstand wieder in den Hintergrund gedrängt, so hatte doch die erstere noch ihre Positionen, aus welchen sie nicht leicht verdrängt werden

konnte. Es waren die Positionen des Glaubens, der evangelischen Lehre, wie sie Gustav Adolf, der große Schwedenkönig, erobert und mit seinem Tode besiegelt hatte. An diesen Positionen war seine eigene Tochter mit ihrem dem Katholicismus zugeneigten Vorhaben zugrunde gegangen. Noch in Jahrhunderte hinein leuchtete ihre Sonne und warfen sie ihren Schatten. Aber nicht blos in die Jahrhunderte, sondern auch auf die Träger und Hüter der evangelischen Lehre, auf ihre Ausleger, Verbreiter, Verfechter, kurz auf die Geistlichkeit selbst. Ein unsichtbarer aber starker Faden wob sich von ihr nach dem Schlachtfelde bei Lützen und nach den Glaubenskämpfen Luther's und Melanchthon's, für die ja auch Schweden mit seinem besten Blute eingetreten war, und selbst die Symbolischen Bücher umschwebte auf diese Umstände hin ein doppelter Grad der Weihe. War aber noch etwas nöthig, um diese Einflüsse der Geistlichkeit am Hof und im Staat, selbst dem Adel gegenüber, nicht wirkungslos erscheinen zu lassen, so war es die wissenschaftliche Kenntniß, ihre Doppelstellung unter den Vornehmen und im Volk, der Besitz einflußreicher Aemter und jener Esprit de corps, der vielleicht mit weniger Lärm und Glanz wie beim Adel und in den Heeren, doch nachhaltiger und seiner Ergebnisse gewisser sich bei der Geistlichkeit geltend macht.

Ende September 1726 — um dieselbe Zeit, da der ausgeschriebene schwedische Reichstag zusammentrat — erhielt Dippel, der ruhig in Christianstad weilte, einen Brief aus Stockholm, in welchem ihn der König durch einen seiner Kammerherren, den Grafen von Liewen, seiner Gnade versichern und ihn, um sich seines ärztlichen

Raths zu bedienen, nach Stockholm einladen ließ. Wäre er aber hieran verhindert, so solle er sein Gutachten an ihn gelangen lassen. [13]) Dippel erstattete das Gutachten und wollte wegen seiner Reise nach Stockholm erst ausdrücklichen Befehl des Königs abwarten.

Aber statt dieses Befehls erhielt Dippel durch den bereits genannten Kammerherrn vom König den Rath, sobald als möglich nach Deutschland zu gehen, weil die Geistlichkeit eine feierliche Deputation mit der Bitte an ihn gesandt habe, ihm als einem notorisch gefährlichen Menschen, der soviel Unheil in der Kirche schon gestiftet, ein Consilium abeundi zuzuschicken. Es wäre dem König zwar dieses Incidens leid, weil er aber diesen Stand jetzt beim Reichstag zu menagiren Ursache hätte, so könne er sich nicht entziehen, der Klerisei Verlangen zu souteniren. Wo er aber sonst eine Gnade ihm würde bereiten können, und ihm etwa mit einem Charakter oder auch mit einer Recommandation an Seinen Herrn Vater, den Landgrafen von Hessen-Kassel, gedient wäre, so könne er sich darüber nur expliciren. Dippel dankte für die ihm gemachten Anerbietungen und versprach abzureisen.

Mit der nächsten Post jedoch kam ihm die Nachricht aus Stockholm zu, daß dort unter den Reichsständen seinetwegen sehr lebhafte Bewegungen stattgefunden hätten. Es sei von einer aus der Mitte der Ritterschaft, des Bürger- und Bauernstandes gewählten Deputation dem König die Bitte vorgetragen worden, dem Verlangen der Geistlichkeit nicht nachzugeben, und wenn zu diesem Zweck schon königliche Befehle wegen Dippel ausgefertigt seien, diese zurückzunehmen.

Wirklich waren auch an einige Gouverneure Befehle abgegangen, Dippel die Reise nach Stockholm nicht fortsetzen zu lassen; der Gouverneur von Schonen aber sollte ihm andeuten, seine Reise nach Deutschland zu beschleunigen, und bei Verweigerung dessen ihn mit Gewalt nach dem Strande und auf ein Schiff bringen. Wie gewöhnlich, lauerte hinter diesem barschen Auftreten und dieser Rücksichtslosigkeit zugleich die Furcht. Das Gerücht hatte sich nämlich verbreitet, die Kaiserin von Rußland wolle Dippel in ihre Dienste nehmen, und welche Schmach für Schweden, wenn Dippel unter russischem Schutz das Königreich durchreist und gar in Stockholm ohne eingeholte Erlaubniß, oder vielmehr über jeglicher Erlaubniß, auf unbestimmte Zeit sich niedergelassen hätte!

Dessenungeachtet siegten diesmal die vereinigten drei Stände über die Geistlichkeit. Der König wurde bewogen, die Befehle, die gegen Dippel ausgefertigt worden waren, zurückzunehmen, und der Adel drang darauf, daß Dippel auch wirklich nach Stockholm komme. Unter der Geistlichkeit selbst aber hatte keine vollständige Uebereinstimmung geherrscht. So war der Bischof von Gothenburg, Dr. Benzel, gegen die genommenen Maßregeln, während dessen Bruder, Doctor der Theologie und Professor zu Lund, und der Bischof von Åbo, Dr. Wirte, sich um so eifriger für dieselben erklärten.

Dippel selbst eilte mit seiner Abreise nach der schwedischen Hauptstadt nicht, denn seine Lage, wenn er sich dazu entschloß, war doch nicht ohne Gefahr. Bei dem schwankenden Zustand der öffentlichen Verhältnisse nämlich konnte leicht die für den Augenblick in ihren feindseligen Strebungen zurückgedrängte Geistlichkeit wieder

einen Vortheil gewinnen. Dazu kam, daß er von der gegen ihn erhobenen Anklage der Geistlichkeit noch gar nicht officiell in Kenntniß gesetzt worden war. Sollte er also dagegen schreiben oder dazu schweigen? Zwei Wege, von denen jeder ihm misdeutet werden konnte, und die um so unabweislicher zur Auswahl vor ihm lagen, wenn er im Mittelpunkt jener Streitigkeiten, im Hauptlager seiner Feinde und Freunde, in Stockholm, angekommen war. Also entschloß er sich, den Winter über in Christianstad zu bleiben.

Aber nicht lange ungestört. Damals war die Kanzel noch ein gefährlicheres Mittel des Angriffs auf Personen als jetzt. Wer in ihr wie in einer Verschanzung sich befand, hatte nicht nur das heute noch vollwichtige und bisweilen misbrauchte Privilegium, keinen Widerspruch von der versammelten Gemeinde befürchten zu müssen, sondern diese Gemeinde war auch zahlreich versammelt, sie entbehrte in ihrer großen Mehrzahl der Bildung, welche inzwischen auch in die niedern Schichten der Gesellschaft gedrungen ist, und das Wort des Geistlichen galt ihr, gleich den Schriften, worüber er predigte, als das Wort der Offenbarung. Sich durch es bestimmen zu lassen, war der beste Gebrauch, den man von seinem freien Willen machen konnte. Unter diesen Umständen war bedenklich und selbst gefährlich, daß der Propst zu Christianstad plötzlich von der Kanzel herab gegen Dippel und Hoffmeister zu reden anfing und dies in allen Vorträgen, die er an geweihter Stätte hielt, fortsetzte. Aber entweder hatte er die Gabe nicht, den Pöbel in Flammen zu setzen, oder die beiden Angegriffenen standen in so allgemeiner Hochachtung, daß einzelne Rotten

keinen Angriff gegen sie zu unternehmen wagten. Genug, die geistliche Agitation blieb fruchtlos, der Stadtmagistrat bezeugte sein Misfallen über dieselbe und befahl dem Propst, davon abzustehen. Dieser dagegen entschuldigte sich mit dem Befehl des Reichsconsistoriums in Stockholm, wider Dippel die Waffen des Geistes zu gebrauchen.

Weihnachten waren gekommen und mit ihnen einige Wochen Ferien für die Reichsstände. Zwei Mitglieder derselben, Grafen, ohne daß der Eine von des Andern Vorhaben etwas gewußt hätte, benutzten sie, sich nach Christianstad zu begeben und Dippel persönlich zur Reise nach Stockholm zu bestimmen. Beide kamen am nämlichen Tage in Christianstad an und man kann sich denken, welches Aufsehen ihre Ankunft im Städtchen machte. Allgemein glaubte man, der Reichsadel oder gar der König habe die vornehmen Herren an Dippel gesandt, um ihn nach Stockholm zu bringen. Dem war nun freilich nicht so. Dagegen trat Dippel nun entschiedener auf den Gedanken ein, nach Stockholm zu gehen.

Einer der Grafen war bei Dippel geblieben, bis dieser sich zur Reise nach Stockholm vollständig gerüstet hatte; die Abreise selbst erfolgte heimlich. Durch Westgothland, wo sie des häufig fallenden Schnees wegen ihre Chaisen auf Schlitten legen lassen mußten, ging der Weg, und nach zehn Tagen, in der Mitte des Januar 1727, langten sie am Ziel ihrer Reise an. Dippel, dem schon lange vorher von verschiedenen Seiten gastliche Aufnahme angeboten worden war, nahm seine Wohnung beim Camérier von Walckern, einem alten Pietisten,

und das Gerücht von seiner Ankunft breitete sich in der ganzen Stadt schnell aus.

Ueber seinen Aufenthalt in Stockholm schrieb Dippel am 27. Febr. 1727 an einen Freund: „Verwichenen Montag waren es sechs Wochen, daß ich aus Schonen hier angelangt, in welcher Zeit ich wohl mehr als fünfhundert Visiten gehabt, von Großen und Geringen, theils aus Freundschaft und curiosité, theils wegen der Medicin. Der König und die Königin selbst haben mich in den ersten Tagen gnädigst grüßen und zu sich invitiren lassen. Und weil die Klerisei siehet, daß die übrigen Stände und meisten Großen ihrem Rath entgegenstehen, so hat sie sich bisher gar nicht weiter gerühret, werden es auch hinkünftig schwerlich thun, ohngeacht sie meinetwegen piquant vexiret werden." Dippel rühmt dann noch, daß die Laien, „und sonderlich, welches zu verwundern, die Soldaten", mit großem Eifer angethan seien, sowol die Klerisei als alles Uebrige in bessere Ordnung bringen zu helfen, sich ohne Scheu der Wahrheit anzunehmen und für ihr eigen geistig und leiblich Bestes selbst zu sorgen. Kurz, er habe noch keinen Ort angetroffen, wo eine so große Menge frommer und aufrichtiger, auch begieriger Seelen zu ihrem Heil gefunden worden.

Was so aus den verschiedensten Ursachen Dippel sich näherte, ertrug zugleich der weltgewandte Mann leicht, und der Vortheil, den jeder tüchtige Mensch aus dem persönlichen Verkehr davonträgt, daß man ihm auch innerlich näherkommt und eine bessere Meinung von ihm faßt, wurde auch ihm in reichlichem Maße zutheil.

Selbst die Geistlichkeit wich vor diesem Eindrucke zu-

rück; sie schwieg. Ja, man erzählte sogar, daß sie die Beschwerden, die sie dem Ritterhaus gegen Dippel übergeben, wieder zurückgenommen habe. Gewisser ist, daß der früher schon genannte Bischof von Gothenburg, Dr. Benzel, fortgesetzt im Sinne der Vermittelung zu wirken sich bemühte. Er schlug seinen Amtsgenossen vor, aus ihrer Mitte vier Abgeordnete, von denen er selbst einer zu sein sich erbot, an Dippel zu senden, um eine freundliche Conferenz mit ihm abzuhalten. Aber sein Vorschlag fand keinen Beifall und überhaupt regte sich bei Gelegenheit unter den Parteien immer noch der kleine Krieg.

Diese Misstimmung gegen Dippel würde vielleicht nicht so nachhaltig gewesen sein, wenn nicht gleichzeitig die Geistlichkeit auch in andern Stellungen sich bedroht gesehen hätte. Aber, wie Dippel aus Stockholm schrieb, wollte man die Geistlichkeit überhaupt mehr unter die weltliche Macht bringen, ein Generalconsistorium mit Präsidenten aus der Zahl der vornehmen Laien errichten, den Ertrag der Kirchengüter in eine Staatskasse ziehen, die Geistlichen gleichmäßiger und fest, den Bischof mit 1000, die Superintendenten und Pröpste mit jährlich 800 Thalern und die Uebrigen nach ihrem Rang besolden.

Dippel selbst verhielt sich still dabei. „Ich sehe", schrieb er am 16. Juli 1727 aus Stockholm, „Alles mit indifferenten Augen auf meiner Seite an, thue hier und rede ohne Scheu, was mir meine Pflicht und die Gelegenheit an die Hand gibt, suche keine Patronen, bekümmere mich nicht um die molimina der Feinde, sondern erwarte geruhig in meinem centro, was Gott weiter mit mir in diesen nordischen Quartieren vorhat, als

in welche durch seine sonderbare Führung und nach seinem heiligen Willen gekommen zu seyn ich gewiß versichert bin." Diese Ruhe Dippel's wiegt aber gewiß umsomehr, als er im nämlichen Briefe meldete, daß die Orthodoxen aus Pommern an den Reichsmarschall Grafen Horn geschrieben hätten, um sein längeres Verbleiben in Schweden zu hindern, und daß eben solche Klagen auch von andern Orthodoxen aus Deutschland gekommen seien. „Sie schreiben", setzte Dippel hinzu, „daß ich ein Zauberer sei, und haben also nicht genug an den sonst gewöhnlichen Ehrentiteln: Fanaticus, Enthusiast und Schwärmer, weil man ihrer zu sehr gewohnt ist und wenig mehr darauf regardiret."

Gleichzeitig verbreiteten einige von Dippel's adeligen Freunden das Gerücht, daß Dippel in Schweden bleiben würde und daß der König ihm die Anwartschaft auf das Erzbisthum Upsala gegeben habe. Die Folgen dieses Gerüchts blieben nicht aus. Noch immer hat man sich, auch ohne Sonnenanbeter zu sein, um aufgehende Sonnen gedrängt und selbst an die ihnen vorauswandelnden Bilder Ehrfurcht und Kopfneigen verschwendet. So fing denn auch hier ein großer Theil der Geistlichkeit zweiten Ranges an, ohne Rücksicht auf die schon längere Zeit am Himmel stehenden Sonnen ihres Standes, Dippel, als dem künftigen Vorgesetzten und einflußreichen Prälaten, große Ehrerbietung zu bezeigen. Ja, unter dem Vorwand oder in der Absicht, sich ärztlich von ihm berathen zu lassen, faßten sie sogar den Muth, ihn zu besuchen.

Ueberhaupt befestigte sich Dippel mehr und mehr in der öffentlichen Gunst. Sein einnehmendes Wesen und

seine geselligen Gaben verscheuchten die Nachrede, daß er ein Sonderling sei. Sein entschiedenes aber freundliches Wort legte Balsam auf die Wunde, welche seine schärfere Feder geschlagen. Man glaubte nicht mehr daran, daß ein so guter Mann als Schriftsteller es böse habe meinen können. Man setzte seine Angriffe auf den orthodoxen Glauben mehr dem Streben zur Last, der Welt zu zeigen, daß man Alles bezweifeln könne, war aber geneigt, ihm dieses Streben zu verzeihen. Auch unter der von Stockholm entferntern Geistlichkeit wurde Dippel bekannt und aus den nördlichsten Gegenden des Reichs und aus Finnland trafen lateinische Briefe von Geistlichen bei ihm ein, in welchen sie Hülfe gegen ihre Krankheiten von ihm verlangten und ihm, als dem künftigen Erzbischof von Upsala, den Titel Eminenz beilegten.

Ehe noch Dippel nach Stockholm gekommen war, hatte er sich vorgenommen, keinen von den Großen zu besuchen, wenn nicht eine ergangene Einladung oder die strengsten Gesetze der Höflichkeit es foderten. Aber bald machten Einladungen und Besuche, denen Gegenbesuche als Erwiderung nicht fehlen durften, die Ausnahmen zur Regel; und da diese gegenseitigen freundlichen Verhältnisse sich zufällig mit den Angehörigen einer politischen Partei entwickelten, so waren die Angehörigen der entgegengesetzten politischen Partei, in deren Vorzimmern und an deren Tafeln Dippel nicht erschien (allerdings nur, weil er keine Anregung von ihnen erhalten hatte, sich dort einzufinden), schnell bereit, Dippel des Eindringens in die politischen Verhältnisse Schwedens zu bezichtigen.

Dies war der erste Spatenstich, um den Boden zu unter-

graben, auf dem Dippel in Schweden stand! Doch war es damals noch nicht so weit. Noch wünschte man fast allgemein, ihn durch ein Staatsamt für immer an das Königreich gefesselt zu sehen. Die Reichsstände, mit Ausnahme der Geistlichkeit, und die Stadt Stockholm wirkten in diesem Sinne und beim geheimen Ausschusse des Reichstags langten schriftliche und mündliche Vorschläge ein, welche das Gleiche wollten. Eine einträgliche Stelle am Bergwerkscollegium war damals erledigt. Eignete sich nicht dazu Dippel, der Chemiker? Selbst die Geistlichkeit, der diese Bemühungen nicht unbekannt blieben, schien zufrieden zu sein, wenn er in Geschäfte verwickelt würde, die ihn von der Theologie abzögen.

Dippel selbst war geneigt, Schweden zu seinem bleibenden Aufenthalte zu wählen. Er hatte hier so viele Freunde gefunden, man hatte sich so großmüthig und verbindlich gegen ihn betragen, und Dippel durfte wol die Meinung von sich haben, diese Güte durch nützliche Dienste vergelten zu können.

Aber hier trat ihm der bereits angedeutete misliche Umstand in den Weg. Jene Partei, die ihn aus Neigung zu seinen theologischen Grundsätzen oder aus Anhänglichkeit an die Verfassung oder aus Oppositionslust begünstigte, hatte blos in dieser Hinsicht eine gemeinschaftliche und ungetrennte Bedeutung und Wirksamkeit. Nicht in allen andern Hinsichten. Vielmehr zerfiel da die Partei wieder in kleinere Parteien, die nicht weniger scharf gegeneinander auftraten, ihre Anhänger hatten und diese Anhänger begünstigten. Daß sie dieses aber nicht mit den Anhängern der andern Partei thaten, ergab sich aus dem Verhältnisse von selbst.

Und in eine solche Lage, zwischen diese kleinen Räder und Triebwerke, war Dippel gekommen. Als Mensch offen und freimüthig, als Politiker freisinnig, hatte er in den Kreisen, in die er eingetreten war, nie mit seiner Meinung zurückgehalten; er hatte dadurch bald die eine, bald die andere kleine Partei verletzt und zuletzt schien es jeder derselben bedenklich, sich für einen Mann zu verwenden, der ein eigenes Urtheil und einen eigenen Willen habe und dessen Fähigkeiten, wenn sie in die Schale der andern Partei fielen, diese allzu gewichtig machen könnten. Versuche der Parteien, sich Dippel's zu versichern, mislangen. Er wollte freibleiben, oder, wie er sich selbst ausdrückte, er wollte wie bisher passiv sich halten und dieser neuen Republik zeigen, daß er ein „rechter Républicain" wäre und ihre Wege und Künste gar nicht billigen wollte und könnte, durch welche sie spornstreichs in einen andern despotischen Dominat laufen oder sich selbst verkaufen wollte. [14])

Dippel sah ein, daß unter diesen Umständen seines Bleibens in Schweden nicht sei. Ehe er aber abzog wollte er seine Lehrsätze in der Theologie erst noch recht ausführlich in Schweden bekannt machen. Er that dies in einer Schrift, betitelt: „Der von den Nebeln des Reichs der Verwirrung gesäuberte helle Glanz des Evangeliums Jesu Christi, oder Schrift- und Wahrheitmäßiger Entwurf der Heilsordnung, in 153 Fragen auseinander gelegt und allen Denen, die bisher gegen den autorem geschrien und geschrieben, zur Prüfung und Beantwortung vor den Augen Gottes und Derer, die ihn kennen und suchen, vorgestellt u. s. w.; von Christiano Democrito." Unter Denen, für welche die Schrift be-

stimmt sei, waren namentlich auf dem Titel genannt: das Venerandum Consistorium regni oder die jetzt noch versammelten Reichstagsglieder des geistlichen Standes in Schweden und das Reverendum Consistorium regium in Stockholm. Die Schrift enthielt im Wesentlichen die Sätze, welche Dippel in seinem „Gestäupten Papstthum der Protestirenden" bekannt gemacht hatte, nur daß er in derselben die Lehre von der Rechtfertigung und von der Zurechnung des Verdienstes Christi noch mehr bezweifelte.

Dippel selbst äußerte sich darüber in einem Briefe aus Stockholm vom 20. Oct. 1727: „Wiewohl ich auf meiner Seiten, nach dem Willen Gottes, nicht mehr still bin gewesen, sondern solche ungeheuchelte und freimüthige Zeugnisse habe abgeleget, worüber nicht nur Schweden in Alarm gesetzt, sondern die ganze Welt sich wird verwundern müssen, daß in diesem Ort solche Sachen, die das ganze Lutherthum direkte über den Haufen werfen, haben können zum Vorschein kommen, und dabei mit solchem Nachdruck der überzeugenden Wahrheit, daß die ganze Macht der Finsterniß nicht das Herz hat, dagegen zu muchsen, vielweniger mir noch zur Zeit einiges Leid hat zufügen können, und zu ihrem Verdruß sehen muß, daß viele Hunderte, auch selbst einige von denen Predigern, der unpartheiischen Wahrheit beitreten. Ich werde Euer Liebden mit Nächstem ein Exemplar davon zuschicken, um es in den Druck zu bringen."

Hiernach hatte Dippel wol auch in Stockholm zuerst seine Schrift da und dorthin im Manuscript gegeben und der Zusatz: „Stockholm, anno 1727, im Monat Julio", mit dem er sie nebst andern Aufsätzen in seine „Vera demonstratio evangelica" (1729) aufgenommen hat,

bezeichnet dann nur die Zeit der Abfassung oder des schriftlichen Hinausgebens. Die Schrift wurde jedenfalls in Stockholm durch Abschriften vervielfältigt und bald auch in das Schwedische übersetzt.

Der Reichstag, der ein ganzes Jahr gedauert hatte, näherte sich seinem Ende und der Adel glaubte, Dippel's Sache würde bis zum nächsten Reichstag ausgesetzt bleiben, weil die Geistlichkeit nichts mehr öffentlich gegen ihn unternahm und weil außer dem Reichstag weder der König noch der Reichsrath über Sachen, die beim Reichstag einmal anhängig gewesen waren, eine Entscheidung treffen konnte; allein er hatte sich getäuscht.

Nach der schwedischen Reichsverfassung konnten zwei Stände, wenn auch der dritte abwesend oder entgegen war, einen Reichsschluß fassen. Diese Bestimmung im Auge, hatte die Geistlichkeit Mittel gefunden, die Sache bis auf den letzten Tag der Zusammenkunft der Reichsstände zu verschieben, wo die meisten ritterschaftlichen Mitglieder des Reichstags bereits abgereist waren und nebst der Geistlichkeit nur noch ein Rest des Bürger- und Bauernstandes in Stockholm sich befand. War also dieser Rest gewonnen, so unterlag die Beseitigung Dippel's keinem weitern Zweifel. Die Geistlichkeit hatte aber, wie Dippel erzählt, um den Bürgerstand von sich abhängig zu machen, demselben in einer Angelegenheit, welche die damals noch schwedischen Städte Stralsund und Wismar betraf, ihre Stimme immer versagt. Nun, bis dahin gekommen, bot sie dem Bürgerstand ihre Stimme an, wenn dieser sich gegen Dippel erkläre. Der Handel wurde richtig und der Reichstagsbeschluß, daß Dippel das Königreich zu verlassen habe, kam zustande.

Erst am Tage nachher, als der Reichstag geschlossen und keine Versammlung mehr erlaubt war, erfuhr der Adel hiervon. Er zürnte, er hielt die ganze Nation dadurch für entehrt, er wollte auf dem nächsten Reichstage sogleich mit einer flammenden Beschwerde deshalb auftreten. Einzelne Adelige aber baten Dippel bei jeder Gelegenheit, daß er die Schuld des Vorfalls nicht auf sie schieben und ihrer Achtung versichert sein möchte.

Dippel war vom Reichstagsbeschluß nicht officiell in Kenntniß gesetzt worden. Man hoffte, daß er ohne dieses sich alsbald entfernen würde; umsomehr als der Winter herbeikam und das Reisen immer beschwerlicher machte. Seine Freunde dagegen riethen ihm, den Winter über noch in Stockholm zu bleiben, weil der Reichstagsbeschluß wider ihn erschlichen, in demselben selbst keine Zeit zur Abreise bestimmt sei und ein Beispiel des hessischen Generals von Diemer vorliege, der, nachdem ihm ein Reichstagsbeschluß das Reich zu verlassen befohlen habe, noch ein ganzes Jahr in Schweden geblieben sei.

In dieser zweifelhaften Lage verging fast ein Monat. Endlich kam der Schloßvoigt, Herr von Drake, zu Dippel, um ihm den Reichstagsbeschluß bekannt zu machen. Aber auch dieser setzte ihm keine Zeit zur Abreise fest.

Dippel richtete nun auf Veranlassung seiner Freunde eine Bittschrift an den König wegen Verlängerung seines Aufenthalts in Schweden bis zu milderer Witterung. Aber umsonst. Vielmehr wurde ihm als Antwort eine Frist von 14 Tagen zur Abreise anberaumt.

Dippel erkrankte und es schien fast unmöglich, daß er bei der inzwischen eingetretenen strengen Kälte reise.

Er hoffte auf Berücksichtigung dieses Umstandes und bat Herrn von Drake, sich deshalb für ihn zu verwenden; jedoch auch Dies hatte nicht den gewünschten Erfolg.

Am 5. Dec. 1727 reiste Dippel in einem verschlossenen Wagen, in Begleitung eines Freundes, nach Schonen. Die Bewegung, die Luft, vielleicht auch die Gewißheit nach so vielen stürmischen Zweifeln wirkten günstig auf sein Befinden.

Inzwischen hatten aber auch weiterhin schon früher genannte Freunde an Dippel's Schicksalen Antheil genommen. Nämlich am 25. März 1727 übersandte von Payencopen an den Grafen August von Sayn-Wittgenstein einen Brief Dippel's mit einem Begleitschreiben, aus welchem ersichtlich, daß auch die deutsche Presse von Dippel's Erlebnissen in Stockholm Meldung gethan. Auch theilte er ihm in Abschrift ein an ihn gerichtetes Schreiben Dippel's mit, von dem, als am 27. Febr. 1727 in Stockholm an einen Freund geschrieben, bereits die Rede war.

In Schonen verweilte Dippel bei verschiedenen Freunden noch einige Monate und im März 1728 ließ er sich von Malmö über den Sund nach Kopenhagen bringen. Hinter ihm her aber flogen Verordnungen der obersten schwedischen Kirchenbehörden gegen Dippel und seine Lehren. [15])

Ueber seinen Aufenthalt in Kopenhagen berichtete Dippel in einem dort geschriebenen Briefe vom 25. Juni 1728 (ebenfalls im Wittgenstein'schen Archiv befindlich) an Herrn von Payencopen wie nachsteht: „Werthgeschätzter Herr, in Christo geliebter Freund! Nach dessen und der übrigen Freunde Verlangen, ertheile hiermit

einigen Rapport von den Ursachen, die mich hier solange aufgehalten. Mein Intent war von Anfang, hier nur durchzupassiren, wozu ich auch einig den passeport vom König verlanget und erhalten, durch Herrn Conradi aber, der sich meiner Medicin bediente, wurde ich nicht nur aufgehalten, sondern auch mit einigen Großen bekanntgemacht, die mich gleichfalls brauchten und mir immer anlagen, länger hier zu bleiben. Endlich wurde ich auch zum König und der Königin gerufen, die sich meines Raths wegen des jungen Prinzen bedienen wollten, und da die Sachen überall wohl gingen, wurde ich von Vielen sondiret, ob ich nicht Lust hätte, hier im Lande zu verbleiben, denen ich franchement entdeckte, wie auch noch kürzlich dem König selbst, was mir bedenklich und im Wege läge; nämlich 1) die gehabte Collision mit der Gräfin (Reventlow?) und die daher über mich gekommene Fatalität. Denn obschon auf meiner Seite Alles vergeben sei, und ich wünschte selbst Alles aus dem Gedächtniß zu verbannen, so würde doch auf der andern Seite eine ewige Jalousie gegründet bleiben, nach dem Sprichwort: Oderunt, quem laeserunt. 2) Die bekannte Simultät in dem Königlichen Hause selbst, da ich keinem würde anhangen, ohne dem andern verhaßt zu werden u. s. w. Ich hatte mich doch dabei auf gewisse conditiones hier zu verbleiben erklärt, die ich dem König zugeschrieben, weil ich aber hierauf noch keine Resolution erhalten und der König den Tag darauf auf das Land verreiset, so glaube, daß ihnen die Sach werde bedenklich fallen, und sehe darin, daß es am Besten werde seyn, je eher je lieber hinauszukommen. Nur bin

ich darüber in einigen embarras gerathen, das ist, ich habe bis hierher im Wirthshaus gewohnt, auch mir neue Kleider anschaffen müssen, worüber meine Reis-Börse ziemlich geledigt worden. Hier hätte ich billig in meinen Kuren ein großes Verdienst, nicht nur, weilen ich zum bono publico viele Medicamenten entdecket und verfertigen lassen, sondern auch viele Große und Geringe von langwierigen Maladien befreiet, die nach vielen Pfunden von Dr. Stahl's [16]) Pillen und Pulvern wenig haben fragen wollen, aber weil sie hier lieber nehmen als geben, und mein Genie es nicht leidet, zu fordern, so werde schwerlich Dr. Stahl's Aventure erleben. Ich bin denn genöthigt, durch Ihnen den Herrn Grafen von W. zu ersuchen, ob Er mir mit 100 Dukaten zu meiner Reise assistiren wolle, er wird dafür und vor alles Uebrige bei meiner Ankunft contentement finden. Sobald Sie solches erhalten, so wäre meine Bitte, daß Sie sich selbst damit auf den Weg machten, damit ich in Compagnie eines treuen Freundes möchte können reisen. Ich werde solches mit reellem Dank erkennen. Die Priesterschaft allhier hat sich meinetwegen noch nicht moviret, die meisten davon stecken sich nun hinter den seel. Hrn. Doctor Spener. Was ich in Schweden geschrieben, ist auch hier durch Abschriften ziemlich bekannt worden, die es gelesen, haben nichts Sonderlichs dagegen, auch einige von den Priestern selbst, nur daß sie glauben, daß der Artikel von ihrer Rechtfertigung noch wohl als ein Präliminare mit könnte beibehalten werden. Gott bessere Alles, dessen Liebe in Christo ich uns überlasse und Sie nebst allen übrigen Freunden herzlich grüße, der ich allzeit bin u. s. w. J. C. Dippel."

Im September 1728 ging Dippel nach Deutschland zurück.

Rasch wechselten hier seine Aufenthalte: Lauenburg, Lüneburg, Celle. Von da ging er nach Liebenburg im Stift Hildesheim bei Goslar. Aber bald reichte der Generalsuperintendent Mayenberg zu Clausthal beim Consistorium zu Hildesheim eine Anzeige gegen ihn mit dem Antrage ein, daß ihm dort der Aufenthalt untersagt werde. Gegen ihn geltend machte er, daß er schon aus den kurfürstlich hannoverschen Landen ausgewiesen worden sei, und die Vorfälle in Schweden und Dänemark (seine Verurtheilung dort im Jahre 1719). Dippel dagegen, welchem der Pastor Sandhagen in Liebenburg jene Anzeige mitgetheilt hatte, erklärte in einer von ihm verfaßten Widerlegung den ersten Grund des Generalsuperintendenten als unwahr; die Ereignisse in Schweden legte er blos der dortigen Geistlichkeit zur Last und in Dänemark sei er gar nicht wegen Religionsaffairen verfolgt worden. Als Ursache seines Aufenthalts in Liebenburg führte er an, daß er in der Einsamkeit einige chemische Experimente zur Medicin und andere Curiositäten habe absolviren wollen. Diese würden ihn auch nicht lange hier aufhalten. Ihn besuche hier Niemand und also er auch Niemand u. s. w. Aber vergebens. Das Consistorium in Hildesheim trat auf die Seite des Generalsuperintendenten und bald darauf drückte die Regierung zu Hannover dem nunmehr alternden Pilger aufs neue den Wanderstab in die Hand.

Unter den kleinern Fürstenhäusern Deutschlands hatte sich schon früh, sowol durch Eigenschaften des Geistes als des Herzens, das gräfliche Haus von Sayn-Wittgen-

stein-Berleburg ausgezeichnet. In reger Theilnahme am Kampf gegen die römische Hierarchie, in der Beschützung vertriebener Gläubigen und in kräftiger Beförderung der Reformation hatten seine Glieder sich viele Verdienste erworben. Es war begreiflich, daß auch das 18. Jahrhundert mit seinen Bewegungen auf dem religiösen Gebiet dort seine Wirkung äußerte. Die Orthodoxen waren da die Verfolger, die Pietisten die Verfolgten und als Führer der letzten Partei strahlte sanft der milde Spener. Aber nicht blos Pietisten der strengen Observanz, sondern auch Theosophen, Mystiker, Inspirirte, überhaupt Verfolgte durften darauf rechnen, im Wittgenstein'schen und besonders bei dem damals in Berleburg regierenden Grafen Kasimir eine Zufluchtsstätte, ja noch mehr, Brot und Ansehen zu finden.

Auch Dippel ging im December 1729 dahin. Graf Kasimir schrieb damals in sein Tagebuch: „Sonst ist nichts Sonderliches passirt, als daß der weltberühmte Dr. Dippelius, der unter dem Namen Christianus Democritus den Gelehrten bekannt ist und 6½ Jahre auf der Insel Bornholm gefangen gesessen hat, hierher gekommen ist, mit welchem ich also auch bekannt geworden bin. Er ist im Umgange ein artiger, humaner, gelehrter und geschickter Mensch." In Berleburg auf dem gräflichen Schloß wurde Dippel bald ein Zimmer eingerichtet, nachdem er von Anfang an zur gräflichen Tafel gezogen worden war. Nach Wittgenstein, der Residenz der jüngern Linie Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein und damals des Grafen August, Dippel's ehemaligen Gönners in Berlin, in einer gräflichen Kutsche abgeholt, blieb er dort bis zum Mai 1730. Hierauf aber ging

er wieder nach Berleburg. Des Grafen Kasimir Tagebuch berichtete nur noch wenig über ihn; nämlich, daß er zuweilen den Versammlungen beigewohnt habe. Auch brauchte der Graf seine „Polichrest.-Pillen", was er, wenn es geschah, ebenfalls anzuführen nicht unterließ. In der Mitte von wenigstens theilweise Gleichgesinnten und die Rolle der Opposition gegen die Orthodoxie mit Allen theilend, lebte Dippel seinen Studien und Arbeiten, welche sich, wie die Linie des Kreises, wieder mehr zu ihrem Anfange, der Theologie, und allerdings auch zu geharnischten theologischen Streitschriften gedreht hatten. Es schien, daß er, der nun bald 60 Jahre alt war, endlich eine friedliche Freistätte gefunden habe. Aber bald traten Trübungen in jenen Verhältnissen ein.

Wesentlich wurde dies veranlaßt durch einen Besuch des Grafen Zinzendorf in Berleburg und durch Das, was sich daran knüpfte.

Graf Zinzendorf, geboren im Jahre 1700, und also 27 Jahre jünger als Dippel, ein damals schon geliebter, angefochtener und bekannter Name, war vom Grafen Kasimir, der durch seinen Oberhofmeister von Kalckreuth über Herrnhut, wo derselbe zum Besuch gewesen, viel Gutes gehört hatte, wiederholt nach Berleburg eingeladen worden. Zinzendorf, der Einladung Folge gebend, traf am 6. Sept. 1730 zu Berleburg ein. Er hielt mehrfach öffentliche Vorträge in den Versammlungen; auch geschah sehr bald unter seiner Leitung der Anfang einer Liebesvereinigung unter mehren Einwohnern Berleburgs in der Art der Herrnhuter, wobei mehre Aemter vertheilt und unter Anderm ein Student aus Jena, Struensee, zum Helfer, der Leibarzt des

Grafen und Herausgeber der „Geistlichen Fama“, Dr. Carl und Dippel zu Weissagern bestellt worden. Unter den Personen aber, mit welchen Zinzendorf Privatgespräche hatte, befand sich auch Dippel.

Zinzendorf und Dippel waren nicht lange zuvor in Briefwechsel miteinander getreten. Aber dies äußerliche Band mit einigen hineingewebten Höflichkeiten reichte nicht aus, die großen Unterschiede, welche außer im Alter auch im Temperament, im Bildungsgang und in der Ueberzeugung beider Männer lagen, für die Dauer auszugleichen. Dippel, bürgerlicher Abkunft, ein Liberaler im zahmen Sinn jener Zeit, auf seine Kenntnisse wie auf seine Erfahrungen nicht ohne gerechten Stolz, dabei heftig, scharf, spöttisch; Zinzendorf, alle Vortheile der Vornehmheit auf seiner Seite und sie benutzend, durchdüftelt, wo Dippel Lauge war, und weihevoll die Hand hinhaltend, wo Dippel mit der Hand dreinschlug: mußte nicht schon in diesen allgemeinern Verhältnissen ein jeder Versuch der Freundschaft ersticken? Dazu kam aber noch, daß Dippel ein ebenso entschiedener Gegner der Erlösungstheorie als Zinzendorf ihr Anhänger war.

Dessenungeachtet gestaltete sich auch das persönliche Verhältniß zwischen Beiden von Anfang an leidlich. Zinzendorf sah ein, wie nützlich Dippel als Kämpfer für die Religion mit Waffen sein müsse, welche man sonst gegen sie anzuwenden pflegt; aber zugleich war er besorgt, daß diese Waffen — Spott und Laune — der Religion in ihrem innersten Sein schädlich werden könnten. Von so verschiedenen Standpunkten aus mußte selbst das unmittelbar zwischen ihnen Verhandelte einer verschiedenartigen Beurtheilung und einem

verschiedenartigen Referate darüber unterliegen. So erzählte Zinzendorf, daß Dippel ihm die Genugthuung Christi für die Welt zugestanden und auch versprochen habe, in seiner nächsten Schrift diese Materie recht auszuführen und zu erläutern. Auch habe sich Dippel einige Tage nachher vor allen Brüdern in Berleburg zu der Lehre von Christi völliger Genugthuung für die Sünden der ganzen Welt öffentlich bekannt. Dippel dagegen, als ihm Mittheilungen über solche Aeußerungen Zinzendorf's zugekommen waren, wallte in vollem Zorn auf und erklärte in der Antwort, die er dem Mittheilenden gab, in Anwendung auf Zinzendorf: es sei hohe Zeit, „daß dieses Nest und diese Teufelsgaukelei in einer Licht-Engels-Gestalt entdecket und in den Koth geschmissen werde, damit die armen betrogenen Geister, die unter solchem Gewirr, um zu Gott zu kommen, den geistlichen Tod fressen und immer weiter durch solche Kirchenreformen von ihm abgeführet werden, aufs Mindeste zum Theil mögen nüchtern werden und sehen, daß sie geäffet sind, und ausser leeren affektirten Worten und Bildern nichts besitzen oder auch zu besitzen jemals verlanget haben.“ Von Zinzendorf selbst aber sagte er dann weiter: „Der heuchlerische Tropf hatte in Berleburg nicht das Geringste von dieser Materie (der Genugthuung Christi) mit mir gesprochen, ich war sein Bruder hinten und vornen, er küßte mir, zum Ekel und Verdruß, bei jeder Rencontre Mund und Hände. Er bat mich nur, daß ich mein künftiges Schreiben mit ihm communiciren möchte, und versprach mir, wann er wieder nach Hause käme, einige dubia schriftlich zu eröffnen, die aber seine

horrende Blindheit in dieser Materie an Tag legten; denn er glaubte und sustenirte: Christus hätte dem Teufel müssen genug thun und ein Lösegeld bezahlen."

Diese Misverständnisse, welche mit einem völligen Riß sehr gleichbedeutend waren, hatten jedoch noch nicht sich begeben, als Zinzendorf am 15. Sept. 1730 Berleburg verließ. Schon anders war es, als einige Wochen nachher der Helfer Martin Dober, ein Töpfer seines Handwerks, mit dem Bruder Krügelstein auf Verlangen des Dr. Carl von Herrnhut nach Berleburg geschickt ward, um in die neugegründete Vereinigung gekommene Spaltungen auszugleichen. Dippel hatte an diesen Spaltungen keine Schuld, aber gelegentlich der Berathungen darüber kamen offenbar die wesentlichsten Unterscheidungslehren zwischen Zinzendorf und Dippel zur Sprache und Dober wieß hierbei Dippel aus der Versammlung. „Es war mir wichtig", schrieb Zinzendorf später über diese Verhältnisse an einen Hauptmann von Marschall, „daß Herr Dippel, da ich ihm 1730 meine Umstände einfältig sagte, nicht nur herzlich weinte und mir gleichfalls sein ganzes Herz ausschüttete, sondern auch sich mit mir vor dem Lamme niederwarf, um Gnade bat und sie gekriegt hätte, wenn ihm nicht der Feind zur Stunde eine bittere und zu seinem Ruin eingerichtete Schrift in die Hände gebracht, dadurch dann sein Herz wieder zugeschlossen und nichts, als der Personalestim für mich übrig gelassen wurde, um den ich auch kam, als Bruder Martin Dober, bei Continuation seiner heidnischen Theologie, ihn öffentlich aus der Versammlung zu Berleburg hinauswieß, und ich, als Dippel es mir klagte, Dober's Handlung approbirte und auf mich nahm."

In seinen Schriften und noch nach Dippel's Tod verfolgte Zinzendorf diese Spur und suchte unter Andern von dem Umstande, daß er Dippel's „Vera demonstratio evangelica" eine „fere divina" genannt, sich durch die Erläuterung zu reinigen, daß er sie damit nur für etwas „Fürtreffliches" habe erklären wollen. Eine schwache Erläuterung! Auch scheint selbst nach dem Zeugniß des Biographen Zinzendorf's, des ganz für ihn eingenommenen Spangenberg, Dippel mit Zinzendorf in Berleburg doch nicht so sehr gegangen zu sein, als Letzterer behauptete, indem Spangenberg das Jahr, in welchem Zinzendorf mit Dippel zusammengetroffen, durch Dippel's heftigen Widerspruch gegen „die Lehre vom Lösegeld, das unser Heiland für uns gezahlet", als besonders wichtig für Zinzendorf erklärte. Dabei ist richtig, daß der Verdruß über jenen Widerspruch selbst noch in den poetischen Blumen eines Gedichts spielt, welches Zinzendorf auf den Tod Dippel's verfaßte und in dem er ihn „Demokritus, mein Freund", anredete. Aber noch heftiger und schärfer hallte er in spätern Aufsätzen in Prosa nach.

Doch wir verlassen diese unerquicklichen Streitigkeiten; für den gerechtigkeitsliebenden Schriftsteller um so unerquicklicher, als auf Zinzendorf's einseitige Darstellung hin Dippel schon manches Verdammungsurtheil erfahren mußte.

Die Verhältnisse in Berleburg, sonst freundlich und friedlich, hatten seit der Anwesenheit Zinzendorf's, dessen Schöpfungen dort und in der Umgegend sich nicht einmal erhielten, eine große Trübung erfahren. Dippel, bei seiner Ankunft in Berleburg mit Dr. Carl sehr befreun-

det und sogar eine zeitlang bei ihm wohnend, bekam dann Verdrießlichkeiten mit ihm, welche von Carl's Gattin, einem frühern Hoffräulein, befördert worden zu sein scheinen und in welche, nebst dem inzwischen vom Grafen zum Hofkaplan beförderten Studenten Struensee, auch die gräfliche Familie gezogen wurde. Auch hallte das noch nach, als Struensee im Jahre 1732 einem Rufe als Prediger an die Moritzkirche nach Halle folgte [17]) und Dr. Carl, dessen Schwiegersohn er geworden war, nebst seiner ganzen Familie ebenfalls dahin übersiedelte. Ja selbst zwei Vertheidigungsschriften Struensee's gegen Zinzendorf gaben dem Verfasser Anlaß, über Dippel sich ungünstig zu äußern: widriges Zeugniß zugleich, wie es in kleinen Städten mit dem Sammeln von Material zugeht und wie oft der gemeinste Klatsch nicht verschmäht wird, um als Angriffs- oder Vertheidigungswaffe zu dienen; eine Erwägung, zu welcher die Polemik jener Zeit überhaupt auffodert.

Mit dem Grafen August von Sayn-Wittgenstein blieb dagegen das Verhältniß Dippel's fortgesetzt freundlich. In einem Brief, datirt: Berleburg, 21. April 1732, erbittet er sich von ihm drei bis vier Unzen einer näherbezeichneten Masse, die beim Grafen in Ruhe gelegen, „damit er zuvor einige Probe möge nehmen, wie solche am Bequemsten und Nützlichsten (offenbar zu alchemistischen Zwecken) könne employirt werden", und einige Auskünfte. Der Brief ist wie der eines Strebenden an einen Mitstrebenden.

Im nämlichen Jahre trat Dippel auch wieder mit dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, seinem ehemaligen Landesherrn, in alchemistische Beziehungen.

der Landgraf, in die Nähe von Berleburg auf die Hirschjagd gekommen und selbst ein eifriger Alchemist, hatte Dippel mehrmals gesprochen.

Offenbar aber concentrirte sich das Ergebniß dieser Benehmungen in der vom Landgrafen, datirt: Breidenbach, am 15. Sept. 1732, erfolgten Ernennung des Rathes Dippel — „in gnädigster Erwägung dessen besitzender fürtrefflicher Wissenschaften und Qualitäten" — zu seinem wirklichen Hofrath. Am nämlichen Tag verfügte der Landgraf, daß, „nachdem Dippel ein besonderes arcanum chemicum zu offenbaren und zu cediren offeriret [18]), dabei aber sich geziemend ausbedungen, daß er (der Landgraf) Dippel, dessen Geschwistern und deren ehelichen Descendenten beiderlei Geschlechts für die Entdeckung und Cession solches arcani ein für allemal 100,000 Reichsthaler entrichten lassen möchte, und er dann in gnädigster Erwägung des besondern großen Nutzens, welcher bei erfolgendem Effekt ihm und seinem fürstl. Haus und Land unter göttlichem Segen daraus zuwachsen könne, in Gnaden bewilligt und kraft dieses sich verbindlich gemacht, daß wenn die Probe sich richtig befunden, mithin er, Dippel, alles Versprochene prästirt haben werde, ihm oder den Seinigen alsdann aus dem Werk selbst sowohl obige 100,000 Reichsthaler successiv in vier Jahren unverweigerlich bezahlt, als die Interesse à 5 pro Cent von der Summ bis zu völligem Abtrag des Hauptstuhls richtig abgetragen, übrigens aber oftgedachtes arcanum nie auf einige Art an Jemand communicirt, sondern einzig und allein beim Fürstl. Haus und zwar dem jedesmaligen regierenden Fürsten, verbleiben solle." . . . Dippel ratificirte noch am nämlichen

Tag den Contract, wünschte jedoch dabei die vom Landgrafen beabsichtigte feudale Eigenschaft der 100,000 Reichsthaler zurückgenommen, da er sie zu seiner freien Disposition wünsche. Zugleich schließen hiermit die mir vorgelegten Urkunden, welche diese Angelegenheit behandelten.

Am 20. Mai 1733 hatte Dippel auf das verschiedene male umgegangene falsche Gerücht von seinem Tode öffentlich verkündigt: Nachdem sich seit 1712 oft die Nachricht verbreitet habe, daß er mit Widerruf seiner Irrthümer in Verzweiflung dahingestorben sei, so mache er hiermit bekannt, daß seiner Meinung und Muthmaßung nach erst im Jahre 1808 die Zeit komme, „da alle Sekten der sogenannten Christenheit nicht nur ihre sektirerische Thorheit und orthodoxe Raserei, sondern auch die allein vor Gott geltende Religion werden einsehen, jene detestiren oder verabscheuen und diese zu amplectiren oder zu ergreifen, auf dem Wege begriffen seien". Hiernach erkläre er denn alle Nachricht von seinem Tode vor dem Jahre 1808 für falsch. Dippel, der auch in dieser Bekanntmachung sich wie gewöhnlich Demokritus genannt und von sich als Demokritus gesprochen hatte, wollte nur sagen, daß Demokritus, als Richter und Bestrafer des Volks (denn dies ist die wörtliche Bedeutung von Demokritus), also als Abstractum, seine Lebensthätigkeit nicht eher beendigen werde, als bis der bezeichnete Zeitpunkt eingetreten sei, den er freilich willkürlich ins Jahr 1808 gesetzt hatte. Daß Andere meinten, Dippel habe es von seiner Person verstanden, belachte Dippel selbst oft im Gespräche mit seinen Freunden. Und er hätte noch Anlaß, aus dem Grabe darüber zu

lachen, denn noch immer beweist man (siehe unser zweites Motto), daß man auch da keinen Scherz versteht.

Es hat fast etwas Komisches, daß im Jahre 1733, nachdem die letzten theologischen Verfolgungen gegen Dippel in seinem Vaterlande 30 Jahre vorüber gewesen und er ein Jahr vorher zum hessen-darmstädtischen Hofrath avancirt, jene in neuer Auflage erschienen. Ein geistlicher Inspector, mit Namen Schwenzel zu Schlitz, der unter dem Namen Christophilus Wohlgemuth mit Dippel eine literarische Fehde gehabt hatte, regte in einem Privatschreiben die Frage an: „Ob man Dippel nicht auf convenable Weise dahin bringen könne, daß er den Beweis seiner wider die öffentliche Lehre der evangelischen Kirche bisher geführten harten Beschuldigungen antreten müsse?“ und meinte, es lasse sich durch den Grafen von Wittgenstein-Berleburg, der, wenn er nicht irre, beiden hessischen Häusern in Lehnspflichten verwandt sei, vermitteln. Der Landgraf ließ dies Schreiben dem Consistorium in Gießen mit der Auffoderung zugehen, sein Bericht und Bedenken darüber zu erstatten. Ob dies geschehen, ist nicht zu sagen, da die von mir eingesehenen Acten mit der ebengedachten Auflage vom 24. Juli 1733 schließen.

Dippel war zu Ende des März 1734 „gewisser Verrichtungen halber“, oder, wie andere weniger diplomatische Biographen sagen, um einen alchemistischen Versuch zu machen, von Berleburg nach Schloß Wittgenstein vom dasigen Grafen berufen worden, und setzte er diesen, der damals in Wetzlar sich befand, am 13. April 1734 von seiner Ankunft brieflich in Kenntniß. Dippel's Aufenthalt dehnte sich bis tief in den April. Man

nahm keine Krankheit an ihm wahr; daß er einigemal über Kopfschmerzen geklagt hatte, konnte nicht als solche gelten. Bei der Arbeit thätig, in der Gesellschaft munter, hatte er sich am 24. April Abends noch lange mit einem Freunde unterhalten. Andern Morgens, am Ostersonntag, fand man ihn todt in seinem Bette. Der Graf war noch nicht nach Wittgenstein zurückgekehrt oder aufs neue nach Wetzlar gegangen. Also erfolgte rasche Meldung des Todesfalls dorthin und zugleich Versiegelung der Effecten Dippel's durch einen Notar. Unter diesen befanden sich zwei Rollen Canastertabak, „weil Er viel Tabak geräuchet, absonderlich Knaster“.

Allen Anzeigen nach war Dippel's schneller Tod Folge eines Schlagflusses. Aber damit begnügte man sich nicht. Man setzte an die Stelle des gewohnten Gangs der Dinge das Außerordentliche, an die Stelle des natürlichen Todes zunächst den — Meuchelmord. Es sollte die letzte giftige Rache, welche seine Feinde an ihm nahmen, gewesen sein. Selbst der vielleicht zufällige Umstand, daß die vom Grafen angeordnete Section seines Leichnams nur auf seinen Schädel Anwendung fand, verstärkte noch jenes Gerücht. Als zweite Variante des natürlichen Todes aber erzählte bald die Sage, daß Dippel noch in der letzten Nacht seines Lebens mit alchemistischen Experimenten beschäftigt gewesen und am Morgen darauf todt und aufgeschwollen in seinem Bett gefunden worden sei. Natürlich konnte nur der Teufel, indem er die Seele holte, den Körper so maltraitirt haben. Nach der Angabe Schrader's war der Fundort der Leiche Dippel's der Keller. Dabei tritt die Hypo-

these, daß wenn auch Dippel nicht vergiftet worden sei, er dieses doch selbst, absichtlich oder durch Unvorsichtigkeit (durch Einathmen von Arsenik u. s. w.) bewirkt habe, gerade im Wittgensteinschen wieder mehr in den Vordergrund. Was man, wenn auch nicht als Beweis dieses Umstandes, doch so nebenher anführt, daß z. B. die vor der Silberkammer des Schlosses Wittgenstein befindliche Schildwache ihn in der Nacht vor seinem Auffinden als Leiche habe jammern hören, spricht ebenso leicht für einen natürlichen Tod. Selbst der Umstand aber mit dem Ostermorgen, der zu so schöner, dem Verstorbenen günstiger Auslegung Gelegenheit gab, that es im Munde jener Sage nur für die Kehrseite. Von jener Section her ist übrigens noch wichtig für Dippel's sittlichen Ruf, daß nach der Meinung des Barbiers, welcher sie vornahm und später dem J. Chr. Edelmann davon erzählte, Dippel (gleich Newton und Hebel) als vollständiger Junggeselle ins Grab ging: eine Meinung, die selbst dann noch viel wöge, wenn der anatomische Beweis hierüber nicht zweifellos wäre.

Am Sonntag nach Ostern wurde die Leiche Dippel's Abends auf einem gräflichen Trauerwagen, bei Windlichtern, unter Begleitung der Hofleute vom Schloß Wittgenstein herab nach dem am Fuß des Bergs liegenden Städtchen Laasphe geführt und allda in der Kirche, wo auch die gräfliche Gruft ist, in dem aus dem Schiff der Kirche zum Glockenthurm führenden Gange begraben. Die Leichenrede mußte einer von den dasigen Predigern verrichten, wobei ziemlich sonderbar sein Thema der Wahlspruch der Königin Anna von England: „Video, taceo", war. Einen Grabstein hat Dippel nicht.

Daß Dippel sich fortgesetzt mit alchemistischen Arbeiten beschäftigt habe und auch seine letzten Arbeiten auf Schloß Wittgenstein dieser Art waren, geht aus einem Schreiben hervor, welches ein J. Hummel aus Elberfeld am 27. Juni 1734 an den Grafen August richtete und also lautete: „Habe Ihro Hochgräfl. Excellence gnädiges Schreiben wohl erhalten, daraus erlesen, wie der so schnell aus dieser Zeit ausgetretene Hr. Dippelius auch selbsten Denenselben eine ansehnliche summa in debet geblieben, wäre also nichts übrig, als daß derselbe Abgeschiedene noch vor gegenwärtig entweder die angefangene Transmutations-Arbeit könnte verfertigen oder zur völligen Ausführung gehörige Anleitung geben, welches vielleicht nicht allein Hrn. Dippelio dorten, sondern auch Ihro Hochgräfl. Excellenz und mir hier dienen könnte. Ihro Hochgräfl. Excellence hohe Meinung gehet dahin, ob man die von Hrn. Dippelio angefangene Arbeit poussire und suche zu Ende zu bringen, dadurch etwa noch aller Schaden möchte ersetzet werden. Vielleicht habe ich selbsten denselbigen Proceß von Wort zu Wort, dadurch Hr. Dippel Ihro Hochgräfl. Excellence zu contentiren verheißen; denn als ich mehrgedachtem Hrn. Dippelio mußte auf Ersuchen eine wichtige Feuerarbeit verrichten, damit drei Tage und Nächte allein in offenem Feuer per retortam zubrachte, auch Alles bis zum Ende zu Desselben Vergnügen gerathen waren, hat Derselbige mir pour douceur einen Proceß verehret mit denen wichtigsten Betheuerungen und Expressionen, daß ich dadurch mein Brot Lebenslang ohne große Arbeit haben könnte, gestalten ich durch Anlegung 200 Thaler wiederum ohne Fehl 450 derselben bekäme und zwar nach drei Monaten

Zeit, welchen Proceß er mir von Anfang bis zur finalen Reduction mit diesem Anhang gegeben: Er erlaube mir auch einen gottseligen Freund zum Verlag in Compagnie zu nehmen. So ware ich auch resolviret, sobald mein Hrn. Dippelio vorgestrecktes Geld wiederum bekäme, die Arbeit mit 200 Thalern anzufangen, weil kein Bedenken oder Zweifel hegte, daß nicht Alles nach der ganzen Anleitung leicht würde assequiren können. Allein, der mir den Proceß verehret, hat mir auch durch seinen schnellen Hintritt Einhalt gemacht, daß ich, weilen dardurch abgebrannt und kein Geld dazu zu verwenden habe, muß patience haben bis auf andere Zeiten und Gelegenheit prohibente penuria aeris; sonsten wäre selbiger Proceß nebst meiner Bedienung, um welcher willen nicht wohl einen Tag von hier kann abkommen, noch wohl practicable und zu traktiren, wann nur die ersten zweimal 24 Stunden passiret, fehlete auch allhier an behöriger Commodität nichts." Folgt dann Alchemistisches, aus welchem, wie aus dem Vorausgegangenen, der Wunsch des Herrn Hummel sehr deutlich hervorleuchtet, dem Grafen August statt des verstorbenen Dippel in Zukunft bei solchen Arbeiten zu Diensten zu sein.

Die Angabe, daß Demokritus erst im Jahre 1808 sterben werde, trieb, verbunden mit literarischer und buchhändlerischer Speculation, noch zwei Jahre nach Dippel's Tod eine Spätblüte unter dem Titel: „Christiani Democriti redivivi umständliche Erzählung, wie es mit seinem vermeinten Tode zugegangen sei, und wie er nebst seiner neuen Gesellschaft jetzt in seiner Einsamkeit den Fall Adam's und Ursprung der Sünde und alles Bösen ganz anders und besser als vormals eingesehen",

an das Licht. Danach sollte Dippel nicht wirklich gestorben sein, sondern noch irgendwo in der Einsamkeit leben. Indessen zeigte sich die Fälschung sehr bald.

Sonderbar ist, daß über Dippel kein Todtenschein beschafft werden könnte und wenn man ihn mit Banknoten aufwöge. Aber auch daraus ist nicht abzuleiten, daß über seinem Tod irgendeine Mysterie gewaltet habe. Vom Jahre 1734 (dem Todesjahre Dippel's) ist nämlich im laaspher Kirchenbuch nur ein Todesfall eingetragen, vom 2. Febr. Alsdann heißt es wörtlich weiter: „Hier hat der selige Inspector Reichert die Verstorbenen aufzuzeichnen nachgelassen, und ist Niemand bis nach dessen 1738 auf das Christfest erfolgtes Ableben, eingetragen.“ Interessanter dünkt mich, daß, wie in der Nähe Darmstadts der Dippelshof heute noch von Dippel Kunde gibt, in dem drei Viertelstunden von Laasphe liegenden Dorfe Herbertshausen ein Haus sich findet, welches Dippelshaus heißt und von welchem der Besitzer desselben erzählt, daß der berühmte Dippel sehr viel Verkehr in demselben gehabt habe und es deshalb seinen Namen führe. Im Berleburgschen ist gleichfalls noch ein nach Dippel benanntes Haus. Auf dem Schlosse zu Wittgenstein haben sich noch vor kurzem die von Dippel benutzten Retorten befunden.

---

Ueber wenige Menschen sind so verschiedenartige Urtheile gefällt worden als über Dippel. Die Motto dieses Aufsatzes gaben schon davon Zeugniß, aber man könnte sie noch zu Dutzenden beifügen. Nun, nachdem mehr als ein Jahrhundert seit seinem Tode verflossen

ist, haben sich die Urtheile allerdings mehr consolidirt, mehr zusammengelegt, wie man von Aeckern sagt, namentlich in Bezug auf seinen sittlichen Werth, weniger in Bezug auf seinen wissenschaftlichen und am wenigsten in Bezug auf die Thatsachen, aus denen dann doch wieder theilweise jene Urtheile, namentlich die ersterwähnten, ihren Ursprung nehmen. Den letztern Umstand zuerst abzuthun, ist wirklich zum Verwundern, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Gleichgültigkeit und vielleicht ebenso oft mit welcher Gehässigkeit Thatsachen in Dippel's Leben erfunden, vergrößert oder beseitigt worden sind. Noch bis in die neuesten Arbeiten über ihn drückt dieser Umstand seine entstellenden Spuren [19]), und weder Fleiß noch Kritik reichen aus, sie überall zu verwischen.

Daß Dippel, der Theolog, der Verfasser von Streitschriften und Schöpfer von Systemen, bei den Fachmännern seiner Zeit auf den bestimmtesten Widerstand stieß, ist schon an und für sich erklärlich; noch mehr war dies der Fall infolge des Umfangs, der Tragweite seiner Ansichten und der Art, wie er sie geltend machte. Lanzenstöße folgten da auf Lanzenstöße, Keulschläge auf Keulschläge, und wo nicht die Persönlichkeit der Streitenden die Sache recht bitter und widerwärtig gemacht hätte, that es der Geschmack des Jahrhunderts, welcher sich ebenso sehr in Derbheiten als in Weitläufigkeiten wahrhaft wälzte. [20]) Was so in einzelnen Schriften und Gegenschriften begonnen hatte, setzte sich in den kritischen Blättern jener Zeit fort, worunter die schon erwähnten „Unschuldigen Nachrichten" die wichtigste Rolle spielten und, weil sie durchweg von den Dippel'schen Ansichten entgegengesetzten Standpunkten meist auf die gehässigste Weise aus-

gingen, namentlich auch in den Traditionen der Wissenschaft (denn auch diese hat die ihrigen), ihm sehr schädlich waren.

Ich zähle namentlich dahin, daß das System der Dippel'schen Theologie, fortgesetzt aufs gehässigste commentirt, aus den „Unschuldigen Nachrichten“ (1702, S. 766 fg.), in Walch's „Historisch-theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche“ (II, 738—755) überging und so den Namen eines geachteten Schriftstellers für sich gewann, welcher wol selbst jetzt als sein Verfasser gilt. (Professor Dr. L. Noack in Gießen hat in seiner Schrift: „Die deutsche Aufklärung in ihren namhaftesten Repräsentanten“, Bern 1853, ebenfalls nach Walch's „Einleitung“, einen Umriß von Dippel's Lehre, doch sehr auszüglich und mit passender Weglassung Dessen, worin gegen sie polemisirt wird, S. 8—15, gegeben.)

Erklärt im Sinne Dippel's oder doch unparteiisch verhielten sich andere Auszüge. Ersteres ein zwei Jahre nach Dippel's Tod erschienener summarischer Auszug aus seinen sämmtlichen theologischen Schriften in einer besondern Schrift, welcher dann auch in die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke [31]) aufgenommen wurde und hier (III, 694—741) nicht weniger als 47 Quartseiten füllt. Ueber „Dippel's Theologie“ verbreitet sich dann auch noch der erwähnte Aufsatz Klose's von S. 476—497. Einen Auszug nicht blos von Dippel's theologischem, sondern von seinem gesammten System gab Hoffmann in seinem schon erwähnten Aufsatze über ihn in gedrängter Kürze und doch 18 kleingedruckte Duodezseiten füllend, welcher dann auch zum Theil in den Dippel behandelnden Artikel in Strieder's „Hessischer Gelehrten- und Schriftsteller-

geschichte" überging. Die Angabe der Titel von Schriften Dippel's füllt bei Strieder 35 Seiten.

Am günstigsten über Dippel, den Theologen, äußerte sich sein Biograph Ackermann. Alle Eigenschaften eines Reformators, uneingeschränkte Kenntnisse, ein Alles fassender, der Uebersehung des Ganzen fähiger Geist, ein reifes aber zuweilen durch Hitze übereiltes Urtheil, eine bis an Kühnheit grenzende Freimüthigkeit, die kein Ansehen, keine Reiche der Welt, und der Wahrheit wegen keine Person achtete, waren nach Ackermann in ihm vereinigt. Zwischen Dippel und Luther, führte Ackermann aus, sei eine treffende Aehnlichkeit; aber Dippel habe mit noch größern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Jedoch verkannte er zugleich einzelne Fehler bei Dippel nicht. Dahin zählte er, daß Dippel sich selbst und seinen Kräften zu viel zugetraut, jede seiner Ueberzeugungen für allgemein wahr und annehmenswerth gehalten, Diejenigen verachtet, welche anders dachten als er, wichtige und in der Schrift tiefgegründete Wahrheiten von Christo zu schwächen gesucht und mit seinen Gegnern nicht immer nach den Grundsätzen der christlichen Liebe gehandelt habe. Mit diesem Urtheil, welches von S. 108—115 der Ackermann'schen Schrift noch ausführlicher und günstiger sich verbreitet und das Gepräge der damaligen Josephinischen Periode, besonders großer Duldung und Humanität, trägt, stimmt eins der neuesten Zeit und dem Geiste dieser entsprechend, indem es die Lichtseiten bei Dippel ganz verhängt und nur tiefe Schattenseiten bei ihm hervortreten läßt, wenig zusammen. Nämlich das Hagenbach's in Herzog's „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (Stuttgart und

Hamburg 1855), III, 422, im Artikel „Johann Konrad Dippel". „Johann Konrad Dippel", heißt es da, „stellt uns ein eigenthümliches Gemisch von Mysticismus und Rationalismus, von Pietismus und Frivolität der Gesinnung dar." ..... „Dippel ist weder ein reiner, noch ein origineller Repräsentant einer theologischen Geistesrichtung, wie etwa Jakob Böhme. Es durchkreuzen sich bei ihm die verschiedensten Elemente, und die Unruhe und Eitelkeit seines Wesens mußten jedenfalls nachtheilig auf die Gestaltung seines theologischen Systems einwirken."

Bei diesen so entgegengesetzten Urtheilen drängt es zu fragen: Was lehrte denn Dippel eigentlich? Und da gibt uns Schröckh in seiner „Christlichen Kirchengeschichte seit der Reformation" (1808), VIII, 307—309, folgende Antwort: „Aus Dippel's Schriften sieht man, daß er nicht blos den evangelischen, sondern überhaupt den herrschenden christlichen Lehrbegriff verworfen habe. Man hat ihn daher, aber mit Unrecht, unter die Indifferentisten gesetzt, indem er die Schrift gewissermaßen beibehalten, nur sich daraus ein eigenes System gebildet hat. Bei der Religion, sagte er zuerst, kommt es nicht auf Meinungen, Gebräuche und Sacramente, sondern auf Liebe und Selbstverleugnung an. Studien und Bücher hielt er für unnöthig, wenn man ein Theologe werden wolle; dabei sei kein Segen; Niemand sei dadurch bekehrt worden; Gott selbst mache Theologen; auch sei die Heilige Schrift, sofern sie Gottes Willen offenbare, klar genug, ohne einen Exegeten; doch müsse man Schrift und Gottes Wort voneinander unterscheiden; nur dieses sei Leben und Kraft, ein unmittelbarer Aus-

fließ aus dem Munde Gottes und ergehe an aller Menschen Herzen, auch an solche, die keine Schrift hätten: offenbar der Unterschied, den die Mystiker zwischen dem innerlichen und äußerlichen Worte Gottes machten. Ueber die Lehre von der Dreieinigkeit erklärte er sich dergestalt, daß ihm die drei Personen derselben bald einander untergeordnet, bald bloße Wirkungen zu sein schienen; auch legte er jeder Person ein besonderes Säculum bei. Christo schrieb er einen zwiefachen Leib zu: einen irdischen und einen himmlischen; dieser letztere Lichtleib habe das irdische Fleisch und Blut, das er in Maria angenommen, tingirt und vergöttert: den Schlangensamen seines Fleisches in sich durch Leiden und Sterben getödtet, und eine Universaltinctur, dadurch der Same Gottes in uns erweckt, uns ein neuer Lichtleib angezogen und wir zum göttlichen Wesen tingirt oder vergöttert würden, präparirt. Er leugnete die Erlösung und Versöhnung Christi und wollte, daß die Menschen sich selbst Gott opfern sollten. Die Wiedergeburt leitete er aus dem innerlichen Lichte her und glaubte, daß der Mensch schon in diesem Leben bis zur Unsterblichkeit vollkommen werden könne. Den Sacramenten sprach er alle Wirksamkeit ab; die Taufe sollte nur Juden und Heiden, die zum Christenthum träten, ertheilt werden; die Kindertaufe sei eine Menschensatzung und ein Misbrauch; das Abendmahl könne nur von wahren Gliedern Christi gehalten werden, nach seiner Absicht sei es nichts Anderes als eine Verkündigung seines Todes und eine Gemeinschaft der brüderlichen Liebe; auch könne jeder wahre Christ das Abendmahl austheilen. Die Beichte und Absolution nannte

er ein ungereimtes Gaukelspiel und einen Betrug der Klerisei, indem der Prediger weder einen göttlichen Befehl, noch Recht und Geschicklichkeit habe, Sünden zu vergeben. Die wahre Kirche muß zwar nach seinem Urtheil aus lauter Frommen bestehen, doch könnten auch Juden, Heiden, Türken und Ketzer Mitglieder derselben sein und durch die Erweckung des innerlichen Lichts zum Gehorsam und zur Nachfolge Christi gebracht werden. Im Lehrstande erkannte er nur Heilige, die durch den Glauben Christum in sich wohnen hätten; die Obrigkeit aber hielt er im eigentlichen Reiche Christi für überflüssig."

Ackermann's Urtheil über Dippel erwähnend, fügte Schröckh selbstbemerkend dem noch bei: „Dippel besaß unstreitig viele gelehrte Kenntnisse, tiefere Einsichten und selbst nicht wenig von einem philosophischen Geiste. Einiger Tadel des protestantischen Lehrbegriffs war ihm nicht ganz verunglückt; mehre seiner Sätze sind auch von Denen, die in den neuesten Zeiten eine gleiche Verbesserung vorgeschlagen haben, wieder vorgetragen worden. Aber es fehlten ihm gewiß manche Haupteigenschaften eines Reformators, zumal für die neuern Zeiten: besonders Klugheit auf Menschenkenntniß gegründet, Mäßigung und selbst die Geschicklichkeit, an die Stelle des so heftig von ihm angegriffenen Lehrbegriffs einen andern, durchgehends wohlüberdachten, hellen und zusammenhängenden zu setzen. Auch war seine Wissenschaft keineswegs zur wahren Reife gelangt, vielmehr war in seinem Kopfe eine Gährung von streitenden Principien entstanden, welche ihr hinderlich waren. Da waren Philosophie und ziemlicher Hang zum Fanatismus, biblische

und mystische Theologie, ja selbst theosophische von Paracelsus, Jakob Böhme, Naturwissenschaft, Arzneikunde und Goldmacherkunst miteinander verbunden. Die Zeiten, in welchen er auftrat, müssen eher günstig für seine Entwürfe als hinderlich genannt werden, indem der Reformationsgeist sich noch niemals so stark und mit so vielem Erfolge in der evangelischen Kirche geregt hatte, als eben damals und, was man ihm als ein Hauptverdienst anrechnet, die Beförderung der Religionsverträglichkeit und die strengere Prüfung des protestantischen Lehrbegriffs von einem ganz andern Reformator [22]) und nicht ohne sehr ausgebreiteten Beifall betrieben wurden. Unter solchen Umständen würde Dippel viel geleistet haben, wenn er theils seine Begriffe alle gehörig aufgeklärt, theils etwas von Spener's sanftem Geiste ansichgehabt hätte. Mit Luther kann man ihn wol nicht treffend vergleichen, und er irrte darin gewiß, daß er glaubte, man dürfe gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts für eine Kirche, welche doch soviel Wahres und Gutes insichfaßte, auch über ihre Fehler- und Misbräuche in dem erbitterten und schmähenden Tone, der dem 16. so geläufig war, sprechen." (S. 310 fg.)

Zum Schluß dieser Mittheilungen füge ich noch ein Urtheil bei, welches Herr Professor Dr. Baur in Gießen, dessen Gefälligkeit ich mehre literarische Hülfsmittel in dieser Sache verdanke, gelegentlich der Uebersendung derselben über Dippel aussprach: „Meiner eigenen bescheidenen Meinung nach liegt Dippel's Bedeutung in seinem gewandten, durch reiches Wissen und eine ungewöhnliche Welterfahrung gebildeten Geiste und seinem scharfen kri-

tischen Verstande, seine Schwäche in seiner sittlichen Zerfahrenheit, und so war er wol im Stande, die Fehler der herrschenden Theologie zu erkennen und zu geißeln, aber zum positiven Bessermachen war er nicht der Mann. Seine kirchenhistorische Stellung ist die, daß er den Uebergang bildet zwischen zwei scheinbar sehr heterogenen Richtungen, die doch innerlich sehr nahe verwandt sind, dem Pietismus und Rationalismus; bestimmter gesprochen von der pietistischen Reaction des unbefriedigten subjectiven Gefühls zu der rationalistischen Reaction des unbefriedigten subjectiven Verstandes gegen den starren Objectivismus des orthodoxen Systems."

Ueber Dippel als medicinischen Schriftsteller und Arzt habe ich wenig zu sagen. Ohnedies geht es dem praktischen Arzt beinahe so wie dem Mimen, indem ihm die Nachwelt auch keine Kränze flicht. Von Dippel, dem medicinischen Schriftsteller, aber sagte selbst Ackermann, der doch nachträglich sein College war, im Grunde nichts besonders Günstiges, indem er zwar gelegentlich seines „Vitae animalis morbus et medicina" den feinen Verstand des Urhebers rühmt, aber dann erklärt, daß wegen seines Zusammenhangs untereinander nicht so leicht Auszüge daraus geliefert werden könnten (was ohne Tadel für das Buch sich denken läßt), und (offenbar tadelnd) hinzusetzt, daß die von ihm aufgestellten philosophischen und physiologischen Sätze auch nicht von der Beschaffenheit seien, daß man sie für wichtig ansehen könnte. Diesem gegenüber klingt dann das an andern Stellen der Ackermann'schen Schrift ertheilte Lob — das Buch, besonders sein zweites Capitel, sei „wichtig", Dippel habe sein Andenken auch den Aerzten „ver-

ehrungswerth" gemacht — etwas matt. Daß aber auch noch die neuere Arzneikunst Dippel's nicht völlig vergessen habe, beweist, außer der ihm freilich nicht sehr schmeichelhaften Stelle in Kurt Sprengel's „Geschichte der Arzneikunst", welche ich diesem Aufsatze als eins seiner Motto vorgesetzt habe, eine andere Stelle jenes Werks auf der nämlichen Seite, aber im Text. Diese geht dahin, daß Dippel auf die innigere Verbindung der Helmont'schen spiritualistischen Lehren mit der Sylvius'schen Chemiatrie und gegen die Grundsätze der letztern die thierische Wärme von den gallichten Bestandtheilen des Bluts hergeleitet habe. Uebrigens habe er, wie Sylvius, das Aufbrausen des pankreatischen Safts mit der rein laugenhaften Galle als die Ursache der Verdauung, die Verstopfung des pankreatischen Ganges als den Grund der Wechselfieber und den Mangel an Galle, wodurch der pankreatische Saft scharf werde, als die Ursache der Ruhr angenommen.

Von Dippel dem Chemiker, dem Alchemisten, dem Naturforscher war wol schon im biographischen Theil dieses Aufsatzes genügend die Rede. Ich erwähne hier nur noch einer Stelle in Schmieder's „Geschichte der Alchemie" (S. 511) über ihn. „Seine Schriften", heißt es da, „haben Werth und Mängel. Man erkennt leicht den ehrlichen Mann, den praktischen Chemiker und guten Beobachter, aber auch einen starken Anflug von theosophischer Schwärmerei, die sich in dem stetig Brütenden aus den Ueberresten der frühern Theologie gebildet hatte. Für die Geschichte der Alchemie liefern sie nicht unbedeutende Beiträge, da seine Kunstreisen ihm zahlreiche Erfahrungen darboten." Also hier dieselbe Klage, wie

beim Theologen, nur umgekehrt. Der Chemiker und Alchemist mischte vom Gebiet der Theologie her theosophische Schwärmerei unter seine Chemie und Alchemie, während der Theolog seine theologischen Ansichten mit chemischen und alchemistischen Processen ausschmückte: ein Tadel, welcher aber zugleich in einem höherliegenden Punkte für beides zum gemeinschaftlichen Lobe wird. Dippel ging nach Allem von demselben Punkte aus, von Allem nach demselben Punkte zurück. Oder wie Hoffmann in seiner mehrerwähnten Biographie von ihm sagte: „Seine Naturlehre, seine Religion, seine Arzneilehre waren ihm nur verschiedene Theile einer Wissenschaft. Was ihm die Bibel sagte, sagte ihm auch die Vernunft."

Wie Zinzendorf, nur bei seiner derbern und unpoetischern Persönlichkeit noch mehr, stand auch Dippel unter dem ungünstigen Einfluß der Sprache seines Jahrhunderts, und mit deswegen wurden seine literarischen Arbeiten, außer allenfalls in seinem Liede: „O Jesu, sieh darein"[28]), nirgends für ihn zum gekrümmten Finger, der an die Pforte der lesenden Nachwelt mit Erfolg pochen durfte. „Die deutsche Sprache", bemerkt Varnhagen von Ense in seiner Lebensbeschreibung des Grafen von Zinzendorf, „rang damals in roher Unsicherheit zwischen den traurigsten Abwegen hin; sie schleppte ein barbarisches Gemisch, das sie weder abwerfen noch bemeistern konnte." Jenes barbarische Gemisch war besonders eine Menge lateinischer und französischer Wörter, wo deutsche gleich gute oder zu gleicher Güte heranzubildende zugebote gestanden hätten, und ihre Anwendung im Druckwerke dadurch vollends zur Lächerlichkeit

wurde, daß man zum fremdländischen Wort oder Worttheile auch fremdländische Buchstaben nahm und in letzterm Fall den deutschen Theil, wie z. B. die Schlußsilbe „en“ im Zeitworte, wieder mit deutschen Lettern erscheinen ließ. Zu diesen allgemeinen Uebeln kamen freilich noch besondere, Dippel persönlich eigene: die Nachlässigkeit und Weitschweifigkeit seiner Schreibart, ihr ungezogener schimpfender Ton und mystisches Dunkel, nicht genügend aufgewogen durch oft wahren Witz, treffende Schilderungen und Lebhaftigkeit.

Es kann nicht auffallend sein, daß ein Mann von der ungeheuern Vielseitigkeit wie Dippel von den Gebieten der Theologie, Medicin und Naturwissenschaften her auch Streifzüge nach dem Gebiet der Politik machte, daß er neben Gott, den er als einen unendlichen, allmächtigen, allwissenden, liebevollen Gott bezeichnete, neben den Geistern, Sonne, Mond und Sternen, der Erde, den Thieren, den Pflanzen, den Metallen, den Menschen auch die Verhältnisse, unter denen der Mensch als Bürger leben soll, in seinem Geiste erwog. Ja, Politik als Abhülfe der äußern Ausbrüche der Sünde im Staat nahm neben der Medicin als Abhülfe der Zerrüttung im Körper und neben der Moral (Religion) als Vorschlägen zur innern Besserung, die dritte Stelle bei ihm ein.

Gelegentlich der Mittheilung der Dippel'schen theologischen Ansichten (nach Schröckh) ist erwähnt, daß Dippel die Obrigkeit im eigentlichen Reiche Christi für überflüssig hielt. Dies — um einige Züge von Dippel's Politik hieran anzuknüpfen — beruhte auf seinem Ideal von einem vollkommenen Staate, d. h. einer Ge-

sellschaft frommer Menschen, die ohne alle bürgerliche Fesseln würde bestehen können, denn diese, insofern sie den Zweck der wechselseitigen Glückseligkeit hätten, zielten nur dahin, die Ausbrüche des Lasters zurückzuhalten und würden unnöthig sein, sobald das Laster in der Wurzel vertilgt wäre. Solange das aber nicht bewerkstelligt werden könne, müsse man durch gute Veranstaltungen nachhelfen. Der erste und einzige politische Grundsatz sei, dem Staat innerliches Gewicht zu verschaffen durch moralische Besserung des Volks, Administration guter Justiz, Verbannung der Monopolien, des Luxus und der Faulenzerei, Vertilgung des Religionszwangs, Vermeidung der faits neanteries, als Komödien, Maskeraden (auch ein großer Feind des Tanzens war Dippel) und Einführung guter Polizei. Ein Staat, der nicht unterlasse, dieses zu beobachten, könne für die Zukunft unbesorgt sein, bedürfe nicht der zerbrechlichen Stütze fremder Allianzen und vermehre und verstärke sich in sich ohne misliche Eroberungen, die meistens das erste Mittel seien, sich klein zu machen. Mit der Justizverfassung in Deutschland war Dippel sehr unzufrieden; das Corpus juris, welches er ein Chaos von Gesetzen nannte, sollte verbannt und faßliche in deutscher Sprache verfaßte Gesetze eingeführt werden, damit dadurch den Juristen das einträgliche Monopol über die Gerechtigkeit entrissen werde. Vor dem Richter wollte er die Parteien ihre Sachen selbst vortragen lassen, nicht durch Advocaten; doch gab er die Bestellung von Censoren zu, die dem gekränkten Recht ex officio zur Seite ständen. Die Todesstrafe sei nur dann erlaubt, wenn keine andern Mittel zur Besserung und Abschreckung vor dem Verbrechen hin-

reichten, welches beinahe nie der Fall sein würde; gäben doch die Juristen zu, daß keine willkürliche Strafe bis zum Tode ausgedehnt werden könnte, und willkürlich sei jede Todesstrafe, flösse sie gleich aus zweihundertjährigen Gesetzen.

Und hiermit schließe ich die Mittheilungen von Dippel's Ansichten. Ich bedauere dabei, daß sie nur Fragmente sein konnten und bitte, diesen Umstand nicht Dippel zur Last zu legen. Denn Dippel's Thätigkeit beschrieb nicht nur ein großes Gebiet, sondern sie sammelte auch innerhalb desselben ein großes Material mit seltener Gliederungs= und Verbindungskraft. Irrthümer waren dabei mit vorbedungen; gestritten konnte dabei über Vieles, über sehr Vieles werden. Aber was ist Wahrheit?

Selbst jene Fragmente bauen uns übrigens eine wünschenswerthe Brücke zu Dippel's Charakter. Oder, um eine andere Vergleichung zu gebrauchen, sein Leben ist der Zettel, seine Ansichten der Einschlag; das Gewebe, was sich daraus ergibt, enthält zugleich eine Abbildung seines Charakters.

Und hier hatte er vor allem die Fehler seiner Tugenden. Freimüthig, offen, keiner Verstellung fähig, zur wärmsten Freundschaft gestimmt, wohlthätig, uneigennützig, war er zugleich spöttisch, bissig, rücksichtslos, in seinen jüngern Jahren dem Vergnügen ergeben und verschwenderisch, immer wol von seinen Meinungen gar zu sehr eingenommen und voll Stolz. Aber schon das unvorsichtige Lob seiner Lehrer, dann die Behandlung seiner Gegner, die Unbilligkeit, mit der man ihn verfolgte, seine Meinungen verdrehte, hatten alle diese weniger löblichen

Eigenschaften zu ihrer Größe aufgenährt. Oder konnte ein Mann ohne Stolz bleiben, den man so fürchterlich beschrieb und dessen Tod man so oft mit Jauchzen verkündigte? Ueberhaupt enthält das Verhalten seiner Gegner gegen ihn einen großen Theil seiner Rechtfertigung oder doch seiner Entschuldigung vor der Nachwelt. Die Schwankungen seines Gangs zwischen Religionsmeinungen, welche sich befehdeten, und daß selbstnützige Beweggründe auf jene Schwankungen wesentlich mitgewirkt hatten, waren von seinen frühern Lebensjahren her in seine spätern festern und sittlichen gezogen worden; man fand in ihrem aufrichtigen Eingeständniß keine Zierde des Mannes, in seinen öftern Klagen über seine Heftigkeit und in den Bemühungen, ihre Ausbrüche wieder durch die größte Güte zu ersetzen, keine Zierde des Menschen überhaupt; was er in seinen biographischen Aufsätzen Schlimmes von sich gesagt hatte, wurde ihm aufs Wort geglaubt und mit Eifer nachgeschrieben, aber was er von den Tücken seiner Gegner gemeldet, fand Zweifler oder selbst Lober. Denn, war doch nichts zu schlimm, was man einem solchen „Unholden" (ein Lieblingsausdruck des Verfassers der „Geschichte der menschlichen Narrheit", namentlich auch gegen Dippel) that!

Wir haben nun nur noch Weniges über den äußern Menschen Dippel zu sagen, und auch da begegnen wir seltenen Eigenschaften. Sein Körper war von schlankem, ansehnlichem Wuchs, von fester Gesundheit und einer ausgezeichneten Stärke und Behendigkeit; in seinen jüngern Jahren warf er Vögel im Flug herunter und verfehlte nicht leicht ein vorgestecktes Ziel. Die körperlichen Uebungen in Gießen und Strasburg hatten diese Eigen-

schaften noch erweitert und vervielfältigt und nicht wenig zu dem Anstande beigetragen, den man an ihm bewunderte. Aus seinen großen feurigen kohlschwarzen Augen leuchtete ein denkender Geist. Seine Gesichtsfarbe war frisch bis kurz vor seinem Tode. Auch seine Haltung war erst in den letzten Jahren seines Lebens etwas gebeugt. Das Bild, welches der zweiten Ausgabe seiner Werke voransteht, ist der Versicherung von Personen zufolge, die ihn kannten, nicht getroffen. Unvortheilhaft ist es jedoch nicht, dabei die Umgebung: Marmortisch, eine große Anzahl prächtig gebundener Folianten, Vorhang und Goldtroddel, nach Art alter Gelehrtenbilder, sehr schablonenhaft. Oder vertragen sich jene prächtigen Folianten selbst im dreißigsten Jahre Dippel's, in welchem er abgebildet ist, mit der beglaubigten Nachricht, daß seine Büchersammlung selten die Zahl von zwölf überstieg? Und verträgt sich jene Goldtroddel mit der ebenfalls beglaubigten Nachricht, daß Dippel nur ein kleines Vermögen hinterließ, also genug, um ihn nicht als Lump darzustellen, wozu ihn seine Gegner gern gemacht hätten und heute noch machen, aber zugleich wenig genug, um zu erklären, daß die Uneigennützigkeit, mit der er seine Arzneien spendete und die Wohlthätigkeit, die er auch sonst so reichlich übte, ihn keinen reichern Sammler werden ließen? Also auch die Umgebungen jenes nicht getroffenen Bildes sind nicht die Dippel's, wie wir ihn uns denken, nicht Dippel's, des lebenserfahrenen, noch rüstigen, aber doch ernsten und von der Welt mehr abgezogenen Gelehrten.

Ich kehre zu meinem Anfange zurück: zum Schloß Frankenstein, das bei so vielen meiner Spaziergänge in

der Umgegend von Darmstadt, ja am Schluß der schönen breiten Neckarstraße selbst, auf der ersten bedeutendern Höhe der Bergstraße, aus der bald nachher der Melibocus hervortritt, mir ins Auge leuchtet. Bekannter seit meiner frühesten Jugend, Durchwanderer seiner Ruinen, Bewunderer seiner Aussichten, lachender Erzähler seiner Geschichte vom bessunger Eselslehen hat es eine neue Bedeutung für mich gewonnen, seit ich mehr und mehr gehört und gelesen hatte von dem Sohne jenes schönen Punktes in Gottes schöner Welt, von Dippel.

---

# Anmerkungen.

1) Dippel selbst entschuldigte die Nachlässigkeit seines Stils damit, daß er seine Bücher größtentheils auf der Flucht und auf Wirthsbänken geschrieben habe.

2) Ackermann, Das Leben Johann Konrad Dippel's, (Leipzig 1781). — Dippel's Lebensbeschreibung im hessen-darmstädtischen Staats- und Adreßkalender auf das Jahr 1782; auch besonders abgedruckt unter dem Titel: Leben und Meinungen Johann Konrad Dippel's von H. W. H. (Hans Wilhelm Hoffmann) (Darmstadt 1782). — Der Artikel Dippel in Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, 1783, III, 89—135. — Der Aufsatz „Johann Conrad Dippel, ein indiferentistischer Schwärmer" in „Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager und anderer philosophischer Unholden" (Leipzig 1785), I, 314—47. — Als Anhang von Dippel's sämmtlichen Werken, III, 743—68, seine Personalien. — Besonders wichtig sind aber die Nachrichten, welche Dippel selbst über sein früheres Leben und einzelne seiner spätern Schicksale seinen Schriften beifügte. — Von neuern Biographien Dippel's ist wol die Klose's „Johann Konrad Dippel und Antoinette Bourignon, nach Leben und Lehre" (in Niedner's Zeitschrift

ür die historische Theologie, 1851, S. 468—76) enthaltene die umändlichste und bedeutendste.

3) Nämlich: im Kirchenbuche stehe bei Johann Konrad Dippel's Namen von unbekannter Hand die Anmerkung, daß er schon als ein kleiner Knabe mit dem äußern Gottesdienst und der Verwaltung der Sacramente Gespött getrieben und während denselben Schafe und anderes Vieh nach der Kirche gejagt hätte. Es steht aber nach dem vom Verfasser des obigen Aufsatzes bei den gegenwärtigen Pfarrern in Niederbeerbach und Niederramstadt, in welchem letztern Orte Dippel auf Pfingsten 1685 confirmirt wurde, erhobenen Nachrichten nicht jene Anmerkung in den Kirchenbüchern der genannten Gemeinden und überhaupt nichts, was mehr als Dippel's Geburt und Taufe sowie seine Confirmation beträfe.

4) Der vollständige Titel der Schrift lautete: „Wein und Oel in die Wunden des gestäupten Papstthums der Protestirenden: oder offenherzige, christliche fernere Erklärung, Beweis und Entschuldigung gegen alle Richter des Buchs Papismus Protestantium vapulans genannt. Wobei zugleich in specie Hrn. Dr. Schwarzenau von Marpurg abgenöthigte christliche Verantwortung und Hrn. Pfarrer Löniker's von Weitershausen bei Marpurg sogenannter Widerstand eines aus dem Abgrund Apoc. 9 aufgestiegenen neuen pietrastischen Heusprungs u. s. w. mit gehöriger Censur abgefertigt, und diese Handlung mit einer herzlichen Ermahnung an Alle, die die Wahrheit und ihr Heil in Christo Jesu suchen und erkennen, beschlossen wird. Sampt angehängter aufrichtiger Vorstellung des Democriti bis hierhin geführten Lebenslaufs."

5) Schmieder, Geschichte der Alchemie (Halle 1832). Der Verfasser gelangt da zu noch ganz andern Ergebnissen als den oben gesetzten. Nämlich zu den folgenden: „Es gibt ein chemisches Präparat, durch welches andere Metalle in Gold verwandelt werden können. Es ist in mancherlei Gestalten und in verschiedenem Grade der Vollkommenheit vorgekommen. Es gibt ein chemisches Präparat, durch welches andere Metalle, auch Gold, in Silber verwandelt werden können. Abgesehen von überwiesenen Betrügern und Verdächtigen, haben Andere eine gute Anzahl

von Beweisen abgelegt, welche an der Wahrheit der Alchemie nicht länger zweifeln lassen; aber die allermeisten Probestücke sind von Personen abgelegt worden, welche die Tincturen von Andern erhielten, nicht selbst zu bereiten wußten. Der wahren Adepten hat es wenige gegeben." (Schmieder nennt nur fünf als ihm bekannt gewordene: nämlich Setonius, Philaletha, Wagnereck, Lascaris und Sehfeld. Dabei vermuthet er, daß es seit Sehfeld noch weitere gegeben, die aber für klüger gehalten hätten, unbekannt zu bleiben.)

6) Kopp in seiner „Geschichte der Chemie" (Braunschweig 1857), IV, 370, berichtet darüber: „Ein Farbenkünstler Diesbach wollte Florentinerlack bereiten durch Niederschlagung eines Absuds von Cochenille mit Alaun und etwas Eisenvitriol durch fixes Alkali; er bat den bekannten Alchemisten Dippel, ihm zu diesem Zweck etwas von dem Kali zu überlassen, über welches Dippel das nach ihm benannte thierische Oel zur Reinigung mehrmals destillirt und das er dann als unbrauchbar beiseite gestellt hatte. Bei Anwendung dieses Alkalis erhielt Diesbach statt des erwarteten rothen Pigments ein blaues; er theilte die Betrachtung an Dippel mit, welcher sogleich einsah, die Bildung der blauen Farbe müsse auf der Einwirkung des gebrauchten Alkalis auf den Eisenvitriol beruhen. Dippel bereitete sein thierisches Oel aus Blut und so wurde als die erste Darstellung von Berliner Blau die gefunden, Alkali mit Blut zu calciniren und Eisenvitriollösung damit niederzuschlagen." Von der Erfindung des Berliner Blaus gaben zuerst die Miscellanea Berolinensia (1710) Nachricht, ohne jedoch über den Erfinder und über die Zubereitung etwas zu sagen.

7) Dippel theilt das Recept zu Caetano's rother Tinktur mit. Da seine weitere Mittheilung so wenig Nachtheile haben wird, als das Recept Kaspar's zu den gefeiten Kugeln im Freischütz, so folge es hier wörtlich: „Recipe: Alle Salzen, so die Natur in regno minerali gibt, auch alle gewöhnlichen Salzen ex regno animali et vegetabili, ferner alle metalla und mineralia, keines ausgelassen, pulverisire, was sich pulverisiren läßt, und feile, oder mache sonst zu einem Kalk, was sich nicht will

pulverisiren lassen. Von denen Salzen nimm zwei Theile, darunter reibe einen Theil von denen Mineralien und Metallen, schmelze Alles zusammen in einen Tiegel, so findest du eine vielfarbige massam, in welcher das Universal der Welt schon mit allen Farben spielet, diese pulverisire, und gieße darauf einen spiritum vini rectificatissimum, lasse ihn digeriren, bis er hochroth gefärbt ist. Diesen gefärbten spiritum thue in englische Wein-Bouteille's, halb damit angefüllt, verbinde sie mit einer Ochsen- und ja mit keiner Schweinsblase, mach oben zu die Blase mit einer Stecknadel ein Loch, welches eben das sonst so verborgene Sigillum Hermetis ist, setze sie alsdann in mäßige Wärme auf Sandcapellen, so wird innerhalb drei Monaten der spiritus vini durch dieses kleine Löchlein hinausfliegen und auf dem Grund der Bouteillen ein röthlich Pulver sich finden, welches des Caetani Tinktur ist."

8) Verschiedene, welche dieses rothen Mantels erwähnen, unterstellen, daß Dippel damit bekleidet worden sei, wie z. B. bei einem Auto da Fé die Ketzer mit hohen Mützen, worauf Teufelsfratzen waren u. dergl. Ich dagegen vermuthe, daß dieser Mantel Dippel selbst gehörte und würde die Meinung, daß er ihn als Doctor der Medicin getragen, sogar sehr bestimmt aussprechen, wenn ich wüßte, ob die medicinische Facultät roth trägt: ein Umstand, über den ich nichts in Erfahrung bringen konnte.

9) Hier tritt also ebenfalls der im Wittgenstein'schen Schriftstück erwähnte Graf Reventlow, freilich nur in der Person seines Stiefsohns, hervor, welches aber dadurch eine besondere Bedeutung erlangt, daß im nämlichen Schriftstück auch noch bemerkt ist, die von Dippel an den König von Dänemark gerichteten Briefe seien „insbesondere gegen den ehrlichen Namen des Grafen Reventlow und dessen Gemahlin geschrieben gewesen".

10) Auch dieser und die zunächst weiter erwähnten Briefe sind aus dem fürstlichen Archiv in Wittgenstein.

11) Wegen einer an den Grafen Reventlow zu richtenden Bittschrift um Loslassung Dippel's hatte es in dem früher erwähnten Schriftstücke vom Jahr 1720 geheißen: „Ob es aber bei Graf Reventlow keinen Verdacht und Jalousie geben wird wegen

des Goldmachens, wenn er hört, daß man für den Dippel Fürbitte thut, stehet wohl einigermaßen zu besorgen."

12) Auch Graf August von Sayn-Wittgenstein hatte in seinem mitgetheilten Brief vom 26. Aug. 1724 an den Grafen Reventlow von „Ihrer Majestät der Königin" von Dänemark gesprochen.

13) Barthold in seinem Aufsatze: „Die Erweckten im protestantischen Deutschland u. s. w.", im „Historischen Taschenbuch" (Jahrg. 1853, S. 266), sagt hierüber: „...sollte der berühmte Arzt den alternden Wollüstling, dessen Todesart auch an den Regenten von Frankreich erinnert, entweder von wirklicher Krankheit heilen oder dem Ungesättigten durch Wunderbalsam die schwindenden Kräfte wiedergeben."

14) Um nicht durch diese Erwähnung einem heißblütigen Demokraten der Jetztzeit Gelegenheit zu geben, Dippel nachträglich zum Angehörigen seiner Partei zu stempeln, füge ich die Note bei, die Dippel zu jenem „Républicain" machte. Sie lautet: „Ein Républicain bedeutet hier keinen, dem wie in England die königliche Gewalt zuwider ist und gerne eine Regimentsform haben wollte, wie etwa in Holland oder in der Schweiz, da man keinen König hat; sondern ein Républicain heißt hier einer, der nur das gemeine Beste sucht, die Regimentsform mag seyn, wie sie will."

15) Gegen Das, was Dippel über seinen Aufenthalt in Schweden mitgetheilt, trat Erich Benzel in einem Sendschreiben an den Bischof Andreas Rydel auf und wurde dasselbe aus dem Schwedischen von Heinrich Jakob Sivers, Prediger bei der deutschen Gemeinde in Norrköping, ins Deutsche übersetzt in „Act. hist. eccles.", III, 122. Hoffmann, welcher (gleich dem Verfasser dieses Aufsatzes) in seiner Lebensbeschreibung Dippel's sich dessen Mittheilungen genau angeschlossen hatte, bemerkte hierzu, daß er es ohne Bedenken gethan, weil die im Druck erschienene Widerlegung jener Geschichtserzählung ihm die beste Bestätigung ihrer Zuverlässigkeit zu sein geschienen habe. Aber auch noch nach Jahren stand die schwedische Geistlichkeit gegen Dippel in den Waffen. So der genannte Rydel in Anmerkungen zu Dippel's „Vera demonstratio evangelica" (1736).

16) Georg Ernst Stahl, geboren 21. Oct. 1660 zu Ansbach, gestorben 14. Mai 1734 zu Berlin, Chemiker, theoretischer und praktischer Arzt von bedeutendem Ruf, über den namentlich auch das Conversations-Lexikon nähere Auskunft gibt.

17) Hier in Halle wurde Struensee Vater seines im Jahre 1737 geborenen zweiten Sohns Johann Friedrich, des nachher so berühmten und unglücklichen Grafen von Struensee, Cabinetsministers und Günstlings des Königs Christian VII. von Dänemark. Auch Struensee der Vater und Dr. Carl traten noch in dänische Dienste: der Erstere als Generalsuperintendent in Schleswig und Holstein; der Letztere als Leibarzt.

18) Dippel selbst hatte versprochen, daß das arcanum aufs meiste mit leichter Mühe, ohne Kunst und gefährliche Arbeit, und mit Handreichung von drei bis vier Personen so viel an Revenuen abwerfen solle, deductis omnibus expensis, als die ganze Summe (die 100,000 Reichsthaler) beschlage.

19) So z. B. in Krug's „Kritische Geschichte der protestantisch-religiösen Schwärmerei, Sektirerei u. s. w." (Elberfeld 1851), wo von S. 29—30 auch von Dippel gehandelt und unter Anderm erzählt wird, daß der russische Zar Peter der Große, als er die berühmte Reise nach Deutschland machte, Dippel habe kennenlernen, ihn zu seinem Leibarzt gemacht und ihn mit nach Rußland genommen habe. Dessen barbarische Behandlung eines rohen Volks habe aber Dippel zu ernsten Vorstellungen und das nöthige Maß der Klugheit überschreitenden Verweisen (sic!) bewogen und diese hätten des Kaisers Ungnade und Dippel's Entlassung zur Folge gehabt. Aus dem Gefängniß auf Bornholm sei er „auf unbekannte Weise" entkommen u. dgl.

20) Nur wenige Proben auf Grund von Titeln solcher Schriften! Zuerst von einer kurzen und einfach groben. Johann Andreas Göbel gab auf die Schrift Dippel's gegen den schwedischen Generalsuperintendenten Mayer eine heraus mit dem Titel: „Der sich selbst als einen formalen Ketzer und Ehrendieb prostituirende Dippel" (1707). Sodann von einer Schrift Dippel's, welche ein Jahr vor seinem Tode erschienen, gegen den holsteinschen Superintendenten, Consistorialrath und Hofprediger Peter Han-

sen: „Quo moriture ruis, Peter Hansen! siste triumphos, Democritum miseret, te dare, caece, neci, das ist: abgezwungene fatale Abfertigung der absurden Prahlerei Herrn Peter Hansen; nebst einem Anhange: Von der beauté und Galanterie derer heutigen Gelehrten, auf französisch genannt des beaux esprits, sans bons sens; zu deutsch aber, sehr feine geschliffene lieb- und lobreiche Hasen-Köpfe und Schmeichler" (1733). Der Titel einer andern Schrift Dippel's aus dem nämlichen Jahre beginnt: „Poetischer Wiederhall aus Deutschland auf den zierlichen Bärentanz, welchen ein Schweizerpoet und Dr. Med. zu Bern, die sogenannten Pietisten zu schrecken, neulich auf dem theatro der Gelehrtoa cantando präsentirt hat" u. s. w. Uebrigens entschuldigte sich Dippel selbst bereits in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Schriften (1709) wegen der Manchem anstößigen Schreibart und setzte hinzu, daß unvernünftige und bösartige Sachen dergleichen empfindliche Correction meritirten und daß seine Zeugnisse wider die brutale Sektirerei sonst nicht leicht würden geachtet worden sein und durchgedrungen haben.

21) Der Titel dieser Werke heißt: „Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Creaturen, durch die Publication der sämmtlichen Schriften Christiani Democriti." Sie erschienen in Berleburg 1747 in Quart und in drei Bänden (Bd. 1: 1266 Seiten, Bd. 2: 1100 S., Bd. 3: 768 S.). Der Herausgeber der Sammlung, der sich aber als solcher nicht genannt hatte, hieß Kanz.

22) Schröckh nennt hierbei den Namen dieses Reformators nicht, aber es kann kaum ein anderer als Spener darunter verstanden werden.

23) Das Lied hat 13 Strophen und ist in verschiedene Gesangbücher der lutherischen Kirche aufgenommen. Ich fand es in Freylingshausen's, nachher von Gotthelf August Francke herausgegebenem Gesangbuch (Halle 1741, S. 509,510). Sein poetischer Werth ist sehr gering, weshalb auch unterlassen wurde, hier Proben daraus mitzutheilen.

---

# Der Westen und der Norden im dritten Stadium der orientalischen Frage.

Von

Johann Wilhelm Zinkeisen.

I.

## Stand der Frage.

Ist sie gelöst oder ist sie nicht gelöst? — Das ist es, worauf Jeder Bescheid, eine positive, befriedigende Antwort suchte und haben wollte, der sich nach dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 überhaupt noch um die orientalische Frage kümmerte, und der Gestaltung der dabei in Betracht kommenden Weltverhältnisse eine ernste Aufmerksamkeit widmete und noch widmet. Das Maß der Ansprüche, der Erwartungen und, wir können dazusetzen, der Täuschungen, bestimmt sich da freilich lediglich nach der Art, wie man diese weltgeschichtliche Frage und den jüngsten mit so schweren Opfern gemachten Versuch ihrer Lösung auffaßte.

Es hat sicherlich nicht wenige Leute gegeben, welche, sobald sich nur der Westen und Norden wieder einmal einander feindlich entgegentraten, um über die Geschicke, die Zukunft des europäischen Orients mit den Waffen in der Hand ein ernstes Wort zu reden, der festen Ueberzeugung lebten, daß nun wirklich die Stunde gekommen sei, wo Alles, was dort seit undenklichen Zeiten unerledigt geblieben ist, einer glücklichen, genügenden und

dauernden Ausgleichung zugeführt werden müsse. Man ging dabei weit über die Grenzen des Möglichen hinaus. Man sprach vom Sein und Nichtsein des osmanischen Reichs, vom Wohl und Wehe seiner christlichen Bewohner, von der Nothwendigkeit einer definitiven Entscheidung darüber, ob die Vorherrschaft dort fortan den Mächten des Westens oder dem Koloß des Nordens zugehören solle?

Wer aber die orientalische Frage so auffaßte, der hat nicht bedacht, von welchen Schwierigkeiten ihre Lösung nicht nur jetzt, sondern seit Jahrhunderten umgeben war, daß sie in dem Sinne, wie man sie jetzt erwarten mochte, auch noch in Zukunft, wo nicht für alle Zeiten, ein unlösbares Problem europäischer Politik bleiben wird. Haben wir nicht durch den letzten Kampf im Felde und im Rathe der Vertreter der betheiligten Mächte nur erst wieder recht erfahren, daß diese orientalische Frage gar keine isolirte ist, daß sie durch die feinsten Fäden von jeher an alle Verhältnisse und Interessen unsers geistigen und politischen Lebens gekettet war, und daß es selbst seine sehr bedenkliche Seite hat, ihr tiefer auf den Grund zu dringen? Denn sie ist, ungeachtet ihres Alters, noch immer von einer erschreckenden Fruchtbarkeit. Sie erzeugt, sobald man sich einmal ernstlicher mit ihr einläßt, wie wir noch jüngst gesehen haben, eine Menge anderer Fragen, die man lieber ganz unberührt ließe, weil sie nicht minder schwer zu beantworten und auf befriedigende Weise zu lösen sind, eine italienische, sardinische, neapolitanische, griechische u. s. w.

Nichtsdestoweniger war es gewiß für Viele eine große Enttäuschung, daß man auf den Trümmern von

Sewastopol die Schwerter einsteckte, um zum Abschluß eines Friedens zu eilen, dessen Ergebnisse mit dem Aufwand an Kräften und Mitteln, welche der Krieg erheischt hatte, kaum in geeignetem Verhältnisse zu stehen schien, und welcher am wenigsten für eine Lösung der orientalischen Frage gelten kann, wie sie übertriebene Erwartungen und nur zu sanguinischen Hoffnungen verlangen mochten. Wir haben die letztern, wie wir uns gleich zu Anfange des jüngsten Kampfes zu äußern uns erlaubten [1]), niemals getheilt, weil wir Das, was in dieser Beziehung in der Gegenwart als erreichbar erscheinen mochte, nach Dem beurtheilen zu müssen glaubten, was unter analogen Verhältnissen in der Vergangenheit erreicht worden war.

Auch sind wir weit entfernt, den Frieden vom 30. März hier einer tiefereingehenden Betrachtung oder gar einer schärfern Kritik unterwerfen zu wollen. Was sich dafür und dagegen sagen läßt, ist ohnehin schon oft und zur Genüge gesagt und erörtert worden. Er war — und dies gab mit den Ausschlag — eine durch die politische Weltlage Europas bedingte Nothwendigkeit geworden. Man hatte durch einen zweijährigen schweren Kampf die Ueberzeugung schon theuer genug erkauft, daß langwierige und kostspielige Kriege nicht mehr an der Zeit seien, daß im Gegentheil ein gebieterisches Bedürfniß europäischer Staatsentwickelung die betheiligten Mächte darauf hinweise, ihre besten Kräfte nicht bei Gewaltanstrengungen nach außen hin zuzusetzen, sondern sie für Pflege, Förderung und Mehrung der Zeitinteressen des innern Staatslebens und des nationalen Wohlstands

zusammenzuhalten. Das bedingte zum Theil auch das Wesen und die Resultate des Friedens vom 30. März.

Hat er die orientalische Frage nicht gelöst, so war er doch insofern ein erheblicher Fortschritt auf der mühevollen Bahn zu ihrer Lösung, als sie durch ihn in ein neues Stadium ihrer Entwickelung hineingeführt worden ist. Es ist noch nie ein Friede zwischen der Pforte und europäischen Mächten geschlossen worden, bei welchem die streitigen Verhältnisse eine volle und befriedigende Erledigung gefunden hätten, und nicht noch hinterher, wie auch jetzt wieder, um Erdschollen und Grenzpfähle gestritten worden wäre. Man kann selbst bezweifeln, ob wenigstens der Hauptzweck des letzten Kriegs, das osmanische Reich vor den weitern Uebergriffen Rußlands völlig sicherzustellen, durch den Frieden wirklich erreicht worden ist. Mag dies, obgleich sich Sewastopol schon wieder aus seinen Ruinen erhebt, von der europäischen Seite her für jetzt der Fall sein, so ist es doch, wie unlängst noch Lord John Russell bei der Rechtfertigung seiner orientalischen Politik vor seinen Wählern in Guildhall klar und deutlich dargelegt hat, eine kaum hinwegzuleugnende Thatsache, daß die Türkei durch Rußland nun am meisten von Asien her bedroht ist und dasselbe, wie der edle Lord sich ausdrückte, „sich anschickt, durch die Vernichtung der Unabhängigkeit der Circassier nur einen neuen Schritt zur Eroberung des osmanischen Reichs zu thun“.

Und dennoch möchten wir den Frieden vom 30. März als einen wesentlichen Gewinn für die europäische Civilisation betrachten, nicht nur weil bei seinem Abschluß der Geist der Humanität, der gegenseitigen Achtung und

Anerkennung und der dadurch bedingten politischen Redlichkeit vorwaltete, sondern weil er auch namentlich die innere Entwickelung des osmanischen Reichs, wie es nie zuvor geschehen ist, mit ebenso viel Schärfe als Wohlwollen ins Auge gefaßt hat. Die orientalische Frage ist aber dadurch vorzugsweise eine Frage der innern Politik geworden, die ihre Lösung von der Zukunft zu erwarten hat.

Auch da treten ihr in einer neuen Sphäre gewiß die größten Schwierigkeiten entgegen. Man wird Versuche machen, man muß Erfahrungen sammeln, ehe man zu bestimmten Resultaten gelangen kann. Es steht noch sehr dahin, ob der Weg der Reformen, den man nun einmal betreten hat, zu glücklicher Heilung und Wiederherstellung oder zur Auflösung und gänzlichen Vernichtung des siechen Körpers führen wird. Jedenfalls wird Niemand das Gewagte und Gefahrvolle jenes Systems verkennen, bei welchem so widerstreitende Elemente des geistigen und politischen Lebens, wie Islam und Christenthum, moderne europäische Staatsinstitutionen und altorientalische Satzungen zu einem Ganzen verschmolzen werden sollen, welches die Grundlage eines neuen Staatsgebäudes der eigenthümlichsten Art bilden würde.

Es fragt sich, ob selbst den christlichen Unterthanen der Pforte z. B. mit unsern Steuer- und Rekrutirungsgesetzen und der beständigen bureaukratischen Bevormundung ihres öffentlichen Wesens sonderlich viel gedient sein wird. Es könnte leicht kommen, daß ihnen ihr Karatsch und die Selbständigkeit ihrer urväterlichen Gemeindeverfassung, unter dem Schutze ihres kirchlichen Lebens, am Ende doch mehr zusagte, selbst auf die Gefahr hin, dabei

bisweilen Leben und Eigenthum aufs Spiel zu setzen. Und wie werden vollends alle Gläubigen die Köpfe schütteln, wenn man ihnen sagt, daß jetzt zu Paris der Code Napoléon ins Türkische übertragen wird, um der in Konstantinopel tagenden Gesetzbuchscommission bei der Verbesserung ihres Koran zu Anhalt und Richtschnur zu dienen! Sollen etwa die Muftis großherrliche Staatsprocuratoren, die Kadiasker Generalauditeure, die Kadis Richter erster und zweiter Instanz werden?

Man ersieht daraus, daß man sich nicht scheut, selbst den innersten Lebensnerv des osmanischen Staatswesens anzugreifen und es somit einer Krisis zuzuführen, welche in ihren Resultaten für seine ganze Existenz entscheidend werden muß. Wir wollen uns aber nicht sogleich weiter in das Labyrinth von Vermuthungen, Hoffnungen und Besorgnissen verlieren, welche sich an diesen Umschwung der orientalischen Dinge knüpfen. Eine andere Frage soll uns hier beschäftigen, welche insofern wenigstens in mittelbarer Beziehung damit steht, als die Umgestaltung des innern osmanischen Staatslebens immer mehr oder minder unter dem Einflusse der orientalischen Politik stand, welche die bei dem Kampfe um das Dasein der Hohen Pforte am meisten betheiligten Mächte befolgten und zur Geltung zu bringen suchten.

Jedenfalls war es eines der wichtigsten Momente in diesem Kampfe, daß dabei nach und nach ein Widerstreit der Interessen der Mächte des Westens und der Mächte des Nordens zutage trat, welcher sie selbst zueinander in ein feindliches Verhältniß versetzte und gewissermaßen die bestimmtere Ausbildung der beiden Systeme westlicher und nördlicher Politik zur Folge hatte, die sich seitdem

durch die Geschichte der ortientalischen Frage und ihrer von Zeit zu Zeit versuchten Lösung hindurchziehen. Ist der Zwiespalt zwischen beiden durch den letzten Krieg sozusagen wieder in ein neues Stadium eingetreten, so mag es vielleicht gerade jetzt ein erhöhtes Interesse gewähren, seine Ursachen etwas schärfer aufzufassen und an die Thatsachen zu erinnern, welche mit seinem Anfange und seinem weitern Verlaufe in genauerer Beziehung standen.

Denn es gab sicherlich eine Zeit, wo Niemand daran dachte — und wir werden weiterhin die thatsächlichen Beweise dafür beibringen —, daß überhaupt ein solcher Zwiespalt zwischen West und Nord in Betreff der orientalischen Dinge je stattfinden könne, wo man sich im Gegentheil noch die größte Mühe gab, z. B. „den Moskowiter" zu gemeinschaftlicher Thätigkeit mit in das westliche System orientalischer Politik hineinzuziehen, welches im Grunde noch gar keinen andern Zweck kannte, als die Vernichtung des osmanischen Reichs und die Vertreibung der Türken aus Europa. An dem Tage aber, wo der Kampf um das Dasein der Pforte zwischen dem Westen und dem Norden seinen Anfang nahm, war auch das Bestehen des osmanischen Reichs für lange Zeiten entschieden.

Wir haben die Epoche, welcher die Entstehung und die frühere Geschichte des Kampfes um die Vorherrschaft des westlichen und nördlichen Systems orientalischer Politik angehört, bereits als das dritte Stadium in der Geschichte der orientalischen Frage bezeichnet. [2]) Der sinkende Einfluß oder, wenn man will, die Ohnmacht des Westens und das entschiedene und bedeutsame Hervor-

treten des Nordens sind die hervorragenden Momente, welche ihm seinen bestimmten Charakter verleihen, und der Friede von Kutschuk-Kainardschi, als der erste folgenreiche Sieg des letztern, mag füglich als der Endpunkt desselben, als die Grenzscheide zwischen dem dritten und dem vierten Stadium der orientalischen Frage hingestellt werden, welches letztere uns bis zur Gegenwart führen würde. Wir wollen hier jetzt jenes unter den angegebenen Gesichtspunkten durchlaufen.

## II.

## Die Ohnmacht des Westens.

Es gibt schwerlich ein zweites weltgeschichtliches Ereigniß, welches in seinen Folgen sowenig den großen darangeknüpften Erwartungen entsprochen hätte, wie der Seesieg der vereinigten christlichen Flotten des Westens über die osmanische Armada bei den curzolarischen Inseln am 7. Oct. 1571.

Ging übertriebene Begeisterung im Taumel des Sieges insofern gleich zu weit, als sie sich der zuverlässigen Hoffnung hingab, daß es nun für immer um das osmanische Reich, wenigstens auf europäischem Boden, geschehen sei, daß die stolze Macht des Halbmonds, gänzlich zu Boden geworfen, es nie mehr wagen werde, dem siegreichen Kreuze die Spitze zu bieten, so gab es doch auch ruhigere und kältere Beurtheiler solcher Dinge, welche der festen Ueberzeugung lebten, daß man diesen großartigen Moment in dem nun schon Jahrhunderte währenden Kampfe der christlichen Welt gegen die drohende

Gewalt des Islam nicht unbenutzt vorübergehen lassen werde und könne. Sie hegten die sehr natürliche Meinung, daß diesem ersten entscheidendem Schlage bald ein zweiter und dritter folgen müsse, welcher wenigstens geeignet sei, den Kern der osmanischen Macht anzugreifen und ihren Fortschritten nach Westen hin für alle Zukunft gebührende Schranken zu setzen.

Man glaubte in dieser Hinsicht die gerechten Ansprüche der sieggekrönten Christenheit gewiß nur auf das bescheidenste Maß zurückzuführen, wenn man von einem Angriff auf Lepanto und Negroponte, von der Eroberung von Albanien und Morea, wo die ganze christliche Bevölkerung nur ihrer Erlösung harre und sofort zu den Waffen greifen werde, mindestens von der Wiedereinnahme der eben erst verlorenen Insel Cypern sprach. Selbst sehr kluge und umsichtige Politiker, wie z. B. der damalige französische Gesandte zu Konstantinopel, François de Noailles, Bischof von Acqs, waren der Ansicht, daß es ein Leichtes gewesen wäre, mit der vereinigten Flotte ohne weiteres die Dardanellen zu passiren und die osmanische Hauptstadt anzugreifen. Ihre wenigen und schlechtunterhaltenen Festungswerke würden kaum einige Stunden Widerstand geleistet haben; die 40,000 Christen daselbst zu Pera und in der Umgegend hätten sich erhoben, um sich mit den Abendländern zum Umsturz der osmanischen Herrschaft zu vereinigen; Bestürzung und Rathlosigkeit hätten bei der Unfähigkeit des Sultans Selim II. das Uebrige gethan; man hätte doch wenigstens der Pforte im Serail den Frieden vorschreiben können. [3])

Von dem Allen geschah nun aber geradezu gar nichts.

Anstatt den auf so glänzende Weise errungenen Sieg sogleich mit vereinten Kräften weiter zu verfolgen, entzweiten sich die Flottenführer über die Theilung der erst noch zu machenden Beute. Man konnte namentlich nicht darüber einig werden, wem im Fall einer Eroberung der moreatischen Halbinsel diese oder jene Landschaft, diese Küstenfestung und jener Hafen zutheil werden solle. Das Fell wurde, wie der Cardinal de Rambouillet, damals französischer Botschafter zu Rom, in einer Depesche an König Karl IX. spöttisch bemerkt, verkauft, ehe man noch den Bären hatte.[4]) Man that also lieber gar nichts. Ein Jeder der Verbündeten zog mit den paar erbeuteten Galeeren nach Hause, und das arme Venedig, welches gern nur wenigstens Cypern noch gerettet hätte, blieb, auf seine eigenen schon fast erschöpften Kräfte verwiesen, seinem Schicksal überlassen. Im nächsten Jahre fand man sich zwar nochmals in den griechischen Gewässern zusammen; allein einige nutzlose Plänkeleien an der Südküste von Morea und ein unglücklicher Angriff der Venetianer auf die Insel Santa-Maura waren die einzigen trostlosen Resultate dieses Feldzugs. Was blieb nun aber Venedig noch übrig, als nur so schnell wie möglich jenen schimpflichen Frieden zu schließen, in welchem es nicht nur Cypern und seine Eroberungen in Dalmatien aufgeben, sondern auch noch 300,000 Dukaten Kriegskosten zahlen und sich die Erhöhung seines Tributs für die Insel Zante von 500 auf 1000 Dukaten gefallen lassen mußte. (7. März 1573.)

Genug der Schlag bei Lepanto war in der That fast mehr ein Beweis für die Ohnmacht und Schwäche als für die Kraft und Stärke der Christenheit in ihrem

Kampfe gegen die osmanische Macht, welche sich zum Erstaunen der Welt von dieser Niederlage, da man ihr einmal Zeit ließ, schneller wieder erholte, als man auf Seiten der Seemächte des Westens erwartet haben mochte. Nicht ohne Verwunderung sah man bereits im Frühjahr 1572 wieder eine Flotte segelfertig im Kanal von Konstantinopel liegen, welche allein 120 neue Galeeren, nach Einigen sogar 250 Schiffe aller Art zählte. „Ich hätte niemals an die Größe dieser Monarchie geglaubt", schrieb damals (8. Mai 1572) der Bischof von Acqs an König Karl IX., „wenn ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen hätte und beurtheilen könnte. Denn es vergeht in der That kein Tag, an dem man nicht neue Wirkungen davon wahrnähme." [5])

Gleichsam im Unmuth über diese Lauheit und Verblendung der christlichen Mächte schickte der ebenso freimüthige als tiefblickende Uberto Folieta im nächsten Jahr, 1573, kurz nach dem Venetianischen Frieden, seine gediegene, einem der Helden des Tags bei Lepanto, dem Befehlshaber des päpstlichen Geschwaders, Marcantonio Colonna, gewidmete Schrift: „De causis magnitudinis Turcarum imperii", in die Welt, welche der gelehrte Henricus Stephanus in einer an Kaiser Rudolf II. und die Reichsstände gerichteten Gegenschrift mit mehr Scharfsinn als Erfolg zu widerlegen suchte. [6]) Und ein Dritter gab sich sogar um dieselbe Zeit die Mühe, mit einem seltenen Aufwande classischer Gelehrsamkeit den Beweis zu führen, daß das osmanische Reich fortdauern werde und unbesiegbar sei, selbst der Meinung des Aristoteles zum Trotz, daß tyrannisch regierte Staaten nicht bestehen können. [7])

Welche bittern Wahrheiten mußten sich da, ungeachtet des in Schrift und Lied durch alle Länder der Christenheit noch lange nachhallenden Jubels über die Waffenthat bei Lepanto, Fürsten und Völker sagen lassen! Was habe denn das durch die Einheit seiner Regierungsgewalt so starke osmanische Reich, meinte z. B. der Verfasser der zuletztgenannten Abhandlung, gegenüber der christlichen Welt zu fürchten, welche bei dem vielköpfigen und zerrissenen Regiment einer so großen Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren doch nie mehr zu Einheit, Kraft und entschlossener That gelangen werde? Selbst jener glänzende Sieg bei den curzolarischen Inseln sei dafür der triftigste Beweis. Denn nicht der Tapferkeit der Christen, nein, nur der Gnade Gottes könne man solche Erfolge zuschreiben. Dafür spreche die heillose Zwietracht, welche die Führer der vereinten Flotten sogleich nach dem Siege zu Ohnmacht und Unthätigkeit verdammt habe, ja nur zu deutlich.

Sollte es auch nach so ermuthigenden Erfahrungen wirklich noch immer eine trostlose Wahrheit bleiben, daß, wie schon der umsichtige Busbeck, der Gesandte des Kaisers, welcher Mängel und Vorzüge des türkischen Wesens wie Wenige erkannt hatte und zu würdigen verstand, mit einem trüben Blick in die Zukunft ausruft, den Osmanen das Siegen, den Christen das Besiegtwerden zur Gewohnheit geworden? „Wenn ich unsere Zustände mit denen der Türken vergleiche“, meinte er bereits längst vor dem Tage bei Lepanto, „so denke ich mit Entsetzen daran, was daraus am Ende werden soll; denn die Einen müssen siegen, die Andern untergehen; Beide können sicherlich nicht nebeneinander

unversehrt bestehen. Auf Seiten der Türken befinden sich unermeßliche Reichthümer, ungeschwächte Kräfte, Uebung im Gebrauch der Waffen, kriegserfahrene Soldaten, beständige Siege, Ausdauer, Einigkeit, Ordnung, Disciplin, Mäßigkeit, Wachsamkeit; auf unserer dagegen öffentliche Armuth und luxuriöses Leben in den Familien, geschwächte Kräfte, gebrochener Muth; wir können weder Anstrengungen ertragen, noch die Waffen mit Geschick gebrauchen, unsere Soldaten sind ohne Tüchtigkeit, unsere Feldherren voll Habsucht, die Mannszucht wird für nichts geachtet, überall herrscht nur Zügellosigkeit, Völlerei und lasterhaftes Leben; und was das Schlimmste ist, bei Jenen ist das Siegen, bei uns das Besiegtwerden zur Gewohnheit geworden." [8])

Solche vergleichende Bilder, nur noch mit grellern und stärkern Farben ausgemalt, finden wir auch noch zu Ende des 16. Jahrhunderts wieder. Und dabei ist das Merkwürdigste, daß man den Türken selbst in den Dingen, auf welche man in dem Kampfe gegen dieselben gerade von jeher das meiste Gewicht gelegt hatte, das religiöse Interesse und die christliche Begeisterung, nothgedrungen und wider Willen den Vorrang zugestehen mußte. „Zu erbarmen ist's", klagt noch im Jahr 1596 der Apotheker Seidel, welcher seine Treue im Dienste des östreichischen Gesandten, des Herrn von Kreckwitz, durch die Qualen einer vierjährigen Sklaverei büßen mußte, in seiner einfachen und ergreifenden Weise, „daß unter uns Christen so wenig Furcht und Liebe Gottes gefunden wird, dagegen so schreckliche Laster im Schwunge gehen. Dieß muß ich gleichwohl denen Türken nachrühmen, daß sie in ihren Feldzügen und Lagern in ihrer

Religion ein viel andächtiger, gottesfürchtiger, ehrbarer, keuscher, mäßiger, sauberer, stiller und besser Leben führen, als die Unsrigen. So ist auch bei ihnen gute Ordnung und Gehorsam, welches ich gesehen und erfahren, als der großmächtigste Sultan Mohamet Anno 1596 sich in Ungarn begeben. Wollte wünschen, daß an meiner Statt etwa ein vornehmer Kriegsheld der Unsrigen sein mögen, der solche der Türken Gelegenheit angeschauet und erfahren; würde solches ohne Zweifel ihm besser zu nutzen machen können, als ich, der ich im Kriege ungeübt." [9])

Die schlimmste Seite dieser erschreckenden Lage war nun aber, daß sich im Rathe der Pforte selbst seit dem Misgeschick vor Lepanto wieder mehr wie je die Meinung festsetzte, daß man von gemeinschaftlichen Unternehmungen der Mächte der Christenheit überhaupt nichts mehr zu befürchten habe, und im Gegentheil, bei der unter ihnen herrschenden Zwietracht, jedenfalls stark genug sei, ihnen im Einzelnen nach allen Seiten hin mit Erfolg die Spitze zu bieten. Einer der Unterhändler des Venetianischen Friedens vom Jahr 1573, der gewandte Constantino Garzoni, hatte sogleich richtig erkannt, daß darin eigentlich der Kern und das Geheimniß der Politik und der Haltung des Divans beruhe. Er gab, wie alle Welt, zu, daß, den vorherrschenden Stimmungen der Völker und den Interessen der Fürsten zufolge, die Stellung der europäischen Christenheit zur Pforte nach wie vor eine entschieden feindliche sein und bleiben müsse, er konnte aber auf der andern Seite nicht verkennen, daß eigentlich gar keine Macht mehr vorhanden sei, welche im Stande gewesen wäre, einer bedeutenden europäischen

Bewegung nach dem Oriente hin den Anstoß zu geben, sie zusammenzuhalten und siegreich bis zum Ziele zu leiten. [10])

Fünf Mächte des Westens waren es, welche dafür überhaupt jetzt noch in Betracht zu ziehen gewesen wären und um den Vorrang der Leitung eines gemeinschaftlichen Feldzugs gegen den Erbfeind des christlichen Namens hätten streiten können: der Papst, der Kaiser, Spanien, Frankreich und die Signorie von Venedig. Man wußte aber selbst in Konstantinopel nur zu gut, daß ihrem Einfluß auf Andere durch ihre eigene Ohnmacht schon hinlängliche Grenzen gesetzt seien.

Ueber die materielle Macht des Papstes hatte man sich im Divan niemals getäuscht. Nun war man aber dort auch über die Nichtigkeit seiner moralischen Gewalt, als des geistlichen Oberhauptes der Christenheit, völlig im Klaren. Erst in dem letzten Kriege, so dachte man da, habe es sich so recht gezeigt, daß er eigentlich gar nichts mehr vermöge. Vorher hatte man immer noch geglaubt, daß er wenigstens die Macht habe, alle Fürsten der Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu vereinigen; nun aber hatte der Verlauf des Krieges und der schmachvolle Friede, der ihn beendigt, diesen Glauben vollends zuschande gemacht. Seine geistlichen Ermahnungen galten eben für nichts weiter als leere Worte, welche am wenigsten dazu gemacht seien, Bündnisse hervorzurufen und zu befestigen, die nur durch die Gewalt tiefer eingreifender Staatsinteressen zustande gebracht und zu erfolgreicher Thätigkeit getrieben werden könnten. Der Heilige Stuhl und seine Macht waren im Serail in der That schon völlig zum Gespött geworden.

Rom, pflegte der Großvezier Mohammed Sokolli zu sagen, könne man, wenn man nur wolle, jederzeit mit zwei Sandschaks hinwegnehmen, und mit den päpstlichen Bullen, welche noch dann und wann erschienen, um die Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufzuregen, trieb man die Kurzweil schon so weit, daß sich Sultan Murad III. dieselben ins Türkische übersetzen ließ, blos um sie dann desto bequemer zum Gegenstande des Zeitvertreibs, des Gelächters und des Spottes zu machen.[11])

Ebenso war auch das politische Ansehen, welches der Kaiser und das Deutsche Reich im Diwan genossen, immer tiefer gesunken. Von den Deutschen, die, beständig unter sich zerfallen, nur immer besiegt worden seien, hegte man dort überhaupt niemals eine sehr hohe Meinung; und wenn Karl V. und Ferdinand I. wenigstens persönlich noch als achtbare und mächtige Fürsten hochgehalten, beziehungsweise selbst gefürchtet wurden, so wollte man dagegen Maximilian II. und vollends seinem Sohne Rudolf II. (seit 1576) gar wenig Bedeutung beilegen. „Der gegenwärtige Kaiser", berichtet der Venetianer Giacomo Saranzo von dem Letztern um diese Zeit, „sinkt in der That jeden Tag mehr in der Achtung der Pforte; denn der Großherr kennt die Schwäche der ihm zugebote stehenden bewaffneten Macht, die Armuth seines Schatzes, die Uneinigkeit unter den Fürsten Deutschlands und das geringe Ansehen und Vertrauen, welches Se. Majestät genießt. Auch wünscht der Kaiser, da er sich außer Stand sieht, den Türken mit Erfolg die Spitze zu bieten, nichts mehr als mit ihnen in Frieden und Freundschaft zu leben. Dagegen halten auch sie nur

sehr wenig von ihm, weil sie ihn nicht fürchten. Denn es ist überhaupt ihre Art, nur Die zu achten, die ihnen als Freunde nützlich sein oder als Feinde schaden können; nach meiner Meinung nimmt aber die Achtung, welche sie vor dem Kaiser haben, täglich mehr ab." [12])

Aus denselben Gründen, aus welchen man auf Seiten der Pforte von der Gewalt des Kaisers eine so geringe Meinung hegte, stand dagegen Spanien als die am meisten zu fürchtende Macht unter den Staaten des Westens noch immer auf einer sehr hohen Stufe politischer Achtung im Divan. Wie gern hätte man da diese Macht vollends gebrochen, von welcher sich, wie uns Busbeck versichert, nun einmal schon seit den Zeiten Karl's V. die Meinung festgesetzt hatte, daß die Pforte gar keinen Feind mehr zu fürchten haben würde, wenn nur erst Spanien besiegt wäre. [13]) Der Tag bei Lepanto, dessen Erfolge man vor allem der Tüchtigkeit der Galeeren Philipp's II. und der persönlichen Tapferkeit und Umsicht des Don Juan d'Austria zuschreiben zu müssen glaubte, hatte aber die in dieser Beziehung gehegten Wünsche und Hoffnungen wieder sehr herabgestimmt. Sultan Selim II. konnte selbst nicht umhin, diesem gefürchteten Seehelden kurz nach der Schlacht in einem halb demüthigen, halb drohenden und von reichen Geschenken begleiteten Schreiben seine Anerkennung in sehr sonderbarer Weise auszusprechen. „Deine Tapferkeit, edelster Don Juan", heißt es darin unter Anderm, „dem es beschieden war, nach solanger Zeit der Einzige zu sein, welcher angefangen hat, dem souveränen, stets glücklichen und erlauchten osmanischen Hause von Seiten der Christen Schaden zuzufügen, veranlaßt mich, obgleich ich beleidiget bin, dir

die beifolgenden Geschenke zu machen, welche du höher achten mußt als irgendein Glück, welches dir zutheil werden könnte. Denn sie kommen von Dem, welcher, obgleich der größte aller Sterblichen, sich durch diese seine Freigebigkeit mit dir fast anf gleichen Fuß stellt, indem er dich für würdig hält, von seiner Hoheit beachtet zu werden. Und dies zu wünschen, ist bis jetzt Vielen leichter geworden als es zu erlangen. Bitte Gott, daß er dich vor unserm Zorn bewahre."

Die beigefügten Geschenke (kostbares Pelzwerk, die reichsten Teppiche und Gewänder in Goldstoff und Seide, Waffen der uusgesuchtesten Art, lauter Damascenerklingen mit Besatz von Edelsteinen von sehr hohem Werth, geschmackvolles türkisches Reitzeug, gleichfalls reich besetzt, endlich stark vergoldete Trinkschalen und Wasserbehälter von feinster Arbeit) wurden ihrem Werthe nach auf mindestens 12,000 Dukaten geschätzt und folglich gern angenommen. Don Juan war aber doch auf seinen Sieg zu stolz, als daß er nicht dem noch immer übermüthigen Feinde in seiner Antwort hätte Bescheid thun sollen.

„Deinen Brief und deine Geschenke", schrieb er dem Sultan zurück, „habe ich zum guten Zeichen erhalten. Diese sind deiner Freigebigkeit, jener ist der Tapferkeit würdig, welcher es Gott gefallen hat, mir zur Vertheidigung seiner Gläubigen und zur Bekämpfung des osmanischen Hauses zu verleihen, dem ich als unerfahrener Knabe, wie du mich genannt hast, angefangen habe, Schaden zuzufügen. Du kannst dir leicht denken, welches Ende Dies nehmen wird, da du jetzt zugibst, daß ich ein Feldherr von ausgezeichneter Tapferkeit bin." Und indem er ihm als Gegengeschenk einen gefangenen Griechen

zurückschickte, fügte er schließlich hinzu: „Obgleich ich ihn hätte des Lebens berauben können, so habe ich es doch ihm nicht nur geschenkt, sondern ihm auch alle meine Vorbereitungen und meine Plane sehen lassen, welche den Zweck haben, dich ohne Unterlaß zu bekämpfen. Uebrigens wirst du es nicht verschmähen, es für eine der größten Auszeichnungen zu erachten (de compter au souverain degré de tes plus grandes grandeurs), daß Don Juan d'Austria, der Christ, die Geschenke Selim's, des türkischen Kaisers, angenommen und seinen Brief beantwortet hat.“ [14])

Diesen hochfahrenden und drohenden Worten von beiden Seiten folgten indessen die entsprechenden Thaten keineswegs. Die Pforte wagte es, nach den Erfahrungen, welche sie bei Lepanto gemacht hatte, doch nicht, sich sogleich wieder gegen die spanische Armada zu versuchen und ihre kaum wiederhergestellte Flotte ein zweites mal auf das Spiel zu setzen, zumal da dieselbe zwar der Zahl der Schiffe nach allerdings wieder auf eine ansehnliche Stärke gebracht worden, aber in Betreff der Ausrüstung und der Bemannung kaum seehaltig war und namentlich an tüchtigen Offizieren, welche in jener Schlacht fast sämmtlich zugrunde gegangen waren, den empfindlichsten, schwer zu ersetzenden Mangel litt. [15]) Man wußte in Konstantinopel sehr wohl, daß der König von Spanien beständig 200 Galeeren kriegstüchtig in Bereitschaft habe und im Stande sei, im Fall der Noth in kurzem noch eine gleiche Zahl auszurüsten.

Man legte jetzt aber auf seine wachsende Geldmacht beinahe noch mehr Gewicht als auf diese seine gewaltige Seemacht, vorzüglich seit es ihm gelungen war,

Portugal mit seinem Reiche zu vereinigen (1590). Nicht nur daß ihm dadurch die reichsten Mittel geboten wurden, Heer und Flotte ansehnlich zu verstärken, konnte sich Sultan Murad III. nun auch nicht des sonderbaren Gedankens entschlagen, daß König Philipp II. die Schätze, welche er aus den portugiesischen Colonien in Indien beziehe, vornehmlich mit dazu benutze, seine Veziere zu bestechen, damit sie ihn abhalten sollten, gegen Spanien die Waffen zu ergreifen und überdies im Innern des Reichs Unruhen anzustiften, welche ihn verhindern, seine Waffen überhaupt nach außen zu kehren. Der Kapudan-Pascha Cigala, welchen Murad in dieser Beziehung am meisten in übeln Verdacht hatte, konnte sich nur durch ein Geschenk von 200,000 Zechinen an die Casna des Großherrn und die Gunst der Mächtigen des Harems und des Serails halten. [16])

Außerdem war der Pforte die Herrschaft Spaniens in Indien noch aus zwei Gründen im höchsten Grade lästig und verhaßt. Einmal konnte man es nicht vertragen, daß der so ergiebige Handel mit Spezereien im Persischen Meerbusen ganz in die Hände Spaniens gelangen solle, wodurch dem großherrlichen Schatze allein an Zöllen und sonstigen Abgaben ein Verlust zugefügt wurde, welche man nicht zu hoch auf mehr als eine Million Dukaten jährlich schätzen zu können glaubte. Und zweitens fürchtete man, daß der König von Spanien, welchen man schon im Verdacht hatte, daß er die um diese Zeit in Arabien ausgebrochenen Unruhen begünstige und zu unterhalten suche, nun auch noch von dieser Seite mit weitergreifenden Eroberungsplanen gegen das osmanische Reich umgehe, während er es bis

dahin damit vorzugsweise nur auf die nordafrikanischen Küstenstaaten abgesehen gehabt habe.

An Mitteln des Widerstandes fehlte es aber dort, im Persischen Meerbusen, gänzlich, zumal da die in frühern Zeiten gegen die Portugiesen gerichteten Marine-anlagen zu Suez und Bassora längst in Verfall gerathen waren. Die wenigen Galeeren, die dort unterhalten worden waren, etwa 25 zu Suez und 15—20 zu Bassora, hatte man nach und nach in den Docks verfaulen lassen und gar nicht mehr daran gedacht, sie durch neue zu ersetzen. Eher hätte man es wagen können, der spanischen Macht eine Diversion von Afrika aus zu machen. Und wirklich scheint man auch in Konstantinopel einmal den kühnen Plan gehabt zu haben, ein Corps Mauern von der afrikanischen Küste aus nach Spanien hinüber zu werfen; man ließ ihn aber ebenso schnell wieder fallen, als man ihn gefaßt hatte, angeblich weil es an den geeigneten Mitteln fehlte, die Reiterei, woraus natürlich dieses Corps vorzugsweise hätte bestehen müssen, überzusetzen und auf spanischem Boden zu unterhalten. [17])

Ueberhaupt wurde man aber auch von jeder größern Unternehmung gegen Spanien durch den Gedanken zurückgeschreckt, daß es noch immer die einzige Macht sei, welche in Europa Einfluß genug besitze, um im Falle eines Angriffs von Seiten der Pforte wieder ein Waffenbündniß aller Fürsten der Christenheit gegen das osmanische Reich zustande zu bringen, mit welchem man es in keinem Falle aufnehmen konnte und wollte. Der Kapudan-Pascha Uludschali, welcher es vorzüglich auf Oran abgesehen hatte und sich von da aus, nach Barba-

rossa's Vorgang, unter der Oberhoheit der Pforte gar zu gern ein eigenes Reich begründet hätte, wurde zwar nicht müde, den Divan zum Seekrieg gegen Spanien zu reizen; allein man scheute die Anstrengungen und die Folgen solcher Unternehmungen; und Alles, was man in dieser Richtung zu thun wagte, beschränkte sich daher darauf, daß man Uludschali im Jahr 1574 gestattete, in einem unbewachten Augenblick den Spaniern Tunis wieder hinwegzunehmen, welches Don Juan d'Austria erst im Jahre 1572 nochmals besetzt hatte.

Die Indolenz, mit welcher das Cabinet von Madrid den Verlust dieses wichtigen Postens, auf dessen fernern Besitz es gar kein Gewicht mehr gelegt zu haben scheint, verschmerzte, mag der beste Beweis für den Geist sein, welcher die damalige orientalische Politik Spaniens beseelte und leitete. Don Juan d'Austria, welcher um diese Zeit in Mailand verweilte, machte nicht einmal einen Versuch mehr, den Osmanen mit seiner Flotte die Spitze zu bieten. [18]) Es war auch in der That König Philipp und seinen Ministern mit dem Kriege gegen die Pforte gar kein Ernst mehr. Die Furcht vor Frankreich verdammte am Ende auch Spanien zu gänzlicher Ohnmacht und Unthätigkeit nach dieser Richtung hin, während auf der andern Seite die Politik der Pforte gegen dasselbe nur noch darauf hinauslief, es durch Frankreich gehörig einzuschüchtern und im Schach zu halten.

Schon um dieselbe Zeit, wo Don Juan d'Austria und Sultan Selim II. die obenerwähnten herausfodernden Briefe wechselten, begannen die geheimen Unterhandlungen zwischen den spanischen Agenten und der Pforte, welche den Zweck hatten, zwischen beiden Mächten einen dauern-

den Frieden oder wenigstens einen längern Waffenstillstand herbeizuführen, aber, von dem Kaiser im Interesse des Hauses Oestreich auf jede Weise unterstützt, von Frankreich dagegen unablässig und aus allen Kräften durchkreuzt und hintertrieben, von der Pforte, klug genug, zunächst nur dazu benutzt wurden, zwischen diesen Großmächten des Westens die Zwietracht zu mehren und zu unterhalten. Der eigene Secretär des Don Juan d'Austria war, wie es scheint, der erste spanische Unterhändler, welcher sich unter dem Vorwande der Auswechselung von Gefangenen, mit geheimen Instructionen versehen, in Konstantinopel einfand. Der kluge Bischof von Acqs, welcher auch eben erst in Konstantinopel eingetroffen war, hatte indessen den eigentlichen Zweck seiner Sendung sehr bald durchschaut und brachte es ohne große Schwierigkeiten dahin, daß die ersten Eröffnungen der Spanier von der Pforte mit großer Zurückhaltung und Gleichgültigkeit aufgenommen wurden. Diese spanischen Angelegenheiten gewannen aber eben dadurch eine entschiedene Wichtigkeit für die Stellung Frankreichs zur Pforte. Denn der Bischof von Acqs kann selbst nicht umhin, geradezu einzugestehen, daß die Hoffnung, daß Frankreich gegen Spanien die Waffen ergreifen werde, der einzige Grund sei, warum man sich in Konstantinopel überhaupt von jeher mit ihm auf ernstere Unterhandlungen eingelassen habe. [19])

Er glaubte diese Stimmung der Pforte nun vor Allem dazu benutzen zu müssen, den in den letzten Zeiten allerdings bedeutend gesunkenen Einfluß seines Hofs im Divan wieder etwas zu heben und auf einer Frankreichs Weltstellung entsprechenden Höhe zu erhalten. Er war

überhaupt durchaus nicht der von mehren seiner Vorgänger, wie namentlich den Herren Delavigne, Dolu und Petremol, mit Wärme und nicht ohne triftige Gründe geltend gemachten Ansicht, daß man besser gethan haben würde, die Freundschaft und die zu Zeiten allerdings ziemlich lästige und kostspielige Allianz mit dem Sultan lieber gänzlich aufzugeben. In seinen Augen war es im Gegentheil die klügere und ersprießlichere Politik, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, um sich bei der Pforte den vielleicht leichtfertig verscherzten Einfluß wieder zu verschaffen. Schon die Niederlage bei Lepanto erschien ihm in dieser Hinsicht als ein Ereigniß, zu welchen sich Frankreich nur Glück wünschen könne. Denn diese „Bastonade", wie er sie nennt, sei ganz geeignet, den Stolz und die Anmaßung der Türken bedeutend herabzustimmen und ihnen in demselben Verhältniß die Freundschaft und das Bündniß mit dem Könige nur desto erwünschter und werthvoller zu machen. Es gelte jetzt nur, diese Conjuncturen mit Geschick zu benutzen. Wenn man es namentlich verstehe, dem Divan zu rechter Zeit und am rechten Orte etwas Furcht einzuflößen, könne man sicherlich Alles erreichen, was man wünschen möge. [20])

Zugleich suchte er die Gründe, warum sich Frankreich gerade jetzt die Freundschaft der Pforte zu erhalten suchen müsse, in einer besondern, ausführlichen und höchst interessanten Denkschrift, die er dem Könige überschickte, nochmals klar und bestimmt auseinanderzusetzen. Sie waren nach seiner Meinung dreifacher Natur: religiöse, commercielle und rein politische. Die Frankreich von altersher und von rechtswegen zustehende Schutzherrschaft

über das Heilige Grab zu Jerusalem und seine Wächter machte er als die ersten, die durch die Eingriffe anderer Nationen schon sehr benachtheiligten Interessen des französischen Levantehandels als die zweiten, und endlich das Verhältniß der Krone Frankreich zu Spanien als die dritten geltend.

Die letztern faßte er dabei sogleich insofern im weitern Sinne auf, als er sie überhaupt als die Nothwendigkeit hinstellte, „der ungemessenen Größe des Hauses Oestreich die Wage zu halten (contrepezer l'excessive grandeur de la maison d'Austriche), welches nach und nach durch Erbfolge oder Usurpation die bessern Staaten und Kronen Europas, mit Ausnahme von Frankreich, unter seine und der Seinigen Herrschaft gebracht habe." Vorzüglich aus diesem Grunde verlange mithin schon die politische Weltlage (la constitution des affaires du monde), daß Frankreich sich die fortdauernde Freundschaft der Pforte zu erhalten suche und nicht etwa den politischen Fehler begehe, sich z. B. durch die ewigen Vorspiegelungen des Papstes und der Signorie von Venedig (la fumée d'infinies promesses et espérances) doch noch zum Eintritt in ein Waffenbündniß und gar zum Kriege gegen die Pforte bewegen zu lassen. Denn das könne am Ende doch nur darauf hinauslaufen, Frankreich, wie sich der geistreiche Diplomat ausdrückt, immer mehr zu „castilianisiren" (castilianizer), d. h. zum Vortheil des Königs von Spanien zu schwächen, welchem allein ein Krieg gegen die Pforte Gewinn bringen könne. Frankreich werde dabei nur verlieren, seine Kräfte zusetzen und immer zu früh eintreffen, um die Schläge zu erhalten, aber zu spät, um an

der Beute Theil zu haben: (Vous arriverez toujours trop tard au butin et trop tôt aux coups).

Sollte nun Frankreich deshalb sofort dem Könige von Spanien den Krieg erklären? Auch dies, meint der Bischof weiter, keineswegs. Denn dann setze man sich offenbar der Gefahr aus, daß sich Philipp II., welcher ohnehin von der Pforte nichts mehr fürchte, von der Liga völlig lossage und seine ganze Macht gegen Frankreich kehre. Es komme daher für jetzt nur darauf an, Spanien durch eine fortgesetzte kriegerische Haltung der Pforte zu nöthigen, nach dieser Seite hin auf seiner Hut zu sein und seine Streitkräfte und seine Geldmittel auch noch ferner darauf zu verwenden. Verloren sei dabei für Frankreich noch in keinem Fall etwas. Denn eine Eroberung oder gar eine Theilung des osmanischen Reichs durch die Liga werde, nach den jüngsten Erfahrungen, vorerst gewiß nicht stattfinden, und sollte es wirklich einmal dazu kommen, so sei es immer noch Zeit, daß Frankreich seine Ansprüche auf gehörige Weise geltend mache. Das „star a veder", ein ruhiges, aufmerksam beobachtendes Verhalten, sei also für jetzt noch die beste Richtschnur der orientalischen Politik des französischen Hofs. [21])

Das waren ungefähr die Grundsätze, welche auch den Bischof von Acqs bei seinem zwar entschiedenen, aber doch sehr vorsichtigen Auftreten in Konstantinopel leiteten. Den beständigen Aufreizungen der Pforte, daß Frankreich gegen König Philipp ohne weiteres die Waffen ergreifen solle, und zwar sowol nach Spanien wie nach Flandern hin, gab er nur sehr bedingt Gehör. Selbst das lockende Anerbieten des Großveziers, daß die Pforte

Frankreich während der Dauer des Kriegs gegen Spanien alljährlich mit einer Hülfsflotte von 200 — 300 Segeln unterstützen wolle, welche immer zu bestimmter Zeit, im Juni, in Toulon eintreffen solle, wieß der Bischof mit der stark motivirten Bemerkung zurück, daß Frankreich erfahrungsmäßig von dergleichen Hülfsleistungen der Pforte immer nur Nachtheil, niemals aber einen wirklichen Nutzen gehabt habe. In keinem Falle könne und werde man sich um so unbestimmter und so weit entfernter Hülfe willen (sur des aydes si incertaines et esloignées) der Gefahr aussetzen, die durch seine Bürger- und Religionskriege in den letzten Zeiten so schon sattsam gestörte Ruhe Frankreichs aufs neue durch einen solchen Kampf auf das Spiel zu setzen.[22])

Desto eifriger belauerte nun aber der Bischof auf der andern Seite die Schritte der spanischen Unterhändler in Konstantinopel, welche schon soviel Terrain gewonnen hatten, daß der Großvezier ihren Vorschlag wegen eines fünfjährigen Friedens oder Waffenstillstandes doch nicht unbedingt zurückwieß. Die Bedingungen, welche er den Spaniern stellte, waren freilich hart genug: ihr König sollte unter der Form eines jährlich einzuschickenden Ehrengeschenks Tribut zahlen und bei der Pforte einen stehenden und offen anerkannten Gesandten unterhalten. Der letzte Punkt war ihnen aber vorzüglich lästig und unbequem, weil der Hof zu Madrid, welcher sich vor der Welt noch immer den Ruhm eines Vorkämpfers gegen die Ungläubigen erhalten wollte und daraufhin mit Genehmigung des päpstlichen Stuhls Zehnten und Annaten bezog, dieses ganze Friedensgeschäft so geheim wie möglich betrieben wissen wollte. Man

hätte sich deshalb gar zu gern hinter den Gesandten des Kaisers gesteckt und trat auch schon mit dem Verlangen hervor, daß derselbe den König von Spanien, der doch auch zum Hause Oestreich gehöre, mit vertreten könne. Davon wollte aber die Pforte nichts hören. Und als bald darauf, im August 1573, der kaiserliche Gesandte, Herr von Ungnad, wirklich mit Vollmachten in diesem Sinne in Konstantinopel eintraf, wurde er von dem Großvezier kalt mit dem Bescheide abgewiesen, er sei nicht der Gesandte des Königs von Spanien und habe es überhaupt nur mit den Angelegenheiten seines Herrn, des Kaisers, zu thun.

Das verstand nun der schlaue Bischof von Acqs sogleich vortrefflich zu seinem Vortheil zu benutzen, obgleich seine Stellung zur Pforte in anderer Hinsicht wieder etwas schwierig und unbequem geworden war. Erst stieß er gewaltig dadurch an, daß Karl IX. in seinen Geldnöthen abermals, wie mehre seiner Vorgänger, seine Zuflucht zu der Kasna des Großherrn nehmen wollte, und mit einem kühnen Griff in dieselbe ohne weiters eine Unterstützung von drei Millionen Dukaten verlangte, angeblich um desto besser dem Könige von Spanien zusetzen zu können.[23]) Dann nahm es die Pforte nicht minder übel auf, daß Karl IX. alles Ernstes damals schon eine Vereinigung Algiers mit Frankreich zu Gunsten seines Bruders, des Herzogs von Anjou, nachherigen Königs von Polen und als Königs von Frankreich Heinrich III., in Antrag brachte.[24]) Und endlich waren auch die Nachwirkungen der Bartholomäusnacht in Konstantinopel merkwürdigerweise der Art, daß der Bischof von Acqs darüber fast in Verzweiflung gerieth und Alles,

was er bereits gewonnen hatte, so gut wie gänzlich wieder verloren gab, namentlich in Bezug auf die schwebenden Unterhandlungen mit Spanien.

Denn in den Augen der Pforte, welche sich um diese Zeit auch schon auf geheime, wenngleich noch etwas fernliegende und im Dunkeln schleichende Verbindungen mit den Hugenotten eingelassen hatte, galt dieses pariser Ereigniß nur als ein neuer Beweis, daß am Ende doch noch ein Bündniß zwischen Spanien und Frankreich zustande kommen werde, welches gar keinen andern Zweck haben könne, als das osmanische Reich mit vereinten Kräften anzugreifen. „Es will mir durchaus nicht gelingen", schrieb der Bischof voll Bestürzung Ende März 1573 an den König selbst, „den Leuten hier die Meinung zu benehmen, daß Ew. Majestät jetzt, infolge der Hinrichtungen zu Paris, mit dem Könige von Spanien mehr wie je Eines Sinnes seien; sie fürchten, daß, wenn der letzte Rest des Aufstandes in Frankreich und in Flandern unterdrückt sein wird, Eure Krone sich zu ihrer, der Türken, Vernichtung zu einem innigen und brüderlichen Einverständniß vereinigen möchten. Und leider gibt es hier Leute genug, welche sie in diesem Verdachte zu bestärken suchen." [25])

Gleichwol ließ der Bischof den Muth nicht sinken und suchte nun auch den Bailo von Venedig gegen die Spanier auf seine Seite zu ziehen, was ihm um so leichter gelang, da dieselben der Pforte von dem Frieden mit ihrem Könige auch sehr bedeutende Vortheile für ihren Handel und ihre Zolleinnahmen vorgespiegelt hatten, wodurch, wenn sie wirlich realisirt worden wären, natürlich Niemand mehr benachtheiligt worden wäre

als die Venetianer. Die Einmischung des kaiserlichen Gesandten verdarb nun vollends den Credit und die Sache der Spanier. Denn während die Pforte sich zur Erneuerung des Friedens mit dem Kaiser verstand, blieb sie dagegen hinsichtlich Spaniens auf Betrieb des französischen Gesandten bei dem Ultimatum stehen, daß der König vor allem einen mit gehörigen Vollmachten versehenen Gesandten schicken müsse, bevor man sich auf weitere Unterhandlungen einlassen könne. Wenn nicht gänzlich abgebrochen, waren dieselben nun doch auf eine Weise vertagt, welche kaum noch einen günstigen Erfolg erwarten ließ. Auch schien nach dem Verluste von Tunis im nächsten Jahre kaum noch eine Aussöhnung zwischen Spanien und der Pforte möglich.

Hätte sich nur Frankreich nicht gleich durch eigene Schuld das fast schon ganz gewonnene Spiel wieder verdorben! Sobald nämlich, wie der Bischof von Acqs schon im Februar 1574 an den König schrieb, für Frankreich nach dem kleinen Siege über Spanien in Konstantinopel „der beste Wind wehete", brachte Karl IX. auch sogleich wieder die fatale Geldfrage, ein wahres Verhängniß in Frankreichs damaliger orientalischer Politik, zur Sprache, welche den Divan immer mit Unmuth und Widerwillen erfüllte. Diese unaufhörliche Bettelei um Darlehen und Subsidien mußte der Pforte am Ende verhaßt werden, selbst wenn auch Sultan Murad nicht der schmuzigste Geizhals seines Reichs gewesen wäre, welcher seinen Koran in keinem Punkte so streng beobachtete, als in dem, welcher den Bekennern des Islam verbietet, den Christen jemals Geld zu leihen.. Nicht einmal eine monatliche Subsidienzahlung von 100,000 Thalern war

jetzt zu erlangen, so geschickt auch immer der Bischof im Auftrage seines Hofs eine solche Hülfe im eigenen Interesse der Pforte darzustellen wußte.[26])

Dazu kam, daß die Art, wie König Heinrich III. sozusagen bei Nacht und Nebel Polen verließ, um nach seines Bruders Tode den französischen Thron zu besteigen, die Pforte umsomehr mit Mistrauen erfüllte, da gleichzeitig das Gerücht wieder auftauchte, daß dieser König nur eine günstige Gelegenheit abwarte, sich mit Spanien gegen das osmanische Reich und die Hugenotten zu verbinden. Die Letztern wurden dadurch gleichsam wieder die natürlichen Bundesgenossen der Pforte; und bis zu dieser Zeit hinauf reichen auch die ersten Verbindungen zwischen dem Sultan und dem jungen König von Navarra (nachher Heinrich IV.), welcher selbst in Konstantinopel als Haupt der Hugenotten und entschiedenster Feind Spaniens galt. Murad III. versprach auch, ihn alles Ernstes mit 200 Galeeren zu unterstützen, welche immer zu rechter Zeit im Hafen von Aigues-Mortes eintreffen sollten, sobald er sich nur dazu verstehen wolle, gegen den „grausamen Spanier, welcher ihm sein Königreich Navárra entrissen“, die Waffen zu ergreifen.[27])

Genug, als der Bischof von Acqs im Herbste 1574 voll Mismuth über den schlechten Fortgang seiner diplomatischen Geschäfte Konstantinopel wieder verließ, hatte das Verhältniß Frankreichs zur Pforte schon wieder einen sehr zweifelhaften, fast gespannten Charakter angenommen. Des Bischofs Bruder, Giles de Noailles, Abbé de Lisle, welcher ihn dort ersetzte, war aber ganz und gar nicht dazu gemacht, es wieder auf einen bessern

Fuß zu bringen. Er mußte sich sogar persönlich manche bittere Demüthigung gefallen lassen, erreichte in Hauptsachen gar nichts, in Nebendingen sehr wenig, und dankte seinem Schöpfer, daß er nach einer dreijährigen unerquicklichen und unfruchtbaren Wirksamkeit zu Ende des Jahres 1577 „aus Gesundheitsrücksichten" wieder nach Frankreich zurückkehren konnte. Er mußte schon froh sein, daß ihm der Großherr in einem an Heinrich III. gerichteten Schreiben wenigstens die Versicherung mit auf den Weg gab, daß die Pforte noch immer großen Werth auf die alte Freundschaft Frankreichs lege und dieselbe auch fernerhin zu pflegen und zu erhalten wünsche, vorausgesetzt, daß es auch seinerseits darauf Bedacht nehme, sie thatsächlich durch eine unausgesetzte Berücksichtigung der Interessen des osmanischen Reichs zu erwidern.[28])

Jemehr aber Frankreichs Einfluß im Divan sank, desto leichter konnten dort seine Gegner Terrain gewinnen. Namentlich entwickelten nun zunächst die Spanier in dieser Richtung eine bedeutende und keineswegs erfolglose Thätigkeit. Geheime spanische Agenten hatten die nie ganz abgebrochenen Verhandlungen mit der Pforte noch immer fortgesetzt. Jetzt aber entschloß sich das Cabinet von Madrid endlich auch dazu, etwas offener hervorzutreten. Denn es wollte durchaus nach dieser Seite hin die Gewißheit eines dauernden Friedens haben, um seine Streitkräfte desto ungestörter gegen seine Feinde im Westen, namentlich in Flandern, verwenden zu können; und der Divan kam ihm, wenn auch scheinbar und äußerlich widerstrebend, um so bereitwilliger entgegen, weil er um diese Zeit seine Aufmerksamkeit und

seine Waffen wieder vorzugsweise nach Osten hin, gegen Persien, richten mußte.

Anfangs wurden freilich noch von beiden Seiten erhebliche Schwierigkeiten gemacht, welche die Sache sehr verzögerten. Die Pforte nahm es sehr übel auf, daß ihr König Philipp denselben Milaneser Don Giovanni Marigliano als Unterhändler zuschickte, der bei der Einnahme von Tunis in osmanische Gefangenschaft gefallen war und dann zwei volle Jahre zu Konstantinopel in der Sklaverei gelebt hatte; und auf der andern Seite wollte das Cabinet von Madrid, welches sich gerade durch eine solche diplomatische Taktlosigkeit zu decken geglaubt hatte, die Sache noch immer so geheim wie möglich betrieben wissen, um sich nicht vor den Augen der Welt bloßzustellen. Der Großvezier wollte aber durchaus nur mit einer „vornehmen Person" unterhandeln, welche ganz offen als wirklicher Gesandter mit unbeschränkten Vollmachten und gebührenden Geschenken erscheine, worauf auch eine gleiche Botschaft nach Spanien abgehen solle, um den Frieden zwischen beiden Mächten durch einen solchen öffentlichen Act vor der ganzen Welt zu besiegeln. „Dessen aber schämen sich die Spanier", meint der damalige kaiserliche Gesandtschaftsprediger zu Konstantinopel, Stephan Gerlach, welcher über diese Verhältnisse mit am besten unterrichtet ist, „und wollten die Sache fein still halten und nicht Leute sein, welche sich vor dem Türken gedemüthiget hätten."[29])

Allein Marigliano, welcher sich bereits im December 1577 in Konstantinopel eingefunden hatte, war ein ebenso zäher und ausdauernder wie geschickter und einsichtsvoller Unterhändler. Er wich nicht von der Stelle,

obgleich er an dem Kapudan-Pascha Uludschali, welcher durchaus Oran als Preis des Friedens für sich haben wollte, im Divan einen unerbittlichen Gegner hatte. Er suchte vor allem Zeit zu gewinnen und wußte dann den rechten Augenblick zu benutzen, als vorzüglich die steigende Verwickelung der Verhältnisse an der persischen Grenze die Pforte fügsamer machte. Ungeachtet der fortwährenden Einreden Uludschali's und der dringendsten Gegenvorstellungen des französischen Hofs und des venetianischen Bailo, setzte Marigliano nach fast dreijährigen Verhandlungen am Ende im März 1580 doch durch, daß sich die Pforte zu einem freilich nur einjährigen Waffenstillstande herbeiließ, welcher auch in den vier nächsten Jahren immer wieder erneuert wurde.

Niemand war darüber trostloser als der französische Gesandte, Herr de Germigny, der Nachfolger des Abbé de Lisle, welcher erst im September 1579 mit den gemessensten Instructionen seines Hofs in dieser Hinsicht eingetroffen war. Er sollte durchaus die schon ihrem Abschluß nahen Verhandlungen mit Marigliano wieder rückgängig machen und der Pforte die Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Kriegs gegen Spanien auf jede Weise einreden. Er kam aber damit zu spät. Eine geharnischte Denkschrift, welche er, namentlich voller Gift gegen Marigliano, dem Divan einreichte, enthielt zwar nochmals Alles, was sich gegen die Vergrößerungssucht Spaniens und über die dem osmanischen Reiche daraus erwachsenden Gefahren sagen ließ, mit den grellsten Farben ausgemalt, sie verfehlte aber nichtsdestoweniger ihren Zweck gänzlich. Der gute Rath, welcher darin schließlich dem Sultan gegeben wurde: er möge sofort einen

Divan zu Pferde abhalten, um diese brennende Angelegenheit erst noch der reiflichen Erwägung aller Würdenträger des Reichs anheimzugeben, blieb völlig unbeachtet. Die Gleichgültigkeit, womit die Pforte diese unzeitige und nichts weniger als uneigennützige Sorgfalt Frankreichs für ihre Erhaltung und ihr Wohl aufnahm, ist wenigstens als das erste Beispiel dieser Art in der Entwickelungsgeschichte der orientalischen Frage für die damaligen Zustände und die Stellung der Westmächte zum osmanischen Reiche sehr charakteristisch und verdient deshalb besondere Beachtung. [30])

Auch Papst Gregor XIII. nahm es übrigens dem König von Spanien sehr übel, daß er sich auf diese Weise mit den Erbfeinden des christlichen Namens eingelassen habe. Marigliano mußte sich von ihm darüber bittere Vorwürfe machen lassen, als er im Jahre 1581 mit dem unterzeichneten Vertrag auf seinem Wege nach Spanien durch Rom ging. Der Heilige Vater konnte ihm seinen Zorn nicht besser zu erkennen geben, als daß er ihm rund heraus erklärte, sein Gewissen gestatte ihm nicht, dem Könige die früher ertheilte Erlaubniß zur Erhebung gewisser Steuern von der spanischen Geistlichkeit zum Zwecke des Türkenkriegs noch zu verlängern, da infolge des mit der Pforte eingegangenen Waffenstillstands der Grund dazu von selbst wegfalle. Nur in dem Falle wolle er sich noch dazu verstehen, daß der König nun alle seine Streitkräfte gegen die Königin von England kehre und sie, welche, selbst Ketzerin, die Ketzer auf jede Art begünstige, unablässig bekriege. [31])

Auf diese merkwürdige Weise kam also nun auch England mit den orientalischen Verhältnissen in nähere Be-

ziehung. Es wurde dadurch gleich vom Anfang an auch im Divan zu einem der entschiedensten Gegner Spaniens gemacht und suchte namentlich wiederholt dort die Erneuerung des spanischen Waffenstillstands zu hintertreiben, welche gleichwol noch im Jahre 1587, ungeachtet der Einreden der Königin Elisabeth, wieder auf zwei Jahre erfolgte.[32]) Das plötzliche Auftreten Englands in Konstantinopel machte aber vor allem Frankreich noch mehr zu schaffen, als selbst die spanischen Händel und bildet mithin einen der wichtigsten Momente in der Geschichte der orientalischen Frage.

England war freilich diejenige Großmacht des Westens, welche am spätesten mit der Pforte in ein bestimmteres Verhältniß trat. Es that es aber im Bewußtsein seiner aufsteigenden Größe und seiner bedeutenden politischen Weltstellung in der Zukunft, wie sie sich namentlich unter der Regierung der Königin Elisabeth entwickelte und ahnen ließ, sogleich auf eine Weise, welche ihm in den Angelegenheiten des europäischen Orients fernerhin ansehnliches Gewicht und eine entscheidende Stimme sichern, und eben deshalb die übrigen Großmächte des Westens, vor allen Frankreich und Venedig, für ihren eigenen Einfluß im Divan mit den lebhaftesten Besorgnissen erfüllen mußte.

Es konnte der scharfsichtigen Königin Elisabeth natürlich gar nicht in den Sinn kommen, sich zu der Pforte, den katholischen Mächten und den verjährten, erfahrungsmäßig schon fast völlig verkommenen und abgestorbenen allgemeinern christlichen Interessen zu Gefallen, in ein feindliches Verhältniß versetzen zu wollen. Sie wußte auch in dieser Beziehung die Stellung und die Bedürf-

nisse Englands, als erster protestantischer Macht und eines der größten Handelsstaaten Europas, sogleich richtig zu würdigen. Zunächst kam es ihr vor allem darauf an, ihre Flagge im Orient der lästigen Bevormundung zu entziehen, unter welcher sie, gleich der der kleinern Seemächte des Mittelmeers, wie Portugal, Catalonien, Sicilien, Ancona und Ragusa, immer durch die angemaßte und allerdings vertragsmäßig halbwegs gesicherte Schutzherrschaft Frankreichs stand. Daß englische Schiffe und Unterthanen der Königin von Großbritanien in den Häfen des osmanischen Reichs nur unter französischer Flagge erscheinen, dort Handel treiben und Schutz und Sicherheit genießen sollten, war in Wahrheit doch ein zu unnatürliches, zu unerträgliches Verhältniß, als daß es mit der Ehre und Würde einer Seemacht, wie England nun schon war, noch länger vereinbar gewesen wäre. Selbständigkeit und festere Begründung eines ausgedehntern und ergiebigern englischen Levantehandels war daher der erste Zielpunkt der aufgeklärten orientalischen Politik der Königin Elisabeth.

Die geheime Mission ihres ersten Unterhändlers und Bevollmächtigten, des reichen Kaufmanns William Harebone, welcher sich im September oder October 1578, also um dieselbe Zeit in Konstantinopel einstellte, wo die spanischen Friedensunterhandlungen im vollen Gange waren, hatte vorzüglich diesen Zweck. Die Königin ließ der Pforte Frieden und Freundschaft anbieten, um die Schiffe ihrer Unterthanen frei und ungehindert unter eigener Flagge nach den Stationen der Levante schicken zu können. Man kann leicht denken, in welchen Schrecken der französische Gesandte, Herr von Germigny, gerieth

als er neben den spanischen Intriguen auch noch diesen Umtrieben der Engländer auf die Spur kam. Er setzte natürlich sogleich Alles in Bewegung, um ihnen feindlich entgegenzutreten. In keinem Falle wollte er Harebone welcher sich genöthigt sah, seinen Schutz selbst noch in Anspruch zu nehmen, den Gebrauch der eigenen Flagge zugestehen, und als dann der Engländer den Großvezier Mohammed Sokolli, welcher anfangs nicht sehr geneigt schien, auf die Anträge der Königin einzugehen, durch wohlangebrachte Geschenke und eine möglichst glänzende Schilderung von der Macht und Größe Englands, welche der Pforte vorzüglich auch gegen Spanien vortrefflich zustatten kommen könne, schon etwas fügsamer gemacht hatte, gab sich dagegen Germigny die größte Mühe, namentlich die Seemacht der Königin nach Kräften zu verkleinern und im nachtheiligsten Lichte darzustellen und die alte Alleinherrschaft der französischen Flagge im Orient auch noch für die Zukunft zu retten.

Er war aber auch da nicht glücklicher als in seinem Kampfe gegen den Milaneser Marigliano. Ganz um dieselbe Zeit, wo dieser seinen Waffenstillstand für den König von Spanien durchgesetzt hatte, im Frühjahr 1580, war der Engländer Harebone mit seinen Unterhandlungen schon soweit gediehen, daß ihm die Pforte eine förmliche Capitulation zugestand, welche in 35 Artikeln Alles enthielt, was die Königin im Interesse der Unabhängigkeit ihrer Flagge und der Sicherheit ihrer Unterthanen in den Staaten des Großherrn und den Meeren der Levante nur wünschen mochte. Die Freiheit des Handels und der Schiffahrt im osmanischen Reiche, nicht mehr unter französischer, sondern unter englischer Flagge,

war den britischen Kaufleuten darin ausdrücklich zugesagt und gewährleistet. [33])

Dagegen erhob sich nun aber wieder Germigny mit allen Kräften und Mitteln der Einschüchterung und der diplomatischen Ueberredungskunst. Und wirklich drang er auch dieses mal damit noch soweit durch, daß die Capitulation wieder zurückgenommen und Harebone blos mit einem freundlichen Schreiben des Sultans an die Königin nach London zurückgeschickt wurde, worin man ihr zu erkennen gab, daß man sich auf weitere Verhandlungen mit ihr nur unter Vermittelung (intercession) Frankreichs einlassen könne, und zwar auch nur dann, wenn sie einen wirklichen mit gehörigen Vollmachten versehenen Gesandten nach Konstantinopel schicken wolle. [34]) Als solcher traf Harebone erst im März 1583 wieder in der osmanischen Hauptstadt ein. Im Mai erhielt er hierauf, nachdem er vom Sultan selbst in feierlicher Audienz empfangen worden war, ein Schreiben, wodurch die englischen Kaufleute in Betreff ihres Levantehandels mit den französischen ganz auf gleichen Fuß gesetzt sein sollten. [35])

Wie Harebone im letzten Stadium seiner Unterhandlungen glücklich bis zu diesem Ziele gelangte, ist, da nähere Nachrichten darüber fehlen, nicht ganz klar. Sicher aber ist es, daß diese engere Verbindung Englands mit der Pforte nicht nur von Frankreich und Spanien, sondern auch von den übrigen katholischen Mächten, namentlich dem Papste und Venedig, mit sehr schelen Augen angesehen wurde. Man entblödete sich nicht, der Königin von England ohne weiters Plane des schwärzesten Verraths an der Sache der Christenheit zuzuschreiben, wie

z. B. daß sie alles Ernstes damit umgehe, sich Maltas zu bemächtigen und es dann den Türken zu überliefern. Mit solchen Dingen schürte man vorzüglich zu Rom das Feuer gegen die verhaßte Ketzerin. [36])

Die Königin kümmerte sich aber darum wenig, nannte sich selbst in allen ihren an die Pforte gerichteten Schreiben „die unbesiegte und mächtigste Vorkämpferin des wahren Glaubens gegen die Götzendiener, welche den Namen Christi auf falsche Weise bekennen" (verae fidei contra idolatras falso Christi nomen profitentes invicta et potentissima propugnatrix), und suchte ihren Einfluß bei der Pforte als einzige protestantische Macht sogleich soviel wie möglich dazu zu benutzen, dieselbe zu einem thätigern Auftreten gegen Spanien zu treiben. Viel erreichte sie damit freilich nicht. Die eindringlichsten Darstellungen Harebone's, welcher noch bis zum Jahre 1588 als erster britischer Gesandter in Konstantinopel verweilte, hatten nichts als von Zeit zu Zeit erneuerte, aber niemals erfüllte Versprechungen des Großherrn zur Folge. Die demüthige und sich selbst erniedrigende Weise, womit die ersten, in der schweren Kunst, mit der Pforte zu unterhandeln, noch wenig geübten englischen Diplomaten ungeachtet dessen immer wieder auf dieselben Behelligungen des Divans wegen der gegen die „Götzendiener" und den König von Spanien zu leistenden Hülfe zurückkamen, benahm ihnen sogar einen guten Theil der politischen Achtung wieder, die sie sich anfangs bei der Pforte erworben hatten. Sie schadete der Sache der Königin selbst insofern, als die zwischen ihr und dem Sultan kaum geschlossene Freundschaftsbande schon wieder etwas zu lockern begannen.

Doch traten nun auch die beiderseitigen Handelsinteressen dagegen zu mächtig hervor, als daß man nicht die Vortheile eines dauernden guten Einvernehmens hier wie dort gehörig praktisch zu schätzen gewußt hätte. Darauf war daher auch vorzugsweise die Thätigkeit der Vertreter der Königin von England in Konstantinopel gerichtet, obgleich ihre Gegner nicht müde wurden, ihr dortiges Treiben dadurch zu verdächtigen und in den Augen der europäischen Welt in ein nachtheiliges Licht zu versetzen, daß sie ihnen schuld gaben, sie reizen ohne Unterlaß die Türken gegen die Christenheit auf und lassen sich selbst als Spione gebrauchen, die sich ein Geschäft daraus machen, die Pforte über die Angelegenheiten der christlichen Staaten, sicherlich nicht zu ihrem Vortheil, aufzuklären. [37]) Allein diese üble Nachrede hinderte die Engländer nicht, ruhig ihr Ziel zu verfolgen und sich in Konstantinopel immer fester zu setzen, was zunächst dadurch geschah, daß der zweite Gesandte der Königin Elisabeth bei der Pforte, Eduard Burton, bereits im Jahre 1593 die Capitulation erneuerte, wodurch die einmal errungenenen Vortheile für den britischen Levantehandel auch für die Zukunft gegen die Benachtheiligungen und Eingriffe seiner Feinde und Nebenbuhler möglichst sichergestellt wurden.

Unter diesen mußte neben Frankreich natürlich Venedig den ersten Platz einnehmen. Denn das stehende System orientalischer Politik der Signorie löste sich nach hergestelltem Frieden ganz und gar in das mit ebensoviel Klugheit als Consequenz durchgeführte Streben auf, unter dem Schutze jener bis aufs äußerste getriebenen bewaffneten Neutralität sich wenigstens noch die materiellen

Vortheile ihres ergiebigen Levantehandels und den politischen Einfluß in Konstantinopel zu retten, welche mit die vorzüglichsten Bedingungen ihres Reichthums, ihrer Macht und Kraft, uud mithin ihrer bedeutenden Weltstellung ausmachten. Die klügsten und scharfsinnigsten Staatsmänner und Diplomaten der Republik erschöpften den Schatz ihrer politischen Weisheit und ihrer vielseitigen praktischen Erfahrungen, um die Nothwendigkeit dieses Systems darzuthun und im Rathe der Pergadi zur Geltung zu bringen. Die tüchtigsten Vertreter der Signorie in Konstantinopel aus dieser Zeit, ein Marcantonio Barbaro (1573), ein Antonio Tiepolo (1576), ein Lorenzo Bernardo (1587), waren darin Eines Sinnes. Sie meinten, daß man kein Opfer scheuen dürfe, daß man Geld und politische Gewandtheit daransetzen müsse, um sich den schwer errungenen Frieden solange wie möglich, zugleich aber auch mit den materiellen Vortheilen desselben die politische Achtung zu erhalten, welche nur durch die Meinung gesichert werden könne, die man dem Divan von der Stärke der bewaffneten Macht der Signorie beizubringen im Stande sei. [38])

Das Wesen dieser venetianischen Friedenspolitik hat Niemand so klar und scharf erfaßt und dargelegt, wie der zuletztgenannte Bailo Bernardo. Wolle man den Zweck, meint er, so müsse man auch die rechten Mittel zu gebrauchen wissen. „Da es für die Erhaltung unserer Freiheit“, sagt er unter Anderm in seiner hierher gehörigen Relation, „von so hoher Wichtigkeit ist, den Frieden, in welchem wir jetzt mit dem Großherrn leben, solange wie möglich zu bewahren, so müssen wir in Erwägung ziehen, ob wir die Mittel besitzen, ihn zu

erhalten. Sind sie vorhanden, so müssen wir auch davon auf jede Weise Gebrauch machen." Abgesehen davon, daß es allerdings vor allem in Gottes Hand liege, daß der Sultan seine Waffen nach einer andern Seite hin kehre, gebe es überhaupt noch drei Mittel, deren Anwendung in der Macht der Signorie stehe: man hüte sich erstens, dem Sultan Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben; man verstehe es zweitens, bei dem diplomatischen Verkehr mit der Pforte immer mit der gehörigen Würde, nicht aber furchtsam und sich selbst erniedrigend aufzutreten (con dignità, e non con bassezza e timidità), und drittens endlich sorge man dafür, daß die Republik sich den Ruf bewahre, sie besitze eine bedeutende bewaffnete Macht, könne über ansehnliche Geldmittel verfügen und stehe mit den Fürsten der Christenheit, vorzüglich mit dem von der Pforte noch so sehr gefürchteten König von Spanien, in gutem Vernehmen. Auf den letzten Punkt legte Bernardo, und mit Recht, das meiste Gewicht, obgleich er auch der geschickten Art, mit der Pforte zu unterhandeln und der Kunst der Bestechung durch mit Discretion zu rechter Zeit angebrachte Geschenke und Geldspenden, worauf er ganz besonders noch näher eingeht, ihren relativen Werth keineswegs bestreiten will.

Mit der Befolgung dieser Grundsätze sicherte sich die Signorie allerdings, ungeachtet die niemals ganz erledigten Grenzstreitigkeiten, die fatalen Händel wegen der Räubereien der Uskoken, und die fortdauernden Aufreizungen des päpstlichen Stuhls zur Erneuerung des Türkenkriegs auf der einen Seite, auf der andern die hartnäckige Weigerung der Republik, sich zu Gunsten des

Sultans auf einen Krieg mit Spanien einzulassen, vielfache Reibungen unvermeidlich machten, doch einen zweiundsiebzigjährigen Frieden mit der Pforte. Allein diese lange Friedenszeit war keineswegs die glücklichste Epoche in der Geschichte der Beziehungen der Signorie zur Pforte und ihrer Stellung zum europäischen Oriente im Allgemeinen. Ungeheuer waren in dieser Zeit die Opfer, welche ihr die Erhaltung ihrer Flotte und ihres Heeres auf einem einigermaßen achtunggebietenden Fuße kostete, und höchst bedeutende Summen mußten daran gesetzt werden, um nur die am meisten bedrohten Punkte in den Besitzungen der Republik in der Levante fortwährend in erträglichem Vertheidigungszustande zu bewahren. Korfu wurde schon in den Jahren 1577—81 mit unermeßlichem Aufwande (immani sumptu) mit neuen und sehr umfangreichen Festungswerken versehen; für die Städte in Dalmatien geschah in gleicher Weise, was die Mittel nur irgend erlaubten, und wie theuer kam endlich noch der Besitz der Insel Candia zu stehen, um deren Erhaltung man beständig in der größten Besorgniß schwebte, und auf welcher, selbst den tief eingreifenden und energischen Reformen eines Giacomo Foscarini (1574—78) zum Trotz, doch Alles dem unabwendbaren Verfalle zueilte. [39])

Und was wurde mit allen dem am Ende erreicht? Manche Demüthigung, welche sich die Signorie gefallenlassen mußte, um nur ihren Frieden zu retten, trug wahrhaftig nicht dazu bei, ihr politisches Ansehen bei der Pforte zu mehren. Sie konnte sich im Gegentheil kaum mehr verhehlen, daß auch im Divan ihr Einfluß im Niedergang begriffen sei. [40])

In ihren Besitzungen in der Levante nahm bei stei-

gendem Verfalle ihrer Herrschaft der Mismuth einer aufsäßigen Bevölkerung zu und, was das Schlimmste war, je mehr außerordentliche Anstrengungen namentlich die finanziellen Kräfte derselben erschöpften, desto schneller versiegten nun die Hülfsquellen, welche sie wieder ersetzen sollten.

Denn auch der venetianische Levantehandel, bisher noch immer die ergiebigste derselben, blieb auf erschreckende Weise in sinkender Bewegung. Mußte man sich schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingestehen, daß es sich kaum mehr der Mühe lohne, bei den Geschäften, welche z. B. in Konstantinopel gemacht werden konnten, seine Capitale zuzusetzen; was war nun noch dabei zu gewinnen, wenn man, außer der Misgunst der Verhältnisse und den lästigen Eingriffen jüdischer und armeni-Mäkler, welche in allen Stationen der Levante den Markt beherrschten, auch noch so mächtige Nebenbuhler zu bekämpfen hatte, wie Frankreich und England mit der Zeit wurden? [41])

Künstliche Mittel reichten am Ende auch da nicht aus, das hereinbrechende Verhängniß abzuwehren. Was half es z. B. der Signorie, daß sie, während sie mit äußerster Sorgfalt darüber wachte, der Pforte nach keiner Seite hin Anstoß zu geben, während sie sich in keiner Weise weder an den Kriegen des Kaisers in Ungarn, noch an den Freibeutereien der Florentiner und Malteser betheiligte, die Uskoken nach Kräften im Zaum hielt und den zum Aufstand geneigten Albanesern die erbetene Hülfe nicht gewährte, noch immer von Zeit zu Zeit ihre alten Capitulationen erneuerte und sich dabei, wie in den Jahren **1604**, **1615**, **1618** und **1619**, besondere Vortheile ausbedang, welche ihr in Ermangelung entsprechen-

der Mittel, sie geltend zu machen, nur noch wenig Gewinn bringen konnten und im besten Falle mit den Opfern, die sie kosteten, in gar keinem Verhältniß mehr standen? Wahrscheinlich ist die Friedenspolitik der Signorie kaum zu hoch angeschlagen, wenn sie ihr, wie der spanische Gesandte zu Venedig, Don Alfonso della Cueva, Marquis von Bedmar, im Jahre 1619 genau wissen wollte, jährlich mindestens 400,000 Dukaten kostete, welche theils als Tribute und Ehrengeschenke in die Kasna des Großherrn und die Beutel der Veziere flossen, theils zur Bestechung der osmanischen Beamten in den Haupthandelsplätzen der Levante: Kairo, Alexandrien, Aleppo u. s. w., verwendet wurden.[42])

Und dennoch stand Venedig 25 Jahre später, nachdem es sein System des bewaffneten Friedens bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit aufrecht erhalten hatte, mit seinem gefüllten Arsenale, welches, wie uns derselbe Gesandte versichert, Waffen, Geschütz und Rüstzeug aller Art für ein Heer von 200,000 Mann und eine Flotte von 150 Galeeren barg, fast machtlos vor der Welt und seinem gewaltigen Feinde, als dieser es zum endlichen Entscheidungskampf um den Besitz der Insel Candia herausfoderte. Man hatte freilich in dieser Zeit schon genug mit dem offenen und versteckten Kriege zwischen der englischen und venetianischen Flagge in den Meeren und den Hafenplätzen der Levante zu thun, welcher von beiden Seiten mit einer Erbitterung geführt wurde, die am besten für die Wichtigkeit spricht, die man ihm beilegte, am Ende aber doch nur zum Nachtheil der Republik und zum Nutzen der englischen Levantecompagnie ausschlagen konnte.[43])

Wir brauchen auf diese mislichen Verhältnisse hier nicht noch näher einzugehen, um nachzuweisen, woher es kam, daß in dem letzten Viertel des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts gar nicht an eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen das osmanische Reich von Westen her zu denken war, warum sich da die christliche Welt nicht aus der Ohnmacht herausreißen konnte, wozu sie Zwietracht und Sonderinteressen auf lange Zeit hin verdammt zu haben schienen. Oestreich war die einzige Macht, welche durch die widerwärtigen Zustände in Ungarn, die auf friedlichem Wege nie zu einer dauernden und einigermaßen genügenden Ausgleichung gebracht werden konnten, gezwungen wurde, den Kampf zuerst und allein wieder aufzunehmen. Hätte es dabei nur wenigstens etwas auf die Hülfe der Seemächte rechnen können!

Die Lehre hatte man sicherlich von Lepanto mit hinweggenommen, daß ohne eine nachdrückliche Fortführung des Seekriegs gegen den Erbfeind der Christenheit wenig oder nichts mehr auszurichten sei. Die aufgeklärtesten Staatsmänner waren davon so überzeugt, daß z. B. der gelehrte Bischof von Fünfkirchen, Antonius Verantius (Verancz), welcher die orientalischen Angelegenheiten bei Gelegenheit seiner Gesandtschaft nach Konstantinopel im Jahre 1553 sattsam kennengelernt hatte, Kaiser Maximilian II. bereits im Jahre 1573 eine besondere Denkschrift vorlegte, worin er die Nothwendigkeit der Verbindung eines durchgreifenden Seekriegs mit der planmäßigen Fortführung des Landkriegs als die unerlaßlichste Bedingung des dereinstigen Siegs hinstellte. „Greift den Türken“, ruft er da aus, „nur erst vom Meere her an und reizt ihn von der Landseite nicht

eher wieder, als bis er anfängt sowol zur See zu unterliegen als auch zu Lande schwächer und ohnmächtiger zu werden." Nur solle man auch dabei nicht etwa seine Kräfte durch vereinzelte Angriffe auf Inseln, Häfen, Städte und Festungen an den Küsten zersplittern und nutzlos vergeuden, sondern sie zusammenhalten und darauf ausgehen, die ganze Seemacht der Pforte durch wiederholte entscheidende Schläge so zugrunde zu richten, daß sie selbst an der Möglichkeit verzweifle, ihre Flotte je wieder herstellen zu können. [44])

Wo wäre aber damals eine dazu ausreichende christliche Flotte aufzutreiben gewesen? Der Kaiser hatte so gut wie gar keine Schiffe, und von den Seemächten, Frankreich, Spanien, Venedig, war eben in dieser Beziehung für jetzt gar nichts zu erwarten. Die orientalische Politik des wiener Hofes konnte daher immer wieder nur darauf beschränkt bleiben, seine Staaten von der Landseite her nach Kräften zu decken und sich übrigens durch zeitweilige Erneuerung des an sich sehr precären Friedens mit der Pforte solange wie möglich so hinzuhalten.

Zu diesem Zwecke geschah nun allerdings auch Manches. Es wurde namentlich für eine bessere Vertheidigung der Erbländer durch die Anlage und Ausrüstung der „Grenzhäuser" gesorgt, welche mit stehenden Besatzungen versehen, in fortlaufender Linie die Grundlage zu der später noch bestimmter organisirten Militärgrenze bildeten. Bereits im Jahre 1573 wurde, um in dieses Vertheidigungssystem mehr Einheit zu bringen, der Erzherzog Karl zum „immerwährenden Generalstatthalter der kroatischen und windischen Grenzländer" ernannt. Bei

den bedeutenden Kosten, welche es erfoderte, kam man aber nur zu bald damit wegen des Geldpunktes in ein arges Gedränge.

Denn in dem kaiserlichen Schatze herrschte fortwährend eine trostlose Ebbe. Man mußte die Reichshülfe dazu heranziehen. Auf die dringenden Vorstellungen Kaiser Maximilian's bewilligte der Reichstag zu Regensburg im Jahre 1576 150,000 Gulden zur Bestreitung der Kosten der Grenzvertheidigung. Der Papst versprach zu gleichem Zwecke 60,000 Gulden, zahlte aber selten oder gar nicht. Natürlich mußte man sich da vorzüglich auf die am meisten bedrohten Erbländer verlassen. Steiermark, Kärnten, Krain mit der Grafschaft Görz verpflichteten sich im Jahre 1576 durch das sogenannte Brucker Libell, jährlich einen Beitrag von 548,285 Gulden zum Unterhalt der „Grenzhäuser" und ihrer Besatzungen zu leisten.[45]) Das Alles wollte jedoch nicht ausreichen, zumal da ein guter Theil der Gelder durch schlechte Wirthschaft verlorenging.

Daher befand sich an den Grenzen in kurzem wieder Alles im elendesten Zustande. Sold wurde den Besatzungen fast gar nicht gezahlt und die Leute sah man in den meisten Grenzhäusern halb nackend umherlaufen. Räubereien und Desertionen nach dem osmanischen Gebiet waren daher an der Tagesordnung.[46]) Auch kam man um diese Zeit auf den Gedanken, den Deutschen Orden zur Grenzvertheidigung nach Ungarn zu versetzen, „damit", so meint wenigstens Gerlach, „die Ordensritter ihr Brot in Deutschland nicht so vergebens essen, sondern in Ungarn wider den Erbfeind streiten sollten". Der Kaiser brachte die Sache bei dem Reichstage wieder-

holt, z. B. in den Jahren 1576 und 1582, in Anregung; aber diese Deutschherren hatten, obgleich ihnen in Ungarn Entschädigung für ihre in Preußen und Livland verlorengegangenen Güter zugesagt wurde, keine Lust, dort frische Lorbern zu verdienen. Der Plan hatte also weiter keine Folgen. [47])

Der Zustand in Ungarn und den Grenzländern blieb unter diesen Umständen natürlich nach wie vor ein heilloser. Der Bandenkrieg und die Uebergriffe der osmanischen Statthalter hatten nie ein Ende; Städte und Dörfer wurden zu Hunderten hinweggenommen, Menschen und Vieh zu Tausenden fortgeschleppt. Beschwerden und Reclamationen der kaiserlichen Gesandten zu Konstantinopel deshalb führten natürlich zu nichts, selbst wenn sie sich dabei auf die bestehenden Friedensartikel und die Heiligkeit der Verträge beriefen. „Verträge", erklärte einmal der Großvezier Mohammed Sokolli Herrn von Ungnad bei einer solchen Gelegenheit geradezu, „sind an sich nichts als ein todter Körper ohne Geist, welcher nur erst nach dem Willen Dessen Leben erhält, der gesonnen ist, sie zu halten." [48])

Man wußte also in Wien und Prag sehr wohl, daß Dies osmanische Staatsmaxime sei, und dennoch hatte man die Schwäche, die Erneuerung des Friedens noch immer von Zeit zu Zeit auf kurze Fristen mit schweren Geldopfern zu erkaufen, wie in den Jahren 1574, 1575, 1576 und 1583, wobei die habsüchtigen Veziere jedesmal auf eine Erhöhung ihres „Ehrengeschenks" drangen. Um diese Zeit war es schon bis auf 30,000 Dukaten jährlich gestiegen. Noch volle zehn Jahre schleppte man sich hierauf mit diesem leidigen Systeme zwischen Krieg und

Frieden hin, ehe die schmachvolle Behandlung des kaiserlichen Gesandten, Herrn von Kreckwitz, im Jahre 1593 das Maß vollmachte und der wiener Hof sich endlich einmal wieder entschloß, seine politische Ehre dem Geschicke der Waffen anheimzugeben.

Der vierzehnjährige Krieg, welchen wir hier im Einzelnen nicht verfolgen wollen und können, kostete Oestreich, welches ihn, obgleich es sich nach allen Seiten hin nach auswärtiger Hülfe umthat, am Ende doch fast allein mit eigenen Kräften durchfechten mußte, abermals ungeheuere Opfer und dabei fragte es sich doch noch, ob der zwanzigjährige Friede, welcher ihm, im Jahre 1606 zu Sitwatorok abgeschlossen, ein Ende machte, den Erwartungen entsprach, mit denen man die Waffen ergriffen hatte und ob er wirklich die Bürgschaften gab, welche man für ein gesicherteres und ehrenvolles Verhältniß zur Pforte in der Zukunft haben wollte und mußte. Ein wesentlicher Gewinn war es in dieser Beziehung allerdings, daß die persönliche und officielle Stellung der beiden Monarchen zueinander bestimmter, und zwar auf dem Fuße sich gegenseitig anerkennender Gleichheit geregelt wurde, daß das so lästige und unwürdige jährliche Ehrengeschenk des Kaisers mit einer ein für alle male (semel pro semper) zu zahlenden Abfindungssumme von 200,000 Gulden abgelöst werden, daß die Ertheilung von Ehrengeschenken fernerhin eine gegenseitige und in Bezug auf Art und Betrag derselben freiwillige sein (sine obligatione et nomine munerum, ad libitum cujusque et arbitrium suum), und daß endlich der diplomatische Verkehr zwischen beiden Mächten überhaupt den Charakter

gleicher Berechtigung und gleicher Ansprüche annehmen sollte.

Allein die wichtige und verwickelte Frage wegen des Besitzstandes in Ungarn, in Bezug auf die steuerbaren Dörfer, die streitigen Palanken, Schlösser und Gebietstheile, und wegen der dynastischen Verhältnisse von Siebenbürgen stieß, obgleich auch darüber in dem Friedensvertrage ziemlich feste Bestimmungen enthalten waren, bei ihrer praktischen Lösung sogleich wieder auf so erhebliche Schwierigkeiten, daß schon im nächsten Jahre 1607 ein förmlicher Bruch zu fürchten war. [49]) Wenigstens zeigten Kaiser Rudolf, welchem der Friede von Sitwatorok überhaupt nicht sonderlich zugesagt zu haben scheint, und seine Räthe nicht geringe Lust, sogleich wieder das Schwert zu ziehen, als die Pforte bei der in Folge von Bocskai's Tode (28. Dec. 1606) eintretenden streitigen Fürstenwahl, wo Siebenbürgen die vertragsmäßigen Rechte des Kaisers nicht in vollem Maße anerkennen wollte und das Recht der Belehnung für den Fürsten ihrer Wahl, Valentin Homanai, welchen die kaiserliche Partei den Gabriel Bathori entgegensetzte, nach wie vor in Anspruch nahm.

Dazu kamen dann noch die fortdauernden Unruhen in Ungarn, wo nun, dem Frieden zum Trotze, vorzüglich die von den osmanischen Statthalteru aufgehetzten Haiducken ihr Unwesen trieben und die absichtliche Zögerung der Pforte, anch den übrigen Bestimmungen des Friedens von Sitwatorok gerecht zu werden. Der Kaiser hätte daher Grund genug gehabt, abermals mit den Waffen in der Hand von der Pforte Rechenschaft zu fodern. Allein nun trat ihm merkwürdigerweise die

friedliche Reaction der bei dem Kriege am meisten betheiligten Erbländer hindernd entgegen.

Sie ging zunächst von den ungarischen Ständen aus, welche zu einem außerordentlichen Landtage in Presburg versammelt, bereits zu Ende des Jahrs 1607 in einer an den Kaiser gerichteten unterthänigen Eingabe feierlich und förmlich gegen die Erneuerung des Türkenkriegs protestirten, welchen ihr Land, das an den Wunden und Nachwehen der jüngsten Kriegsjahre noch genug zu leiden habe, in keinem Falle ertragen könne. Dann erstreckte sich diese Friedensagitation sogleich weiter über Ober- und Niederöstreich und Mähren, wo sich die Stände zu gleichen Zwecken mit den Ungarn verbanden, und endlich fand sie sogar an dem Reichstage zu Regensburg eine mächtige Stütze, welcher sich auf Betrieb der ungarischen Stände dahin erklärte, daß es jetzt die erste Pflicht des Kaisers sei, die Bedingungen des neulich abgeschlossenen Friedens, wie es deutscher Treue und Redlichkeit gezieme, zu erfüllen, und daß mithin für jetzt auch von einer Reichshülfe zur Wiederaufnahme des Türkenkriegs gar keine Rede sein könne. [50])

Auf diese Weise mit seiner Kriegspolitik in die Enge getrieben, sah sich der Kaiser nun freilich zur Ohnmacht und Nachgiebigkeit verdammt. Die einzige Repressalie, welche er gegen die Pforte ergreifen konnte, bestand darin, daß er solange wie möglich die 200,000 Gulden zurückhielt, welche im Frieden von Sitwatorok als Abfindungssumme für das jährliche Ehrengeschenk festgesetzt worden waren. Aber gerade in diesem Punkte bestand nun die Pforte um so hartnäckiger auf der Erfüllung der Friedensbedingungen, und so mußte sich der Kaiser

schon im März 1608 zu einer nachträglichen zu Neuhäusel unterzeichneten Uebereinkunft bequemen, der zufolge 150,000 Gulden binnen 40 Tagen nach Konstantinopel gebracht und die übrigen 50,000 Gulden sofort nach der Rückkehr des kaiserlichen Gesandten nachgezahlt werden sollten. [51])

Die Pforte wußte aber den so leicht errungenen Vortheil, treulos genug, sofort zu weitern Uebergriffen der schreiendsten Art zu misbrauchen. Sie wagte es, den kaiserlichen Botschaftern, welche jenes Geld wirklich zur festgesetzten Zeit überbracht hatten, eine in den wichtigsten Punkten gänzlich verfälschte und verstümmelte Ratificationsurkunde des Friedens von Sitwatorok zuzustellen, ein damals in der osmanischen Staatspraxis sehr beliebter diplomatischer Betrug, welcher freilich zu plump war, als daß der Kaiser nicht unverzüglich durch eine neue Gesandtschaft, welche im Mai 1610 in Konstantinopel eintraf, hätte Genugthuung verlangen sollen. Sie konnte natürlich nur durch die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes des Friedensinstruments gewährt werden, wozu sich die Pforte damals, durch die mislichen Verhältnisse in Asien gedrängt, auch wirklich mit unerwarteter Fügsamkeit verstand.

Aber die Ausführung des Friedens war dadurch noch keineswegs verbürgt. Namentlich blieb der sechste Artikel desselben, dem zufolge der Kaiser Siebenbürgen für sich in Anspruch nehmen zu müssen glaubte, während die Pforte ihrerseits auf der Schutzherrschaft über dasselbe beharrte, von nun an der beständige Stein des Anstoßes und der Hauptgrund des unaufhörlichen Haders, welcher sich noch bis ans Ende des Jahrhunderts

hinzog und zuletzt doch nur mit Gewalt der Waffen geschlichtet werden konnte. Für jetzt war durch eine Gesandtschaft, welche Kaiser Mathias sogleich nach seinem Regierungsantritte im Jahre 1612 nach Konstantinopel schickte, um seine Rechte geltend zu machen, gar nichts zu erlangen. Die Pforte drohte dagegen fortwährend mit dem halbgezückten Schwerte und schürte und nährte aus allen Kräften den Parteikampf in Siebenbürgen, welcher schnell nacheinander erst den tyrannischen Gabriel Bathori und dann den schlauen und verschlagenen Bethlen-Gabor (Juni 1614) auf den wankenden Fürstenstuhl brachte.

Wie gern hätte der Kaiser Mathias sogleich wieder zu den Waffen gegriffen, um diesem Unwesen der Pforte mit entscheidenden Schlägen für immer ein Ziel zu setzen! Allein wer sollte dazu die Mittel gewähren? Der deutsche Reichstag hatte sich im Jahre 1613, obgleich nicht ohne vielfaches Widerstreben, vorzüglich von Seiten der protestantischen Stände, allerdings noch einmal erweichen lassen, dem Kaiser durch die Bewilligung einer „eilenden, freiwilligen, mitleidentlichen Hülfsleistung an Geld“ auf zwei Jahre beizuspringen.[52]) Als er dann aber auf gleiche Weise auch das Blut und die Steuerkraft seiner Erbländer in Anspruch nehmen wollte und zu diesem Zwecke im Sommer 1614 einen allgemeinen Landtag ihrer Stände nach Linz einberufen hatte, worauf die Kriegsfrage und das Verhältniß zu Siebenbürgen zu definitiver Entscheidung gebracht werden sollte, da trat auch ihm die Friedenspartei mit siegender Ueberlegenheit entgegen.

Die Ungarn gaben auch da wieder den Ton an. In einer sehr umfassenden, in ihren Einzelnheiten höchst

belehrenden Denkschrift an den Kaiser vom 14. Aug. 1614 stellten sie die Erhaltung des Friedens geradezu als eine unabweisbare Nothwendigkeit hin. Der elende und jämmerliche Zustand Ungarns bildete die Grundlage ihrer tiefeingehenden Beweisführung. Mit den grellsten Farben, aber leider nur zu wahr, hatte man hier die Verzweiflung, die trostlose Lage der meisten Städte und Landschaften dieses seit Jahrhunderten von dem Fluche des Barbarenkriegs heimgesuchten Königreichs ausgemalt. Und sollte man sich jetzt aufs neue so ohne weiters in einen solchen hineinstürzen? Es wäre die äußerste Vermessenheit, einen übermächtigen Feind zu reizen. Nicht jeder Krieg, selbst wenn auch die gerechteste Ursache dazu vorliege, sei deshalb sogleich zu unternehmen. Siebenbürgen stehe allerdings auf dem Spiele und der Friede von Sitwatorok sei in mehren Punkten schmählich verletzt worden. Das sei aber noch kein hinlänglicher Grund, mit der Pforte zu brechen; es gebe da noch einen andern Ausweg: man unterhandle mit ihr, suche Siebenbürgen zu gewinnen, damit es sich nicht ganz in die Arme der Türken werfe, was namentlich von dem wankelmüthigen Bethlen-Gabor zu fürchten sei, und sorge gleichzeitig für eine bessere Vertheidigung des Landes. Dazu brauche man aber vor allem Geld und wieder Geld, welches auf keine andere Weise geschafft werden könne, als dadurch, daß man dem erschöpften Lande die Ruhe gönne, welche ihm zur Wiederherstellung seiner schaffenden Kräfte, seiner Hülfsquellen unerläßlich sei. In einer nachträglichen Eingabe vom 26. Aug. betonten dann die ungarischen Stände vorzüglich noch den heillosen Zustand der Grenzhäuser, wo schon deshalb kaum mehr auf einen regelmäßigen

Dienst zu rechnen sei, weil die Besatzungstruppen nicht einmal ihren Sold ausgezahlt erhielten. [53])

Diese unter den gegebenen Umständen sehr vernünftigen Vorstellungen konnten ihre Wirkung auf den kriegerischen Sinn des Kaisers nicht verfehlen. Er stand von der Erneuerung des Kriegs ab, schloß bereits am 6. Juni 1615 einen Vertrag mit Bethlen Gabor, durch welchen die Ansprüche des Hauses Oestreich und der Krone Ungarn an Siebenbürgen soviel wie möglich gewahrt wurden, und verstand sich zwei Monate später zur abermaligen Unterzeichnung eines Friedens mit der Pforte, wozu diese durch Absendung einer Botschaft mit dem ersten Ehrengeschenke an das kaiserliche Hoflager selbst die Hand geboten hatte. Der für 20 Jahre gültige Friedensvertrag in zwölf Artikeln, welcher zu größerer Sicherheit gleich im nächsten Jahre (im Mai 1616) nochmals bestätigt wurde, war eigentlich nur eine Umschreibung des Friedens von Sitwatorok mit einigen erweiternden Zusätzen, auf welche der kaiserliche Hof damals besonderes Gewicht gelegt zu haben scheint, wie z. B. die Sicherung der Rechte und Freiheiten der Jesuiten im osmanischen Reiche. (Art. 7). [54])

In der Hauptsache, der Herstellung eines gesicherten Besitzstands in Ungarn und der bessern Grenzvertheidigung, war freilich auch durch diesen Frieden noch wenig gethan und das Terrain, welches der Kaiser etwa im Divan gewonnen hatte, ging sogleich wieder durch das taktlose Auftreten verloren, durch welches Herr von Czernin, als Großbotschafter des Kaisers, noch in demselben Jahre fast ganz Konstantinopel in Aufruhr brachte. Denn nichts konnte die Gläubigen mehr mit Entsetzen

und drüben Ahnungen für die Zukunft erfüllen, als das entfaltete Kreuzespanier mit dem kaiserlichen Doppeladler, wodurch dieser Botschafter seinen Einzug in der osmanischen Hauptstadt so imposant und wirkungsvoll wie möglich zu machen wünschte.

Die Pforte wurde seitdem nur wieder um so böswilliger und unfügsamer. Das Gezänk um jeden Fußbreit Landes bei dem endlosen Regulierungsgeschäft in Ungarn wurde in den nächsten Jahren ärger wie je zuvor, Bethlen Gabor ließ sich von dem Divan jederzeit als ein williges Werkzeug der Aufhetzereien gegen den Kaiser gebrauchen, und als nun vollends kurz nach dem Tode des Kaisers Mathias, im März 1619, die protestantischen Rebellen der östreichischen Erbländer, „die sieben vereinten Nationen", wie sie sich nannten, Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober- und Niederöstreich und Ober- und Niederlausitz, den Schutz und die Hülfe der Pforte ansprachen, ergriff sie auch diese Gelegenheit mit Hast, um Kaiser Ferdinand II. noch von dieser Seite sogleich neue Schwierigkeiten zu bereiten. Zum Glück war jedoch diese ganze Bewegung, welche unter dem Deckmantel religiöser Interessen vorzugsweise politische Zwecke verfolgte, an sich zu haltungslos, als daß sie ernstere Folgen hätte haben sollen. Die Pforte ließ sich wohlweislich nicht zu tief darauf ein, gebrauchte sie überhaupt nur als Schreckbild gegen den Kaiser und wurde ohnehin durch den Krieg mit Polen und die Gährung im Innern schon so in Anspruch genommen, daß sie es für gut fand, sich nach dieser Seite hin auf einen unfruchtbaren, schwerlich ernst gemeinten Schriftenwechsel mit den Abgeordneten der Rebellen zu beschränken. [55])

Die kaiserlichen Gesandten hatten daher bei ihren Schritten gegen diese orientalischen Umtriebe der protestantischen Rebellen noch ziemlich leichtes Spiel, zumal da ihnen dabei auch der schlimme Stand der protestantischen Sache in Deutschland und die Entmuthigung Bethlen-Gabor's zu Hülfe kamen. In der Schlacht bei Prag wurde am 8. Nov. 1620 die Macht jener vernichtet, und am 7. Jan. 1622 verzichtete dieser im Nickolsburger Frieden auf die Krone Ungarns, die er, von der Pforte aufgehetzt, alles Ernstes für sich in Anspruch genommen hatte. Schon im März 1621 hatte die Pforte ihrem Bündniß mit den Rebellen gegen den Kaiser durch einen Vergleich mit den kaiserlichen Unterhändlern wieder entsagt, in welchem sie sich, um nur ihre Ehre zu retten, blos vorbehielt, für den Fall, daß mit jenen Rebellen kein Abkommen zu erzielen wäre, dieselben „nicht gegen den Kaiser, sondern wider die spanische, päpstliche, florentinische und andere unter J. Maj. Armee befindenden Türggen feindliche Nationen" zu unterstützen. [56])

So wurde für jetzt der freilich noch immerhin sehr zweifelhafte Frieden mit dem Kaiser erhalten, wenn auch der Hader und die Reibungen in Ungarn nach wie vor fortdauerten und infolge der schon im Mai des nächsten Jahres 1622 eintretenden Katastrophe, welche Sultan Osman II. Thron und Leben kostete, und alle Regierungsgewalt in die Hände des bewaffneten Aufruhrs, der Janitscharen und Spahis, brachte, eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen waren. Wenn man es nur wenigstens verstanden hätte, diese Katastrophe, wie sie noch nie erlebt worden und ein zweites mal kaum zu erwarten war, im Interesse der christlichen Sache zu

einer gemeinschaftlichen Unternehmung der Fürsten und Völker Europas gegen das osmanische Reich zu benutzen.

Das lebendige Bewußtsein, selbst die klare Einsicht, daß jetzt der Moment gekommen sei, wo der gänzliche Umsturz der Herrschaft des Islam auf europäischem Boden das leichte Werk einer entschlossenen That sein werde, ging damals freilich, wie nie zuvor, durch die ganze christliche Welt. Die einsichtsvollsten und mit den orientalischen Verhältnissen vertrautesten Männer, welche den mit Riesenschritten fortschreitenden Verfall osmanischer Macht und Größe täglich an Ort und Stelle mit eigenen Augen beobachten und verfolgen konnten, erschöpften sich abermals in Wünschen und Vorschlägen für Das, was man einer traditionellen Phrase zufolge noch immer „das Heil der Christenheit" nannte. Mit 30,000 Mann, behauptete damals der hocherfahrene britische Gesandte zu Konstantinopel, Sir Thomas Roe, könne man ohne Schwertstreich bis vor die Thore der osmanischen Hauptstadt marschieren und dort ohne weiters über Städte und Provinzen dieses rettungslos verlorenen Reichs verfügen. „Jetzt", ruft er aus, „fehlt nichts als eine starke Hand, um diese wankende Mauer vollends zu Boden zu werfen. Möchte doch Gott zu seinem Ruhme die Augen der Ehrgeizigen der Christenheit, welche sich, im Vergleich zu dieser großen Monarchie, um einen Acker Lands streiten, hierher lenken, wo Stoff genug offen zutage liegt, dessen man sich mit leichter Mühe bemeistern kann." Aber im Hinblick auf die trostlose europäische Weltlage, die Ohnmacht und Zerrissenheit der Mächte des Westens unter sich, welche da an die Spitze hätten treten sollen, sank ihm sogleich wieder der Muth

und die Hoffnung. „Leider", bekennt er selbst in demselben Augenblick, „wage ich nicht, mich der Hoffnung hinzugeben, daß Gott die Augen der Fürsten der Christenheit soweit öffnen werde, daß sie die Kleinlichkeit ihrer eigenen Zänkereien endlich einsehen, während dieses gewaltige Reich sie auffodert, einig zu sein und als eine ihnen preisgegebene Beute (as a prostituted prey) unter sich zu theilen." Daß es dazu nicht kommen könne, das sei eben das Verhängniß, der Fluch der Welt, die Strafe des Himmels, wodurch allein das osmanische Reich zu solcher Macht und Größe gelangt sei und jetzt noch fortbestehen werde. [57])

Gleiche Ansichten theilte auch der französische Reisende Des Hayes, welcher sich um diese Zeit in Konstantinopel befand, und der tiefblickende François Savary, Seigneur de Breves, glaubte seine reichen Erfahrungen, welche er während eines langjährigen Aufenthalts daselbst als französischer Gesandte gesammelt hatte, jetzt nicht besser verwerthen zu können, als daß er König Ludwig XIII. einen vollständigen Plan vorlegte, wie und durch welche Mittel die osmanische Monarchie vollends zugrunde zu richten und ihrem gänzlichen Ruine zuzuführen sei. [58])

Wie ehemals der Bischof von Fünfkirchen, Antonius Verantius, legte auch er dabei ganz besonderes Gewicht auf die nachdrückliche Führung des Seekriegs gegen die Pforte. Er wieß nach, daß es den Seemächten des Mittelmeers ein Leichtes sein werde, eine tüchtig ausgerüstete Flotte von 380 Galeeren und sechs Galeassen aufzubringen. Venedig könne allein 200 Galeeren und die sechs Galeassen stellen; Spanien mit Neapel und

Sicilien 100 Galeeren, Frankreich habe freilich nur 12—15 Galeeren segelfertig, könne aber deren wol in kurzem 50 liefern und müsse überdies Venedig mit Truppen und Mundvorrath unterstützen; dazu kämen dann noch die Contingente der kleinern Seestaaten, Savoyen mit fünf bis sechs, Toscana mit zehn bis zwölf, Genua mit acht bis zehn, Malta mit sechs und endlich der Papst mit acht bis zehn Galeeren. Schon damit könne man ohne Zweifel das ganze Mittelmeer beherrschen. Dann könne man aber noch mindestens 200 große Transportschiffe aus England, den Niederlanden, den französischen Häfen im Atlantischen Ocean und aus Spanien heranziehen, welche zum Theil armirt auch als Kriegsschiffe gebraucht werden könnten. Angesichts einer solchen Seemacht, welche nur göttliche Gewalt oder ein Seesturm vernichten könne, werde sich die ganze christliche Bevölkerung des osmanischen Reichs erheben, welche nur Waffen bedürfe und in ihren religiösen Interessen geschont sein wolle. Messina, nicht Malta, werde der geeignetste Sammelplatz für diese christliche Armada sein. Von da würde man mit Leichtigkeit zuerst Albanien erreichen können, dann schnell nacheinander Modon und Koron in Morea hinwegnehmen, die Inseln Chios, Metelin und Tenedos besetzen, die Dardanellenschlösser erobern und endlich ohne weiteres auf Konstantinopel losgehen.

Natürlich müßten diese Operationen zur See auch sogleich wieder durch einen planmäßigen Landkrieg unterstützt werden. Namentlich müsse der Kaiser mit einer starken Armee durch Bulgarien auf Adrianopel ziehen; Polen, die Fürsten der Moldau, der Walachei und von Siebenbürgen würden sich dann von selbst erheben, um

an dem Kriege theilzunehmen. Selbst die Christen in Asien und Afrika, die kleinasiatischen Griechen, die Armenier in Mesopotamien, die Kopten in Aegypten, die Georgier am Kaukasus, die Maroniten im Libanon, ja sogar die Drusen und der Perserschah, welche sämmtlich des osmanischen Drucks müde seien, würden die natürlichen Bundesgenossen der europäischen Mächte werden, wenn sie sich nur einmal zu gemeinschaftlicher That ermannen wollten (si les princes Chrestiens se vouloient resoudre à une union générale).

De Breves scheint indessen die schwache Seite seines vortrefflichen Plans keineswegs verkannt zu haben, indem er schließlich, wenn auch nur leise, die fatale Theilungsfrage berührt. Wer sollte nach dem Siege in Konstantinopel herrschen, wer das schöne Griechenland, wer Albanien, Rumelien, Serbien, Bosnien, endlich die Donaufürstenthümer haben? Er hütet sich, darauf eine positive Antwort zu geben. Er erwartet Alles und das Beste am Ende von dem Beistande Gottes. „Die Ausführung dieses Planes", fügt er sogleich hinzu, „ist ein Werk Gottes; wenn Er nicht seine mächtige Hand dabei walten läßt und unsere Fürsten sowol von dem einen wie von dem andern Glauben (Katholiken und Protestanten) nicht durch seinen Geist erleuchtet, so ist es unmöglich, daß die Menschen den rechten Weg dazu finden. Vor allem muß man sich jedes Mistrauens zu entkleiden suchen, sich niemals auf einen Streit über die Verschiedenheit der Religionen einlassen und nicht um den Vorrang des Einem vor dem Andern hadern, sondern einzig und allein darauf bedacht sein, den mächtigen Feind zu Boden zu werfen, welcher

durch seine Siege und die Gewalt seiner Waffen die Größe und den Ruhm der Christenheit erniedriget hat."[59])

Politische Ideale, welche mit der Welt der Wirklichkeit im entmuthigendsten Widerspruch standen! Wo wäre damals die Macht gewesen, welche die Mittel oder auch nur den ernsten Willen gehabt hätte, einen solchen Plan zur Ausführung zu bringen, welche über sich selbst und Andere soviel Gewalt gewonnen hätte, die wirklich vorhandenen Kräfte auf das eine große Ziel hinzulenken und zu gemeinschaftlicher That zusammenzuhalten? Am wenigsten wäre es sicherlich Frankreich gewesen, welchem de Breves dadurch gar zu gern den Weg gebahnt hätte, seinen Ruhm und seine Macht zu vermehren (d'accroistre sa gloire et sa domination).

Schon Heinrich IV. konnte sich ja nicht aus der traditionellen orientalischen Politik des französischen Hofs herauswinden, welche sich am Ende immer wieder dahin concentrirte, mit der Pforte solange wie möglich auf gutem Fuße zu bleiben, um sich ihrer Hülfe gegen Spanien zu bedienen, ihre Willfährigkeit bei dem Kampfe gegen die Anmaßungen der englischen Flagge in der Levante und die Räubereien der Barbaresken zu erhalten, und gelegentlich auch wol noch einmal ihre Geldkräfte in Anspruch nehmen zu können. Heinrich IV. mußte die traurige Erfahrung machen, daß er in keiner dieser Beziehungen zu dem erwünschten Ziele gelangen konnte. Wegen Spanien wurde er, ungeachtet unsaglicher Mühen seines Gesandten, des Herrn de Breves, solange mit leeren Versprechungen hingehalten, daß er am Ende im Unmuthe über solche politische Zweideutigkeit mit dem Großherrn lieber gar nichts mehr zu schaffen haben

wollte. Gegen Englands wachsenden Einfluß in den Häfen der Levante und im Divan kämpfte er mit steigender Erbitterung, aber ohne den geringsten Erfolg an, gegen die Barbaresken konnte ihm die Pforte nicht helfen, weil sie dieselben selbst nicht mehr in ihrer Gewalt hatte, und ihn aus seiner Geldnoth, welche so weit ging, daß er dem Sultan einen kostbaren Diamant zum Kauf anbieten ließ, herauszureißen, hatte sie, wie immer, nicht die geringste Lust. „Mein sehnlichster Wunsch ist es", schrieb er schon im November 1602 einmal an de Breves in einem Augenblicke der äußersten Entmuthigung über die treulose Haltung der Pforte, „mich des Beistandes des Großherrn ganz zu überheben. Da ich jedoch weiß, daß ich bei dem gerechten Mistrauen, welches ich gegen die Absichten des Königs von Spanien hege, seiner doch noch einmal bedürfen könnte, so sucht nur die gute Gesinnung des Großherrn und seiner Minister mit Vorsicht und Beflissenheit zu erhalten und zu pflegen, sowol um meines Ansehens willen, als auch der Wirkungen wegen, welche ich davon erwarte. Denn was kann man im Grunde sonst noch von diesem Großherrn (Mohammed III.) und seinem Beistande hoffen, da er sich ganz von seinen Unterthanen leiten und beherrschen läßt." [60])

In diesem Sinne bestand er dann auch vorzüglich auf der Erneuerung der alten Capitulationen, welche bereits im Jahre 1604 erfolgte und die alten Vorrechte der französischen Flagge, die Schutzherrschaft Frankreichs über die katholischen Christen im osmanischen Reiche, welche Heinrich IV. nun auch, nicht gerade zu seiner Freude, den dort eingebürgerten Jesuiten zugute kommen ließ und

die bevorrechtete Stellung der französischen Gesandten bei der Pforte wenigstens formell sicherte.[61]) Im Uebrigen war die orientalische Politik Heinrich's IV. in der spätern Zeit seiner Regierung vorzugsweise mit darauf gerichtet, sich gegen den wachsenden Unfug der Barbaresken durch nachdrückliche Selbsthülfe zu decken und zu diesem Zwecke vor allem auf möglichste Hebung seiner Seemacht Bedacht zu nehmen. Weiter gehende Plane, welche allerdings die Möglichkeit der Zertrümmerung und des Untergangs des osmanischen Reichs nicht ausschlossen und die ihm auch durch Andere nahe genug gelegt wurden, mögen ihn in den letzten Tagen seines Lebens noch lebhaft beschäftigt haben; sein plötzlicher Tod ließ aber auch sie nicht zur Reife gedeihen. [62])

Sein Nachfolger Ludwig XIII. war am wenigsten dazu gemacht, sie wieder aufzunehmen und durchzuführen. Selbst de Breves suchte ihn in derselben Zeit, wo er ihm seinen obenerwähnten Plan zur Eroberung des osmanischen Reichs vorlegte, in einer zweiten Denkschrift, welche im wesentlichen auf dieselben Argumente zurückkommt, die früher, wie wir gesehen haben, schon einmal der Bischof von Acqs Karl IIX. dargelegt hatte, von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß Frankreich das gute Einvernehmen und das Bündniß mit der Pforte soviel wie möglich pflege und aufrecht erhalte. [63])

Und auch Cardinal von Richelieu trat in seiner orientalischen Politik nur so weit in die Fußstapfen Heinrich's IV, als er in seiner Eigenschaft eines „Großmeisters, Chefs und Generalintendanten des Handels und der Schiffahrt von Frankreich" dafür Sorge trug, durch die Hebung der Marine dem Piratenwesen der Barbaresken Einhalt

zu thun und dem französischen Levantehandel nach allen Seiten hin den nöthigen Schutz zu gewähren. Ein besseres Vertheidigungssystem der von den afrikanischen Korsaren bisher so sehr heimgesuchten Südküsten von Frankreich, gelegentliche Züchtigung der Barbaresken mit Waffengewalt und Separatverträge mit den Regierungen dieser Raubstaaten waren die drei Hauptmittel, wodurch er in dieser Beziehung zum Zwecke zu gelangen hoffte.

Ein durchgreifenderes, wenn auch noch keineswegs auf allen Punkten genügendes Schutz- und Vertheidigungssystem an den Küsten der Provence und von Languedoc wurde in den Jahren 1633—37 wenigstens theilweise ins Werk gesetzt, ein erster verunglückter Versuch, die Barbaresken von Algier mit Gewalt zur Auslieferung der Gefangenen und zur Annahme eines Vertrags zu vermögen, welcher die Beziehungen Frankreichs zu denselben für die Zukunft auf einen gesichertern und würdigern Fuß bringen sollte, wobei die einzige Niederlassung der Franzosen in der Nähe von Algier, die sogenannte „Bastion de France" zugrunde ging, wurde in dem zuletztgenannten Jahre gemacht, und auch die Schritte, welche Richelieu drei Jahre später that, um die Annahme seiner Verträge und die Wiederherstellung der „Bastion" zu erzwingen, blieben ohne den erwünschten Erfolg. Nur die Wiederherstellung der „Bastion" konnte endlich mit schwerem Gelde, einem Pachtschilling von 34,000 Dublonen, erkauft werden, welcher alljährlich an den Dey von Algier zu entrichten war. [64])

Damit begann der endlose Hader zwischen Frankreich und den Barbareskenstaaten, welcher sich noch durch das ganze Jahrhundert hindurchzog und am Ende doch nur

durch die Sprache der Kanonen einigermaßen geschlichtet werden konnte. Nur wollte man von Seiten des französischen Hofs auch dabei alle Reibungen mit der Pforte sorgfältig vermeiden. Noch im Jahre 1640 ertheilte Ludwig XIII. dem Cardinal von Richelieu den ausdrücklichen Befehl, bei seinen Unternehmungen gegen die Barbaresken nichts zu dulden, was das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Großherrn stören könne.[65]) Dieses System einer hier energisch auftretenden, dort rücksichtsvoll schonenden Politik war aber doch schwer durchzuführen.

Als 14 Jahre später, im Jahre 1664, Colbert, welchem nichts mehr am Herzen lag als den durch schlechte Führung, Betrug und Unterschleife außerordentlich herabgekommenen französischen Levantehandel wieder zu heben und dem Corsarenunfug ernstlich Einhalt zu thun, den kleinen Hafenort Dschidschlli, unweit Budschia, angreifen ließ, nahm die Pforte, welche damals wegen der endlosen Zänkereien mit den französischen Gesandten, den Herren de Cesy, de Marcheville und de la Haye, Vater und Sohn, mit Frankreich ohnehin nicht auf dem besten Fuße stand, diesen Eingriff in ihre Souveränetätsrechte gewaltig übel.[66])

Nur der Gegenwart des französischen Geschwaders, unter den Befehlen des Herzogs von Beaufort, in den afrikanischen Gewässern vermochte die Beherrscher von Tunis und Algier in den Jahren 1665 und 1666 zum Abschluß von Verträgen, welche namentlich die Handelsinteressen Frankreichs nach dieser Seite hin für die Zukunft wahren sollten.

Ihren Zweck erfüllten sie in dieser Hinsicht freilich

auch noch nicht. Nicht nur mit Algier dauerten, ungeachtet wiederholter Erneuerung der Verträge (1670 und 1675), die Reibungen fort, sondern man kam nun auch noch besonders mit Tripolis in arge Händel, welche sogleich dadurch wieder eine weitergreifende Wichtigkeit erhielten, daß Admiral Duquesne von den Tripolitanern für den Unfug, welchen sie sich gegen französische Unterthanen, namentlich gegen den Consul zu Larnaca auf Cypern, erlaubt hatten, im Jahre 1681 bis in den Hafen von Chios hinein mit der „Sprache der Kanonen" strenge Rechenschaft foderte. Sie fand dieses mal einen sehr übeln Wiederhall in den Gemächern des Divan zu Konstantinopel, wo man, obgleich Herr von Nointel endlich einmal wieder im Jahre 1675 mit vielen Schwierigkeiten die Erneuerung der Capitulationen mit Frankreich durchgesetzt hatte, die Hülfe, welche Ludwig XIV. Venedig zu Ende des candialischen Kriegs hatte angedeihen lassen, doch noch keineswegs ganz vergessen hatte. Der Zorn des Großherrn konnte jetzt nur durch ein ansehnliches Ehrengeschenk besänftigt werden, zu welchem sich der Nachfolger des Herrn von Nointel, Herr von Guilleragues, auf eigene Verantwortung verstehen mußte.

Duquesne, welcher im Frühjahre 1682 von Chios aus mit seinen Schiffen an den Dardanellen erschien, hätte diesem schlimmen Handel sowol wie dem leidigen Streite des Herrn von Guilleragues mit dem Großvezier um die Ehre des Sophas lieber gleich durch seine Kanonen ein Ende gemacht. Allein Ludwig XIV., welcher die Dinge nicht bis zu einem Bruche mit der Pforte treiben wollte, rief ihn ab, um seine Streitkräfte wieder

gegen Algier zu gebrauchen, welches erst durch ein zweimaliges Bombardement in den Jahren 1682 und 1683 zur Erneuerung des abermals auf die schmachvollste Weise verletzten Friedens gezwungen werden konnte. Er sollte dieses mal, dem Wortlaute des im April 1684 unterzeichneten Vertrags nach, gleich auf 100 Jahre Gültigkeit haben. Bereits fünf Jahre später mußte aber Marschall d'Estrées durch eine abermalige theilweise Einäscherung der Hauptstadt der Regentschaft die Anerkennung dieses hundertjährigen Friedens für die Zukunft sichern. Mit Tripolis und Tunis war schon vier Jahre früher (1685) durch gleiche Gewaltmaßregeln ein gesichertes Verhältniß hergestellt worden, welches dann auch in der nächsten Zeit nach dieser Seite hin weiter keine wesentliche Störung erfuhr. [67])

Hatte aber, wie aus den obigen Andeutungen hervorgeht, Frankreich weder den Willen noch die Mittel, sich während des 17. Jahrhunderts in ein entschieden feindliches Verhältniß zur Pforte zu versetzen und an die Spitze einer europäischen Bewegung nach dem Oriente hin zu treten, wieviel weniger wären die übrigen Seemächte des Westens im Stande gewesen, zu einem solchen Werke die nöthigen Kräfte aufzubringen und sich den gehörigen leitenden Einfluß zu verschaffen?

Spanien, von der Pforte noch immer mit am meisten gefürchtet, erlahmte immer mehr an seiner eigenen Ohnmacht und an dem innern Zwiespalte seines weitschichtigen Regierungswesens. Man weiß, daß z. B. der ehrgeizige und aufstrebende Herzog von Ossuña noch im Jahre 1611 in einer im Staatsrathe vor König Philipp III. gehaltenen feurigen Rede nach Krieg mit

der Pforte schrie, um dann als Vicekönig erst von Sicilien, hierauf von Neapel, seinem Hasse gegen die Signorie von Venedig nur desto bequemer Genüge thun zu können, während das Cabinet von Madrid, namentlich unter dem friedliebenden Herzog von Lerma, dagegen Alles aufbot, in Konstantinopel die seit dem Jahre 1587 noch nicht wieder erfolgte, aber durch den sechsten Artikel des Friedens von Sitwatorok ausdrücklich nachgelassene Erneuerung des Waffenstillstands durchzusetzen. [68])

Vorzüglich in den Jahren 1619 bis 1627 war in dieser Beziehung das diplomatische Intriguenspiel in Konstantinopel außerordentlich lebhaft und thätig. Die kaiserlichen Gesandten und Residenten standen dabei abermals auf Seiten der spanischen Unterhändler, des Bologneser Giovanni Battista Montalbano, des Benedictiners Pater Antonio Verill, und des griechischen Jesuiten Cannachi Rossi; der britische Botschafter, Sir Thomas Roe, war dagegen ihr erbitterster und am Ende siegreicher Gegner, welcher auch den Bailo von Venedig auf seine Seite zn ziehen gewußt hatte. Roe setzte Alles, religiöse, commercielle und rein politische Gründe, in Bewegung, um die Pforte von der Richtigkeit und den Gefahren der spanischen Anerbietungen zu überzeugen, und Das gelang ihm auch so gut, daß sie sich mit Spanien am Ende auf gar nichts mehr einlassen wollte. [69])

Am wenigsten hätte sie aber die Haltung, welche indessen der Herzog von Ossuña mit seinen Schiffen beobachtete, nachgiebiger machen können. Er hatte allerdings mit bedeutenden Mitteln eine ansehnliche Land- und Seemacht hergestellt, mit welcher er den Osmanen auch in den ersten Jahren seines Vicekönigthums einige empfind-

liche, jedoch nur vereinzelte Schläge beibrachte; bald aber überwog sein glühender Haß gegen Venedig und Ragusa seinen Eifer für die Bekämpfung der Ungläubigen soweit, daß er sich nicht entblödete, die Pforte selbst wiederholt zur Waffengemeinschaft gegen die Republik aufzureizen. Vielleicht vorzüglich um diese seine verrätherischen Absichten desto besser zu verhüllen, machte er allerdings noch einige Demonstrationen nach dem Oriente hin, man traute ihm aber schon nicht mehr und übertrug den Oberbefehl des königlichen gegen die Osmanen bestimmten Geschwaders dem zum Generalcapitän des Meeres des Königs von Spanien ernannten Prinzen Philibert von Savoyen.

Fast zur Verwunderung der Welt brachte dieser im Jahre 1619, mit Hülfe der Contingente der kleinen Seemächte, des Papstes, des Großherzogs von Toscana, der Malteser und Genueser, eine Bundesflotte von 60 Galeeren zusammen, von deren Operationen man so ungeheuere Dinge erwartete, daß man, wie sich Leti spöttisch ausdrückt, mindestens glaubte, sie werde das Meer sammt der ganzen Türkei verschlingen (che pareva fosse per inghiottir tutto il mare e divorar la Turchia). Sie richtete aber ganz und gar nichts aus. Nach einem vergeblichen Angriff auf das kleine Seeräubernest Susa an der afrikanischen Küste, wagte Prinz Philibert, wahrhaftig kein Seeheld, gar nicht einmal, mit der Flotte des Kapudan-Pascha anzubinden, welche sich auf den Höhen von Navarin zeigte. Angeblich aus Furcht vor der Pest, von welcher dieselbe inficirt gewesen, zog er sich ohne weiteres auf Neapel zurück, während man den Herzog von Ossuña, den man nun auch das Mislingen dieses

großartigen Seezugs zuschrieb, zur Verantwortung nach Madrid berief. Er starb dort bekanntlich nach einer glänzenden, aber fruchtlosen Vertheidigung, im Jahre 1624 im Gefängniß, weil es der allmächtige Minister König Philipp's IV., der Herzog von Olivarez, für zu gewagt und unpolitisch hielt, einem Manne von solcher Bedeutung nach einer solchen Behandlung die Freiheit wiederzugeben. [70])

Bis wohin es nun aber wieder mit der Küstenvertheidigung von Spanien und Unteritalien gekommen war, kann man am besten daraus abnehmen, daß türkische Kreuzer schon im Jahre 1619 ihre Räubereien ungehindert bis an die spanische Küste erstreckten, und im August 1620 ein osmanisches Geschwader von 60 Segeln am hellen lichten Tage das völlig unbewachte Manfredonia überfallen und rein ausplündern konnte. [71]) Spanien konnte oder wollte am Ende nicht einmal mehr die zehn Galeeren aufbringen, welche der britische Botschafter Thomas Roe verlangte, um wenigstens die afrikanischen Seeräuber im Zaum halten zu können. [72]) Genug, Spaniens Einfluß und Thätigkeit in den orientalischen Angelegenheiten sank schon jetzt immer mehr auf nichts herab, und daß sie sich später wieder hätte heben sollen, dazu waren weder seine innern Kräfte, noch die weitere Entwickelung seiner Stellung zu den Großmächten des Westens angethan.

Die kleinern Seemächte des Mittelmeers sind für eine europäische Bewegung gegen den Orient kaum mehr in Betracht zu ziehen. Die Malteser und die Ritter vom Orden des heiligen Stephanus, unter dem Schutze des Großherzogs von Toscana, waren zwar noch immer

gefährliche und gefürchtete Gegner der Osmanen. Allein ihre besten Kräfte zersplitterten sie fortwährend in jener abenteuerlichen Freibeuterei zur See, die ihnen im Einzelnen wol manchen erklecklichen Gewinn brachte, für die christliche Sache im Ganzen aber nutzlos verloren war. Es gab allerdings eine Zeit, wo der Großmeister der Johanniter auf Malta und der Großherzog von Florenz selbst in Konstantinopel für mächtigere Fürsten galten als der König von Spanien [73]), die orientalische Politik der Medicäer ging jedoch ganz im Geiste des mercantilen Systems, dem ihr Haus seinen Glanz und seine Größe verdankte, nie über den Plan hinaus, sich mit Hülfe des Drusenfürsten Fachreddin der Herrschaft des reichen Syriens zu bemächtigen, welche den besten Theil des asiatischen Handels in ihre Hände gebracht haben würde. Sie setzten dabei 30 Jahre lang (1607 — 37) bedeutende Kräfte und Mittel zu, mußten aber am Ende doch davon abstehen. Der Untergang der Macht der Fachreddins war zugleich der Anfang des Sinkens der Größe des Hauses der Medicäer und der florentinischen Marine. Die Ritter des heiligen Stephanus wurden wieder christliche Seeräuber, und zu Livorno trieb man, unter dem Schutze des Großherzogs, zum Aergerniß der ganzen Christenheit, die Hehlerei und den Wiederverkauf der von den afrikanischen Barbaresken geraubten Güter im großartigsten Stil. [74])

Es war damals überhaupt die Blütezeit abenteuerlicher Plane, welche die Herrschsucht und der Ehrgeiz Einzelner an den von allen Seiten erwarteten Untergang des osmanischen Reichs knüpfte. Der Herzog von Nevers wollte sich auf eigene Faust Moreas bemächtigen

und dort einen neuen Ritterorden stiften, um von da aus womöglich den wieder aufgerichteten christlichen Kaiserthron von Konstantinopel zu besteigen.[75]) Ein um diese Zeit vielgenannter Abenteurer, der Capitän Jacques Pierre, ließ sich gebrauchen, die Venetianer durch das Gerücht einzuschüchtern, daß man nichts Geringeres im Schilde führe, als im osmanischen Reiche eine Art Sicilianischer Vesper unter den Ungläubigen anzurichten und dann einen spanischen Prinzen zum Kaiser von Konstantinopel zu machen. Er starb, in die fatale Verschwörungsgeschichte vom Jahre 1618 verwickelt, zu Venedig unter Henkershand.[76]) Der Herzog von Savoyen endlich hätte gar zu gern die uralten Ansprüche seines Hauses auf das Königreich Cypern geltend gemacht, worauf übrigens auch der Großherzog von Toscana, schon der Nähe Syriens wegen, ein Auge geworfen hatte.[77])

Die größern Seemächte kümmerten sich freilich nur wenig um diese haltungslosen Bestrebungen der kleinern Genossen. Venedig verhielt sich unter dem Schutze seiner bewaffneten Neutralität so ruhig wie möglich, und England verlor das eine große Ziel der Erweiterung seiner Handelsmacht und seines politischen Einflusses im Orient nie aus den Augen. Die Gesandtschaft des Sir Thomas Roe (1621 — 28) bildet in dieser Beziehung eine bedeutungsvolle, folgenreiche Epoche in der Geschichte der britischen Diplomatie. Der außerordentlichen Gewandtheit, der Energie und der unermüdlichen Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes, der überall eingriff, war es zu danken, daß der König von England in der Achtung des Sultans unter allen Fürsten der Christenheit gewissermaßen den ersten Platz errang und daß demgemäß,

auf Grund der wiederholt erneuerten Capitulationen, auch die Interessen seiner Unterthanen im osmanischen Reiche besser bewahrt waren, wie die irgendeiner andern Nation. „Sorge dafür", so lautete ein von Sultan Murad IV. kurz nach seiner Thronbesteigung an den Großvezier erlassener Befehl wörtlich, „daß den Unterthanen des Königs von England fernerhin kein Leids widerfahre; übe Gerechtigkeit und dulde es nicht, daß sein Gesandter irgend Ursache habe, sich zu beklagen; denn ich will nicht, daß er belästigt werde." [78])

Hätte nun aber wol Roe diese günstige Stellung dadurch beeinträchtigen oder wieder verscherzen sollen, daß er sich zu der Pforte in ein feindliches Verhältniß versetzt oder um allgemein christlicher Interessen willen zu einer Unternehmung die Hand geboten hätte, welche die Vernichtung des osmanischen Reichs in Europa zum Zwecke gehabt hätte? Er benutzte sie im Gegentheil dazu, die Bestrebungen seiner Nebenbuhler, der französischen Gesandten und ihrer Schützlinge, der Jesuiten, niederzuhalten, die Interessen der Levantecompagnie auf Kosten des venetianischen Handels möglichst zu fördern, sich gegen die Anmaßungen und Unbilden der Barbaresken Recht und Sicherheit für die Zukunft zu verschaffen, den Frieden mit Polen zu vermitteln und bei den verwickelten Verhältnissen in Ungarn und Siebenbürgen die Hände immer soweit im Spiele zu behalten, als es ihm dienlich erschien, die ehrgeizigen Absichten Bethlen-Gabor's zum Mittel der Beschränkung der Macht des Hauses Oestreich und der Förderung der protestantischen Sache in Deutschland und den übrigen Staaten gleicher Stimmung zu machen. [79])

Das war damals der Geist der orientalischen Politik Großbritanniens, welche namentlich Oestreich soviel zu schaffen machte. Wie schwer wurde es dem Kaiser da nicht, während die Last des Kriegs in Deutschland ihn fast zu Boden drückte und die Finanznoth den höchsten Gipfel erreichte, sich nur wenigstens durch zeitweilige Erneuerungen des immer noch nicht völlig erledigten Friedens zu Sitwatorok mit der Pforte so hinzuhalten, wie zu Gyarmath im Jahre 1625 und dann zwei mal zu Szön in den Jahren 1637 und 1642, wobei der gute Wille der Pforte noch immer hinterher durch kostspielige Botschaften besonders anerkannt werden mußte. Der Kaiser konnte weder Bethlen-Gabor aus dem Felde schlagen, noch es hindern, daß nach seinem Tode (1629) Georg Rakoczy, nach seinem Siege bei Szalonta (3. Oct. 1636) von der Pforte förmlich anerkannt, sich auf dem Fürstenstuhle von Siebenbürgen erhielt und seine Ansprüche auf die Herrschaft in Oberungarn mit den Waffen in der Hand geltend zu machen suchte. Erst im Jahre 1645 sah sich Rakoczy, von seinen Bundesgenossen, Frankreich und Schweden, verlassen, genöthigt, mit dem Kaiser einen Vergleich einzugehen, demzufolge er sich verpflichtete, aller und jeder fernern Einmischung in die Angelegenheiten Ungarns zu entsagen und sich nach Auslieferung aller von ihm in Ungarn besetzten Orte einzig und allein mit dem Besitz von Siebenbürgen und einiger Comitate in Oberungarn zn begnügen.[80])

Wir brauchen hier diese Verhältnisse jetzt nicht noch weiter zu verfolgen, um darzuthun, daß sowol die allgemeine europäische Weltlage, wie die bedingenden Interessen der einzelnen Mächte des Westens dazu angethan

waren, im Laufe des 17. Jahrhunderts eine großartigere Bewegung zum Zwecke der Vernichtung des osmanischen Reichs hervorzurufen und bis zum Ziele durchzuführen. Ihre Ohnmacht, unter dem Fluche der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke, schützte damals den Halbmond mehr, wie seine eigene Kraft und Stärke. Nicht einmal der Ausbruch des großen venetianischen Kriegs im Jahre 1645 konnte die allgemeinere Theilnahme der Fürsten und Völker, obgleich man den voraussichtlichen Verlust der Insel Candia, dieses letzten Bollwerks gegen die hereinbrechende Macht des Halbmondes, als ein Unheil der ganzen Christenheit im voraus weit und breit beklagte, soweit aufregen, daß die bedrängte Republik irgendwo die dringend erflehte Hülfe erlangen konnte.

Selbst wo man noch guten Willen hatte und von der herrannahenden Gefahr am meisten bedroht war, kam man kaum über wohlgemeinte Versprechungen hinaus. Der Papst bot sechs Galeeren und 2000 Mann Landtruppen an, der Großherzog von Toscana sechs Galeeren und zehn kleinere Schiffe, Malta wollte vier Galeeren und 6000 Mann, Genua zwölf Galeeren, Portugal deren zwanzig, Neapel und Sicilien seine ganze Seemacht schicken, und auch die kleinern italienischen Fürsten, die Herzöge von Parma, Modena, Mirandola, die Fürsten von Massa und Piombino u. s. w., sagten Truppen zu. Von allem Dem hatte sich aber noch nichts, kein Schiff und kein Mann, bei der venetianischen Armada eingefunden, als der Kapudan-Pascha schon San Theodoro und Canea hinwegnahm.

Die Großmächte des Westens setzten nun vollends dem Hülferufe der Signorie vom Anfang an geradezu

eine bedachte und consequente Weigerung entgegen. Wie komme man denn überhaupt dazu, Venedig zu unterstützen? meinte z. B. der französische Gesandte bei der Signorie, Herr von Gremonville, welcher von den damaligen Stimmungen mit das beste Zeugniß gibt. „Diese Herren, die Signorie", sagt er in einer Depesche vom Juli 1645, „scheinen zu glauben, daß die ganze Christenheit zu ihren Gunsten jetzt einen Kreuzzug unternehmen müsse, und doch ist es nur zu wahr, daß sie, als man glaubte, daß Malta angegriffen werden könne, geradezu erklärten, der Orden verdiene es nicht besser, weil er sich diesen Sturm selbst mit Willen zugezogen habe, und in Betreff Siciliens, welches man auch für beständig bedroht hielt, haben die spanischen Gesandten von den Leuten hier nie etwas Anderes erreichen können, als das Versprechen ihrer Verwendung bei dem Könige von Frankreich, um ihn zum Frieden oder Waffenstillstand zu bewegen." [81])

Weil aber dieser eben noch nicht erreicht war und auch für die nächste Zukunft gar nicht in Aussicht stand, verweigerte der spanische Gesandte allen Beistand, um den ihn die Signorie ansprach. Und auch Frankreich blieb, vielleicht infolge der Eingebungen des Herrn von Gremonville, welcher der Signorie überhaupt nicht wohlwollte, unerbittlich. „Die Signorie", fügt er in der angeführten Depesche hinzu, „sieht freilich ein, daß die Entscheidung über die Angelegenheiten der Christenheit doch eigentlich in unsern Händen liegt und nur die Stärke unsers Arms sie aufrechterhalten und ihren Fall abwenden kann. Deshalb fleht sie jetzt um unsern Schutz. Ich erlaube mir aber bei dieser Gelegenheit, etwas an

die Stimmungen und die Launen der Leute zu erinnern, mit denen wir es hier zu thun haben. Sie verfahren nicht mit der edlen Freimüthigkeit, welche unserer Nation zur andern Natur geworden ist. Wenn wir uns in ähnlicher Bedrängniß befänden, wie sie jetzt, und wir dann ihrer bedürften, wie sie unserer bedürfen, so würden sie sich dazu nicht umsonst verstehen, sondern irgendeinen Vortheil für sich daraus zu ziehen wissen." [82])

Die Misgunst, in welcher die Signorie von Venedig überhaupt in Europa stand, schadete also damals der christlichen Sache nicht wenig. Nur unter der Hand ließ Mazarin der Republik zu Ende des Jahres eine Geldhülfe von 100,000 Thalern zufließen. Erst viel später, im Jahre 1651, verstand sich Frankreich zu einer geheimen stehenden jährlichen Subsidienzahlung von 50,000 Scudi, welche endlich im Jahre 1662 bis auf 100,000 verdoppelt wurde, nicht etwa aus Interesse für die Republik, sondern weit mehr aus Eifersucht auf Spanien, welches die Noth der Signorie benutzen wollte, sich im Divan dadurch eine Stellung zu erringen, daß es das Friedensgeschäft in seine Hände zu bekommen suchte, und dabei sich die Willfährigkeit der Signorie gleichfalls seit dem Jahre 1652 durch Subsidienzahlungen von 100—150,000 Dukaten erkaufte. [83])

Der Kaiser, welcher weder Geld noch Truppen hatte, und beständig selbst auf seiner Hut sein mußte, that natürlich gar nichts. Noch im Jahre 1650 erklärte einmal der kaiserliche Minister Graf Trautmannsdorf den Venetianern ganz offen (con ingenuità Allemanna, meint Valieri), der Kaiser könne sich umsoweniger zu einer Unterstützung der Signorie entschließen, da er die Fortdauer

des Kriegs in Candia als das beste Mittel betrachte, den Krieg von Ungarn fern zu halten und einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden möglichst zu verlängern. Nur einige Werbungen in seinen Staaten gestattete der Kaiser am Ende den Venetianern noch.[84]) Daß aber die Reichsstände, so oft sie um Hülfe angesprochen wurden, immer ja für sich trifftige Gründe hatten, nichts zu gewähren, versteht sich von selbst. Noch im Jahre 1669, also in der äußersten Noth, predigten die venetianischen Unterhändler auf dem Reichstage zu Regensburg tauben Ohren. Der Krieg, entgegnete man, sei von Deutschland und Ungarn noch zu fern; wozu brauche man also jetzt schon eine Hülfe? [85])

England und auch Holland gab man sogar geradezu Schuld, daß es die Ungläubigen, zum Theil freilich wol gezwungen, fortwährend mit Schiffen, Waffen und Kriegsbedürfnissen unterstütze. So viel steht aber fest, daß weder das Parlament noch Oliver Cromwell, obgleich dieser seine persönliche Theilnahme an dem Heldenkampfe der Republik wiederholt zu erkennen gab, sich zu irgendetwas verstehen wollten, als sie im Jahre 1653 förmlich um Hülfe angesprochen wurden. [86])

Mit dem guten Willen des päpstlichen Stuhls, so abenteuerlichen Planen, wie dem der Bildung eines Kreuzheers aus lauter Franciscanermönchen, welcher im Jahre 1654 in Rom auftauchte [87]), und endlich den vielversprechenden, aber völlig nutzlosen Hülfszügen der Deutschen unter dem Grafen von Waldeck und der Franzosen unter den Herzögen von Navailles und Beaufort, war Candia eben nicht mehr zu retten. Es mußte fallen zum Beweise, daß die christlich-europäische Welt nicht

mehr im Stande sei, ihre Kräfte für ein gemeinsames Interesse nach dieser Seite hin einzusetzen.

Und leider läßt sich von der blutigen Episode, in welche der Kaiser gleichzeitig mit dem candiotischen Kriege wider Willen durch die fortdauernden Wirren in Ungarn und Siebenbürgen abermals verwickelt wurde, kaum etwas Besseres sagen. Der Kaiser mußte auch diesen schweren Krieg allein durchkämpfen, und fast wird man versucht, den glänzenden Sieg Montecuculi's bei St.-Gotthard (1. Aug. 1664), welcher ihn ruhmreich beendigte, dem Tage bei Lepanto an die Seite zu setzen. So wenig konnte der darauf abgeschlossene Friede zu Basvar den gerechtesten Erwartungen Genüge thun. Denn die Pforte blieb im Besitze ihrer wichtigsten Eroberungen, Neuhäusel, Neograd und Großwardein, der Kaiser dagegen mußte seine Truppen aus Siebenbürgen zurückziehen und die Rechte des von der Pforte eingesetzten und beschützten Fürsten und der Stände dort aufs neue anerkennen, sich abermals zu einem Ehrengeschenk von 200,000 Gulden verpflichten, und endlich sich im Uebrigen wieder mit der Erneuerung der noch nicht erledigten Bestimmungen des leidigen Friedens von Sitwatorok zufriedenstellen.[88]

Das war aber nur die unversiegbare Quelle neuer Verwickelungen und endloser Gährung in Ungarn, wo die Art, wie man nach schwerem Kampfe das Land wieder sozusagen dem Erbfeinde preisgegeben habe, auch die Bestgesinnten tief verletzte und empörte.[89]) Die Pforte wußte dies nur zu wohl zu ihrem Vortheil zu benutzen, und der Kaiser wurde abermals in jenen Krieg hineingedrängt, welcher zum Schrecken der ganzen europäischen Welt die bewaffnete Macht des Großherrn zum zweiten

male unter die Mauern von Wien führte und am Ausgang des Jahrhunderts den Heiligen Bund ins Leben rief, welcher wol den Zweck hatte, die vereinten Kräfte der europäischen Christenheit noch einmal zur Vernichtung des osmanischen Reichs aufzubieten, in den Resultaten aber, die am Ende erreicht wurden, da getheilte Interessen jene Kräfte in ihrer Wirksamkeit vom Anfang an zersplitterten und lähmten, den gehegten Erwartungen nicht entsprechen konnte.

Hier greifen die nordischen Verhältnisse schon tiefer ein in die Gestaltung der orientalischen Politik Europas. Je näher sich jedoch bei diesem Kampfe West und Nord rückten, um ihre vereinte Thätigkeit auf das eine Ziel hinzurichten, desto mehr offenbarte es sich, namentlich auch in dem Frieden von Carlowicz, daß sie bei der Lösung der „orientalischen Frage" verschiedene und entgegengesetzte Wege einzuschlagen hatten. Die steigende Ohnmacht des Westens und das entschiedenere Auftreten des Nordens glaubten wir daher als einen der gewichtigsten und folgereichsten Momente in der geschichtlichen Entwickelung der „orientalischen Frage" bezeichnen zu müssen. Der Glaube an die Möglichkeit der Vereinigung der ganzen christlichen Welt und der Mächte Europas zur Vernichtung des osmanischen Reichs ist seitdem fast nur noch ein müßiges Phantasiespiel politischer Laune geworden. In dieser Beziehung mag es uns, bevor uns das Auftreten des Nordens auf frühere Zeiten zurückführt, vergönnt sein, sogleich hier noch mit einigen Worten des merkwürdigen Plans zu gedenken, womit sich Cardinal Alberoni nach seinem Sturze die lange Zeit des Exils zu verkürzen suchte. Er läßt uns tiefere Blicke in die damalige

politische Weltlage thun und gibt Andeutungen, welchen auch neuere und neueste Verhältnisse, die dabei wenigstens vergleichungsweise in Betracht gezogen werden könnten, ein eigenthümliches Interesse verleihen. [90])

Der Cardinal, welcher seinen Vorschlag niederschrieb, als die Pforte von dem Kriege mit Persien vorzugsweise in Anspruch genommen wurde, und folglich die Hoffnung des Gelingens eines Angriffs auf das osmanische Reich von europäischer Seite her nicht ganz eitel erscheinen mochte, geht dabei, wie alle seine Vorgänger, natürlich auch von der Ansicht aus, daß das Wachsthum, die Größe und das Bestehen der osmanischen Macht vor allem der Zwietracht und der Zerrissenheit, folglich der Ohnmacht, der christlich-europäischen Welt zuzuschreiben sei. Aber auch noch jetzt würde es leicht sein, ihr ein Ende zu machen, wenn man sich nur entschließen wollte, seine Streitkräfte zu diesem Zwecke zu vereinigen. Und dann geht er sogleich auf eine nähere Bestimmung und Vertheilung der Land- und Seemacht ein, welche dazu erfoderlich und ausreichend sein würde. Es sollten nach den Beschlüssen eines allgemeinen nach Regensburg einzuberufenden Reichstags stellen: der Kaiser mit Einschluß des Deutschen Reichs 100,000, die Kaiserin von Rußland ebensoviel, Polen 30,000, Dänemark und Schweden je 10,000, Frankreich 30,000, Spanien 20,000 und Neapel, Portugal, Sardinien, Venedig, Genua, die Schweiz und endlich Graubündten je 10,000 Mann, sodaß die gesammte Landmacht, womit man sich des osmanischen Reichs bemeistern zu können hoffen dürfe, die Stärke von 370,000 Mann erreicht haben würde.

Die Seemacht dagegen, in der Gesammtstärke von

240 Segeln, sollte in der Weise aufgebracht werden, daß England 30 Linienschiffe und 10 Fregatten, Holland 20 Linienschiffe und 10 Fregatten, Frankreich 10 Linienschiffe, 5 Fregatten und 10 Galeeren, Spanien 10 Linienschiffe, 5 Fregatten und 10 Galeeren, Neapel 5 Linienschiffe und 5 Galeeren, Portugal 10 Linienschiffe und 5 Fregatten, Venedig 10 Linienschiffe, 5 Fregatten und 50 Galeeren oder Galeazzen, Genua 5 Linienschiffe und 10 Galeeren, endlich Sardinien, Toskana und Malta je 5 Galeeren auszurüsten und zu unterhalten hätten. Außerdem wäre noch von Frankreich, Spanien und Portugal in Gemeinschaft ein kleines Geschwader zu stellen, welches dazu gebraucht werden sollte, die Barbaresken im Zaume zu halten. Die allgemeine Kriegskasse wäre in Venedig einzurichten.

Darauf geht der Cardinal sogleich auf die delicate Theilungsfrage ein, die Hauptklippe bei allen dergleichen Planen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Auch er verkennt die dabei obwaltenden großen Schwierigkeiten nicht, hält es aber doch für rathsam, daß darüber, namentlich im Interesse der kleinern an dem Kriege betheiligten Fürsten, vor der Eroberung etwas festgesetzt werde, weil sie nach derselben, in der Gewalt der Großmächte, leicht um ihren gerechten Antheil betrogen werden könnten. Er wagt also folgende, allerdings mitunter ziemlich sonderbaren Vorschläge zu machen:

Den wiederhergestellten Kaiserthron von Konstantinopel sollte der Herzog von Holstein-Gottorp besteigen, und zwar mit allen Rechten, Titeln und Vorzügen, wie sie vordem die griechischen Kaiser von Byzanz genossen haben, soweit sie nicht durch gegenwärtige Anordnung

beschränkt und abgeändert werden. Außer Romanien sollen auch ganz Asien und Afrika zu seinem Reiche gehören, mit Ausnahme der Städte und Landschaften, über welche hier anderweitig verfügt wird. Seine Herrschaft zur See soll sich jedoch nur bis an die Meerenge von Gallipoli erstrecken. Die Thronfolge ist in männlicher Linie erblich und dem Range nach steht der römische Kaiser über dem Kaiser von Konstantinopel.

Bosnien, Serbien, Slawonien und die Walachei wären, nach den Bestimmungen der Pragmatischen Sanction, zu den Erblanden des Kaisers hinzuzuschlagen. Ihre zarische Majestät, die Kaiserin Anna, werde in Betracht der Wahrnehmung, „daß sowol die öffentliche Freiheit als die aufrichtige Begierde, die Religion fortzupflanzen, ihre vornehmste Absicht sei", die Eroberung von Assow und der Tatarei als eine hinlängliche Vergeltung ihrer Ansprüche an die neueroberten Länder ansehen und dagegen gern ihren Antheil von Finnland an Schweden abtreten, was nicht wenig dazu beitragen würde, die Ruhe im Norden zu erhalten.

Die drei Barbareskenstaaten sollten so vertheilt werden, daß Tunis an Frankreich, Algier an Spanien und Tripolis an Portugal abgetreten würden. England wären, als einer Handelsmacht, am füglichsten die Insel Candia und die Hafenstadt Smyrna, Holland, aus gleichen Gründen, Rhodos und Aleppo zuzusprechen.

Dänemark könnte sich mit dem Herzogthum Holstein-Gottorp, an welches der zum Kaiser von Konstantinopel ernannte bisherige Besitzer alle seine Ansprüche aufgeben würde, begnügen, sowie Schweden mit dem von Rußland wieder abgetretenen Finnland und der Feststellung

der schwedischen Krone in dem Hause Hessen-Kassel. Zugleich würde dann auch der Herzog von Holstein-Gottorp, um allen fernern Streitigkeiten darüber ein Ende zu machen, allen seinen Ansprüchen an die schwedische Krone und das Herzogthum Schleswig entsagen.

Das Großherzogthum von Toscana sollte zum Königthum beider Sicilien, das Herzogthum Mailand zu dem Königreiche Sardinien geschlagen werden, welchem letztern, in Betracht der „unwidersprechlichen" Ansprüche seiner Inhaber an dieselbe, auch noch die Insel Cypern hinzuzufügen wäre.

Dann bedenkt der Cardinal auch die deutschen Fürsten mit gleicher Liberalität. Der König von Preußen sollte, „weil er allezeit die eifrigsten Proben von seiner Neigung für das allgemeine Beste zutage gelegt", das große fruchtbare Eiland Negroponte erhalten. Baiern könnte man dadurch zufriedenstellen, daß man seine Besitzungen bis an die Grenze von Böhmen erweiterte, wodurch dann zugleich allen weitern Ansprüchen des Kurfürsten an die übrigen Erblande des Hauses Oestreich ein Ziel gesetzt werden würde.

Polen käme billigerweise die Moldau und das Land der Tataren von Budschak zu, wobei man, um „allem Unglück vorzubeugen, welches bei den künftigen Wahlen unvermeidlich sein würde", die Krone in dem Hause Sachsen für erblich erklären müßte.

Venedig hätte die gerechtesten Ansprüche auf ganz Dalmatien und Morea. Genua wäre mit der Landschaft Livadien in Griechenland und der Insel Corsica abzufinden. Die Malteser endlich, dereu einziges Streben von jeher nur die Ehre gewesen, würden gewiß keine andere

Belohnung erwarten, „als das Vergnügen, daß sie zu dem Untergange des allgemeinen Feindes ein nicht Geringes beigetragen“, und die Schweizer nebst Graubündten, welche doch nicht daran denken könnten, ihre Herrschaft auszubreiten, dürften mit einem doppelten Sold für ihre Truppen während der Dauer des Feldzugs vollkommen zufriedenzustellen sein. Alle hier noch nicht erwähnten Inseln des Archipels wären als Belohnung für diejenigen jüngern Fürsten und Generale vorzubehalten, welche sich während des Kriegs besonders hervorgethan.

Der Cardinal war ein zu kluger Staatsmann, als daß er die schwachen Seiten seines Plans, welcher, wenn er je zur Ausführung hätte kommen können, nur wieder einen Zustand ins Leben gerufen haben würde, wie er zur Zeit des lateinischen Kaiserthums schon einmal der Fluch jener Länder war, mit allen Leiden endloser Fehden und Reibungen, dem ewigen Hader um ungeregelte Rechte und Ansprüche, dem unsaglichen Jammer der kleinlichsten sich unaufhörlich bekämpfenden dynastischen Interessen, nicht selbst zuerst hätte einsehen sollen. Den Hauptschwierigkeiten glaubte er indessen durch einige vorläufige Maßregeln begegnen zu können. So sollten z. B. für die Religionsverhältnisse die Bestimmungen des Westfälischen Friedens auch in diesem neuen orientalischen Kaiserreiche in Kraft bleiben, und übrigens die griechischen, armenischen und koptischen Christen in Lehre und Disciplin völlige Freiheit behalten; die Handelsinteressen durch einen für Alle gleich gültigen Tarif geregelt, der Archipel für neutral erklärt und die Dardanellenschlösser geschleift werden. Etwaige Streitigkeiten sollten von einem

permanenten Reichstage, welcher zu Regensburg seinen Sitz haben sollte, als Schiedsgericht geschlichtet werden. Wer sich seinen Aussprüchen nicht fügen wollte, sollte nach sechs Monaten bewaffnete Execution zu gewärtigen haben.

Schließlich fügt der Cardinal auch einen vollständigen Feldzugsplan hinzu, wobei er offenbar frühere Plane dieser Art vor Augen hatte. Während die Russen gegen die Krim und das Kaspische Meer hin operiren sollten, müßten die Polen, Schweden und Dänen sich an der Weichsel sammeln, zuerst in der Ukräne und in Podolien eindringen und Choczim hinwegnehmen, dann die Moldau besetzen und endlich sich der Küstenländer am Schwarzen Meere bemächtigen. Die deutsche Armee sollte von Belgrad aus über Nissa, Widin und Nikopolis auf Adrianopel losgehen, die französische, mit Spaniern, Portugiesen, Sardiniern u. s. w. vereint, von Sicilien aus Griechenland angreifen und die vereinte Flotte von Messina aus erst Modon und Koron in Morea, dann die Inseln Andros und Mytilene und endlich die Dardanellenschlösser, von deren damaligem Zustande bei dieser Gelegenheit eine interessante Beschreibung gegeben wird, hinwegnehmen. Dann wäre Konstantinopel umsoweniger mehr zu halten, weil ihm bereits alle Zufuhr abgeschnitten sein würde. Was aber nach der Einnahme der Hauptstadt des Reichs noch übrig sei, werde hierauf von selbst in die Hände der Sieger fallen. Auch Asien und Afrika würden dann ihre leichte Beute werden. Denn da die Streitkräfte der Türken schon in Europa erschöpft sein würden, wäre dann um so weniger an nachhaltigen Widerstand zu denken, da jene Länder nicht eine einzige

ansehnliche Festung besitzen. Der Cardinal wollte darüber selbst sehr genau unterrichtet sein, da erst im Jahre 1730 ein geschickter französischer Ingenieur, Bernier mit Namen, in seinem Auftrage zu diesem Zwecke eine dreijährige Reise durch Asien und Afrika angetreten hatte. Einen dreijährigen Feldzug hielt Alberoni, wie vor Zeiten schon Kaiser Maximilian I. in seiner Entgegnung auf die Denkschrift des Papstes Leo X. [91]), für vollkommen ausreichend, um der Herrschaft der Ungläubigen in allen drei Welttheilen für immer ein Ende zu machen.

Sowenig der Cardinal übrigens selbst an die Möglichkeit der Verwirklichung dieser seiner politischen Phantasie geglaubt haben mag, so bleibt es doch immer merkwürdig genug, daß er zu einer Zeit, wo sich die Interessen von West und Nord bei der Lösung der „orientalischen Frage" schon schroff entgegenstanden, noch an der Idee einer Vereinigung der Streitkräfte beider zum Zwecke der Vernichtung des osmanischen Reichs festhielt. Um so belehrender dürfte es sein, den Blick auf die Vergangenheit zurückzulenken, in welcher die Stellung der Nordmächte zu diesen orientalischen Verhältnissen, namentlich auch in ihren Beziehungen zu den Westmächten, bestimmtere Gestalt und ihren eigenthümlichen Charakter gewann.

## III.

## Das Auftreten des Nordens.

Es ist bei der Beurtheilung der geschichtlichen Entwickelung der „orientalischen Frage" von jeher und noch bis auf die neuesten Zeiten herab ein schwerer, fast

allgemeiner Irrthum gewesen, daß man die tiefeingreifenden Beziehungen der Nordmächte zu dem osmanischen Reiche ihrem Ursprunge nach der Gegenwart viel zu nahegerückt hat. Man hatte, so scheint es fast, eine gewisse Scheu, ihrem Grunde und ihrem Anfange in fernerer Vergangenheit genauer nachzuforschen. In der Regel nimmt man den Frieden von Kudschuk-Kainardschi zum bequemen Ausgangspunkt publicistischer Studien über das nordische System orientalischer Politik; man glaubt das Aeußerste gethan zu haben, wenn man „die Keime der orientalischen Frage" auch in dieser Hinsicht unter den Verwickelungen aufgesucht hat, welche an der Grenzscheide zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert ganz Europa in Spannung versetzten und nach allen Seiten hin in neue Bahnen seines politischen Daseins hineindrängen zu wollen schienen: und dabei klammert man sich dann natürlich an zwei hervorragende Namen fest: Peter den Großen und Katharina II. [92])

Als ob es nicht Thatsache wäre, daß alle jene gewichtigen Beziehungen und Verhältnisse, welche für die Stellung der Nordmächte zur Pforte in ihrer spätern Entwickelung entscheidend wurden, schon in weit früherer Zeit vorhanden waren, daß es schon längst vor Peter dem Großen tiefblickende und scharfsinnige Staatsmänner gegeben hat, welche den Gedanken und die Motive seiner Politik richtig erkannt und die Wichtigkeit, die Gefahren einer Lösung der „orientalischen Frage", wie sie in seinem Sinne Katharina II. zu verwirklichen suchte, zu würdigen verstanden hätten. Die Venetianer, welche damals mit ihrem politischen Verstande alle Weltverhältnisse durchdrangen, machten zuerst, schon im Laufe des 16. Jahr-

hunderts, auf den bedeutenden Einfluß aufmerksam, welcher den Mächten des Nordens, aus materiellen sowol wie aus orientalischen Gründen, bei der Entscheidung über die moralischen Dinge und die Geschicke des osmanischen Reichs nothwendig zufallen müsse. Nur wurde dabei vorerst noch ebenso wohl und fast noch mehr der König von Polen, als der „Zar der Moskowiter“ ins Auge gefaßt.

Polen hatte sich schon seit den ersten verheerenden Einfällen der Osmanen in seine Grenzprovinzen am Ende des 15. Jahrhunderts (1497), welcher die Stiftung des ersten nordischen Fürstenbunds zwischen den Königen von Ungarn und Polen, dem Großherzoge von Lithauen und dem Woiwoden der Moldau, gegen Sultan Bajasid II. zur Folge hatten (1498), in der europäischen Bewegung gegen den osmanischen Orient ein bedeutendes Gewicht errungen.[93]) Es galt seitdem mit als die vorzüglichste Vormauer der christlichen Welt gegen die hereinbrechende Macht des Islam nach dieser Seite hin. Wir wollen hier den Gründen, warum Polen dennoch den in dieser Beziehung gehegten Erwartungen nicht entsprach, warum es namentlich an den großen Kämpfen gegen die Osmanen, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts ihre Stellung zu den Staaten Europas entschieden, keinen lebendigern Antheil nahm, nicht näher nachgehen. Sie lagen theils in allgemeinern, theils in persönlichen Verhältnissen, zum guten Theile auch schon in der Feindschaft, welche die beiden Großmächte des Nordens, Polen und Rußland, unter sich entzweiten.

Solange Sultan Suleiman I. sein Augenmerk vorzugsweise auf die Eroberung von Ungarn gerichtet hatte,

mußte es ihm ganz besonders daran gelegen sein, Polen, welches leicht der mächtigste und gefährlichste Bundesgenosse des Kaisers hätte werden können, durch friedliche Stimmung und strenge Neutralität möglichst unschädlich zu machen. Er suchte daher auch den Waffenstillstand mit König Sigismund, welchen er kurz nach dem Antritt seiner Regierung im Jahre 1525 erneuert hatte, auf jede Weise zu pflegen und zu erhalten. Ein sehr lebhafter diplomatischer Verkehr durch häufige zwischen beiden Mächten gewechselte Gesandtschaften, durch welche die kleinern unvermeidlichen Reibungen an den Grenzen immer leicht auf friedlichem Wege ausgeglichen wurden, trug dazu nicht wenig bei.

Selbst der üble Verdacht, in welchem König Sigismund August bei Suleiman gegen das Ende seiner Regierung stand, daß er bei den Unruhen in der Moldau und Walachei die Hände im Spiele habe, störte, da ihn der König durch eine glänzende, mit reichen Geschenken ausgestattete Botschaft vom Gegentheil zu überzeugen wußte (1564), das freundliche Einvernehmen zwischen beiden Monarchen nicht. Suleiman gab im Gegentheil dem König noch dadurch einen besondern Beweis seiner friedlichen und wohlwollenden Gesinnung, daß er ihm die von ihm erbetene Hülfe der unter osmanischer Oberhoheit stehenden Tataren an der polnischen Grenze gegen die „Moskowiter“, welche sein Reich beständig mit ihren räuberischen Einfällen heimsuchen, ohne weiteres zusagte.

Und wie sehr König Sigismund darauf bedacht war, dieses freundschaftliche Verhältniß, wenigstens ostensibel, auch unter Suleiman's Nachfolger, Selim II., zu pflegen, beweist der Umstand, daß, als er sich im Jahre 1569

mit dem rebellischen Woiwoden der Moldau, Bogdan, in ein Schutzbündniß eingelassen hatte, er in dem darüber abgeschlossenen Vertrage jede feindliche Absicht gegen den Sultan, „mit welchem die Krone Polen von altersher aufrichtige Freundschaft und gute Nachbarschaft gehalten habe", ausdrücklich ferngehalten wissen wollte. [94])

Diese falsche und zweideutige Politik war freilich auf die Dauer nicht consequent durchzuführen. Denn während der König, welcher sich in einem geheimen Artikel jenes Vertrags verpflichtet haben soll, Bogdan im Fall der Noth mit einem Hülfscorps von 24,000 Mann zu unterstützen, seinen Frieden mit der Pforte um jeden Preis erhalten wollte, machte eine polnische Freischar unter Bogdan's Führung den eitlen Versuch, dessen Gegner, den von der Pforte eingesetzten Woiwoden Jwonia, mit Gewalt der Waffen zu verdrängen. Bogdan unterlag mit ihr und der ganze Zorn des Sultans über solchen Friedensbruch wälzte sich auf König Sigismund August. Es wäre daher wahrscheinlich sogleich jetzt zu weit ärgern Dingen, zu einem förmlichen Kriege zwischen Polen und der Pforte gekommen, wenn nicht der kurz darauf, am 7. Juli 1572, erfolgte Tod des Königs der Politik des Divans nach dieser Seite hin eine andere Richtung gegeben hätte.

Die Einmischung der Pforte in die neue Königswahl, die ganze Haltung, welche sie dabei beobachtete, war im hohen Grade bezeichnend für die Art, wie sie damals ihr Verhältniß zu dieser nordischen Macht auffaßte. Es lag ihr vor allem daran, Polen auch noch in Zukunft durch innere Zwietracht bei jener Schwäche zu erhalten, welche seine Thatkraft nach außen lähmen und es mithin immer

in der Abhängigkeit von dem Einflusse und dem Willen seiner mächtigern Nachbarn, vornehmlich des Sultans selbst, erhalten sollte. Sie fürchtete daher nichts mehr als die Erhebung eines auswärtigen Fürsten auf den polnischen Thron, welcher durch seine Macht, seine Stellung in der europäischen Staatenwelt und sein persönliches Ansehen im Stande gewesen wäre, über die Parteien im Innern Gewalt zu gewinnen, sie zu beherrschen und die wirklich vorhandenen Kräfte des Landes für ein entschiedeneres Auftreten gegen seine answärtigen Feinde zusammenzuhalten und nutzbar zu machen.

Am gefährlichsten erschien es ihr in dieser Beziehung, aus Gründen, die wir theils schon angedeutet haben, theils sogleich näher berühren werden, wenn ein „Oestreicher" oder „der Moskowiter" sich der polnischen Krone bemächtigt hätte. Sie ließ dem Reichstage geradezu erklären, daß sie, wenn ein König aus dem Hause Oestreich oder aus moskowitischem Stamme gewählt werden würde, Polen ohne weiteres den Krieg erklären werde, wogegen sie mit ihm auch ferner in Frieden und Freundschaft verbleiben wolle, wenn die Wahl in ihrem Sinne und nach ihrem Wunsche vollzogen würde. Dieser ging nun aber eben dahin, durch die Erhebung eines einheimischen Magnaten auf den erledigten Thron die Gährung und den Parteikampf im Innern für alle Zukunft zu nähren; und um dem Reichstage in dieser Hinsicht sogleich aus der Verlegenheit zu helfen, brachte sie selbst der Palatin Konstantin Potocki, einen angeblichen Verwandten des Großveziers Mohammed Sokolli, als ihren Kroncandidaten in Vorschlag.

Keine Macht, auch die des Sultans nicht, so drohend

auch immerhin seine Sprache war, wäre damals aber im Stande gewesen, die Parteien soweit zu beherrschen und einzuschüchtern, daß sie sich zu einer solchen Wahl vereinigt hätten. Und weil die Pforte damit eben nicht durchdringen konnte, wurde sie nun, obgleich mit sichtlichem Widerwillen, am Ende doch noch die eifrigste Beförderin der Wahl des Bruders König Karl's IX. von Frankreich, des Herzogs von Anjou, Heinrich von Valois, blos weil sie die beiden andern ausheimischen Mitbewerber, den Sohn des Kaisers Maximilian II., Erzherzog Ernst von Oestreich, und Zar Iwan, um jeden Preis ausgeschlossen wissen wollte.

Aber auch diese Wahl war keineswegs in ihrem Sinne. Sie konnte sich nicht von der Furcht losmachen — und Niemand war mehr bemüht, dieselbe zu nähren, als die spanischen Agenten zu Konstantinopel, die ärgsten Widersacher Frankreichs im Divan —, daß eine solche Vereinigung der Macht Frankreichs mit der Krone Polen am Ende doch nur zu ihrem Verderben ausschlagen werde. „Das Hauptmittel, wodurch die Spanier uns mit der Pforte zu entzweien suchen“, schrieb damals, am 26. Juli 1573, der Bischof von Acqs an Karl IX., „bleibt immer, daß sie ihr einreden möchten, ihr Ruin werde von diesem Polen ausgehen, weil es, wie es nun der Fall ist, unter der Herrschaft Frankreichs stehe; und das glaubt und fürchtet man hier (in Konstantinopel) in Wahrheit mehr, als mir lieb ist.“ Man sah in der That im Geiste schon ungeheuere französische Heerscharen durch Polen bis an die Grenzen des osmanischen Reichs rücken. [95])

Was war daher wol natürlicher, als daß die Pforte ein zweites mal ihre Hand auch nicht zur Erhebung eines

französischen Prinzen auf den polnischen Thron bieten wollte, als König Heinrich sich schon im nächsten Jahre, nach dem Tode seines Bruders, Karl's IX. (30. Mai 1574), der lästigen Krone, der er sich nie erfreut hatte, so schnell wie möglich wieder entledigte und bei Nacht und Nebel Warschau verließ, um lieber den französischen Thron einzunehmen. Der vorzüglich von der Königin Mutter Katharina von Medici gepflegte Plan, seinen jüngern Bruder, den Herzog von Alençon, gleichfalls dann Herzog von Anjou, zu seinem Nachfolger in Polen zu machen, wollte der Pforte ganz und gar nicht zusagen.

Um sowol ihn als auch Kaiser Maximilian, welcher jetzt persönlich als Thronbewerber auftrat und von seiner ziemlich starken Partei auch wirklich gewählt wurde, aus dem Felde zu schlagen, unterstützte sie aus allen Kräften die Wahl des Woiwoden von Siebenbürgen, Stephan Bathori, den sie für zu schwach hielt, als daß er ihr im Besitz des polnischen Throns hätte gefährlich erscheinen sollen. Er trug am Ende den Sieg davon und die Pforte hatte insofern ihren Zweck erreicht, als das unglückliche, durch politische Parteien und religiöse Sekten zerrissene Land in jenem Zustande von Schwäche, Ohnmacht und Misachtung verblieb, von welchem unter Andern der Venetianer Giacomo Soranzo um diese Zeit ein so wahres und ergreifendes Bild entwirft.

„Das Reich Polen", sagt er in seinem im Jahre 1576 über seine Gesandschaft nach Konstantinopel an die Pregadi erstatteten Berichte [96]), „steht bei den Türken in gar keiner Achtung, nicht weil sie nicht wüßten, daß die Polen im Verein mit Lithauen und den übrigen dieser Krone unterworfenen Ländern leicht 20,000 Pferde

ins Feld stellen können, und in Gemeinschaft mit den Moskowitern und dem Kaiser dem osmanischen Reiche bedeutenden Schaden zuzufügen im Stande wären, sondern weil sie sehen, daß sie keine Staatsmänner haben, die sich auf die Führung der Geschäfte verstehen, weil sie sich nicht gehörig bei Ansehen zu erhalten wissen, und zu offen merken lassen, daß sie mit dem Sultan in Frieden leben wollen und seine Macht fürchten. Deshalb stehen sie in so geringer Achtung, und die Türken glauben, sie nur mit desto mehr Sicherheit so behandeln zu können, wie sie wollen. Religiöse Rücksichten haben vorzüglich mit dazu beigetragen, die Achtung zu vermindern, welche dieses Reich bei der Pforte genießt. Denn die Religion hat unter den Polen nur Zwietracht und Feindschaft erzeugt. Es existiren unter ihnen mehr als siebzehn verschiedene ketzerische Sekten, und mit Erstaunen sieht man, daß in einem und demselben Hause der Vater, die Mutter und jeder der Söhne einer andern Meinung zugethan ist. Dabei sind die Polen ein kräftiges, an Anstrengungen gewöhntes und abgehärtetes Volk; wenn sie daher nur einig wären und sich selbst besser kennen würden, so dürfte man auch annehmen, daß sie ein gewisses Ansehen genießen würden."

Dazu kam es aber zunächst wenigstens noch nicht, solange die polnischen Wahlkönige nicht viel mehr als die Vasallen der Pforte waren. Sie behielt auch noch ferner bei den Wahlen die Hände im Spiele und wußte namentlich bei dem Ableben Bathori's mit Erfolg wieder darauf hinzuwirken, daß sich ja keine europäische Großmacht des polnischen Throns bemächtige. In einem an den Reichstag gerichtetrn Warnungsschreiben erklärte

sie auch jetzt wieder, sie werde nie die Wahl eines Oestreichers oder Moskowiters dulden, aber auch ebenso wenig einem Franzosen, Engländer oder Spanier ihre Zustimmung geben. Denn dann sei ein Friedensbruch unvermeidlich. Den schwedischen Prinzen, welcher als Sigismund III. im Jahre 1587 den polnischen Thron bestieg, ließ sie sich gefallen, weil sie das ferne Schweden nicht für eine Macht hielt, welche ihr Gefahr bringen könne. [97])

Während der langen, beinahe funfzigjährigen Regierung dieses Königs (1587—1632) gewannen die Verhältnisse Polens zur Pforte aber nun doch eine andere Gestalt: durch die beständigen gegenseitigen Einfälle der Kosacken auf osmanisches Gebiet und der Tataren in Polen und die von König Sigismund nie ganz aufgegebenen Ansprüche auf die Moldau und Walachei kam es zu sehr ernsten Reibungen, welche jeden Augenblick einen gänzlichen Bruch befürchten ließen. Der unnatürliche Friede war kaum mehr haltbar. Bereits im Jahre 1589 ließ die Pforte, weil die Kosacken einige Grenzstädte zerstört hatten, Truppen bis an die polnischen Marken rücken und verlangte als Sühne eine jährlichen Tribut von 200,000 Dukaten. Würde er nicht sofort bewilligt werden, so sollte im nächsten Jahre der Beglerbeg von Rumili mit den Tataren vereint unwiderruflich in Polen einbrechen.

Die Pforte war aber damals, wo sie schon mit Persien genug zu thun hatte und auch die Verhältnisse zum Kaiser immer gespannter wurden, gar nicht in der Lage, ihre Drohungen nach dieser Seite hin sogleich zur Wahrheit zu machen. Der Friede wurde vorzüglich unter Vermittelung des englischen Gesandten Burton im Jahre

1591 auf ziemlich glimpfliche Weise erneuert. Die Pforte ließ sich mit einer verhältnißmäßig geringen Abgabe an Zobelfellen und einem kleinen Ehrengeschenk für den Großvezir zufriedenstellen. Und auch während des gleich darauf ausbrechenden vierzehnjährigen ungarischen Kriegs konnte es ihr gar nicht in den Sinn kommen, auch noch gegen Polen die Waffen zu ergreifen. Sie beeilte sich im Gegentheil, als nach dem Frieden von Sitwatorok, welcher endlich im Jahre 1606 dem ungarischen Kriege ein Ziel setzte, das Kriegsfeuer in Asien in hellen Flammen aufloderte, gleich im nächsten Jahre (1607) die unterdessen eingetretenen Differenzen mit Polen durch Erneuerung ihres alten Friedens- und Freundschaftsvertrags mit König Sigismund auszugleichen, wobei sie sich sogar zu nicht unwesentlichen Zugeständnissen herbeiließ, welche ihre Schwäche nur zu deutlich verriethen.

Abgesehen davon, daß dabei überhaupt der Grundsatz gleicher Berechtigung beider Theile, wie nie zuvor, festgehalten wurde, sollten fernerhin polnische Unterthanen im osmanischen Reiche, namentlich für ihren Handelsverkehr, alle die Vortheile genießen, welche den am meisten begünstigten christlichen Nationen längst nachgelassen waren. Nur des fatalen von altersher an den Tatarenkhan zu entrichtenden Tributs konnte sich Polen auch bei dieser Gelegenheit, so gern es dies gewünscht hätte, nicht entledigen. Er wurde vielmehr im Friedensvertrage ausdrücklich als eine wesentliche Bedingung der Fortdauer des guten Einvernehmens mit der Pforte namhaft gemacht. Dasselbe war aber auch nach diesem Frieden umsoweniger mehr zu erhalten, da König Sigismund die zunehmende Schwäche der Pforte dazu benutzen zu können

glaubte, seinen Einfluß in der Moldau durch fortgesetzte Einmischung in die Händel um die Fürstenwürde zu verstärken und auf der andern Seite der Divan keinen Anstand nahm, als Repressalien unter der Hand, dem Frieden zum Trotz, die Einfälle und Räubereien der Tataren in Polen mehr wie je zu begünstigen.

Polnische Freischaren, meistens Kosacken, fielen unter der Führung einiger Edelleute, welche sich des vertriebenen Fürsten Mogila, mit dem sie verschwägert waren, ganz besonders annehmen zu müssen glaubten, schon im Jahre 1616 in die Moldau ein, errangen dort anfangs einige Vortheile, welche sie nur um so verwegener machten, wurden aber am Ende in einigen unglücklichen Gefechten von der Uebermacht der türkischen Truppen erdrückt, welche ihnen der Sultan entgegenstellte. Ihr Hauptführer, Samuel Koratzky, fiel in Gefangenschaft und wurde mit 500 Kosacken in Ketten und Banden nach Konstantinopel geschleppt. Darauf ließ König Sigismund im nächsten Jahre seine Truppen bis an den Dniestr vorgehen, an dessen anderm Ufer die Osmanen ein schlagfertiges Heer zum Einfall in Polen in Bereitschaft hatten. Je drohender aber dadurch die Lage wurde, desto lebendiger machte sich nun auf beiden Seiten wieder das Verlangen nach Erhaltung des Friedens geltend. Man suchte das Aeußerste durch einen jener leidigen Vergleiche zu vermeiden, zu deren Aufrechterhaltung eben Keiner der Betheiligten weder festen Willen, noch Mittel genug besaß. Er sollte, im September 1617 zu Bussa am Dniestr abgeschlossen, vorzüglich auch die Verhältnisse der Kosacken und Tataren regeln und ihren Freibeutereien für immer ein Ziel setzen. [98])

Vergebliches Bemühen! Die Tataren hausten schon im Frühjahre 1618 wieder ärger in den polnischen Grenzmarken als je zuvor, und die Kosacken überschwemmten die Moldau im nächsten Jahre mit ihren Banden nach allen Seiten hin. Durch Vermittelung des Woiwoden Gratiani kam auch jetzt noch einmal die Erneuerung des unhaltbaren Friedens zustande. Aber gleich darauf sah sich Gratiani, bei der Pforte angeschwärzt und infolge dessen entsetzt, genöthigt, sich seinen Freunden, den Polen, in die Arme zu werfen. Das wurde die nächste Veranlassung zum Ausbruche des ersten förmlichen Kriegs zwischen der Pforte und Polen, welcher die feindliche Stellung dieser nordischen Macht zum osmanischen Reiche sozusagen für alle Zukunft entschied.

König Sigismund schickte Gratiani im Jahre 1620 ein Hülfscorps von 50,000 Mann, welchem im September 100,000 Türken und Tataren bei Jassy die Spitze boten. Der heiße Kampf war höchst unglücklich für die Polen. Die Leichen von 10,000 der Ihrigen deckten die Wahlstatt; der Rest wurde von den Tataren in dem verschanzten Lager, wohin er sich zurückgezogen hatte, oder bei der Flucht über den Dniestr vollends beinahe gänzlich aufgerieben.

Krieg gegen Polen! war seitdem die Losung des kurz zuvor erst (im Februar 1618) durch eine Palastrevolution auf den Thron erhobenen sechszehnjährigen Sultans Osman II. Seiner kriegerisch erhitzten Phantasie mochte jetzt die Unterjochung Polens als ein leichtes Werk erscheinen, wodurch er sich mindestens denselben Ruhm erwerben könne, welchen sein großer Ahnherr Suleiman durch die Eroberung von Ungarn erlangt. Die verstän-

digen Einwendungen seiner Veziere, welche auf die mißliche Lage des durch innere Umwälzungen bis ins Tiefste erschütterten Reichs und den zweifelhaften Geist der Truppen hinwiesen, waren ebenso fruchtlos wie der Versuch des Königs Sigismund, den Frieden dennoch wieder herzustellen. Sein Gesandter wurde gar nicht angehört, sondern schon vor den Thoren von Konstantinopel mit der Erklärung abgefertigt, man müsse an Polen für die durch die Kosacken auf osmanischem Gebiet verübten Räubereien Rache nehmen. Und dieser Kriegserklärung folgten in der That im Frühjahre 1621 die unermeßlichen Heerscharen, welche Polen unterwerfen sollten.

Ihre Stärke soll mindestens 300,000 streitbare Leute betragen haben. Aber eben diese Massen, überdies vom Geiste der Widerspenstigkeit besessen, wurden ihr eigenes Verderben. Sie erlagen zum guten Theile den unsaglichen Mühseligkeiten des beschwerlichen Marsches, ehe sie nur die Donau erreicht hatten, welche endlich bei Isakdschi überschritten wurde. Als man dann erst im August bei Choczim den Dniestr erreichte, war man kaum noch stark genug, das verschanzte Lager mit Erfolg anzugreifen, in welchenr der König nur 40,000 Mann seiner besten Truppen und 8000 Mann kaiserlicher Hülfsvölker zusammengezogen hatte. Der erste Sturm kostete den Polen allerdings einige tausend Mann, alle Uebrigen aber blieben, bei ungeheuern Verlusten auf Seiten der Osmanen, gänzlich fruchtlos. Ein zweites Lager der Polen bei Kamenieck, in welchem der Kronprinz die Osmanen mit 60,000 Polen erwartete, wurde gar nicht berührt. Die eintretende schlechte Jahreszeit, der entsetzliche

polnische Winter, der sich frühzeitig mit ungewöhnlicher Strenge einstellte, vollendete den Ruin des durch solches Misgeschick demoralisirten osmanischen Heers und vereitelte die ebenso voreiligen als glänzenden Hoffnungen des jungen Sultans. Er mußte froh sein, durch die Vermittelung des Woiwoden der Walachei, Radul, in aller Eile wenigstens die Präliminarien eines Friedens zu erlangen, welche ihm gestatteten, die Trümmer seines Heers so schnell wie möglich wieder nach Süden zurückzuziehen.

Der triumphirende Einzug in die Hauptstadt, wodurch er dennoch sich selbst und Andere über die Erfolge dieses unglücklichen Feldzugs zu täuschen suchte, war aber nicht dazu gemacht, den Unmuth der Truppen über so schmählich vereitelte Hoffnungen in die Schranken des Gehorsams zurückzuweisen. Er wurde im Gegentheil mit einer der Hauptgründe des entsetzlichen Soldatenaufruhrs, welchen Osman durch die Vernichtung der Janitscharen unterdrücken zu können wähnte, der ihm am Ende aber selbst Thron und Leben kostete (Mai 1622).

Erst unter seinem blödsinnigen Nachfolger Mustapha I. kam hierauf, vorzüglich durch die Vermittelung des britischen Botschafters, Sir Thomas Roe, der Friede mit Polen auf Grund der am Dniestr vereinbarten Präliminarien zustande. Im Wesentlichen stützte er sich auf die frühern Verträge und legte natürlich wieder das meiste Gewicht auf eine dauernde und haltbare Anordnung der Verhältnisse der Tataren und Kosacken, der eigentlichen Triebfedern des endlosen Haders. Wäre sie nur noch möglich gewesen! Des fatalen Tributs an den Tatarenkhan konnte sich Polen auch bei dieser Gelegenheit

noch nicht entledigen. Choczim, welches wieder zur Moldau geschlagen wurde, ward ausdrücklich als der Ort festgesetzt, wo alljährig zu bestimmter Zeit die Entrichtung dieses Tributs stattfinden sollte. [99])

Merkwürdig war übrigens dieser im Februar 1623 unterzeichnete polnische Friede vorzüglich noch deshalb, weil, während ihn England auf jede Weise förderte, Rußland dagegen im Divan als sein entschiedenster Widersacher auftrat, ihn noch im letzten Stadium zu hintertreiben suchte und auf sofortiger Wiederaufnahme des Kriegs gegen Polen bestand. Dieses erste feindliche Begegnen von Nord und West auf diesem Terrain ist an sich und für ihre fernere Stellung zu der weitern Entwickelung der „orientalischen Frage" überhaupt charakteristisch genug, um sogleich hier besonders hervorgehoben zu werden. Der damals zu Konstantinopel zu diesem Zwecke weilende russische Gesandte stützte sich bei seinen Einwendungen vornehmlich auf einen angeblich zwischen dem Zar, der damals mit Polen im Kriege war, und Sultan Osman abgeschlossenen, jedenfalls geheimen Vertrag, dem zufolge sich der Letztere verpflichtet hätte, seinerseits den Krieg gegen Polen mindestens sieben Jahre lang fortzusetzen und in keinem Falle ohne Zustimmung des Zars Frieden zu schließen. Von einer solchen Verpflichtung wollten aber die jetzigen Machthaber der Pforte, zumal da sie bei dem zerrütteten Zustande des Reichs gar nicht in der Lage gewesen wären, ihr nachzukommen, nichts wissen. Man ließ den darüber, wie es scheint, sehr misvergnügten moskowitischen Gesandten unverrichteter Sache abziehen und der Zar fand es für gut, nun auch seinen Frieden mit Polen zu schließen. [100])

Dieses letztere gewann dagegen durch sein Waffenglück in dem jüngsten Kriege und sein entschiedenes Auftreten beim Abschlusse des Friedens nicht nur bei der Pforte, sondern auch bei den übrigen Mächten der Christenheit bedeutend an Gewicht und Ansehen. Je mehr es jener jetzt daran liegen mußte, eine Vereinigung Polens mit den Westmächten zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen das osmanische Reich möglichst fern zu halten, je eifriger sie sich z. B. schon im Jahre 1623 bemühte, jede etwaige Bundesgenossenschaft zu diesem Zwecke zwischen König Sigismund und dem Kaiser zu verhindern [101]), desto höher, scheint es, stiegen die Hoffnungen, welche die christlich-europäische Welt an eine wirksamere und nachhaltigere Theilnahme Polens an dem „heiligen Kriege" knüpfte. Sie gingen aber zunächst noch nicht in Erfüllung, obgleich der Tataren- und Kosackenunfug, welcher, ungeachtet des hergestellten Friedens, gerade jetzt mit jedem Jahre an Umfang und Bedeutung gewann, Veranlassung genug dazu geboten hätte.

Während die Tataren fast ganz Podolien und Volhynien in eine Wüste verwandelten, beherrschten die von Polen aufgereizten und auf jede Weise unterstützten Kosacken, als kühne Freibeuter zur See, das Schwarze Meer und verbreiteten Angst und Schrecken selbst bis unter die Mauern der osmanischen Hauptstadt. Es galt für keinen geringen Triumph, als es dem Kapudan-Pascha im Jahre 1625 endlich einmal gelang, eine solche 350 Segel starke Piratenflotte zugrunde zu richten, ein würdiges Gegenstück, meinte man, der Schlacht von Lepanto und des Triumphzugs des großen Pompejus nach Besiegung der Seeräuber, welche Rom mit einer Hungersnoth bedroht.[102])

Einer der wesentlichsten Vortheile, welchen die Pforte von diesem Seesiege ziehen zu können hoffte, war, daß sie nun auch wieder gegen Polen eine entschiedenere Haltung annehmen könne. König Sigismund ließ sich aber durch ihre Drohungen nicht einschüchtern, setzte ihren Klagen über die Räubereien der Kosacken die bittersten Beschwerden über die Verheerungen der Tataren entgegen, welche die Pforte beständig aufgewiegelt, und bot die Hand zum Frieden, der im Grunde auch im Divan gewünscht wurde. Denn Sigismund brauchte seine Streitkräfte jetzt auch im Norden gegen sein Stammland Schweden. So schleppte man sich noch mehre Jahre durch diesen zweifelhaften Zustand zwischen Krieg und Frieden hindurch, wo unter fast alljähriger Erneuerung der alten Verträge die Tataren- und Kosackennoth nach wie vor fortdauerte, bis endlich im Jahre 1633 die unablässigen Aufhetzereien russischer Agenten in Konstantinopel und der kriegerische Uebermuth jenes berüchtigten asiatischen Rebellenhäuptlings Abasa-Pascha, welcher, als Statthalter nach Widdin verwiesen, die polnische Grenze decken sollte, einen Bruch unvermeidlich machten.

Nachdem Abasa in diesem Jahre einmal mit 60,000 Mann über den Dniestr gegangen war und die Polen in ihrem festen Lager bei Kameniek angegriffen hatte, aber nach wiederholten fruchtlosen Sturmversuchen mit großem Verluste den einer aufgelösten Flucht gleichenden Rückzug antreten mußte, wollte auch Sultan Murad IV. von dem Frieden nichts mehr hören, welchen ihm König Wladislaus IV. (seit 1632) vorzüglich deshalb bieten ließ, weil er gleichzeitig seine Waffen auch gegen Rußland kehren mußte. Sowie Osman glaubte jetzt Murad

alles Ernstes an die Möglichkeit der Eroberung Polens. Auch er wollte sich dort den Kriegsruhm seiner Väter erringen und trat selbst an die Spitze der Heerscharen, welche sich im Juli 1634 von Adrianopel aus nach der Donau hin in Bewegung setzten.

Die großen Erwartungen, mit welchen der Feldzug begonnen wurde, sollten indessen abermals gewaltig getäuscht werden. Abgesehen von den gewöhnlichen Plänkeleien der Kosacken und Tataren an den Grenzen, kam es dabei zu gar nichts. Der Vortrab des osmanischen Hauptheers hatte kaum Rustschuk an der Donau erreicht, als die Nachricht eintraf, daß König Wladislaus mit Rußland bei Wiasma Frieden geschlossen habe (5. Juni 1634) und nun seine ganze bewaffnete Macht, welche sich auf 200,000 Mann belaufen haben soll, gegen den Sultan zu kehren im Stande sei. Murad mußte daher selbst der bessern Einsicht seiner Feldherrn und seiner Räthe nachgeben, stand von der Fortsetzung des Kriegs ab und nahm den Frieden an, welchen ihm der König an der Spitze von 80,000 Mann Kerntruppen bot, mit welchen er im October selbst in Podolien eingerückt war.

Er konnte unter diesen Umständen nur vortheilhaft und ehrenvoll für Polen sein. Außer den gewöhnlichen und nutzlosen Versprechungen wegen der Tataren und Kosacken, wurde Polen nachgelassen, seine Festungen am Dniestr in gutem Vertheidigungszustand erhalten zu dürfen, während es der Pforte nicht gestattet sein sollte, die ihrigen an der polnischen Grenze zu vermehren oder zu verstärken. Auch ein gewisser Einfluß auf die Besetzung der Fürstenstühle in der Moldau und der Walachei sollte dem König von Polen vorbehalten bleiben; aber von dem

Tribut an den Tatarenkhan war weiter keine Rede und er blieb daher stillschweigend in Kraft, auf Grund der frühern Verträge, die, soweit sie nicht ausdrücklich aufgehoben, ihre Gültigkeit behalten sollten. [103])

Obgleich nun Murad auch diesen Feldzug bei der Rückkehr durch einen glänzenden Einzug in seine Hauptstadt zu verherrlichen suchte, so konnte er seinen Unmuth über das Mislingen desselben doch nicht ganz überwinden. Abasa-Pascha, welcher als der eigentliche Urheber desselben galt, mußte dafür mit dem Kopfe büßen, und die russischen Gesandten, welche ihn aus allen Kräften betrieben hatten und noch am Hoflager des Sultans weilten, wurden ins Gefängniß geworfen, angeblich weil der Zar sich herbeigelassen habe, mit Polen einen so schimpflichen und der Pforte so nachtheiligen Frieden zu schließen.

Die Hauptsache aber war, daß Polen seitdem gegen die Pforte entschieden im Vortheil blieb, namentlich auch bei den fortdauernden Reibungen mit den Tataren, welche wiederholt empfindliche Niederlagen zu erleiden hatten. Und auf der andern Seite wurde es Polen im Diwan ziemlich hoch angerechnet, daß es weder den Kosacken, welche sich im Jahre 1637 Assows bemächtigten, die gewünschte Hülfe angedeihen ließ, sondern ihnen im Gegentheil alle Zufuhr an Lebensmitteln, Waffen und Munition so abschnitt, daß sie nach fünf Jahren die Festung wieder räumen mußten, noch sich auch während des candiotischen Kriegs mit der Republik Venedig zu einem Waffenbündniß gegen die Pforte verstehen wollte. Die Signorie, welche wenigstens gehofft hatte, daß es ihr gelingen werde, den König von Polen zu einer Diversion

mittels der Kosacken zu bewegen, hatte sich allerdings gleich beim Ausbruch des Kriegs (1645) große Mühe gegeben, denselben durch ansehnliche Geldanerbietungen in ihr Interesse zu ziehen, und auch noch im Jahre 1651 wurde durch den Gesandten der Republik, Girolamo Cavazza, ein zweiter Versuch gemacht, nicht nur König Kasimir, sondern auch den Kosackenhetman Chmielnicki zur offenen Theilnahme an dem Kriege zu drängen. Allein abgesehen davon, daß der König damals selbst mit dem Hetman in eine blutige Fehde verwickelt war, scheiterte die Sache an dem fatalen Geldpunkte.

Der König hatte 250,000 Dukaten jährlicher Subsidien auf die Dauer des Kriegs verlangt und die Signorie war auch, obgleich ihre Finanzen nichts weniger als glänzend bestellt waren, willens, dieses schwere Opfer zu bringen; aber bald stellte es sich heraus, daß Polen weit mehr die Absicht habe, mit diesem venetianischen Gelde die Kosacken zu bekämpfen, als sich ernstlich in den Krieg gegen die Pforte einzulassen. Die Signorie hielt daher wohlweislich ihr Geld zurück und wollte nicht eher zahlen, als bis die polnische Armee wirklich gegen die Türken ins Feld gerückt sein würde (solo a tempo che l'esercito Polacco marchiasse ad assalire effettivemente i Turchi). Dazu kam es nun aber eben gar nicht, und auch die weitern Verhandlungen mit den Kosacken führten zu nichts, weil ihre Geldfoderungen gleichfalls ins Ungemessene gingen. [104])

Waren daher die friedlichen Verhältnisse zwischen Polen und der Pforte während des venetianischen Kriegs, an sich unnatürlich, mehr eine Folge der Nothwendigkeit, welche beide Mächte nach dieser Seite hin für jetzt zur

Ohnmacht, zur Zurückhaltung verdammt hatte, so waren sie nach Beendigung dieses Kriegs umsoweniger mehr haltbar, da vorzüglich in den letzten Jahren desselben nicht nur die Händel mit den Tataren wieder einen sehr ernsten Charakter angenommen hatten, sondern auch der mächtige Kosackenstamm in der Ukraine, welcher bis dahin zum guten Theile die Oberhoheit Polens anerkannt hatte, sich unter seinem Hetman Doroschenko in die Schutzherrschaft der Pforte begeben hatte, welche seitdem die Ukraine als ein ihr von rechtswegen zustehendes Vasallenland betrachtete und es als solches im Nothfalle auch mit den Waffen zu behaupten entschlossen war. Das war von jetzt an der Hauptvorwurf des Streits zwischen Polen und der Pforte; und er hätte sicherlich sogleich zu blutiger Entscheidung geführt, wenn die Geschicke Polens damals nicht in den Händen eines so schwachen Königs gelegen hätten, wie Johann Kasimir war.

Er konnte sich bei der Pforte nicht einmal Genugthuung für die jüngsten Einbrüche der Tataren in Polen verschaffen, welche noch im Jahre 1667 dort mehr wie 100,000 Menschen des Lebens oder der Freiheit beraubt haben sollten. Seine Gesandten, welche er zu diesem Zwecke nach Konstantinopel schickte, wurden von dem Kaimakam sehr übel angelassen, erreichten in der Hauptsache nichts, mußten sich sogar die sonderbare Zumuthung gefallen lassen, daß Polen, ungeachtet des soeben erst (30. Jan. 1667) mit dem Zar zu Andrussow abgeschlossenen Waffenstillstandes auf 13 Jahre, Rußland sofort wieder den Krieg erkläre, und erlangten am Ende mit schwerem Gelde kaum noch die einfache Bestätigung der alten Verträge, ohne die geringsten Zugeständnisse, welche sie in

Zukunft wenigstens gegen die Anmaßungen der Tataren und Kosacken mehr sichergestellt hätten.

Die Pforte wußte aber sehr wohl, was sie Polen damals bieten konnte. Denn als im September 1668 Johann Kasimir freiwillig der Last der Krone entsagte, hatte sie es ja durchgesetzt, daß, abermals mit Ausschließung aller Fremden, der unfähige Michael Coribut Wisniowiecky auf den erledigten Thron gesetzt wurde (Juni 1669). Die Ansprüche, welche dieser erst im Jahre 1672 auf die Wiederherstellung seiner Hoheitsrechte über die Ukraine erhob, wurden natürlich mit Hohn zurückgewiesen. „Die Pforte“, erklärte der Kaimakam seinem Gesandten Wisocky rund heraus, „werde den König nicht hindern, sich der Ukraine zu bemächtigen und gegen die Kosacken sein Recht mit den Waffen in der Hand geltend zu machen; ihr Ruhm und ihre Ehre mache es ihr aber nichtsdestoweniger zur Pflicht, den Kosacken den Schutz, welchen sie ihnen offen und vor aller Welt zugesagt habe, nun auch offen angedeihen zu lassen.“

Der Krieg war nach einer solchen Erklärung um so unvermeidlicher, da ein letzter Versuch, die Pforte zum Aufgeben ihrer Hoheitsrechte auf die Ukraine zu vermögen, fruchtlos blieb, und der junge Sultan Mohammed IV., welcher, wie seine Vorgänger, Polen abermals zum Schauplatze seines Heldenruhms ausersehen hatte, durchaus auf denselben bestand. Hätten nur der kriegerischen Stimmung, welche nun auch in Polen herrschte und sich namentlich auf dem Reichstage auf die entschiedenste Weise kundthat, die Mittel entsprochen, die nöthig gewesen wären, um den Kampf sogleich mit Erfolg aufzunehmen und durchzuführen. Selbst der Held des Tags, dessen

Namen die Glanzperiode der Theilnahme Polens an dem Kampfe der christlichen Welt gegen die Bekenner des Islam bezeichnet, der Kronfeldherr Johann Sobieski, verzweifelte fast an dem Glücke seiner Waffen, obgleich er sie im Jahre zuvor schon siegreich gegen die Kosacken bewährt hatte.

Er hatte jetzt, als der Sultan mit 150,000 Mann, ohne Tataren und die Hülfsvölker der Moldau und Walachei, im August 1672 über den Dniestr ging und sofort die wichtige polnische Grenzfestung Kameniek berannte, nur 35,000 Mann bei seinen Fahnen, mit denen er geradezu nichts wagen konnte, weder eine offene Schlacht, noch den Entsatz von Kameniek. Das letztere fiel nach achttägiger Belagerung in die Hände der Osmanen und mit ihm war auch fast ganz Podolien verloren. Nur der Heldenmuth, womit Sobieski die bis nach Galizien hineinstreifenden Tataren und Kosacken von dort zurückwarf, rettete Lemberg. Um nur nicht Alles verloren zu geben, mußte man am 18. Sept. den schimpflichen Frieden von Budschak unterzeichnen. Polen verlor dadurch Podolien, welches den Osmanen, und die Ukraine, welche den Kosacken unter osmanischer Oberhoheit verblieb, verpflichtete sich, an die Pforte einen jährlichen Tribut von 220,000 Dukaten zu entrichten, und erlegte außerdem für Lemberg allein noch 70,000 Thlr. Kameniek wurde von 12,000 Janitscharen besetzt und 80,000 Osmanen blieben zum Schutze des eroberten Landes in einem befestigten Lager bei Choczim am Dniestr stehen.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo Sobieski die ganze Stärke seines Charakters zeigte. Niemand empfand tiefer wie er die Erniedrigung, welche das Vaterland im

Frieden von Budschak erfahren hatte. Kein Opfer erschien ihm zu groß, sich solcher Schmach zu entledigen; und deshalb drang er auch schon im Februar 1673 bei dem nach Warschau berufenen Reichstag darauf, daß dieser Friede ohne weiters für null und nichtig erklärt und die Ehre und das gute Recht Polens durch einen unverzüglich zu beginnenden Angriffskrieg gegen die Pforte gerettet werde. Mit nur 60,000 Mann machte er sich anheischig, das osmanische Lager bei Choczim anzugreifen; Geld zur Führung des Kriegs wurde auf seinen Rath durch Verkauf der im Schatze zu Krakau befindlichen Kleinodien gewonnen; das Uebrige hing von schnellem Entschlusse und muthvoller Ausführung ab. Und dazu war Sobieski wie Keiner gemacht.

Mit seinem kleinen Heere überfiel er im November das Lager der Osmanen bei Choczim und brachte ihnen in wenigen Stunden eine gänzliche Niederlage bei; 20,000 Mann blieben auf der Wahlstatt, 10,000 Mann sollen in den Fluten des Dniestr auf der Flucht, bei welcher die Brücken unter der Wucht der Massen zusammenstürzten, ihren Tod gefunden haben und kaum 1500 Mann retteten sich unter die Mauern von Kameniek. Leider war Sobieski's Streitmacht doch zu schwach, diesen Sieg sogleich weiter zu verfolgen. Kameniek konnte nicht angegriffen werden, und auch Choczim, welches capitulirt hatte, ging schon während des Winters wieder verloren. Die Fortsetzung des Kriegs kostete aber ungeheuere Anstrengungen, welchen die schon sehr erschöpften Kräfte des Landes kaum mehr gewachsen waren. Sobieski selbst, welcher im Juni 1674 zum König gewählt wurde, hätte daher gern die Hand zum Frieden geboten. Aber dieser

sollte ehrenvoll sein. Die Wiedervereinigung Podoliens und der Ukraine mit Polen und die Räumung von Kameniek glaubte er als unerlaßliche Bedingungen desselben aufstellen zu müssen, während die Pforte nicht über die Erneuerung des Vertrags von Budschak hinausgehen wollte. Eine Vereinigung war also nicht möglich. Die Waffen mußten auch noch ferner entscheiden.

Mit wahrem Heldenmuthe, aber mit sehr geringen Streitkräften nahm Sobieski also im Jahre 1675 den Kampf gegen die Osmanen wieder auf, welche in diesem Jahre auch ganz Volhynien mit ihren Heerscharen überschwemmten und in Galizien bis unter die Mauern von Lemberg vordrangen, welches gleichsam für das letzte Bollwerk des Reichs galt. Hier nnn erfocht Sobieski im August mit kaum 15,000 Mann den zweiten glänzenden Sieg in diesem Kriege, welcher die Osmanen nöthigte, Volhynien wieder zu räumen und bis auf Kamenie zurückzugehen.

Der Sultan bestand aber, wie es scheint, durchaus auf der Eroberung Polens und schickte daher gleich im nächsten Jahre, 1676, ein frisches Heer an den Dniestr, welches 200,000 Mann streitbarer Leute gezählt haben soll. Dennoch wollte Sobieski mit den 40,000 Mann, welche er mit Noth aufgebracht hatte, den Osmanen den Uebergang über den Fluß wehren. Er mußte jedoch den feindlichen Massen weichen und wurde bei dem kleinen Orte Zurawna in eine zwar feste, aber auf die Dauer unhaltbare Stellung hineingedrängt, aus welcher ihn nur ein möglichst glimpflicher Vergleich mit dem übermächtigen Feinde retten konnte. Seine entschlossene Haltung, womit er selbst in solcher Lage die Bedingungen des

Friedens noch vorschreiben zu können glaubte und die übele Stimmung des Serdars Ibrahim, welcher überdies durch das Gerücht eingeschüchtert wurde, daß ein starkes russisches Heer zum Entsatz im Anzuge sei, waren von dem günstigsten Einfluß auf das Resultat der Verhandlungen. Dem am 27. Oct. 1676 im Lager bei Zurawna unterzeichneten Frieden zufolge verblieben Podolien und die Ukraine, mit Einschluß von Kameniek, freilich zum größten Theile der Pforte; dagegen verzichtete sie aber auf den im Vertrag von Budschak ausbedungenen Tribut von 220,000 Dukaten, unter den gegebenen Verhältnissen das wichtigste Zugeständniß, weil es Polen der schmachvollsten Tributpflichtigkeit entzog und folglich für seine ganze Stellung zur Pforte in der Zukunft entscheidend war. Auch insofern wußte Sobieski bei dieser Gelegenheit die Selbständigkeit Polens zu behaupten, als er die ihm von Seiten der Pforte gemachte Zumuthung, daß er sofort mit den Tataren ein Waffenbündniß gegen Rußland eingehen solle, standhäft zurückwies. [105])

Nach dem Frieden von Zurawna, welcher im Jahre 1678 durch eine nach Konstantinopel gesendete Großbotschaft bestätigt wurde, trat, da die Pforte jetzt vorzüglich durch den Krieg gegen Rußland in Anspruch genommen wurde, ungeachtet der fortdauernden Händel mit den Tataren, eine mehrjährige verhältnißmäßige Ruhe ein, welche Sobieski in den Stand setzte, die erschöpften Kräfte seines Reichs wieder etwas zu stärken und zu neuen Kämpfen zusammenzuhalten. Er wußte zu wohl, was für ihn und Polen auf dem Spiele stand, als im Jahre 1683 der Großvezier Kara-Mustapha mit seinen unermeßlichen

Heerscharen gegen Wien im Anzuge war, um nicht dem Kaiser zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit die Hand zu bieten. Natürlich hatte er dabei neben den allgemeinern vornehmlich auch seine besondern Interessen im Auge. In dem im März 1683, unter Obhut des Päpstlichen Stuhls, abgeschlossenen Bundesvertrage, demzufolge er mit 40,000 Mann ins Feld rücken sollte, bedang er sich die Wiedereroberung von Podolien und der Ukraine, mit Kameniek, ganz besonders aus. [106])

Man kennt nun den Verlauf dieses heiligen Kriegs. Sobieski wurde mit nur 26,000 Mann Kerntruppen — mehr hatte er in der Eile nicht aufbringen können — am 12. Sept. der Retter Wiens; und wie gern hätte er seine siegreichen Waffen sogleich weiter nach Ungarn hineingetragen, wie groß mögen die Hoffnungen gewesen sein, welche sein weitblickender Geist an die Folgen dieser glänzenden Waffenthat für die Stellung Polens zur Pforte und die Sache der Christenheit knüpfte! Sie wurden aber bitter getäuscht. Es ist bekannt, wie nachtheilig die kalte und fast geringschätzende Behandlung, welche Kaiser Leopold, sei es aus Ungeschick oder aus Neid auf den Ruhm und die wachsende Macht des Polenkönigs, gleich nach dem Siege ihm und dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen angedeihen ließ, auf den Fortgang des Kriegs wirkte. Manches harte Wort, welches damals Sobieski der Unmuth über so emfindlich getäuschte Erwartungen abpreßte, bezeugt am besten die gereizte Stimmung, welche ihn innerlich, aber wider Willen, von der Sache des Kaisers und der gesammten Christenheit trennte. „Alle Welt“, schrieb er damals an

die Königin, „ist entmuthigt und von bösem Willen beseelt; die Deutschen gehen soweit zu bedauern, daß wir dem Kaiser beigestanden haben; sie hätten gewünscht, daß dieses stolze Geschlecht untergegangen wäre, um nicht wieder zu erstehen.“ Und dann als des Kaiser des Königs Vermittelung in seinem Streite mit Tököly mit beleidigendem Uebermuthe zurückgewiesen hatte: „Ich sehe, daß er sich nicht mehr um mich kümmert. Sie sind zu ihrem alten Hochmuthe zurückgekehrt und scheinen selbst zu vergessen, daß ein Gott über ihnen lebt.“ [107])

Was half es ihm da, daß er dennoch auf eigene Faust sogleich weiter in Ungarn vorzudringen suchte. Die Unterstützung, deren er sich dabei von Seiten des Kaisers versah, wurde ihm nicht zutheil, und der glänzende Sieg, welchen er am 9. Oct. noch bei Parkany erfocht, war, obgleich er den Fall von Gran zur Folge hatte, mit der Niederlage, welche er zwei Tage vorher erlitten hatte und die ihm 1500 Mann seiner besten Truppen, ja beinahe ihm selbst und seinem Sohne das Leben kostete, doch fast noch zu theuer bezahlt. Denn er konnte sich nicht einmal, da die Verproviantirung schwierig wurde und die Stimmung der Eingeborenen gegen die Polen nichts weniger als günstig war, während des Winters in Ungarn halten, sondern mußte in der schlimmsten Jahreszeit den Rückzug durch die Karpathen nach Krakau antreten. [108]) Gleichwol war er fest entschlossen, dem heiligen Bunde, welchem im nächsten Frühjahre auch Venedig beitrat, treu zu bleiben und den Krieg mit allen ihm zugebote stehenden Mitteln fortzuführen.

Die letztern entsprachen nun aber seinen Wünschen nicht und mithin waren auch die Resultate dieses Kriegs

verhältnißmäßig nur gering. Sie beschränkten sich in den nächsten Jahren auf einige vergebliche Angriffe auf Kameniek und wiederholte erfolglose Versuche, sich der Moldau zu bemächtigen, um von da aus Podolien wiederzugewinnen. Geldnoth und die gespannten Verhältnisse zu Rußland und dem Kaiser benahmen am Ende selbst Sobieski die Lust an diesen Türkenkriegen, in welchen geringe Vortheile mit zu schweren Opfern erkauft werden mußten. Die kleine Feste Soroka in der Moldau war die einzige bleibende Eroberung der Polen, als Sobieski im Juni 1696 das Ziel seiner Tage erreichte.

Sein Tod brachte die Fortführung des Kriegs vollends ganz ins Stocken. Die Wiedereroberung von Kameniek, welche man seinem Nachfolger August II. in der Wahlcapitulation zur Pflicht machte, wurde nicht einmal mehr versucht. Es war daher wol vorzüglich dem Zusammentreffen glücklicher Umstände und zum Theil auch der Standhaftigkeit, womit Polen von jeher die lockenden Anerbietungen der Pforte wegen eines Separatfriedens zurückgewiesen hatte, zu danken, daß es in dem Frieden von Carlowicz, gegen die Räumung der Moldau, Podolien und die Ukraine mit Kameniek wieder gewann. Vorzüglich das Aufgeben des letztgenannten Platzes wurde der Pforte schwer Sie hätte ihn bei der Ausführung des Friedens noch gar zu gern gerettet, mußte aber am Ende auch in diesem Punkte der Nothwendigkeit und den eindringlichen Vorstellungen der Vermittler nachgeben.

Im Uebrigen bildet dieser Friede zu Carlowicz gewissermaßen den Abschluß des thätigern Eingreifens Polens in die orientalischen Verhältnisse. Die Schwäche

seiner Könige, die Zerrüttung im Innern durch politischen und religiösen Parteikampf, und die Art, wie es gleich darauf in die nordischen Kriege, zwischen Schweden und Rußland, verwickelt wurde, lähmten seine Kraftäußerungen nach Süden hin und drückten es immer mehr zu jener Schwäche und Unselbständigkeit herab, aus welcher es sich im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht mehr herauswinden konnte. Es war dies dagegen die Zeit, in welcher die zweite nordische Macht, Rußland, sich zu der bedeutenden Stellung emporschwang, welche ihm bei der Lösung der „orientalischen Frage" für alle Zukunft entscheidendes Gewicht gab. Die Anfänge der wichtigen Beziehungen des Zars der Moskowiter zu dem osmanischen Reiche lagen aber schon in den vorhergehenden Jahrhunderten, auf welche wir zurückgehen müssen, um an einige, bisher weniger beachtete Thatsachen zu erinnern, welche dafür besonders in Betracht zu ziehen sind.

---

Die ältesten Beziehungen zwischen Rußland und der Pforte, welche bis in das letzte Jahrzehnd des 15. Jahrhunderts hinaufreichen, waren sehr friedlicher und freundlicher Natur. In den Jahren 1495 und 1499, unter Sultan Bajesid II., finden wir die ersten förmlichen Gesandtschaften des „Großfürsten der Moskowiter" Iwan's III. in Konstantinopel, welche keinen andern Zweck hatten, als für die russischen Kaufleute im osmanischen Reiche Sicherheit des Handelsverkehrs zu erwirken, namentlich mit der ehemals genuesischen Colonie Kaffa am Schwarzen Meere. Man trug damals im Divan, obgleich diese Russen sogleich etwas übermüthig auftraten

und weder vor dem Sultan das Knie beugen, noch die üblichen Ehrengeschenke annehmen wollten, wie es scheint, kein Bedenken, auf ihr Verlangen einzugehen. Und so blieben die Verhältnisse zwischen beiden Ländern auch in der nächstfolgenden Zeit fortwährend freundlich, bis das zuerst in den Jahren 1514 und 1520 von Seiten des Großfürsten Wasilei gestellte Anliegen, der Sultan möge ihm in seinen Händeln mit dem Tatarenchan der Krim, wenn auch nur vermittelnd, beistehen, von Selim I. abgelehnt wurde, ohne daß jedoch dieser das bisherige gute Vernehmen zwischen beiden Mächten dadurch als gestört betrachtet wissen wollte, und unter der Versicherung fortdauernder Freundschaft, den russischen Unterthanen ihre Freiheiten und Privilegien für den Handel, namentlich mit Kaffa, Assow und Kasan, aufs neue bestätigte. [109])

Schon unter Sultan Suleiman I. nahm nun aber doch die Stellung des Großfürsten zur Pforte einen etwas unfreundlichern und gespanntern Charakter an. Die Gesandten, welche Wasilei im Jahre 1523 an diesen Sultan schickte, um die alte Freundschaft zu erneuern und womöglich noch mehr zu befestigen, wurden kalt empfangen und erlangten wenig oder nichts. Zwei derselben verschwanden sogar einige Jahre später auf räthselhafte Weise, ohne daß die deshalb von dem Großfürsten erhobenen Beschwerden (1531) irgend Beachtung gefunden hätten. Man fürchtete damals die Macht Rußlands in Konstantinopel noch nicht und hatte keine Ahnung davon, was sie mit der Zeit werden sollte. Man fing erst an, sie etwas näher kennenzulernen, als die von Konstantinopel aus unter der Hand beförderten Einfälle der Tataren der Krim auf russisches Gebiet als Repres-

falien nun auch wiederholte Streifzüge russischer Freibeuter nach den nördlichen Grenzländern des osmanischen Reichs, vorzüglich am Schwarzen Meere, zur Folge hatten. In den letzten Jahren der Regierung Suleiman's hatten sie schon eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen und die alte Freundschaft zwischen beiden Mächten in einen förmlichen Kriegszustand verkehrt. Im Jahre 1561 z. B. wurde Kaffa von einem solchen russischen mit Tscherkessen vereinigten Heerhaufen so ernstlich bedroht, daß es die Pforte für nöthig hielt, alle ihre Truppen in der Umgegend, namentlich zwölf Sandschaks aus der Statthalterschaft von Trebisonde, gegen ihn aufzubieten und auch ein ansehnliches Geschwader nach dem Schwarzen Meere hin auslaufen zu lassen, welches die bedrängte Stadt von der Seeseite her decken sollte. Ehe es aber zu bedeutendern Schlägen kam, hatten die Russen nach einigen kleinen Gefechten, bei welchen sie im Vortheil blieben, für gut befunden, den Rückzug anzutreten. [110])

Acht Jahre später, im Jahre 1569, kam es dann zu jenem merkwürdigen Zusammenstoß zwischen Russen und Osmanen am Don und an der Wolga, welcher seinem Ursprung und seinen Folgen nach freilich viel bedeutender war als die bisherigen planlosen Streifzüge tatarischer Horden und russischer Freibeuter. Hier hatten in der That die Streitkräfte beider Mächte zum ersten male Gelegenheit, sich miteinander in geregeltem offenen Kampfe zu messen, und der Ausschlag war, charakteristisch genug, zu Gunsten der nordischen Macht.

Man weiß, worum es sich dabei handelte. Der Plan war, großartig, wie Alles, was dieser größte Beherrscher

des osmanischen Reichs erdachte, schon vom Sultan Suleiman aufgefaßt, den Don und die Wolga durch einen Kanal zu verbinden und dann dort zwei Städte anzulegen, welche den Verkehr auf dieser neuen Wasserstraße decken und zugleich der Ausbreitung der Herrschaft der Osmanen in jenen fernen Gegenden zum Stützpunkt dienen sollten. Handelsinteressen wurden dabei als Vorwand gebraucht; der tieferliegende Grund war aber mehr reinpolitischer Natur. Man wollte eine Verbindung mit dem Kaspischen Meere, um namentlich einen bequemern Weg für die Zufuhr von Truppen, Munition und Lebensmittel in den Kriegen gegen Persien zu gewinnen, welches auf dem langwierigen Landwege immer nur mit großen Schwierigkeiten zu erlangen war.

Der Gedanke machte dem Scharfsinn seines eigentlichen Urhebers, des zweiten Defterdars, Tscherkes Kasimbeg, ebenso viel Ehre, als es dem Zar Iwan Wasiljewitsch II. zum Ruhme gereicht, daß er, von dem Tatarenchan Dewlet-Girai darauf aufmerksam gemacht, das Gefährliche einer solchen Festsetzung der Osmanen an der Grenze seines Reichs sogleich erkannte und die Ausführung des Plans aus allen Kräften zu hintertreiben suchte. Suleiman selbst war am Ende noch vor den Schwierigkeiten des großartigen Werks zurückgeschreckt; Selim II. glaubte es aber kühn unternehmen zu können. Die Mittel, welche man dazu verwenden wollte, waren bedeutend. Außer 15,000 Sipahis und 3000 Janitscharen, sollten noch 50—60,000 Tataren die Arbeiten decken. Der Anfang des Feldzugs war glücklich. Die Russen räumten Astrachan und die Schanzgräber konnten unter dem Schutze der Truppen ungehindert ans Werk gehen.

Schon war man von Zarigün aus damit glücklich bis ungefähr zu einem Drittel der ganzen Kanallänge gediehen, als 15,000 Russen von Nishni-Nowgorod heranrückten, die Arbeiter überfielen und sie sammt den Truppen auseinandersprengten. Der größte Theil der Tataren wurde auf der Stelle niedergemacht. Der Rest des Heers erlag auf der Flucht dem bösen Wetter und den Schwertern der Moskowiter. [111])

Vorzüglich seit dieser Niederlage, welche den Plan der Vereinigung des Don mit der Wolga für immer vereitelte, setzte sich nicht nur in Konstantinopel die Meinung von der bedeutenden Macht des „Moskowiters" immer fester, sondern man fing nun auch im Abendlande an, ihre Wichtigkeit für die orientalischen Verhältnisse erst recht zu würdigen. Während also die Gesandten des Zars, ungeachtet dieses offenen Bruchs, gleich im nächsten Jahre (1570) in Konstantinopel mit Auszeichnung empfangen wurden und auf ihre Klagen über die fortdauernden Räubereien der Tataren auf russischem Gebiet die ausdrückliche Versicherung des Großherrn erhielten, daß er daran gar keinen Theil habe und, anstatt solchen Unfug zu fördern, ihn im Gegentheil höchlich misbillige, dachte im Abendlande noch kein Mensch daran, die immer bestimmter hervortretende Machtentwickelung Rußlands nach Süden hin für irgendwie gefahrbringend zu halten. Es galt nun im Gegentheil den aufgeklärtesten Staatsmännern für eine weise Politik, die bedeutenden Kräfte dieser nordischen Macht für die gemeinschaftlichen Zwecke der Vernichtung der osmanischen Herrschaft in Europa soviel wie möglich nutzbar zu machen. Und merkwürdig genug legte man dabei auf die moralischen

Elemente dieser moskowitischen Macht fast noch mehr Gewicht als auf ihren materiellen Gehalt. Die „religiöse Seite der orientalischen Frage" tritt hier sogleich in ihrer eigenthümlichsten, folgereichsten Bedeutung hervor.

Rußland, meinen z. B. die klugen Venetianer aus dieser Zeit, ist in Konstantinopel jetzt sehr geachtet und gefürchtet, weil man dort weiß, daß der Zar leicht ein wohlgerüstetes krieggeübtes Heer von mindestens 150,000, nach Einigen sogar 400,000 Pferden und 60,000 Mann Fußvolk mit einem ganz ansehnlichen Artilleriepark ins Feld stellen kann. „Aber", fügt dann z. B. Giacomo Soranzo in seinem Gesandtschaftsberichte vom Jahre 1576 hinzu, „der Großfürst der Moskowiter wird von dem Großherrn vorzüglich auch deshalb gefürchtet, weil er der griechischen Kirche angehört, wie die Bevölkerung von Bulgarien, Serbien, Bosnien, Morea und Griechenland, welche ihm im höchsten Grade ergeben ist, da sie sich zu demselben griechischen Ritus hält; auch wird sie immer sehr bereit sein, die Waffen zu ergreifen und sich zu erheben, um sich von der türkischen Sklaverei zu befreien und sich der Herrschaft des Großfürsten zu unterwerfen." [112])

Aus dieser gehaltreichen Aeußerung, in welcher gleichsam schon die „Keime der orientalischen Frage", wie sie später diese nordische Großmacht in ihrem Interesse auffaßte und geltend zu machen suchte, vollständig entwickelt vorliegen, ersieht man deutlich genug, daß damals bereits die Erhebung der griechisch-christlichen Bevölkerung des osmanischen Reichs, um sich der Herrschaft des Sultans zu entziehen und den Großfürsten der Moskowiter als ihr geistliches und weltliches Oberhaupt anzuerkennen,

kein sehr fernliegender Gedanke mehr war. Man wußte, daß der Großfürst in dieser Hinsicht auch schon beziehungsreiche Verbindungen im osmanischen Reiche unterhalte. Er erkannte damals noch den Patriarchen von Konstantinopel als Haupt seiner Kirche an und ließ unter Andern den griechischen Klöstern im osmanischen Reiche namhafee Unterstützungen zufließen. Die 18,000 Thaler, welche z. B. die Mönche des Heiligen Berges (Athos) als jährlichen Tribut an die Pforte zu zahlen hatten, wurden, wie das Gerlach nennt, aus den „Almosen des Moskowiters“ aufgebracht, und auch die Mönche des Berges Sion hatten sich aus seinem Schatze eines Jahrgelds von 500 Dukaten zu erfreuen. [113])

Man kann es daher immerhin als zweifelhaft betrachten, ob die Errichtung des selbständigen Patriarchats von Moskau, wodurch Boris Godunow als Reichsverweser im Jahre 1588, wie Karamsin meint, seiner Verwaltung größern Glanz verleihen wollte, den orientalischen Interessen Rußlands gerade sehr zuträglich und förderlich war. Denn indem er, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, Moskau zum „dritten Rom“ und seinen Metropoliten zum Patriarchen der griechisch-russischen Kirche erhob, lockerten sich, wenigstens äußerlich, die Bande, welche bis dahin Rußland an den Patriarchenstuhl von Konstantinopel geknüpft und mit der ganzen griechisch-christlichen Bevölkerung des osmanischen Reichs zu einer großen Gemeinde desselben Glaubens verbunden hatten. [114]) Innerlich blieben freilich diese geistigen Beziehungen Rußlands zum osmanischen Reiche fortwährend dieselben, und je mehr man auch im Abendlande ihre Wichtigkeit erkannte, desto eifriger bemühte man sich

da, diese nordische Macht mit in den Kampf der christlichen Welt zur Vernichtung der osmanischen Herrschaft auf europäischen Boden hineinzuziehen.

Der erste Fürst des Westens, welcher in diesem Sinne ernstliche Schritte that, war König Philipp II. von Spanien. Aus den uns erst seit kurzem zugebote stehenden Depeschen des Bischofs von Acqs, damaligen französischen Gesandten zu London, erfahren wir nämlich, daß dieser König sich schon im Jahre 1557, also zu der Zeit, wo die Händel zwischen den Russen und den Tataren der Krim einen ernstern Charakter annahmen, angelegentlich bemüht habe, den Zar mittels des um jene Zeit wegen Handelsgeschäften in England weilenden moskowitischen Bevollmächtigten zum Kriege gegen den Sultan aufzureizen, und daß er ihn zu diesem Zwecke mit Kriegsbedürfnissen aller Art, namentlich Geschütz und tüchtigen Stückgießern, unterstützt habe. [115])

Als dann etwa 20 Jahre später, im Jahre 1573, der Bischof von Fünfkirchen, Antonius Verantius, dem Kaiser Maximilian seinen Plan zu nachdrücklicher und erfolgreicher Führung des Türkenkriegs vorlegte, erwartete er besonders viel von der activen Theilnahme der nordischen Mächte an demselben. „Vor allem“, schreibt er da, muß dann Eure Majestät, nach Ihrer Weisheit, dafür Sorge tragen, daß der Moskowiter (Moscus) und der Pole die Tataren von Perekop (Tartaros Praecopenses) und die übrigen Uferbewohner des Schwarzen Meers, welche die Oberhoheit der Pforte anerkennen (qui sceptra sequuntur Turcica), jener mittels des Don, dieser auf dem Dniepr angreife.“ [116]) Man hätte also damals schon gern Rußland die Krim, welche man ihm

in unsern Tagen wieder entreißen wollte, als Preis des Siegs überlassen, wenn man es dafür nur zu thätigerer Theilnahme an diesem Riesenkampfe der christlich-europäischen Welt hätte vermögen können.

Man ging aber bald noch weiter. Man nahm gar keinen Anstand mehr, dem Moskowiter geradezu eine förmliche Berechtigung zu der ersten Anwartschaft auf den wiederherzustellenden Kaiserthron von Konstantinopel zuzugestehen. Als im Jahre 1593 der ungarische Krieg ausbrach, gab sich abermals ein gelehrter Politiker mit dem Krummstabe, der Bischof von Lesina, Pietro Cedolini, große Mühe, in einer dem Papste Clemens VIII. vorgelegten Denkschrift zu beweisen, daß wenn der Kaiser und der König von Polen allein nicht stark genug wären, den Türken erfolgreichen Widerstand zu leisten und nach dieser Seite hin einen glücklichen Angriffskrieg zu führen, sie ein Waffenbündniß mit dem Moskowiter geradezu unüberwindlich machen würde. Denn kein anderer Fürst in der Christenheit sei von dem Sultan so gefürchtet, wie der Zar (de lui ha timore più che d'ogni altro Potentato christiano). Und warum?

Hier kommt nun der Bischof auf alle die gewichtigen Gründe zurück, welche theils in seiner materiellen Macht, theils in seinem bedeutenden moralischen Einfluß auf die griechisch-slawische Bevölkerung der Türkei lagen. „Er kann", sagt er wörtlich, „200,000 berittene Leute, wohl ausgerüstet und äußerst kriegsgeübt (attissimi alla guerra), ins Feld stellen, besitzt einen guten Artilleriepark und viel Fußvolk und kann wegen Gleichheit der illyrischen oder slawischen Sprache und wegen Uebereinstimmung des christlichen Glaubens nach griechischem Ritus auf die

Ergebenheit (la devotione) des größten Theils der Völker Europas und einiger Asiens rechnen, welche dem Türken unterworfen sind. Ueberdies macht er Ansprüche auf den Kaiserthron von Konstantinopel, sowol wegen der Vermählung der Schwester der byzantinischen Kaiser Basilios und Konstantinos, Prinzessin Anna, mit dem Großfürsten Waselei I., als auch weil die Russen oder Moskowiter verschiedene male Servien und Bulgarien besessen und von den Kaisern von Konstantinopel Tribut erhalten haben. Und dazu kommt vorzüglich noch, daß dieser Moskowiter der einzige von allen Fürsten der Welt ist, welcher, wie der Türke, seine Unterthanen ganz und gar in seiner Gewalt hat (sopra tutto per havere egli solo fra tutti i Principi del mondo, come ha il Turco, li suoi del tutto in potere). [117])

Auf das Letztere scheint der Bischof, der Zerrissenheit der westlichen Welt gegenüber, welche unter dem vielköpfigen Regimente so einer Menge von Fürsten auch in ihrer orientalischen Politik nie zur Einheit des Entschlusses und der That gelangen konnte, also ganz besonders Gewicht gelegt zu haben. Er glaubte daher auch den Papst dringend auffodern zu müssen, daß er den Vermittler mache, um so ein Waffenbündniß zwischen dem Kaiser, Polen und Rußland ins Leben zu rufen. Der Unterschied der Religion dürfe ihn davon nicht abhalten. Denn obgleich der Moskowiter dem griechischen Ritus zugethan sei, so habe er doch immer seine Verehrung vor dem heiligen Stuhle zu Rom offen an den Tag gelegt, namentlich durch wiederholte ehrenvolle Gesandtschaften (ancorche il Moscovito sia del rito greco, sempre ha mostrato di reverire la santa seda romana). Und

er solle nur bedenken, daß dazu auch eine äußere Nothwendigkeit vorliege. Denn offenbar gehe der Sultan mit nichts Geringerm um, als sich nach der Unterwerfung Persiens den Weg durch Oestreich nach Italien zu bahnen und selbst den heiligen Stuhl zu gefährden. Wer solle ihn schützen, wer ihn retten? Niemand, als der Moskowiter im Bunde mit dem Kaiser und Polen. 118)

Zu einem solchen Waffenbündniß zwischen Nord und West kam es nun freilich aus leicht begreiflichen Gründen noch nicht. Die Feindschaft zwischen Polen und Rußland war dazu schon zu tief eingewurzelt, und wie sehr nun auch die Pforte, welche die Gefahren desselben wol zu würdigen wußte, darauf bedacht war, eine Vereinigung der Macht Polens und Rußlands zu verhindern, beweißt am besten der Eifer, womit sie bei den polnischen Königswahlen vom Jahre 1572 und 1575 darauf hinarbeitete, um vor Allen den „Moskowiter" auszuschließen und fern zu halten. Sie erbot sich sogar, nachdem die Wahl zu Gunsten des französischen Prinzen, des Herzogs von Anjou, entschieden war, den etwaigen bewaffneten Eingriffen Rußlands dagegen mit aller Kraft die Spitze zu bieten, und ertheilte auch wirklich sofort in diesem Sinne dem Tatarenkhan die gemessensten Befehle, sich mit seinen Horden bereit zu halten, damit er die an den Grenzen auflauernden russischen Truppen bei der ersten feindlichen Bewegung mit Gewalt zurückdrängen könne. 119)

Gleichwol blieb der Gedanke, daß die osmanische Macht am Ende vorzüglich mit Rußlands Hülfe gebrochen werden könne und müsse, auch noch ferner in der politischen Welt Europas lebendig und maßgebend. Er

machte sich namentlich während des 17. Jahrhunderts auch praktisch bei jeder Gelegenheit geltend, wo es sich um eine bedeutendere und ernstere Unternehmung des Westens nach dem Oriente hin handelte, ohne daß man befürchtet hätte, daß eine Theilnahme Rußlands daran und eine Erweiterung seiner Macht nach Süden und Osten hin der Ruhe und Selbständigkeit Europas Gefahr bringen möchte.

Man hob es jetzt noch ganz besonders mit hervor, daß nicht nur die Griechen und Slawen im osmanischen Reiche, sondern auch die kriegerischen in dem Gebirgslande zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere hausenden Völkerschaften, welche nothgedrungen die Oberhoheit der Pforte anerkennen, die Tscherkessen, Georgier und Mingrelier, eine entschiedene, auf religiöse Interessen und politische Sympathien gegründete Hinneigung zu dem Großfürsten der Moskowiter an den Tag legen, und versprach sich davon die günstigsten Resultate für die dereinstige Lösung der orientalischen Frage. „Sie leben", meint z. B. der französische Reisende Des Hayes im Jahre 1622 von jenen Gebirgsvölkern, „nach griechischem Ritus (à la Grecque) und erkennen den Großherrn als ihr Oberhaupt an, ohne ihm jedoch eine bestimmte Abgabe zu entrichten; sie schicken ihm nur gelegentlich Geschenke. Wenn sie nicht seine Macht fürchteten, würden sie es bei weitem vorziehen (ils aimeroient mieux), sich mit dem Großfürsten von Moskau zu vereinigen, von welchem sie mehr Vortheil zu erwarten hätten, weil er mit ihnen gleiches Glaubens ist (à cause qu'il est de leur créance)." [120])

Jedenfalls war es daher fortwährend die vorherr-

schende Ansicht weiterblickender Staatsmänner des Westens, daß es schon die politische Klugheit rathsam mache, sich für alle Fälle mit Rußland auf einen guten Fuß zu setzen, um sich je nach Umständen seiner Hülfe gegen den Großherrn bedienen zu können. Diesen weisen Rath glaubte unter Andern auch der umsichtige Servite Paolo Sarpi der Signorie von Venedig ertheilen zu müssen, als sie von ihm, als Staatsconsultator, darüber belehrt sein wollte, wie sie sich in ihrer innern und äußern Politik verhalten solle. Man müsse sich nach dieser Seite hin, war seine Meinung, immer einen Weg offen halten, um dann, jenachdem es die Zeitumstände erheischen, seine Schritte danach bemessen zu können. [121])

Die Signorie machte in der That zur Zeit des candiotischen Kriegs den ersten praktischen Versuch, diesen klugen Rath zu befolgen, jedoch mit geringem oder vielmehr gar keinem Erfolg. Man dachte mit Hülfe des Großfürsten Alexei wenigstens eine noch thätigere Theilnahme der seiner Botmäßigkeit unterworfenen donischen Kosacken an dem Türkenkriege zu erreichen. Denn sie trieben damals ihr Wesen schon ziemlich lebhaft in der Umgegend von Varna, wo sie den Osmanen manchen erheblichen Schaden zufügten. Als nun aber im Jahre 1652 die Sache zum ersten male im Rathe der Pregadi ernstlich zur Sprache kam, erhoben sich doch bedenkliche Stimmen gegen eine engere Verbindung mit diesen weit entfernten, barbarischen Völkern, den Russen und Kosacken, welchen die Venetianer noch kaum dem Namen nach bekannt seien (que' popoli barbari, che appena haverebbero conosciuto il nome venetiano). Man zog aber dagegen von der andern Seite die vorhandene

Noth in Betracht, die es zum Gesetz mache, sich überall nach Hülfe umzuthun, und hob dabei wieder ganz besonders heraus, daß von dem Zar der Moskowiter umsomehr etwas zu erwarten sein dürfe, da er der einzige Fürst sei, welcher sich zur griechischen Religion bekenne, und deshalb von den im ganzen osmanischen Reiche zerstreuten Bekennern desselben Glaubens sehr hoch gehalten werde.

Man entschloß sich also am Ende doch im Jahre 1654 die bedeutenden Kosten einer Gesandtschaft nach Moskau daranzusetzen, erreichte aber damit nichts, weil sich Alexei nicht auf einen Krieg gegen die Pforte einlassen wollte, solange er es vorzüglich noch mit Polen zu thun habe. Und als er nun vollends drei Jahre später (1657) durch eine nach Venedig entsendete Gegengesandtschaft mit dem sonderbaren, jedenfalls sehr unzeitigem Verlangen hervortrat, daß ihm die Signorie zur Führung seiner Kriege gegen Polen und Schweden mit einem Darlehen unterstützen möge, wogegen er nicht nur die donischen Kosacken gegen den Sultan aufbieten, sondern auch seine ganze übrige Macht zum Heile der Christenheit verwenden wolle, zerschlugen sich natürlich alle weitern Verhandlungen mit dem Moskowiter. Man entließ seinen Gesandten höflich, aber ohne Geld, und gab ihm nur abermals den wohlgemeinten Rath mit auf den Weg, seine Waffen gegen den Großherrn zu kehren. Er werde jetzt die Macht desselben um so leichter im Herzen seines Reichs zugrunde richten können, da eine große Menge Bekenner seines, des griechischen Glaubens nach Befreiung durch ihn schmachten, wozu sich überdies noch nie eine günstigere Gelegenheit gefunden habe, als gerade

jetzt, wo der Sultan schon in einen so schweren Krieg mit der Republik verwickelt sei. [122])

Woher kam es nun, daß Rußland sich damals, und überhaupt im Laufe des 17. Jahrhunderts, ungeachtet so lockender Aufreizungen, welche am besten bewiesen, daß man seinen überwiegenden Einfluß oder seine bleibende Festsetzung im europäischen Orient keineswegs für so gefährlich hielt, und obgleich alle Bedingungen vorlagen, die ihm, wie keiner andern Macht, die glänzendsten Erfolge zu versprechen schienen, doch noch nicht dazu verstehen wollte, nach dieser Seite hin etwas Großes, Entscheidendes zu unternehmen oder auch nur die Hand dazu zu bieten?

Es kam vorzüglich daher, daß sich die Machtentwickelung, der Eroberungstrieb dieses aufsteigenden Kolosses jetzt noch mit überwiegender Gewalt mehr nach Norden und Westen als nach Süden neigte, und daß es ihm daher vorerst noch mehr darum zu thun war, die Kräfte und den guten Willen des Sultans seinen Zwecken dienstbar zu machen, als sich mit der Pforte geradezu in ein feindliches Verhältniß zu versetzen. Seine Absichten auf Polen waren und blieben damals eins der wesentlichsten Motive seiner orientalischen Politik. Während es daher in dem letzten Viertel des 16. und zu Anfange des 17. Jahrhundert den friedlichen Verkehr mit der Pforte durch häufige, immer mit reichen Geschenken ausgestattete Gesandtschaften auf jede Weise zu pflegen bemüht ist, bieten seine geheimen und offenen Agenten zu Konstantinopel, wie wir schon gesehen haben, Alles auf, im Jahre 1622 die Herstellung des Friedens mit Polen zu hintertreiben, und zehn Jahre später, 1632,

den Krieg mit derselben Macht wieder anzufachen. Die Pforte setzte dagegen aber immer das Verlangen ein, daß sich der Zar mit ihr zu einer dauernden Waffengemeinschait gegen den Perserschah verbinden solle. Dazu wollten sich jedoch die Zare klugerweise niemals herbeilassen, weil sie lieber mit dem Schah, den sie nicht fürchteten, in gutem Vernehmen bleiben, als zu einer Vergrößerung der osmanischen Macht nach dieser Seite hin, die ihnen nur nachtheilig werden konnte, behülflich sein wollten.[123])

Das begreift sich. Völlig räthselhaft wurde dagegen die moskowitische Politik, als der freilich schwache Michael Romanow noch zehn Jahre später, 1642, das von den Kosacken besetzte und schon fünf Jahre behauptete Assow sozusagen freiwillig wieder in die Gewalt der Pforte lieferte. Vielleicht irrte man, aber man wollte behaupten, daß es damals schon in der Macht des Zars gestanden habe, sich dieser wichtigen Küstenfestung, der Vorhut seines Reichs nach Süden hin, mit Leichtigkeit zu versichern. Wenigstens wußte man den Umstand, daß er nicht, was seine Pflicht und sein Interesse erheischt hätte, Alles aufgeboten habe, sie den Osmanen vorzuenthalten, nicht besser zu erklären, als daß man annahm, die Stimmführer auf dem Reichstage zu Moskau, welchem die Sache zur Entscheidung vorgelegt wurde, seien durch osmanische Sultaninen bestochen worden.[124])

Und ähnliche Motive glaubte man auch dem Eifer unterlegen zu müssen, womit der Woiwode der Moldau, Lupalo, den furchtsamen Romanow von einem unvermeidlichen Kriege mit der Pforte zurückzuschrecken gewußt habe. Er soll, schlau genug, auch dabei sogleich wieder

religiöse Interessen mit ins Spiel gebracht haben. Komme es zum Kriege, ließ er dem Zar bedeuten, so werde der Divan unverzüglich den Beschluß fassen, alle Bekenner des griechischen Glaubens im osmanischen Reiche, welche ihn, den Zar, als Haupt und Beschützer betrachten, niederzumachen; unmöglich könne er es aber mit seinem Gewissen vereinigen, solches Unheil über die Christenheit heraufzubeschwören, blos um diesen Räubern, den Kosacken in Assow, seinen Schutz angedeihen zu lassen.[125])

Die Furcht vor den Tataren, die damals herrschende Reichsnoth und vorzüglich der schlechte Zustand der Finanzen thaten das Uebrige. Assow wurde preisgegeben; Polen und Rußland reichten sich zur Vertreibung der Kosacken von dort die Hand und Michael Romanow begnügte sich dagegen mit einigen mehr scheinbaren als wesentlichen Vortheilen. Im nächsten Jahre 1643 setzte er es endlich durch, daß ihm die Pforte, zum Lohne für die bei den jüngsten Händeln mit den Kosacken um Assow bewiesene Willfähigkeit, anstatt des bisher ihm gewöhnlich ertheilten Titels eines „Krals der Moskowiter", in ihrem officiellen Verkehre den des „Kaisers und Großfürsten von ganz Rußland" (Imperatore e Gran Duca di tutta la Russia) förmlich und für immer zugestand. Er erneuerte ihr dagegen die Versicherung, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als den Frieden und die Freundschaft mit dem Großherrn zu erhalten und immer mehr zu befestigen. „Unsere Zuneigung und Freundschaft zu Unserm Bruder Sultan Ibrahim", heißt es in diesem Sinne am Schlusse des wegen der Titelangelegenheit an den Großvezier Kara Mustapha gerichteten Schreiben Michael Romanow's, „ist sicherer, als die mit irgendeinem an-

dern Fürsten; und wenn sie von Seiner Hoheit auf gleiche Weise erwidert wird, so wird sie noch täglich zunehmen; denn Unser Bruder muß wissen, daß nichts höher steht als Freundschaft, redliche Gesinnung und Aufrichtigkeit." [126])

Wären nur die Tataren und die Kosacken nicht gewesen, welche sich, während man in Konstantinopel auf dem besten Fuße stand und Alles nach Wunsche zu gehen schien, leider an den Grenzen sehr wenig darum kümmerten, was dort vorging und ausgemacht wurde. Da Niemand im Stande war, sie im Zaume zu halten, auch wol hier wie dort kaum der rechte Wille dazu vorhanden war, mußte es über ihre fortgesetzten Räubereien und Uebergriffe schon in nächster Zeit wieder zu sehr verdrießlichen Reibungen zwischen Rußland und der Pforte kommen. Man suchte sich darüber aber immer noch so ziemlich auf friedlichem Wege auszugleichen; und da sich Rußland, wie wir gesehen haben, auch während des venetianischen Kriegs aller Feindseligkeiten enthielt und seiner Eroberungspolitik überhaupt noch gar nicht die entschiedene Richtung nach Süden hin geben wollte, welche ihr später, seiner natürlichen und nothwendigen Machtentwickelung zufolge, charakteristisch geblieben ist, so erhielt sich das gute Vernehmen zwischen beiden Mächten noch ziemlich lange.

Es wurde zum ersten male wieder ernstlich und auf sehr empfindliche Weise gestört, als Rußland den schon im Jahre 1667 mit Polen zu Andrussow abgeschlossenen Frieden im Jahre 1671 aufs neue bestätigte und sich im Jahre darauf Zar Alexei zum Friedensvermittler zwischen Polen und der Pforte aufwerfen wollte. Denn

eine solche Freundschaft zwischen den beiden nordischen Großmächten, welche früher oder später für die Pforte verhängnißvoll werden mußte, war gar nicht im Sinne des Divans. Auch wurden nun die Grenzverhältnisse schon wieder gereizter und unhaltbarer. Man nahm es dem Zar sehr übel in Konstantinopel, daß er die Angriffe der Kosacken auf Tschigrin schon im Jahre 1674 unter der Hand zu begünstigen schien, und zwei Jahre später, 1676, dem rebellischen Kosackenhetman Doroschenko ganz offen in seinen Schutz nahm und sich von ihm ohne weiteres jene Stadt überliefern ließ.

Für eine solche Beleidigung konnte sich die Pforte nur durch die sofortige Kriegserklärung Genugthuung verschaffen. Sie erfolgte bereits im März 1677; der Krieg aber war nichts weniger als glücklich für die Pforte. Im ersten Jahre wurde Tschigrin mit einem großen Aufwand von Streitkräften vergeblich berannt. Der Rückzug mußte mit ungeheuern Verlusten an Menschen, Zugvieh und Kriegsmaterial angetreten werden. Und im nächsten Feldzug, welcher, nachdem die Pforte ohne Erfolg die Abtretung der ganzen Ukraine als Preis des Friedens verlangt hatte, mit noch schwerern Opfern unternommen wurde, ward die Stadt, nach einigen unglücklichen, sehr blutigen Gefechten, zwar in einem unbewachten Augenblicke überrumpelt und in einen Trümmerhaufen verwandelt; die Verluste, welche der zweijährige Krieg der Pforte kostete, waren aber so bedeutend, und die Stellung, welche Russen und Kosacken seitdem in der Ukraine und am Dniepr einnahmen, wurde so drohend, daß man von Konstantinopel aus gern die Hand zum Frieden bot.

Daß sich die Verhandlungen darüber, ohne daß man wieder zu den Waffen griff, dennoch durch mehre Jahre hindurchzogen, beweißt zur Genüge, wie schroff und schneidend sich hier Interessen und Ansprüche einander gegenübertraten, sobald es sich nur um eine ernste Entscheidung darüber handelte, wo die Marksteine zwischen der Herrschaft des Kreuzes und des Halbmonds nach dieser Seite hin, zwischen dem russischen und dem osmanischen Reiche, zu setzen seien. Rußland blieb schon bei dem endlich im Februar 1681 auf 20 Jahre zu Radzin unterzeichneten Frieden offenbar im Vortheil. Es war ihm gewissermaßen überlassen, die Bedingungen desselben vorzuschreiben. Kiew mit Gebiet verblieb ihm; Festungen sollten in dem Landstrich zwischen Bug und Dniepr weder von Russen noch von Osmanen mehr angelegt werden; den Kosacken und den russischen Unterthanen überhaupt wurden wesentliche Vortheile für ihre Fischereien und ihren sonstigen Verkehr auf osmanischem Gebiete bis zum Schwarzen Meere hin zugestanden, dagegen den Tataren alle Unbilden und Streifereien abermals streng verpönt. Der verlangte höhere Titel wurde dem Zar bestätigt und seinen Unterthanen die ungehinderte Wallfahrt nach Jerusalem zum ersten male ausdrücklich gewährleistet. Eine im nächsten Jahre im März 1682 in Konstantinopel eintreffende russische Großbotschaft erhielt ohne Schwierigkeiten die Ratification und Bestätigung dieses Friedens.[127])

Damit trat die orientalische Politik Rußlands sozusagen in ein neues Stadium ihrer Entwickelung ein. Oder meint man, daß es möglich gewesen wäre, es auf diesem Wege, den es nun ein mal mit Glück betreten

hatte, aufzuhalten, auch wenn es nicht seine ganze Weltstellung, die Sympathien einer weitverbreiteten durch Bande der Abstammung und des Glaubens mit ihm engverknüpften Bevölkerung, die zunehmende Schwäche eines schon kaum mehr gefürchteten Gegners, endlich selbst die ihm von andern Mächten zugestandene Berechtigung, seine Ansprüche auf die Erbschaft in Konstantinopel mit den Waffen geltend zu machen, beständig vorwärts getrieben hätten? Denn weit entfernt, Rußland von neuen Fortschritten auf dieser Bahn zurückhalten zu wollen, oder sie für gefahrbringend zu halten, war man auch jetzt noch der Meinung im Abendlande, daß es zum Heile der christlichen Sache nur seinen Beruf erfülle, wenn es seine Waffen mit denen der Westmächte zur Vernichtung des osmanischen Reichs verbinde.

Noch sehr wenig Leute hatten eine Ahnung davon, wohin dies am Ende führen könne, eine Ahnung, wie sie im Anfang des Jahrhunderts vielleicht schon Heinrich IV. hatte, als er den „Knés Scithien" — so nannte er den Zar der Moskowiter — von seiner allerdings etwas märchenhaften „allerchristlichsten Republik" (Association ou république très-chrestienne), welche den Sieg des Kreuzes über den Halbmond entscheiden sollte, gänzlich ausgeschlossen wissen wollte, und zwar merkwürdigerweise gerade aus denselben Gründen, aus welchen man ihn sonst gern in eine solche Bundesgemeinschaft der Mächte der Christenheit hineingezogen hätte. In politischer Beziehung hielt er die von dem Moskowiter beherrschten Völker noch für zu verschiedenartig, barbarisch, wild und roh (diverses, barbares, sauvages et farouches), als daß sie mit denen des civilisirten Europas

zu gleichen Zwecken thätig sein könnten; und in religiöser Hinsicht galt es ihm, anstatt den Sympathien zwischen dem Zar und der griechisch-christlichen Bevölkerung im osmanischen Reiche entscheidendes Gewicht beizulegen, im Gegentheil gar nicht für zulässig, dieses fremdartige Element, den drei allein in der christlich-europäischen Republik anzuerkennenden Religionsbekenntnissen, dem römisch-katholischen, dem lutherischen und dem reformirten, gegenüber, zu bedeutendem Einfluß gelangen zu lassen. [128])

Wir wollen unentschieden lassen, ob ein anderer scharfsinniger Politiker, welchem man die Gabe eines prophetischen Blicks in die Zukunft Europas kaum absprechen wird, ob Gottfried Wilhelm von Leibniz von ähnlichen Motiven und Besorgnissen getrieben wurde, als er gegen Ende desselben Jahrhunderts, bei Gelegenheit der polnischen Königswahl vom Jahre 1669, seine warnende Stimme erhob, um auf die Gefahren einer Ueberflutung der russischen Macht nicht sowol nach dem Orient als nach Westen hin, namentlich für Deutschland, aufmerksam machen zu müssen glaubte. Er hielt sie für mindestens ebenso drohend, wie die Macht der Pforte. Wie hätte er also auch nur im entferntesten an eine Vergrößerung dieser nordischen Macht durch Erweiterung ihrer Herrschaft nach Süden hin oder am Ende gar durch den Besitz des Kaiserthrons von Konstantinopel denken können?

„Glauben wir", schrieb er damals, um den Polen die Ausschließung eines russischen Prinzen und die Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg dringend anzuempfehlen, „daß die übrigen Christen mit verschlungenen Armen ruhig zusehen, nicht sehen werden, was der Kirche, was dem Staate auferlegt wird? daß der

Türke verdoppelt (dupplicari Turcam), daß eine Macht geboren wird, stark genug, Europa zu unterjochen, daß Deutschland von der polnischen Seite offen genug, und den Barbaren der Weg in die Eingeweide Europas geöffnet werde? Folglich werden zum Löschen des Feuers Alle zusammenströmen, die benachbarten Völker werden wie mit losgelassenem Zügel sich über uns ergießen, in unsern Ebenen wird zwischen Türken, Russen und Deutschen über die Herrschaft, ja über die Wohlfahrt gestritten werden: Wir werden den Streitenden ein Hinderniß, die Beute der Sieger, das Grab aller Nachbarn sein: den Barbaren zur Verachtung, wenn wir uns ihnen freiwillig unterwerfen; verabscheuungswürdig den Christen, welche wir durch unsere Thorheit in die äußerste Gefahr gestürzt haben werden: Freiheit, Sicherheit, Zufluß von Menschen, Ehre, zeitliches und ewiges Wohl wird so zu Grunde gehen ...." [129])

In den weitern, maßgebenden Kreisen theilte man damals, wie gesagt, die hier ausgesprochenen Besorgnisse noch nicht. Man legte im Gegentheil ganz besondern Werth darauf, die Streitmacht Rußlands in die Bundesgenossenschaft hineinzuziehen, welche damals den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zum Zwecke hatte. Sowol in dem im Jahre 1683 zwischen dem Kaiser und dem Polenkönig Johann Sobieski, als auch in dem im folgenden Jahre unter der Obhut des Papstes Innocenz XI. abgeschlossenen Bundesvertrage wurde ausdrücklich festgesetzt, daß sich alle Theilnehmer vorzüglich angelegen sein lassen sollten, die Zare der Moskowiter zum Beitritt zu diesem Bunde zu bewegen. [130]) Obgleich indessen sofort, wie es scheint, in diesem Sinne die geeig-

neten Schritte geschahen, so vergingen doch noch zwei Jahre, ehe sich Rußland in dem im Mai 1686 mit Polen abgeschlossenen sogenannten ewigen Frieden verpflichtete, der Pforte den Krieg zu erklären und namentlich die Tataren der Krim anzugreifen. [131])

Die fortgesetzten Räubereien dieser Tataren auf russischem Gebiete auf der einen Seite und auf der andern die Anlage mehrer osmanischen Festungen und Bollwerke in der Gegend von Assow und am Dniepr, wie namentlich Liutik, Kimburn, Oczakov, Kasikermen u. s. w., welche die Pforte vorzüglich darauf berechnet zu haben schien, die Ausbreitung der Herrschaft Rußlands nach dem Schwarzen Meere hin zu verhindern, waren für diese Macht allerdings eine Auffoderung mehr, sich an dem Kriege zu betheiligen. Die Eroberung der Krim wurde damals schon als das zunächstliegende und wichtigste Ziel desselben ins Auge gefaßt. Es konnte jedoch in zwei, mit sehr bedeutenden Mitteln in den Jahren 1687 und 1689 unternommenen Feldzügen noch nicht erreicht werden. Beide male mußte der Rückzug mit ungeheuern Verlusten angetreten werden, ehe man nur nach Perekop gelangte. „Wie wäre es irgend möglich gewesen", meint General Patrick Gordon, welcher an diesen Feldzügen theilnahm und ihr Mislingen ganz offen dem Mangel an Umsicht zuschreibt, womit sie unternommen wurden, „die Hauptabsicht derselben, die Eroberung der Krim zu erreichen oder auch nur der Gefahr eines augenscheinlichen und unvermeidlichen Untergangs bei weiterm Vorrücken zu entgehen?" [132])

Mehre Jahre vergingen hierauf wieder unter der nothwendigen Abwehr der Tataren und einigen erfolg-

losen Bewegungen gegen die Landenge von Perekop. Man weiß, daß der heilige Krieg auf dieser Seite zuerst wieder einen entschiedenern Charakter bekam, als der im Jahre 1689 zur Alleinherrschaft gelangte Zar Peter die Wiedereroberung der von Michael Romanow im Jahre 1642 so leichtfertig aufgegebenen Festung Assow als die unerlaßlichste Bedingung der Befestigung seiner Herrschaft am Schwarzen Meere erkannt hatte. Auch der Pforte entging es damals nicht, was dabei für sie auf dem Spiele stehe. Denn noch im letzten Augenblicke gab sie sich die größte Mühe, vorzüglich durch Vermittelung des Patriarchen von Moskau den Zar zu bewegen, seine Eroberungsideen nach dieser Seite hin aufzugeben. Nur ein Grund mehr, daß Peter auf seinem Vorsatze beharrte. Es ist bekannt, mit welcher Umsicht und Ausdauer er, nach einem ersten verunglücktem Versuche im Jahre 1695, denselben schon im nächsten Jahre glücklich zur Ausführung brachte, und wie sehr er, einmal im Besitz des wichtigen Platzes, es sich angelegen sein ließ, dort seine Herrschaft sogleich für alle Zukunft zu befestigen. [133])

Hielt man es etwa für nöthig, ihm von seiten der Mächte des Westens dabei hinderlich zu sein oder ihm bei seinen weitern Eroberungsplanen nach dieser Seite hin Schwierigkeiten in den Weg zu legen, ihm feindlich entgegenzutreten? Keineswegs! Man trug im Gegentheil gar kein Bedenken, ihn dabei noch wesentlich zu unterstützen. Die Kaiser und die deutschen Reichsfürsten, namentlich auch der Kurfürst von Brandenburg Friedrich III., nachheriger König von Preußen, schickten ihm ihre besten Ingenieure, die seine Festungen am Schwarzen Meere und am Dniepr, Venedig, wenn auch nicht

ohne Zögern, seine tüchtigsten Schiffbauer zu, welche ihm zu Woronesch seine Galeeren und seine Dreidecker bauten.[134]) Mit Erstaunen, aber nicht ohne Wohlgefallen, sah man bei Taganrok und Assow, welches bald für eine der bedeutendsten Festungen in ganz Europa galt (avendo il Czaro ridotta quella piazza in forma delle più considerabili e più resistenti di Europa), in kurzer Zeit dem Boden die ungeheuern Werke entsteigen, womit er den Osmanen Trotz bieten wollte, verfolgte man das Wachsthum seiner Flotte, womit er im Geiste schon das Schwarze Meer beherrschte und unter den Bollwerken der byzantinischen Kaiserstadt lag. Er machte aus seinen weitgreifenden Absichten nach dieser Seite hin gar kein Hehl mehr. „Der Zar", so schrieb Leibniz über ihn, als er im Jahre nach der Eroberung von Assow Deutschland bereiste, „hat den Frau Kurfürstinnen von Brandenburg und Braunschweig gesagt, daß er 75 Kriegsschiffe bauen lasse, welche er auf dem Schwarzen Meere gebrauchen will. Er denkt jetzt nur daran, die Türken zu beunruhigen. Sein großes Vergnügen macht das Seewesen aus, welches er gelernt hat und aus dem Grunde lernt, da er die Absicht hegt, sich zum Herrn des Schwarzen Meers zu machen."[135])

Es war gewiß kein geringer Triumph für Zar Peter, als er im Jahre 1699 selbst mit einem Geschwader von zehn Linienschiffen und zwei Galeeren zum ersten male den Hafen von Assow verließ und ungehindert die Meerenge von Kertsch passirte, um seinen nach Konstantinopel bestimmten Friedensbotschafter Oukraintzow nach der Krim zu geleiten, von wo aus dieser dann allein seinen Weg auf einem russischen Kriegsschiffe von 36

Kanonen, unter der Führung eines holländischen Capitäns, durch das Schwarze Meer nach der osmanischen Hauptstadt fortsetzte. Obgleich die Pforte ausdrücklich gewünscht hatte, daß dieser Gesandte nicht zur See, sondern, wie bisher, auf dem Landwege die Reise zurücklege, so hatte doch der Kapudan-Pascha Hassan, welcher mit vier Linienschiffen und neun Galeeren bei Kertsch vor Anker lag, gar nicht gewagt, der russischen Flotille die Durchfahrt zu wehren. Wie groß war aber nun das Erstaunen der Gläubigen und welche Besorgnisse bemächtigten sich der beunruhigten Geister, als man die ersten russischen Kanonenschüsse an den Mauern des Serails widerhallen hörte. Denn der Holländer, ein Lebemann, begleitete die Festlichkeiten, welche er zu Ehren seiner glücklichen Ankunft den Russen und seinen Landsleuten am Bord seines Schiffes gab, mit unaufhörlichen Freudensalven, welche dem Großherrn so unangenehm in die Ohren klangen, daß sie der Bostandschi-Baschi endlich gänzlich untersagen mußte, und zwar mit dem lächerlichen Bedeuten — einen bessern Grund wagte man nicht vorzubringen —, daß der ewige Lärm nachtheilig auf die Damen des Harems wirken möchte, welche sich in gesegneten Leibesumständen befänden.[136])

Wie gern hätte die Pforte daher in dem Frieden nur wenigstens Assow noch gerettet! Es mußte aber, als derselbe nach langen und hartnäckigen Verhandlungen erst im Juli 1702 — in Carlowicz hatte Rußland sich nur zu einem vorläufigen zweijährigen Waffenstillstande herbeigelassen — zu Konstantinopel zum Abschluß gedieh, doch aufgegeben werden. Denn auch die vermittelnden Westmächte, England und Holland, entschieden

sich bei dieser wichtigen Frage, merkwürdig genug, zu Gunsten Rußlands. Nicht einmal die Schleifung der Festungswerke, worauf die Pforte bis zum letzten Augenblicke bestand, konnte durchgesetzt werden. Lieber gab Peter die Festungen am Dniepr auf. Daß russischen Handelsschiffen die Durchfahrt aus dem Schwarzen nach dem Weißen Meere oder dem Archipel gewährt wurde, unterliegt keinem Zweifel; der freie Verkehr von russischen Kriegsschiffen auf jenem wurde, wo nicht förmlich, doch, wie es scheint, wenigstens stillschweigend zugestanden. Die übrigen Bedingungen, im Wesentlichen nur Wiederholungen früherer Verträge, waren nicht von so entscheidendem Gewicht. Doch verdient es noch erwähnt zu werden, daß sich der Zar für seine Residenten und diplomatischen Agenten in Konstantinopel dieselben Privilegien ausbedang, welche denen der übrigen befreundeten christlichen Fürsten längst eingeräumt waren. Des Rechts, dort einen stehenden Gesandten halten zu dürfen, mußte er sich indessen vorerst noch entschlagen. [137])

Die Hauptsache war — und das gab am Ende den Ausschlag —, daß jetzt, wo die nordische Politik immer tiefer eingriff in die orientalischen Verhältnisse, wo sie ein wesentliches Element der Lösung der „orientalischen Frage" wurde, ein Fürst auftrat, welcher den Gedanken derselben mit der ganzen Schärfe und Klarheit seines durchdringenden Geistes erfaßte und ihn mit der Stärke seines Charakters zu verwirklichen entschlossen war. Kein anderer Fürst, welcher je bedeutsam auf die Gestaltung der Verhältnisse des islamitischen Orients und seiner Stellung zur europäisch-christlichen Welt eingewirkt hat, kann in dieser Beziehung Peter dem Großen an die

Seite gesetzt werden. Er war in seiner orientalischen Politik kein politischer Phantast, wie König Franz I., und ebenso wenig ein zaghafter Zauderer, wie Kaiser Karl V. Er wußte einfach, was er wollte, kannte die Mittel, wodurch es zu erreichen war, und hatte den Muth, es durchzuführen, soweit es an ihm war.

Als er durch die Eifersucht des Sultans auf seine wachsende Macht im Süden und die unaufhörlichen Aufreizungen seiner Feinde im Norden im Jahre 1710 in seinen zweiten Krieg mit der Pforte verwickelt wurde, den er vielleicht gern noch solange vermieden hätte, bis seine Macht im Norden mehr befestigt gewesen wäre, ging er mit dem vollen Bewußtsein der Schwierigkeiten des großen Werks, aber auch mit der freudigen Zuversicht des Siegs in den Kampf, dessen Ziel fortwährend vor seiner Seele stand. „In hac vinces!“ war damals die bedeutungsvolle Losung auf den mit dem Kreuze Konstantin's des Großen in einer Strahlenkrone geschmückten Panieren seiner Garden, die er selbst ins Feld führte. [138]) Man sagt, daß er offen den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen habe, er möchte und werde seine letzte Ruhestätte an geweihter Stelle im Tempel der heiligen Sophia zu Konstantinopel finden. [139]) Dabei rechnete auch er vorzüglich auf die Sympathien der Bekenner seines Glaubens im osmanischen Reiche, welche schon zur Zeit des Friedens zu Carlowicz die Pforte vorzüglich mit zur Nachgiebigkeit gegen Rußland bestimmt haben sollen. [140]) Er unterhielt zu diesem Zwecke belangreiche Verbindungen in Griechenland, Albanien und den slavischen Ländern unter der Botmäßigkeit des Großherrn. [141])

Unter diesen Umständen war freilich das Misgeschick am Pruth, welches ihm, um nur seine Freiheit und sein Leben zu retten, das mit so schweren Opfern erkämpfte und behauptete Assow kostete (Friede von Husch, 21. Juli 1711), eine arge Enttäuschung für Peter den Großen. Sie war aber nicht im Stande, ihn zu entmuthigen, sie konnte am wenigsten den Gedanken seiner orientalischen Politik mit allen seinen großen Hoffnungen vernichten, welchen er, obgleich er nun den Frieden mit der Pforte auf jede Weise zu pflegen suchte und ihr selbst gegen das Ende seiner Regierung (1722) noch die Hand zur Vernichtung der Macht Persiens bot, fortwährend lebendig zu erhalten wußte und seinen Nachfolgern als ein großes Erbtheil, gleichsam als eine heilige Schuld hinterließ, die sie zu tilgen haben. Ob er ihn selbst noch in die bestimmte Form gebracht habe, wie wir ihn in seinem sogenannten „politischem Testamente“ niedergelegt finden, ist für das Wesentliche dieser wichtigen Verhältnisse ziemlich gleichgültig. [142])

Das Wesentliche, das Bedeutende dafür ist, daß mit diesem Gedanken zugleich auch der der Nothwendigkeit eines Kampfes zwischen West und Nord, um das Dasein des osmanischen Reichs immer mehr ins politische Leben Europas eintrat. Schon bei den Verhandlungen um den Frieden von Carlowicz trennten Interessen und Ansprüche Rußland von seinen Bundesgenossen. Es wollte seine eigenen Ziele verfolgen und seinen eigenen Weg gehen. Und gleich darauf war ja sein angebliches ungemessenes Streben nach dem Besitz des Kaiserthrons von Konstantinopel das vorzüglichste Schreckbild, womit der erbittertste Gegner Peter's des Großen, der Schwe-

denkönig Karl XII., nicht nur die Pforte einzuschüchtern suchte, sondern auch die Westmächte gegen Rußland aufzuregen wußte. [143])

Das war ohne Zweifel einer der entscheidendsten, folgenreichsten Wendepunkte in der Geschichte der „orientalischen Frage". Denn er bezeichnet den Anfang jenes wechselvollen Kampfes zwischen West und Nord um das Dasein des osmanischen Reichs, welcher, noch nicht vollendet, es nach dem jüngsten Versuche ihrer Lösung vielleicht auf alle Zeiten gerettet hat. Sei es uns vergönnt, in einem letzten Abschnitt an die Hauptphasen dieses Kampfes zu erinnern, welcher das vierte, wol das interessanteste Stadium in der Entwickelungsgeschichte der „orientalischen Frage" umfaßt und charakterisirt. Wir werden dabei Gelegenheit finden, auch noch an einige dafür wichtige Momente zu erinnern, welche jenseit des Friedens von Kutschuk-Kainardschi liegen, den wir als Markstein für das dritte Stadium derselben bezeichnen zu müssen glaubten.

**Berlin**, im September 1857.

# Anmerkungen.

1) In dem Aufsatze: „Die orientalische Frage in ihrer Kindheit“ im „Historischen Taschenbuch“, dritte Folge, sechster Jahrgang (1855), S. 463 fg.

2) Am Ende des Aufsatzes: „Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung“, im „Historischen Taschenbuch“, dritte Folge, siebenter Jahrgang (1856), S. 675.

3) Denkschrift des Bischofs von Acqs an König Karl IX, aus dem Anfange des Jahres 1572, in den „Négociations de la France dans le Levant (Paris 1853), III, 259.

4) Daselbst, S. 190.

5) Daselbst, S. 269: „Bref, je n'eusse jamais cru la grandeur de ceste monarchie, si je ne l'eusse jugée à l'œil. Car il n'est jour de monde, que on n'en voie de nouveaulx effectz.“

6) Uberto Folieta, De causis magnitudinis Turcarum imperii, in Reußner's „Oratt. Turc.“, Th. 4, Bd. I, 1; auch in Folieta's gesammelten Werken. Die Gegenschrift: „Ad augustissimum Caesarem Rudolphum II. cet. oratio Henrici Stephani Parisiensis adversus lucubrationem Uberti Folietae, qua magnitudo Imperii Turcici, magnitudo et virtus ac felicitas Turcarum in bellis supra modum extollitur“, findet sich ebenfalls bei Reußner, a. a. O., S. 24—80.

7) Discorso sopra l'imperio del Turco, il quale ancorche sia tirannico e violento, è per essere durabile contra l'opinione d'Aristotele et invincibile per ragioni naturali. Diese merkwürdige anonyme Schrift befindet sich nur handschriftlich in der schätzbaren Sammlung der königlichen Bibliothek zu Berlin: Informat. Politich., IX, 526.

8) Busbecquii Epist., III, 174: „Quodque est pessimum: illis vincere, nobis vinci solitum."

9) Denkwürdige Gesandtschaft an die Ottomanische Pforte u. s. w., aufgesetzt und schriftlich hinterlassen von Friedrich Seideln (Görlitz 1711), S. 90. Noch derber ist in dieser Beziehung die gleichzeitige Schilderung der anonymen: „Efficacissima esortatione contra gli Infedeli alli Signori Principi Christiani", handschriftlich in den Inform. Politich., IX, 544 fg., wo es z. B. heißt: „Habbiamo buone leggi, ma pessimi costumi, buone armi, ma pessimi animi", und dann zur Erhärtung dieses allgemeinen Satzes eine sehr pikante Charakteristik der lasterhaften Seiten der verschiedenen christlichen Nationen folgt.

10) Garzoni, Relazioni (bei Albèri, Relazioni degli ambascatori veneti al Senato etc., Serie III, I, 436) gibt eine längere Auseinandersetzung der Gründe, warum die Pforte nichts mehr von den Mächten Europas zu fürchten habe, welche er mit den Worten schließt: „Dimodochè è necessario concludere, che o il Turco si stimi eguale anzi superiore di forze a tutti i principi cristiani, ovvero che li conosca cosi disuniti tra loro che sia certo non potersi in alcun tempo congiungere in danni suoi."

11) Garzoni, Relazioni, a. a. O.: „Nè è il papa in alcun credito appresso il Turco etc." Und noch deutlicher Soranzo, Relazioni, daselbst, S. 202: „Il signor Turco non teme punto sua santità, conoscendolo principe debole quanto alle forze temporali, e atto solo a spender parole per far una lega, e sapendo in pari tempo benissimo che le leghe si fanno per interessi di stato e non per paroli d'altri." Endlich über das Gespött, welches der Großvezier und Sultan Murad mit der

Macht und den Bullen des Papstes trieben, die handschriftliche Relazione di 1594, in den Informat. Politich., I, 503 fg.

12) Soranzo, Relazioni, a. a. O., S. 204.

13) „Nam quem ultra, victo Hispano, superesse hostem, qui timeri posset?" Das, meint Busbeck, sei schon zu seiner Zeit, vorzüglich nach dem Seesiege der Osmanen bei Dschrbe, (1560) die herrschende Ansicht im Divan gewesen. Epist., IV, 284.

14) Dieser merkwürdige Briefwechsel wird zum ersten mal aus den Manuscripten der Arsenalbibliothek zu Paris gegeben: Négociations, III, 248, Anm.

15) Auch darauf machen vorzüglich die Venetianer bei ihren tiefeingehenden Betrachtungen über den Zustand der osmanischen Marine ganz besonders aufmerksam, wie namentlich Barbaro, Relazioni bei Albèri, I, 306, und Garzoni, S. 420.

16) Diese Verhältnisse sind gleichfalls von den Venetianern mit mehr oder weniger Schärfe und Ausführlichkeit behandelt worden, z. B. von Barbaro, a. a. O., S. 335 und Bernardo, Relazioni (1592) bei Albèri, Serie III, II, 384; am besten aber von der anonymen handschriftlichen Relatione di 1594 in den Informat. Politich., I, 497 fg.

17) Relatione di 1594, S. 499: È quello che preme sopra modo alli Turchi nel Sino Persico, ove non hanno forze da resistere, come più volte hanno tentato per divertire l'importantissimo negotio delle spetiarie, che sono cagione della perdita di più d'un millione d'oro alle gebelle di Amurath." Ueber den Verfall der osmanischen Marineetablissements zu Suez und Bassora: Garzoni, a. a. O., S. 422 und Tiepolo, Relazioni bei Albèri, II, 145.

18) Ueber den Verlust von Tunis sagt unter Andern der französische Gesandte zu Venedig, Herr Du Ferrier, in einer Depesche an König Heinrich III.: „Le G. S. envoye deux cent galères en Afrique pour le recouvrement de Thunis dont les Espagnols ne font pas grand cas, mesmes le sieur Jean d'Austria ne bouge du duché de Milan ou des environs." Négociations, III, 520.

19) Depesche desselben an den Herzog von Anjou: Négocia-

tions, III, 324, wo er diese Hoffnung des Divans „le seul fondement sur lequel on a toujours négotié en Turquie" nennt.

20) Daselbst, S. 206, Depesche an König Karl IX. vom 21. Oct. 1571: „On leur doibt à toute heure renchérir la peur pour en arracher tout ce que vous pourra servir, si d'avanture vous en avez besoing."

21) Diese wichtige Denkschrift des Bischofs von Acqs findet sich vollständig daselbst S. 253—260.

22) Depesche desselben vom 8. Juli 1572, daselbst, S. 278 fg.

23) Depesche König Karl's IX. an den Bischof von Acqs vom 30. Nov. 1572, daselbst, S. 344.

24) Depesche an Denselben, S. 291, und dann die des Bischofs, welcher den Plan widerrieth, daselbst, S. 287, 292, 297 und 301.

25) Depesche vom 28. März 1573, daselbst S. 372 fg.

26) Depesche desselben an Katharina von Medici vom 8. Mai 1574, daselbst, S. 477 fg.

27) Schon Selim II. hatte auf den jungen König von Navarra in seinem Kampfe gegen Spanien gewisse Hoffnungen gesetzt: „siando", wie es in einem Schreiben desselben an König Karl IX. heißt: „ughonoto et capitale nemico del re di Spagna et del papa." Négociations, III, 314. Und jetzt nahm ihn Murad III. förmlich in seinen Schutz, wie er selbst in einem an ihn gerichteten Schreiben sagt: „Je veux prendre ta protection et tellement dompter la férocité de tes ennemis même de ce cruel Espagnol, qui occupe injustement le royaume de Navarre, qu'il en sera mémoire à jamais, et pour commencement et témoignage de ma bienveillance, je t'enverray deux cent, vois les surgir aux ports d'Aigues-Mortes aussi promptement que la nécessité le requiert." Recueil des lettres missives de Henry IV, publié par M. Berger de Xivray, III, 364. Zur Erfüllung dieses Versprechens kann es natürlich niemals.

28) Schreiben Murad's III. vom Januar 1578: Négociations, III, 717.

29) Stephan Gerlach's Tagebuch (Frankfurt a. M. 1674),

S. 460. Derselbe gibt im Anhange von S. 539 an auch noch eine besondere Darlegung dieser Verhältnisse: „Spanische Friedenshandlung an der Ottomanischen Pforten durch den Marigliano an Ihre Röm. Kayserl. Majestät von Herrn Ungnaden (dem Gesandten) überschrieben u. s. w. Daraus lernen wir, neben den gleichzeitigen französischen Depeschen, den Stand und Gang dieser Unterhandlungen am besten kennen.

30) Die betreffende Denkschrift Germigny's findet sich in Négocitiations, III, 919 fg.

31) Diese interessante Thatsache erfahren wir durch die Depeschen des damaligen französischen Gesandten zu Rom, Paul de Foix, Erzbischof von Toulouse: Les Lettres de Messire Paul de Foix, Archev. de Tolose et Ambassadeur pour le Roy auprès du Pape Gregoire XIII. escrites au Roy Henri III (Paris 1628), S. 63, 81 und 305. Sie sind vom Juni und Juli 1581 und Februar 1582. Der Papst beauftragte Marigliano danach, „de dire au Roi d'Espagne que sa Sainteté ne pouvait en bonne cónscience continuer plus au dit Roy les permissions qui luy avoient esté cy-devant données d'exiger certaines charges sur les ecclesiastiques d'Espagne, attendu que l'occasion en cessoit maintenant pour la tresve que le Roy d'Espagne avoit avec le Turc." Und dann folgt noch die Zusage der fernern Bewilligung unter der Bedingung, daß der König unablässig die Königin von England bekämpfe, „qui est héretique et fautrice d'héretiques".

32) Nach einem venetianischen Berichte vom 2. März 1587, Hammer, Osmanische Geschichte, IV, 159.

33) Die Verhandlungen Harebone's mit der Pforte und die Schritte Germigny's dagegen lernt man zum ersten male genauer kennen durch die Depeschen des Letztern in den Négotiations, III, 884 fg. Die Hauptbestimmungen der Capitulation, wie sie unter der Königin Elisabeth zustande kam, finden sich dagegen ihrem wesentlichen Inhalte nach in den 20 ersten Artikeln des Handelsvertrags vom Jahre 1675, bei Chalmers, Collection of treaties between Great-Britain and other powers (London 1790), II, 431.

34) Darüber spricht am genauesten Germigny in der an König Heinrich III. im Jahre 1580 gerichteten Denkschrift über seine Wirksamkeit in Konstantinopel, welche sich im Anhange zum ersten Theil des „Illustre Orbandale" (Chalons 1662) befindet.

35) Nach den Berichten des kaiserlichen Residenten Prayner, bei Hammer, a. a. O., S. 113.

36) Lettres de Paul de Foix, S. 522.

37) Am schärfsten charakterisiren die Venetianer die damalige Stellung Englands zur Pforte, wie namentlich Bernardo Relazioni bei Albèri, Serie III, Bd. 2, S. 386, wo er eine tiefer eingehende Betrachtung über die Haltung des englischen Gesandten zu Konstantinopel mit den Worten schließt: Continua quell' ambasciatore a far cattivissimi officij contra la cristianita, provocando l'armata turchessa a suoi danni, ma spero in Dio che par la molta spesa incorrera in molte difficoltà. Noch derber drückt sich darüber die Relatione di 1594, Inform. Polit., I, 497, aus, indem sie sagt, der Gesandte lasse sich brauchen „come per spia da intendere le cose da Cristiani".

38) Sie sind sämmtlich in ihren respectiven Relationen darauf näher eingegangen: Barbaro sowol in seiner gedruckten Relatione, a. a. O., S. 339, als auch in der noch ungedruckten Relatione delle negotii tratati da lui con Turchi per lo spatio de sei anni che stette bailo in Constantinopoli, Inform. Polit., I, 409. Tiepolo bei Albèri, a. a. O., S. 174 und Bernardo, a. a. O., S. 397.

39) Für das Nähere hierüber erlaube ich mir auf die ausführlichere Darstellung der Herrschaft Venedigs auf Candia und der damaligen Reformen Foscarini's daselbst in meiner „Geschichte des osmanischen Reichs in Europa", IV, 582—729, zu verweisen.

40) Daß die hohe Achtung, in welcher Venedig vorzeiten bei den Türken gestanden, längst sehr gesunken sei, bemerkt bereits die Relatione di 1594, S. 502 ausdrücklich: „Ne tengono qualche conto seben con sdegno et vilipendio."

41) Ueber den schlimmen Stand des venetianischen Levantehandels schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und die

Ursachen desselben sprechen namentlich Navagero, Trevisano und Marino Cavalli in ihren Relationen a. a. O.

42) Etat des recettes et des dépenses de la république de Venise, extrait du rapport fait au roi d'Espagne par le marquis de Bedmar, son ambassadeur, en 1619, bei Daru, Hist. de Venise, VI, 265.

43) Das Nähere darüber in meiner „Geschichte des osmanischen Reichs", IV, 191 fg. und 313 fg.

44) Diese interessante Denkschrift, welche einen vollständigen Feldzugsplan zur Vernichtung des osmanischen Reichs enthält, findet sich bei Katona, Hist. crit. reg. ungar., XXV, 447—459. „A mari igitur", heißt es da, „oppugnetur, nec prius terra lacessatur, quam et mari incipiat succumbere et esse terra minor atque impotentior." Und dann weiter: „Censueram, ut omnium initio classem hostilem consectaretur et inventam curaret, Deo bene favente, profligendam et conficiendam, nec id quidem semel et bis, sed quanto pluries caelitus dabitur donec incipiat desperare posse se in posterum classem reficere." Die Denkschrift ist unterzeichnet: Tirnaviae, 14. Februar. 1573.

45) Abschied des Reichstags zu Regensburg Anno 1576; Reichstags-Abschiede (Mainz 1660), S. 882. Und über die Grenzhäuser und das Brucker Libell: v. Fenyes' Statistik des Königreichs Ungarn (Pesth 1844), II, 178 fg.

46) Gerlach, Tagebuch, S. 47 und 304: „Auff etlichen Gräntzhäusern gehen sie wie die Bettler, halb nackt und gantz zerrissen daher, daß man ihnen hinten und vornen hineinsehen könne" u.s.w.

47) Gerlach, Tagebuch, S. 329. Reichstags-Abschiede, S. 872.

48) Tiepolo, Relazione bei Albèri, Serie III, Bd. 2, S. 175. Danach äußerte sich Mohammed Sokolli dahin: „Ambassadore, i capitoli sono un corpo morto senza spirito, il qual si fa vivo secondo la volonta di chi abbia in animo di osservarli." Ebenso, Gerlach, Tagebuch, S. 200 und 275.

49) Die authentische Urkunde des Friedens zu Sitwatorok vom 11. Nov. 1606 gibt Katona, XXVIII, 612—624.

50) Die hierher gehörigen Actenstücke über die damalige Friedensagitation finden sich daselbst, S. 769—783.

51) Convention von Neuhäusel vom 28. März 1608. Daselbst, S. 792.

52) Abschied des Reichstags zu Regensburg vom Jahre 1613. Reichstagsabschiede, S. 991—995.

53) Beide Eingaben der ungarischen Stände mit dem Bescheid des Kaisers darauf gibt Katona, XXIX, 547—578.

54) Die beiden Friedensverträge von Wien von 1615 und 1616, daselbst, S. 608—629. Der Vertrag mit Bethlen Gabor, daselbst, S. 583—595.

55) Die Eingabe der Abgeordneten der sieben vereinten Nationen an die Pforte nebst deren Bescheid darauf gibt Katona, XXX, 591—627.

56) Nach den eigenen Worten in dem handschriftlichen Berichte des kaiserlichen Bevollmächtigten Starzer bei Hammer, IV, 693.

57) Negociations of Sir Thomas Roe in his Embassy to the Ottoman Porte from the year 1621 to 1628 inclusive (London 1740), S. 33, 51, 153 und 206, wo es heißt: „30,000 soldiers would march unfought with to the gates of Constantinople."

58) Des Hayes, Voyage de Levant fait par commandement du Roy en l'année 1621 (Paris 1624), S. 198 fg. und Discours abregé des asseurez moyens d'aneantir et ruiner la Monarchie des Princes Ottomans. Faict par le Sieur de Breves (ohne Jahreszahl, Ludwig XIII. gewidmet und sehr selten).

59) De Breves, a. a. O., S. 35—47.

60) Recueil de Lettres missives de Henry IV, V, 704. Diese schätzbare Sammlung gibt überhaupt über die hier berührten interessanten Verhältnisse die besten Aufschlüsse. Ich erlaube mir, über das Nähere darüber auf den dritten Band meiner „Osmanischen Geschichte", S. 628—653, zu verweisen.

61) Ein besonderer Abdruck der erneuerten Capitulationen vom Jahre 1604 erschien gleichzeitig unter dem Titel: Traicté faict en l'année mil six cens quatre entre Henry le Grand Roi de France et de Navarre et Sultan Amat Empereur des

Turcs. Par l'entremise de Messire François Savary, Seigneur de Breves, lors Ambassadeur pour S. Majesté à la Porte dudit Empereur. Am Ende befinden sich de Breves' erläuternde „Notes sur quelques articles du précedent Traicté".

62) Außer den Andeutungen, welche sich darüber im sechsten Bande der „Lettres missives" und den Mémoires von Sully, VIII, 194 fg. und IX, 18 fg., finden, verweisen wir hierfür noch auf die höchst interessante Denkschrift, welche Heinrich IV. im Jahre 1609 von einem Griechen aus Candia zu dem Zwecke mitgetheilt wurde, ihn zu einem Heerzug gegen das osmanische Reich zu bewegen, als dessen Preis ihm der Kaiserthron von Konstantinopel in Aussicht gestellt wurde. Wir haben sie nach dem in den kaiserlichen Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris befindlichen Originale zum ersten male mitgetheilt: Osmanische Geschichte, III, 859—881.

63) De Breves, Discours sur l'alliance que a le Roy avec le Grand-Seigneur et de l'utilité qu'elle apporte à la Chrestienté (ohne Ort und Jahreszahl, selten).

64) Die Wirksamkeit Richelieu's in den hier berührten Beziehungen und ihre geringen Erfolge lernen wir genauer vorzüglich aus der „Correspondance de Henry d'Escoubleau de Sourdis, Archevêque de Bordeaux, Chef des Conseils du Roy en l'armée navale ect." (Paris 1839) (Collection de documents inédits sur l'histoire de France), Bd. 1—3 kennen.

65) „Pour ce qui est de la proposition contre les Turcs", heißt es in der dem Erzbischof von Bordeaux im Jahre 1640 als Admiral ertheilten Instruction, „Sa Majesté suppose que c'est contre ceux de Barbarie, ne voulant pas qu'il soit rien entrepris qui puisse faire mettre brouillerie entre elle et le Grand-Seigneur." Sourdis, Correspondance, II, 253.

66) Tableau de la situation des Établissements français dans l'Algerie (Paris 1838), S. 107. D'Arvieux, Mémoires, IV, 214.

67) Weitere Ausführungen der hier berührten Verhältnisse gebe ich in dem fünften Bande meiner „Osmanische Geschichte", S. 32—56.

68) Die merkwürdige Rede, welche der Herzog von Ossuña damals hielt und in welcher er namentlich den trostlosen Zustand der Vertheidigung von Neapel und Sicilien gegen die sich alljährlich erneuernden Angriffe und Räubereien der türkischen Korsaren mit den grellsten Farben schildert, gibt Leti, Vita di Don Pietro Giron Duca d'Ossuña (Amsterdam 1700), II, 135—142.

69) Roe's Négotiations sind dafür die Hauptquelle. Alles, was sich gegen den spanischen Frieden sagen ließ, hat er in einem der Pforte vorgelegten Discourse about the treaty of Spayne with the Grand-Signior (2. Oct. 1625) zusammengestellt, S. 452—456.

70) Leti, Vita, III, 375 fg. und 413 fg.

71) Ueber diese Katastrophe haben wir die besten Nachrichten gefunden in: Tre relationi dal sacco dato da Turchi alla citta di Manfredonia nella Puglia l'anno 1620, handschriftlich in den „Informat. Polit." der königlichen Bibliothek zu Berlin, I, 330—353.

72) Roe, Negotiations, S. 5.

73) Des Hayes, Voyages, S. 250.

74) Sourdis, Correspondance, I, 28 der Einleitung und III, 277.

75) Siri, Memorie recondite, II, 671 und 676.

76) Nach den Depeschen des venetianischen Gesandten zu Rom, Simon Contarini bei Ranke, Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618, S. 81.

77) Siri, a. a. O.

78) Roe, Negotiations, S. 276.

79) Ueber alle diese Punkte ist seine reichhaltige diplomatische Correspondenz voll der interessantesten Aufschlüsse, welche wir ausführlicher bereits im vierten Bande meiner „Osmanischen Geschichte" unter den betreffenden Abschnitten benutzt haben.

80) Die hierher gehörigen Verträge gibt Katona, XXXII, 329—347.

81) Daru, Hist. de Venise, IV, 525.

82) Ebend., S. 526.

83) Valiero, Guerra di Candia, S. 199 fg., 233 fg., 297 fg., 529 fg.

84) Valiero, Guerra di Candia, S. 252.

85) Ebend., S. 691 und 725.

86) Ebend., S. 320 fg.

87) Ebend., S. 321—325.

88) Der Text des Friedens zu Vasvar bei Katona, XXXIII, 565—568.

89) Man vergleiche hierüber nur die Zusammenstellungen aus gleichzeitigen Berichten bei Katona, a. a. O., S. 568—572.

90) „Des weltberühmten Cardinals Alberoni Vorschlag, das türkische Reich unter der christlichen Potentaten Botmäßigkeit zu bringen, sammt der Art, wie dasselbe nach der Ueberwindung unter sie zu vertheilen. Aus dem Italienischen nach dem Original, welches in eines vornehmen Ministers Händen ist, übersetzt" (Frankfurt und Leipzig 1736). 46 Seiten (selten).

91) Vergl. meine Schrift: „Drei Denkschriften über die orientalische Frage u. s. w." (Gotha 1854), S. 74 fg.

92) Die ganze Flut von Schriften, welche durch den jüngsten blutigen Versuch der Lösung der „orientalischen Frage" ins Leben gerufen worden ist, leidet, mit wenigen Ausnahmen, mehr oder minder an diesem Fehler. Wir wollen beispielsweise nur an das sonst mit Geist und tieferer Einsicht, aber nicht ohne erhebliche materielle Irrthümer geschriebene Werkchen erinnern: „Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts von Herrmann Abeken" (Berlin 1856). Unter Andern sind hier Aeußerungen, wie diese: „An die Möglichkeit völligen Umsturzes des osmanischen Reichs, sei es durch Oestreich, sei es durch Rußland oder durch beide vereint, dachte man damals (zu Anfang des 18. Jahrhunderts) so allgemein noch nicht" (S. 9), völlig unhistorisch. Man hatte daran schon viel früher sehr ernstlich gedacht. Auch was gleich darauf gesagt wird, „daß Russen und Türken zum ersten male im Jahre 1677 (während des Kriegs mit Polen) im Felde sich begegneten", ist ganz falsch. Denn dies geschah schon mehr denn 100 Jahre früher (1569) am Don und der Wolga, auch abgesehen von den noch frühern und niemals ruhenden Reibungen zwischen Russen und Tataren, den Vorläufern der Osmanen.

93) Der betreffende Bundesvertrag, Datum Cracoviae fer. VI, festi S. Margarethae a. d. 1498, findet sich bei Katona, Hist. crit. reg. hung., XVIII, 163—170.

94) In diesem Schutzvertrag heißt es wörtlich, daß der König dem Woiwoden gegen alle seine Feinde beistehen wolle, „excipiendo tamen Imperatorem Turcarum, cum quo Regia Majestas et Corona Poloniae ab antiquis temporibus bonam amicitiam et vicinitatem colit." Engel, Geschichte der Moldau, S. 215.

95) Depeschen des Bischofs von Acqs vom 26. Juli und 3. Aug. 1573: Négociations, III, 416 und 423. In der letztern wird die Besorgniß der Pforte, „que par le moyen de la Pologne les gens de guerre de France pourront seurement conduire leurs forces jusques sur les frontieres de Turquie", ganz besonders betont.

96) Albèri, Relazioni, Serie 3, Bd. 2, S. 204.

97) In dem betreffenden Schreiben findet sich am Ende die sehr deutliche Drohung: „tandem periculum considerati, erit inutile pax et foedus." Oestreichischer Gesandtschaftsbericht bei Hammer, IV, 152.

98) Engel, Geschichte der Moldau, S. 256.

99) Vollständig findet sich dieser Friedensvertrag vom Februar 1623 bei Grimston, Fortsetzung von Knolles History of the Turks (London 1638), S. 1420.

100) Diese etwas dunkeln Verhältnisse bekommen vorzüglich durch die interessanten Depeschen des Sir Thomas Roe einiges Licht: Negotiations, S. 109, 115. Die Thatsache der russischen Einmischung steht übrigens vollkommen fest. Denn auch ein venetianischer Gesandtschaftsbericht spricht gleichzeitig, im April 1623, auf das Bestimmteste davon: „Ambassadori di Moscovia partono con poca satisfazione per non aver potuto impedir la pace di Polonia." Bei Hammer, IV, 579.

101) Roe, Depesche vom 20. Juli 1623: Negotiations, S. 166.

102) Ebend., S. 439: „The captain bassa was recieved as if Pompey had agayne finished the piraticque wars, that almost famished Rome."

103) Den Friedensvertrag mit Polen vom Jahre 1634 gibt Khevenhiller, Annal. Ferdinand., XII, 1562.

104) Valiero, Guerra di Candia, S. 270: „La verità fu, che in Polonia si trattava con qualche doppiezza, perche si pretendeva di cavare denaro per far la guerra vigorosa à Cosacchi senza alcuna intentione d'attacarla co' Turchi." Und weiterhin (S. 284) über die unverschämten Foderungen des Kosackenhetmans.

105) Ueber alle diese Verhältnisse findet sich das Nähere am besten zusammengestellt in Coyer, Histoire de Jean Sobieski (Paris 1761), nach der deutschen Uebersetzung (Leipzig 1762), von S. 153 an. Auch erlaube ich mir darüber auf den fünften Band meiner „Osmanischen Geschichte", S. 63—82, zu verweisen.

106) Vollständig wird dieser Vertrag gegeben von Katona, XXXV, 15—22.

107) Ueber diese mislichen Verhältnisse gibt Sobieski selbst in seinen interessanten Briefen an die Königin: „Lettres du roi de Pologne Jean Sobieski à sa femme la Reine Marie Louise Casimire de Bethune marquise d'Arquien, traduites par M. le Comte Plater et publiées par N. A. de Salvandy" (Paris 1826), die besten Aufschlüsse. Soweit sie im Besondern hierher gehören, sind sie auch der lehrreichen Abhandlung: „Kurfürst Johann Georg III. bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683" u. s. w. beigefügt, welche sich im „Historischen Taschenbuch" vom Jahre 1848 befindet. Die hier angeführten Stellen, S. 314, 318.

108) Daselbst, S. 319, 322, 326.

109) Karamsin, Histoire de l'Empire de Russie, VI, 289 und 355 und VII, 47, 58, 78.

110) Diese ersten ernstlichen Reibungen zwischen Rußland und der Pforte am Schwarzen Meere lernen wir fast nur aus den Depeschen der damaligen französischen Gesandten zu Konstantinopel kennen in den Négociations, II, 449, 647, 651 und 672.

111) Karamsin, a. a. O., VIII, 100, verglichen mit den französischen Depeschen aus dieser Zeit in den Négociations, III, 57,

63, 83. Ueber den eigentlichen Zweck, welchen die Pforte bei dem ganzen Unternehmen vor Augen hatte, spricht am besten der venetianische Bailo Marcantonio Barbaro, Relazione (1573), bei Albéri, Relazioni, Serie III, Bd. 1, S. 337, indem er sagt: „Più veramente i Turchi si adoperavano per aperire la navigazione all' armata loro nel mare Caspio, atta a daneggiare gravemente tutta la Persia, liberandosi con questo modo da quelle incommodità che suole apportar loro il longhissimo viaggio di terra che loro convien fare quando hanno da andare contro il Sofi."

112) Die Stärke der russischen Kriegsmacht geben so z. B. Trevisano, Relazioni, bei Albèri, a. a. O., S. 162, und Cavalli, Relazioni (1560), daselbst, S. 273 an. Am weitesten geht Soranzo, welcher a. a. O. S. 206 eine „Cavalleria tremenda di quattrocentomila" nennt und dann die merkwürdigen Worte hinzufügt, welche wir hier in getreuer Uebersetzung wiedergegeben haben. Wir halten sie für so wichtig, daß wir nicht umhin können, sie auch hier im Originale zu wiederholen: „Del Moscovito dubita poi anche il Gran Signore, perchè quel granduca è della chiesa greca come i popoli della Bulgaria, Servia, Bosnia, Morea e Grecia, divotissimi per ciò al suo nome, come quelli che tengono il medesimo rito greco di religione, e sarian sempre prontissimi a prender l'armi in mano e sollevarsi per liberarsi dalla schiavitù turchesca e sottoporsi al dominio di quello." Sonderbarerweise hat Graf Ficquelmont in seiner beim Ausbruch des jüngsten orientalischen Kriegs erschienenen und damals viel gelesenen Schrift: „Die religiöse Seite der orientalischen Frage" (Wien 1854), auf diese frühern belangreichen Verhältnisse Rußlands zum osmanischen Reiche, wie es scheint, aus Unkenntniß, gar keine Rücksicht genommen. Es ist darin, wie überhaupt in allen dergleichen politischen Gelegenheitsschriften, welche aus dieser Zeit zu Hunderten vor uns liegen, viel zu viel allgemeines Räsonnement und viel zu wenig Kenntniß positiver Thatsachen, auf welches sich jenes doch stützen müßte, um wirklich an innerer, überzeugender Wahrheit zu gewinnen.

113) Gerlach, Tagebuch, S. 95, 276, 460: „Den Mönchen (vom Berge Athos) schicken die Moskowiter Almosen. Dem Sultan müssen sie jährlich 18,000 Thaler Tribut geben, welche der Moskowiter auch hergibt."

114) Karamsin, Geschichte des russischen Reichs, IX, 181 fg.

115) Négociations, II, 450. König Philipp, schreibt da der Bischof unter dem 26. Juni 1558 an den französischen Gesandten zu Konstantinopel, Herrn de la Vigne, habe dem Zar diese Unterstützung zutheil werden lassen, „affin d'avoir meilleur moyen de s'en prévaloir à l'endroict dudict Grand Seigneur, contre lequel il les (les Moscovites) a esmeus et suscités dont est ensuivye la deffaicté que vous m'avez mandée", nämlich die Niederlage, welche die Russen den Tataren im Jahre 1557 beibrachten.

116) Denkschrift des Bischofs von Fünfkirchen, bei Katona, XXV, 447 fg.

117) Relatione di Mons. Pietro Cedolini, Vescovo de Lisina del presente stato dell' Imperio Turchesco et de molti particolari degni di consideratione, fatta al ser. et beatiss. Patre et Sign. nostro Papa Clemente VIII al 28 di Gennaro 1594. Handschriftlich in dem ersten Band der Informat. Polit. der königlichen Bibliothek zu Berlin, S. 410—426.

118) Daselbst, S. 413.

119) Sehr interessant ist in dieser Beziehung ein Schreiben, welches der Sultan am 1. Juli 1573 an den polnischen Reichstag richtete, worin er dem neugewählten Könige allen seinen Schutz zusagt und am Schlusse wörtlich hinzufügt: „Çirca lo esercito raunato della parte di Moscovia, si è dato buon ordine che lo apparecchiato esercito tartarescho debino andare sopra, e il Gran Han in cio è stato amonito." Négociations, III, 403.

120) Des Hayes, Voyage de Levant (Paris 1624), S. 284.

121) Opinione del Padre Paolo, Servita, Consultor di Stato; come debba governarsi internamente e esternamente la Republica di Venetia (Venedig 1681). Nach der französischen

Uebersetzung, welche unter dem Titel „Le Prince de Fra Paolo" 1751 zu Berlin erschien, S. 176: „Le Grand Duc pouvant être aux prises avec le Turc, il seroit bon d'avoir toujours quelqu' ouverture de ce coté-là, afin de régler ensuite nos démarches suivant la conjoncture des temps."

122) Valiero, Guerra di Candia, S. 317—320 und 429—432: Die hier zuletzt gegebene Auffoderung der Signorie an den Zar lautete dahin: „À volger poderosamente l'armi contro il Turco, considerandogli la facilità d'opprimerlo nel cuore de'suoi stati, dove troverebbe tanti seguaci del medesimo Rito Greco, che sospirano una si bella résolutione, la quale non potera incontrare congiuntura più propria, essendo impegnato il Tureo nella guerra con la Republica."

123) Darauf macht namentlich Des Hayes, Voyage, S. 291, aufmerksam: „Le Grand Duc de Moscovie a toujours mieux aymé demeurer en bonne intelligence avec le Roy de Perse, que de donner moyen aux Ottomans de s'aggrandir, ce que luy seroit à la fin fort préjudiciable."

124) Unter Andern versichert Siri, Mercurio, II, 867, daß damals die ganze Welt über die Verblendung Rußlands in Erstaunen gerathen sei: „Credendosi communemente che 'l Moscovita dovesse contraopporre tutto il vigore della sua potenza a disegni del Turco per impedirli la recuperatione d'un luogo, che copre parte delle frontiere del suo stato."

125) Derselbe sagt a. a. O., Lupalo habe versichert, der Divan werde keinen Augenblick anstehen, zu beschließen, „d'esterminare del suo Imperio tutti li professori del rito Rutheno, di cui si pregia d'essere capo et propagatore il Moscovita, onde fosse à carico della sua conscienza d'abbondonare la protettione di ladri, per prevenire si grave giattura della sua Religione."

126) Diese interessanten Schreiben des Zars über die Titelangelegenheit sowol an den Sultan selbst, als an den Großvezier finden sich in italienischer Uebersetzung nach dem türkischen Original gleichfalls bei Siri, a. a. O., S. 294—302. Sie sind vom 5. März 1643.

127) Ueber diesen Krieg um den Besitz von Tschigrin und der Ukräne finden sich die besten Nachrichten in: „Tagebuch des Generals Patrick Gordon, veröffentlicht durch M. C. Posselt (Moskau 1849), I, 419, dann 434—448, und 465—558. Gordon nahm selbst an beiden Feldzügen vom Jahre 1677 und 1678 Theil und beschreibt Alles, was dabei von Tag zu Tag vorging. Den Friedensvertrag von Radzin gibt Hammer in italienischer Uebersetzung: Osmanische Geschichte, VI, 729.

128) Sully, Mémoires, Collection Petitot (Paris 1821), VIII, 194 fg. und IX, 18 fg. Vergl. meine „Osmanische Geschichte", III, 875 fg.

129) Guhrauer, Gottfried Wilhelm von Leibniz. Eine Biographie (Breslau 1842), II, 270.

130) In dem mit Sobieski am 31. März 1683 abgeschlossenen Vertrage heißt es in dieser Beziehung wörtlich: „Nominatim utraque pars serinissimos Moscorum czaros omni cura ad hanc societatem invitabunt flectentque." Bei Katona, XXXV, 15 fg. Und ebenso sollten, nach dem mit Venedig im April 1684 vereinbarten Vertrage, alle Fürsten der Christenheit „e massimamente li Czari di Moscovia" (Iwan und Peter regierten damals noch gemeinschaftlich) zum Beitritt zum Heiligen Bunde eingeladen werden. Garzoni, Istoria della Republica di Venezia in tempo della sacra lega cet. (Venedig 1705), S. 57.

131) Nach Garzoni, a. a. O., S. 194, waren: „Lega loro contracti il Turco, a cui i Moscoviti dichiaerebbono la guerra", und dann „missione d'un esercito Moscovito per reprimere i Tartari" zwei wesentliche Bedingungen des Friedens zwischen Polen und Rußland vom Jahre 1686.

132) Gordon, Tagebuch, II, 176—200 und 245—265.

133) Von den Bemühungen der Pforte, Zar Peter von seinem ersten Feldzug gegen Assow vorzüglich durch Bestechung des Patriarchen von Moskau abzubringen, spricht namentlich Contarini, Istoria della guerra di Leopoldo I contra il Turco ect., I, 260. Ueber die beiden Feldzüge selbst ist, abgesehen von den allgemeinern Werken, wieder Gordon, Tagebuch, II, 515, 573 fg. und III, 38 fg. am genauesten. Er war dabei einer der thätigsten

Generale und trug wesentlich zum Gelingen des schwierigen Unternehmens bei.

134) Schon bei der zweiten Belagerung von Assow, im Jahre 1696, waren die kaiserlichen und die brandenburgischen Ingenieure und Minirer sehr thätig. Garzoni, S. 697. Gordon, III, 46 und 51. Sie wurden damals vou Rußland gegen die Pforte gebraucht, wie sie später in unsern Zeiten die Lehrmeister dieser gegen Rußland geworden sind. Die venetianischen Schiffbauer trafen zu Anfang des Jahres 1697 in Woronesch ein. Das Nähere darüber bei Garzoni, S. 701, und Gordon, III, 88.

135) Guhrauer, Leibniz, II, 272.

136) Ueber diese erste Fahrt Peter's nach der Krim spricht er selbst: Journal de Pierre le Grand depuis l'année 1698 jusqu'à l'année 1714 (Stockholm 1774), S. 7. Von der Ankunft des ersten russischen Kriegsschiffs in Konstantinopel war de la Motraye Augenzeuge, welcher den Eindruck, den es auf die Türken machte, unter Andern mit folgenden bedeutsamen Worten schildert: „Un vaisseau de guerre Moscovite, étant venu du Port d'Asoph dans celui de Constantinople, ayant à bord un Envoyé de cette nation, surprit plus les Turcs qu'ils ne le montrerent, et leur ouvrit assez les yeux sur les consequences de la perte qu'il avoient faite de cette place, pour leur faire craindre une visite moins civile de la part du Czar à la première brouillerie." Voyages (Haag 1727), I, 266.

137) Der Gang der Friedensverhandlungen und die endlichen Resultate derselben werden am besten besprochen von Contarini, a. a. O., S. 730—732 und 740, und Garzoni, S. 828—830. Sie setzen Beide den Tag der Unterzeichnung auf den 25. Juli 1702, während in der osmanischen Ratificationsurkunde des im Jahre 1710 erneuerten Friedens der 26. Muharem des Jahres 1112 d. H. als der Tag des Abschlusses desselben angegeben wird, was dem Juli 1701 entspräche. Vergl. Lamberty, Mémoires pour servir à l'histoire du 18me siècle (Amsterdam 1735), VI, 419 und 421. Jedenfalls ist mithin die noch in allen Schriften befindliche Annahme, welche die Unterzeichnung des russischen Friedens bereits auf den 13. Juni 1700 setzt, unrichtig.

138) Journal de Pierre le Grand, S. 348.

139) Poniatowsky, Remarques sur l'histoire de Charles XII, par Voltaire (Haag 1741), S. 90.

140) Contarini, a. a. O., II, 662. Unter den Gründen, welche die Pforte damals besonders zum Frieden bewogen habeu sollen, wird namentlich herausgehoben: „La Religione de, Moscoviti essere correlativa à quella de Greci Vassalli del Gran Signore, per cui doveasi temere bramato da essi un Principe della stessa Credenza, e perciò somministrata l'apertura, doversi dubitare, che sollevati gli prestassero qualunque favore."

141) Poniatowsky, a. a. O., S. 90.

142) Der angebliche Text dieses politischen Testaments findet sich z. B. in der Schrift: „Der russisch-türkische Streit und der Widerstand Europas gegen die russische Politik" (Leipzig 1854), S. 2; und in Paalzow „Actenstücke der russischen Diplomatie" (Berlin 1854), S. 72.

143) Hierfür ist vorzüglich die Denkschrift von Interesse, welche Karl XII. im Jahre 1712 dem Sultan zuschickte, um ihn zur Erneuerung des Kriegs mit Rußland zu bewegen. De la Motraye, Voyages, II, 118.

# Bruchstücke aus Erinnerungen von einer Reise nach Dänemark, Schweden und Norwegen im Sommer 1856.

Von

Friedrich von Raumer.

Die meisten Personen, welche von Berlin aus den Norden besuchen wollen, gehen zunächst nach Hamburg, ohne Lübeck zu berühren. Mit Unrecht: denn diese Stadt war Jahrhunderte hindurch das Haupt eines Bundes, der seines Gleichen nicht in der Weltgeschichte hat, und den Beweis gab, zu welcher Höhe von Einsicht und Macht echtbürgerliche Thätigkeit führen kann. Könige und Fürsten haben die Hansa überflügelt (aus sehr verschiedenen, hier nicht aufzuführenden Gründen): Theilnahme für die Einen soll aber Mitgefühl für die Andern nicht ausschließen; sowenig wie Hannibal's Werth und Größe verschwindet, weil die Römer ihn besiegten.

In neuerer Zeit hat sich Hamburg (schon durch seine Lage wesentlich begünstigt) an Größe und Handelsreichthum weit über Lübeck emporgeschwungen; doch zeigt diese Stadt eine höchst merkwürdige Eigenthümlichkeit, welche ähnlicherweise kaum irgendwo in Deutschland anzutreffen ist. Fehlen Zeugnisse rasch erworbenen, ungeheuern Reichthums, so tritt dagegen in Lübeck die Zufriedenheit genügenden Wohlstands überall hervor, ohne die Kehrseite beklagenswerthen Verfalls; das Schicksal scheint eine glückliche Mitte herbeigeführt zu haben. Die Straßen meist gerade, mit Fußwegen versehen, reinlich. Die ehe-

maligen hohen Festungswälle zu angenehmen Spaziergängen und Anlagen umgewandelt (zum Theil nach Lenné's Vorschlägen), schöne Aussichten auf die Stadt und die wohlbebaute Umgegend. Ein erfreulicher Blick auf die fortdauernde Schiffahrt und Handelsthätigkeit. Sehr sorgfältig von Backsteinen erbaute Kirchen, insbesondere die Marienkirche mit zwei schönen Bildern von Overbeck, und der Dom mit einem vortrefflichen Bilde von Hemling. Das Rathhaus, geschichtlich sehr merkwürdig, der Rathskeller an altes Bürgerleben erinnernd; mehre alte Denkmale, so ein sehr eigenthümliches, der Erhaltung würdiges Stadtthor. Auf der Bibliothek interessante Drucke, Handschriften, Miniaturen, Trinkhörner, ein Bildniß Wullenweber's, der sein hartes Schicksal nicht verdient hatte und dem es an Lobrednern nicht fehlen würde, wenn ihm sein Plan gelungen und im Norden eine große übermächtige Handelsrepublik gegründet wäre. Briefe Karl's XII., unwichtigen Inhalts und meist an seine Schwester Ulrike gerichtet, erwiesen seine äußerst schlechte Handschrift und daß nicht blos docti male pingunt. Ein sehr jugendliches Bildniß stellt ihn dar, schön, liebenswürdig, weich; gar keine Aehnlichkeit mit dem spätern bornirten Eigensinn.

Der Weg nach Travemünde meist mit großen Bäumen bepflanzt; daselbst ein schöner Park, ein Seebad, ein weiter Blick ins Meer.

Fast mehr als alles Andere zeigen die Häuser Lübecks eine große Eigenthümlichkeit und Männichfaltigkeit. Während die breiten Vorderseiten neuerer Häuser und Straßen wagerecht und einförmig fortlaufen, sind in

Lübeck die Giebel der Straße zugewandt, sich in Absätzen zum Dachforste zuspitzend. Hierdurch erhält jedes Haus eine eigene Physiognomie, einen eigenen Charakter; sie stellen sich dar wie Personen, von denen jede dem Beschauer etwas Anderes sagt.

Der erste Grund zur Verfassung von Lübeck ward schon von Heinrich dem Löwen gelegt. Seit dem 15. — 19. Jahrhundert gehen aber Streitigkeiten über das Maß der Rechte des Raths und der lange von allem Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossenen Bürgerschaft. Man wird, trotz aller Verschiedenheit, an die Kämpfe während der römischen Republik erinnert. Derlei Kämpfe hat das lübecker Staatsgrundgesetz vom 29. Dec. 1851 durch Klugheit und Mäßigung hoffentlich auf lange Zeit beseitigt, während in Hamburg beklagenswerthe Streitigkeiten noch immer fortdauern. Den Einwohnern Lübecks ist mehr Einfluß als zuvor, jedoch nicht in solchem Maße zugesichert, daß die Gefahr demokratischen Uebermuths zu besorgen wäre. Ständische Abgrenzungen und Berechtigungen sind verschwunden, und das Wahlrecht den gesammten Einwohnern des Freistaats zugestanden. Demgemäß ernennen sie aus ihrer Mitte 120 Männer, welche vorzugsweise die Bürgerschaft heißen und von denen alle zwei Jahre ein Drittheil ausscheidet. Diese 120, mit unsern Stadtverordneten zu vergleichen, erwählen zu gewissen Geschäften aus ihrer Mitte einen Ausschuß von 30 Personen, der sich bei uns nicht vorfindet. Die Regierung ist in den Händen von 14 auf Lebenszeit erwählten Senatoren. Die eine Hälfte der Wähler besteht aus Senatoren, die zweite aus Mitgliedern der Bürgerschaft. Jeder ist gezwungen,

die Würde eines Senators anzunehmen. Von den 14 Senatoren sollen acht dem Gelehrtenstande angehören (darunter sechs Rechtsgelehrte), von den sechs übrigen müssen wenigstens fünf Kaufleute sein. Der Senat ernennt aus seiner Mitte einen Bürgermeister auf zwei Jahre. Nur Fremde können einstweilen als Schutzverwandte aufgenommen werden. Die Juden sind den Christen gleichgestellt.

Unbequemlichkeiten, Scherereien und Gefahren, welchen Lübeck vom Norden her ausgesetzt sein dürfte, wird der so mächtige wie einsichtsvolle Deutsche Bund gewiß gern und mit Erfolg beseitigen.

Der Brand war allerdings ein großes Unglück für Hamburg, es ist indessen wie ein Phönix aus der Asche auferstanden; — ja mehr, denn es hat sich erstaunlich verschönert. Aufs geschmackvollste sind die Brandstätten, Wälle und Gräben zur Anlage schöner Straßen und Gärten benutzt. Reizende Abwechselung von Hügeln und Thälern, glückliche Vertheilung von Bäumen und Blumen, Eröffnung mannichfaltiger Aussichten. Endlich das Alsterbassin, auf drei Seiten mit sehr schönen und großen Häusern besetzt, die vierte hingegen offen und den weitesten Ueberblick gewährend, ohne sich, wie Meeresaussichten, ganz physiognomielos ins Unendliche zu verbreiten. Eine neue Kirche ist schon der Vollendung nahe, und für das Rathhaus ein gleich vortrefflicher Plan entworfen und angenommen. Meilenweit an der Elbe die schönsten Landhäuser und Gärten.

Das Alles kann nur entstehen durch angestrengte, folgerechte Thätigkeit. Wer blos Binnenstädte gesehen hat, muß erstaunen ob der jährlich sich mehrenden Ueber-

zahl von Schiffen aus allen Gegenden der Erde, welche den Hafen von Hamburg füllen. Die Schranken mancher Auffassungs- und Betrachtungsweise fallen zu Boden, der Gesichtskreis erweitert sich, das Entfernteste tritt uns nahe und die Menschheit erscheint als ein großes Ganzes. Hamburg ist nächst London und Liverpool die dritte welthandelnde Stadt Europas, und Deutschland, dessen idealisirte Flotte man verlachte, kann sich freuen, daß es durch die Kraft einer Bürgerschaft wenigstens an einer Stelle ebenbürtig auftreten kann.

Wozu, höre ich einwenden, dieser Götzendienst mit dem Mammon? Geld und Geldgewinn ist der einzige Zweck alles hamburger Treibens, alles Geistige verschwindet vor der Herrschaft des gemeinsten Materialismus. Kann denn aber jemals das Materielle gedeihen ohne Belebung durch den Geist? Findet nicht zwischen beiden eine beständige heilsame Wechselwirkung statt? Und ließe sich dem Tadel jener Handelswelt gegenüber nicht auch eine ernste oder spöttische Kritik einer Beamten-, Soldaten- und Paradenwelt aufstellen? Jedem das Seine! Auch darf man hoffen, Hamburg werde mit Erfolg daran denken, daß Athen nicht blos die erste Handelsstadt Griechenlands, sondern auch der glänzende Mittelpunkt für Kunst und Wissenschaft war.

Mit einer neuen Stadtverfassung ist man leider noch nicht zustande gekommen: Folge innerer Schwierigkeiten, leidenschaftlicher Aufregung und, wie man erzählt, fremder Einmischung. Guten Rath soll man dankbar benutzen, irrigen muthig und gründlich widerlegen und zurückweisen. Sehr leicht geräth man auf diesem Boden in Irrthum, wenn man über Besonderes ohne genaue

Kenntniß aus ganz allgemeinem Standpunkte aburtheilt. Hamburg z. B. ist in fünf Kirchspiele zerfällt, von denen drei verhältnißmäßig wenig, zwei dagegen sehr viele Einwohner haben. Da nun in manchen öffentlichen Angelegenheiten drei Gesammtstimmen zwei überwiegen, so entscheiden die Wenigen gegen die Vielen. Scheinbar und arithmetisch ungerecht; in Wahrheit aber wol nützlich, da in jenen drei minder zahlreichen Kirchspielen die gebildetern, in den zwei andern meist ungebildete Leute wohnen. Die in Hamburg jetzt erörterten politischen Hauptfragen betreffen das Maß der Herrschaft des Senats, die Mitwirkung der Bürgerschaft, und inwiefern es rathsam sei, an die Stelle der zeitherigen Berechtigung einer sehr großen Zahl eine Stellvertretung, etwa wie durch Stadtverordnete, einzuführen.

Die Gegend zwischen Hamburg und Kiel ist meist unbedeutend, haidig und torfig, erst in der Nähe der letztern Stadt bessert sich der Anblick, bis die Aussichten auf das Meer, die größten Eichen und Buchen, sowie geschmackvolle Gartenanlagen überraschen und sehr erfreuen. So Holdenau, Bellevue, der große Schiffahrtskanal und Knoop, das Gut eines Grafen Baudissin. Hier eine große Molkerei, unzählige Näpfe voll Milch, Fässer voll Butter, Gestelle voll Käse; überall die höchste Reinlichkeit, die reinste Luft.

In Kiel wird man lebhaft daran erinnert, welcher Gewinn es für eine kleine Stadt ist, die geistig belebende Kraft einer Universität in ihren Mauern zu haben. Zuletzt ist es am besten, diese Bildungsanstalten in große und kleinere Städte zu vertheilen. Hier sind die Professoren bestimmter auf ihren Beruf hingewiesen und min-

der der Gefahr ausgesetzt, ihre Zeit in unfruchtbarer Geselligkeit zu vergeuden, und die Studenten werden nicht verführt, die Wissenschaft blos wie eine melkende Kuh zu betrachten und zu behandeln. Von Kiel bringt ein Dampfboot nach Korsör, dann ein Dampfwagen durch unbedeutende Gegenden nach Kopenhagen.

Kopenhagen ist nicht blos eine große, sondern im Ganzen eine schöne wohlgebaute Stadt mit langen geraden Straßen, und die geringern Theile den ältern in München und Hamburg nicht nachstehend. Ringsum eine Ueberzahl schöner grüner Bäume, nirgends etwas Kahles, Vernachlässigtes, und zwischendurch von etlichen Hügeln die schönsten Aussichten auf Land und Meer. Landhäuser, in noch größerer Zahl (wenngleich nicht schöner als bei Berlin, Hamburg und Franfurt a. M.) bis zu dem entfernten Thiergarten und Charlottenlund. Einen schönern Buchenwald gibt es vielleicht nicht in der Welt; doch könnte man krittelnd bemerken: eine einzige Baumart sei kein malerischer Gegenstand. Mehr als der Thiergarten wird jetzt das nähere Tivoli besucht. Kaum gibt es irgendeinen Ort, der soviel sogenannte Vergnügungen darböte: Concerte, Schauspiele im Freien, Ringer, Tänzer und Tänzerinnen, wilde Thiere, Essen und Trinken, Kaufmannsbuden, Carrousels, Rutschbahnen, Kegelbahnen u. s. w. An einem gewöhnlichen Wochentage sah ich hier mehr Menschen versammelt als jemals in noch größern Städten. Hierzu trägt der sehr geringe Eintrittspreis, etwa 3 Ngr. 9 Pf., gewiß bei; obgleich ernste Dänen die anwachsende Faulheit und Vergnügungssucht lebhaft beklagten.

Die königliche Bibliothek ist in großen Räumen zweck-

mäßig aufgestellt: viel indische und arabische Handschriften (welche kaum Einer liest), gleich ruhig stehende alte Theologen; nordische Geschichte am reichsten, einige Breviare mit Miniaturen, insbesondere eins, welches Karl dem Kühnen gehörte, vorn ein sehr schöner Christus, der sehr an den Hemling's erinnert. Jede große Bibliothek macht einen niederschlagenden Eindruck: von 10,000 Büchern kann man kaum eins lesen, und Bücher schreiben heißt Tropfen ins Meer tragen. Doch soll Jeder seinen eigenen, kleinen Beruf tragen.

Durch die lebenslang thätige Begeisterung des Conferenzraths Thomsen sind zwei höchst anziehende, wohlgeordnete Museen entstanden, das Ethnographische und das Nordische. Das letztere enthält in seiner ersten Abtheilung Waffen, Geräthe, Werkzeuge nur von Stein; in der zweiten jüngern herrscht (bei größerer Geschicklichkeit) die Bronze; erst im dritten Zeitraum erscheint, merkwürdig verändernd, das Eisen und die Runenschrift. Herr Thomsen glaubt, daß Einwanderungen jeden großen Unterschied herbeigeführt haben. Gewiß zeigt sich die Roheit und Schwierigkeit aller Anfänge und die Langsamkeit erheblicher Fortschritte.

In dem Ethnographischen Museum steigt man ähnlicherweise von Grönländern, Neuholländern, afrikanischen und amerikanischen Wilden aufwärts nach China, Japan, Ostindien. Kleidungen, Waffen, Wagen, Schlitten u. s. w. geben ein Bild des anfangs sehr beschränkten, allmälig sich veredelnden Daseins: eine Weltgeschichte in aufgestellten Gegenständen. Sie bestätigt folgende Sätze:

1) Die Völker und Menschenarten haben durchaus nicht gleiche Anlagen und Entwickelungsfähigkeit;

2) Die angeblich offenbarte biblische Zeitrechnung reicht für die Geschichte der Menschheit nicht aus;

3) Wir wissen nichts mit Bestimmtheit über den Ursprung der Menschen, das Verwandeln oder Nichtverwandeln der Racen, einen oder mehre Adams. Die Ansichten und Erfahrungen hierüber sind unabhängig von der Theologie.

Die Gemäldegalerie ist weit reicher an Niederländern wie an Italienern, besonders in Bildnissen und Landschaften. Vieles ist beglaubigt, Anderes mag zweifelhaft bleiben. Genannt werden fünf Landschaften von Everdingen, fünf von Ruisdael, Bilder von Mieris, Huysum, Weenix, Wouwerman u. s. w. Auf einem Bilde von Jordaens befinden sich drei angebliche Nymphen von der widerwärtigsten Häßlichkeit; warum malt man solche Scheusale, die nicht einmal komisch sind? Die neuern dänischen Maler zeigen vorzugsweise Anlagen für Genrebilder und Volksscenen. So ist eine Darstellung der Besuchenden aus Holberg's „Wochenstube" von Marstrand höchst ergötzlich. Desto trockener und gleichartiger manche Kriegsscenen.

Für den Freund der Kunst ist in Kopenhagen Thorwaldsen's Museum weit das wichtigste. Das Vermächtniß des Künstlers an sein Vaterland und die ergriffenen Maßregeln zur Aufstellung des Empfangenen sind gleich preis- und ehrwürdig. Daher mag ich das Gebäude nicht bekritteln und z. B. fragen, warum die Wandmalereien auf der Außenseite mehr an Aegypten als an Griechenland erinnern, warum sie fast nur das Fortschaffen der zu Schiffe angelangten Kunstwerke darstellen? Warum eine Hälfte der Tragenden und Schieben-

den rothe Jacken und gelbe Hosen, die andere gelbe Jacken und rothe Hosen trägt u. s. w.

Zuvörderst muß man erstaunen über Thorwaldsen's Fleiß und die Menge seiner Werke. Ein großer Künstler erzeugt reichlich: so Sophokles, Euripides, Shakspeare, Calderon, Michel Angelo, Rafael, Thorwaldsen, Rauch. Wer Jahre braucht, eine Bildsäule, ein Gemälde, ein Gedicht sich abzupressen, ist kein reich begabter Geist. Allerdings sind die zum Theil auch nur in Abgüssen aufgestellten Werke nicht alle gleich anziehend und vollendet; viele der Bildsäulen, Gruppen, Basreliefs zeigen aber eine solche Meisterschaft in Auffassung und Ausführung, daß jeder bescheidene Künstler der neuern Zeit Thorwaldsen gern den ersten Platz einräumen würde. Nach dem Alterthume hingewandt ist besonders eine Venus und eine Trias der Grazien von der größten Schönheit, Konradin mit dem rührendsten Ausdruck gehört dem Mittelalter; am meisten ergreifen 13 zusammengehörige Bildsäulen über Lebensgröße: Christus und die zwölf Apostel, und ein Engel mit dem Taufbecken. Die marmornen Urbilder stehen in der Frauenkirche so vereinzelt, so weit voneinander getrennt, daß keine Gesammtwirkung, kein Totaleindruck möglich ist: die engere Zusammenstellung im Museum zeigt erst das Verhältniß des Lehrers und der Schüler, das Zusammengehörige und Genossenschaftliche. Thorwaldsen hat jedem einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben versucht und äußere Abzeichen zur Verdeutlichung beigefügt. Dies genügt jedoch umsoweniger, da man, fast nur mit Ausnahme des Johannes, allen Aposteln ein hohes Alter beigelegt, ohne hierfür hinreichende Beweise zu haben, da man von

mehren außer ihren Namen eigentlich nichts Erhebliches weiß. Bei diesem Mangel des objectiv Gegebenen muß der Künstler willkürlich hinzuerfinden, wodurch eine feste, leicht anerkannte Charakteristik kaum erreichbar ist. Anders bei den griechischen Göttern und Göttinnen, welche, obgleich sie nicht existirten, durch reiche Dichtungen und echte Künstler wie lebendige, nicht zu verkennende Personen vor uns stehen.

Aus rein künstlerischem Standpunkte betrachtet ist ein anderes reiches Werk vielleicht noch bewundernswürdiger: Johannes der Täufer, in der Mitte hoch stehend und predigend, zu beiden Seiten Männer, Frauen, Kinder in mannichfaltigen Stellungen und mit verschiedenem Ausdrucke zuhörend. Die Anordnung des Ganzen erinnert bestimmt an Niobe; Thorwaldsen wollte sie wol auf einen andern religiösen Boden versetzen und veredeln. An der Vorderseite der Frauenkirche viel zu hoch aufgestellt, macht das Werk einen geringern Eindruck als im Museum. Jene hochgerühmte Kirche zeigt nur einen großen überwölbten Raum ohne Seitenschiffe und Säulenstellungen. Die Doppelchöre verdecken meist die Fenster und die kurzen, engstehenden Säulen des obern sind wenigstens ungewöhnlich. Mag sich aber auch Alles im Innern rechtfertigen lassen, so ist das Aeußere doch wol ohne Zweifel sehr mangelhaft.

Wegen der verstorbenen großen Künstler soll man die lebenden nicht zurücksetzen oder vergessen. In der Werkstatt des Bildhauers Jerichau sieht man reizende Basreliefs zur Hochzeit Alexander's und Roxane's, mehre gelungene Büsten, einen Jäger von einem wilden Thiere angefallen, einen gefesselten, trotzigen Sklaven, Tod und

Auferstehung, zwei weibliche Gestalten, für ein Grabmal bestimmt: Alles gelungene Werke, und so hinan bis zu Adam und Eva und zur lebensgroßen Gruppe, welche zuerst seinen Ruf begründete. Würdig steht ihm seine Frau zur Seite mit mannichfaltigen Gemälden, von denen ich eine in Hausandacht begriffene Familie hervorhebe.

Um die Schauspielkunst nicht ganz zu verabsäumen, sah ich den „Aeltesten" nach Dubois Danesne, und konnte (obgleich meine Sprachkenntniß nicht hinreichte, Alles zu verstehen) doch bemerken, daß Alle sehr gut auswendig gelernt, Keiner (nach der jetzt nur zu häufigen Weise) bellte, schrie oder übermäßig accentuirte, und daß Rosenkilde ein ausgezeichneter Schauspieler ist.

Anziehender war es indeß, die Abende im Freien zuzubringen; denn wer zur rechten Zeit aus Deutschland nach Dänemark und Norwegen reist, erlebt in demselben Jahre einen dreimaligen Frühling. Erwähnung verdient hier der große in der Stadt gelegene Rosenbergsgarten. Gut angelegt, gut erhalten, reizende Blumenbeete und vor allem Gruppen und Alleen der prächtigsten Linden und Kastanien.

Es ist in der Regel weit leichter, sich an den Gegenständen der Natur und Kunst zu erfreuen, als die Verhältnisse der Menschen kennenzulernen, und überdies bleiben alle Aeußerungen die letzten betreffend weit mehr Irrthümern und Widersprüchen ausgesetzt. Wiederum erscheint es als Feigheit oder Ziererei, das Anziehendste und Wichtigste gar nicht zu berühren. Obgleich es nun ganz unmöglich ist, über Dänemark und Holstein mit allgemeinem Beifall zu sprechen, will ich doch

versuchen, einiges Thatsächliche und minder Verletzende zu erzählen, ohne es anmaßend zu beurtheilen.

Nach der Vertreibung Christian's II. minderte sich die Macht der Könige dergestalt, daß Geistliche und Bürger eine Verstärkung der königlichen Gewalt für nützlich und nothwendig halten mußten. Die Revolution von 1660 ging indessen über das anfänglich bezweckte mittlere Maß weit hinaus und endete insofern mit einem staatsrechtlichen Bankrott, als man den Königen durch das sogenannte Königsgesetz die allerunumschränkteste Gewalt übertrug. Hierdurch ward die Vielseitigkeit der Entwickelung gewiß beschränkt; nie aber haben die Könige von ihrer Gewalt tyrannischen Gebrauch gemacht, und es ergab sich auch hier, daß staatsrechtliche Formen zwar nie gleichgültig sind, aber auch nie allein entscheidend.

Innere Gründe, die Französische Revolution und insbesondere die Begebenheiten des Jahres 1830 richteten auch in Dänemark die Aufmerksamkeit auf die Lage der öffentlichen Angelegenheiten und das Staatsrecht. Es erschien unpassend, die entstandene Aufregung ganz unberücksichtigt zu lassen, und man begann, um die Pyramide nicht von oben zu bauen, mit Herstellung oder neuer Begründung von Land- oder Provinzialständen für Jütland, die Inseln, Schleswig und Holstein. Die Gesetze von 1831 und 1834 nahmen verständige Rücksicht auf das Oertliche und Landschaftliche, über welches man in den Versammlungen auch allein berathen sollte.

Die Stände waren in den großen Landesabtheilungen nicht ganz gleich gebildet: sie bestanden z. B. in Holstein aus Standesherren, Adel, Geistlichkeit, Abgeordneten der Städte und des platten Landes. Jedoch nicht von jeder

Abtheilung gleichviel. Man stimmte ab nach Köpfen. In Schleswig fanden ähnliche Einrichtungen statt. Im Königreiche ernannte der König zwei Personen für die Geistlichkeit, eine für die Universität; alle andern wurden von den großen und kleinen Landeigenthümern gewählt. Obgleich diese berathenden Landstände nur auf ihre Landschaft angewiesen waren, führten doch die zum Theil aus Finanznoth herrührenden Vorlagen der Regierung über diesen streng abgegrenzten Kreis der Thätigkeit hinaus, und immer mehr that sich, wo nicht die Neigung, doch das Bedürfniß kund, für den Gesammtstaat (mit oder ohne Holstein?) eine einheitliche Verfassung zu entwerfen. Es kam jedoch bei der Abneigung König Friedrich's VI. zu keiner weitern staatsrechtlichen Veränderung, und erst unter Christian VIII., welcher 1839 den Thron bestieg und einst (1814) Norwegen die freieste Verfassung verlieh, rechneten Freunde der Neuerungen auf durchgreifende Maßregeln in ihrem Sinne. Er war aber nicht geneigt, über landschaftliche Versammlungen hinauszugehen.

König Friedrich VII. bestieg den Thron am 20. Jan. 1848, und bald darauf erfolgten in mehren Ländern Europas Umwälzungen, welche auch auf den dänischen Staat den größten Einfluß hatten. Es kam zu einer bejammernswerthen Fehde zwischen nahverwandten, lang verbundenen Stammgenossen, und obgleich man das Aeußerste der gegenseitigen Foderungen vertragsmäßig zurückgenommen hat, ist doch leider kaum Mäßigung, vielweniger aufrichtige Liebe zurückgekehrt. Anstatt jedoch diese Wunden näher zu untersuchen und wieder aufzureißen, genügt der hier folgende kurze Bericht.

König Friedrich VII. ernannte 50 Personen und ließ nach allgemeinem Stimmrechte 100 erwählen, um einen vorgelegten Verfassungsentwurf zu begutachten. Er ward nach einigen Abänderungen und Zweifeln am 5. Juni 1849 vom Könige vollzogen. Die zeither schrankenlose königliche Gewalt ward allerdings durch den neugeschaffenen, zur wesentlichen Theilnahme an der Gesetzgebung berechtigten Reichstag nunmehr beschränkt oder geregelt. Er bestand aus zwei Kammern, dem Volksthing und Landsthing. Für jenes fand ein allgemeines unmittelbares Wahlrecht statt; für dieses eine Wahl in zwei Abstufungen, und zwar in erster Stufe von denselben Wählern und von Wahlmännern in der zweiten Stufe. Von den Erwählten zum Volksthing verlangte man keine besondern Eigenschaften, während die zum Landsthing Erwählten 150 Thaler Steuer zahlen oder 900 Thaler Vermögen nachweisen sollten. Die Mitglieder des Volksthing wurden auf drei, die des Landsthing auf acht Jahre gewählt, von welchen Letztern die Hälfte nach vier Jahren ausschied. Der Reichstag versammelte sich jedes Jahr im October, die Mitglieder erhielten Tagegelder. Jeder stimmte ohne besondern Auftrag, nach eigener Ueberzeugung. Die Minister hatten Zutritt zum Reichstag und Stimmrecht, sofern sie zu Mitgliedern erwählt waren. Auf den Grund eines Glaubensbekenntnisses durfte Keinem der volle Genuß seiner bürgerlichen und politischen Rechte entzogen werden.

Obgleich Viele in dieser Verfassung einen Fortschritt aus dem schrankenlosen Absolutismus sahen, beseitigte sie doch keineswegs alle Zweifel und Einwendungen. Ja, zu denselben trat in Dänemark noch eine ganz eigen-

thümliche und schwierige Frage: über das Thronerbrecht. Da nämlich der König und sein nächster Nachfolger keine Kinder hatten, so stand das Aussterben des regierenden Hauses bevor, und die Ansichten über das fernere Erbrecht und das bevorstehende Schicksal des Reichs gingen weit auseinander. Die Einen behaupteten: Nach Gesetz und Herkommen stehe das Erbrecht der nähern und entferntern Verwandten unwandelbar fest und müsse zur Anwendung kommen. Die Andern entgegneten: Auf diese Weise werde die dänische Monarchie in mehre Theile zersplittert, ein Schicksal, das jedem echten Freunde seines Vaterlandes entsetzlich und unerträglich erscheine. Durch Vertrag mit den Berechtigten müsse einer solchen Gefahr vorgebeugt werden oder, sofern dieser Ausweg Schwierigkeiten finde, müsse der König, zufolge des ihm laut des Königsgesetzes zustehenden Rechts, selbständig und heilbringend entscheiden. Alle Berechtigten (nur mit Ausnahme des Herzogs von Augustenburg) entsagten freiwillig und großmüthig ihren Ansprüchen, und diesem ward entgegnet, seine Linie sei abgefunden, habe nach deutschem Lehnrecht und jenem Königsgesetze kein Erbrecht, oder sich dessen durch geringe Heirath und Felonie verlustig gemacht. Der Antrag des Königs von Dänemark und seiner einwilligenden Verwandten: alle Erbrechte auf den Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und seine männlichen Nachkommen zu übertragen, ward von den europäischen Mächten in London angenommen und verbürgt und dadurch jede Gefahr einer Zerstückelung der dänischen Monarchie nach verschiedenen Erbansprüchen beseitigt. Für den Fall, daß die Nachkommen des

Prinzen Christian ausstürben, würden nach Rußlands Erklärung, welche der jetzigen Entsagung beigefügt ist, die Rechte der zwei jüngern Zweige des Hauses Holstein-Gottorp vorbehalten bleiben oder wieder aufleben. Im Allgemeinen sagt das dänische Erbgesetz: wenn das Aussterben der neuen Linie bevorsteht, soll der letztregierende König für die weitere Thronfolge so Sorge tragen, daß die Integrität der Monarchie und die Rechte der Krone auf die am meisten sichernde Weise erhalten werden, in Uebereinstimmung mit dem zweiten Paragraphen des Londoner Protokolls vom 2. Mai 1851. Daselbst heißt es: „Die Mächte verpflichten sich, im Fall des Aussterbens der neuen Linie Christian's, die Eröffnungen in Betracht zu ziehen (à prendre en considération), welche der König von Dänemark ihnen vorzulegen für gut finden wird."

Durch dies neue Erbgesetz war allerdings eine Hauptsorge und Gefahr hoffentlich auf lange Zeit beseitigt; wogegen viele Gründe und Ereignisse besonders in den Herzogthümern die Ueberzeugung hervorriefen: es könne die Verfassung von 1849 so nicht fortbestehen. Die Regierung legte deshalb ein neues Gesetz vor und der Reichstag gab einfach seine Zustimmung. Sonderbarerweise kommen die Bestimmungen der ältern Urkunde von 1849 nur noch für die Provinzialstände Jütlands und der Inseln zur Anwendung, und diese Provinzialstände führen den Namen Reichstag, während die durch die neue Verfassung vom 2. Oct. 1855 für das ganze Reich berufene staatsrechtliche Körperschaft Reichsrath genannt wird.

Diese neue Verfassung enthält, verglichen mit der von 1849, sehr wesentliche Veränderungen. So erweitert

sie in mehren Punkten die königliche Macht oder bestimmt doch ihre Grenze genauer, sowie den Geschäftskreis der neuorganisirten Provinzialstände. Der Reichsrath besteht nur aus einer Kammer, zu welcher der König 20 Männer auf zwölf Jahre ernennt. 30 Mitglieder ernennen die Mitglieder der Provinzialstände auf vier Jahre, und wiederum 30 werden auf dieselbe Zeit durch unmittelbare allgemeine Wahlen erhoben. Von den durch den König ernannten Reichsräthen sollen (nach der Volksmenge berechnet) zwölf aus dem Königreiche, drei aus Schleswig, vier aus Holstein, einer aus Lauenburg sein. Von den 30 durch die Provinzialstände zu ernennenden Reichsräthen fallen 18 auf das Königreich (oder den sogenannten Reichstag), auf Schleswig fünf, auf Holstein sechs, auf Lauenburg einer. Durch unmittelbare allgemeine Wahl (ebenfalls nach der Volksmenge) auf das Königreich 17, Schleswig fünf, Holstein acht. Jeder unbescholtene fünfundzwanzigjährige Mann ist wählbar; Wähler aber nur eine höhere Steuer Zahlende oder Landbesitzer. Der König ernennt den Präsidenten und Vicepräsidenten des Reichsraths. Man spricht dänisch oder deutsch und führt die Protokolle in beiden Sprachen; aber die Beschlüsse werden nur dänisch ausgefertigt. Die Mitglieder des Reichsraths sind durch keine Vorschrift ihrer Wähler gebunden. Nur die Regierung hat die Initiative, kann aber nach der zweiten Lesung ihre Anträge ändern oder beibehalten und zur Annahme oder Verwerfung im Ganzen, in Bausch und Bogen vorlegen. Bestätigt der König einen Gesetzentwurf nicht binnen drei Monaten, so fällt er und kann in derselben Sitzung nicht wiedereingebracht werden. Anträge auf Veränderung

der Verfassung bedürfen wenigstens zwei Drittheile der Stimmen. Neben dem Reichsrathe bestehen auch Provinzialstände nach bestimmten Vorschriften und abgegrenzten Rechten. Die Verhältnisse Holsteins und Lauenburgs zum Deutschen Reiche erleiden keine Veränderung.

Die Urtheile über diese neue Verfassung vom 2. Oct. 1855 lauten sehr widersprechend. Gegner derselben behaupten: Die Aufgabe, für die ganze dänische Monarchie, ohne Zustimmung der Provinzialstände eine Gesammtverfassung zu entwerfen und einzuführen, ist ungerecht, verkehrt, unlösbar. Sprache, Sitten, Gesetze, Herkommen, Rechte, Neigungen, staatsrechtliche Verbindungen der einzelnen Theile sind so verschieden, daß ein solcher Versuch mehr Streit und Unzufriedenheit als Einigkeit erzeugen muß. Lasse man doch Holstein, Schleswig, Lauenburg ihre bisherigen Einrichtungen, ihre Selbständigkeit; denn die neu organisirten Landstände geben dafür umsoweniger Ersatz, als die wichtigsten Gegenstände (z. B. Finanzen und Kriegswesen) wesentlich dem dänischen Reichsrathe zugewiesen sind, in welchem die Abgeordneten jener Landschaften in einer steten, unwürdigen Minderzahl bleiben und von den Dänen hochmüthig überflügelt werden. Was zur Erhaltung und Erleichterung der einzelnen Theile vorhanden ist (so die Domänen) wird vom neuerfundenen und übermächtigen Mittelpunkt aus nach Belieben behandelt und unter großem Verlust der früher Berechtigten, zum Besten anderer Landschaften in den gemeinsamen Topf geworfen. Zuletzt versteckt sich hinter dem neuerfundenen Einkammersystem nur die Allgewalt der Bureaukratie mit zustimmenden Knechten. Unter dem Namen von Verwaltungsmaßregeln wird jeder

heilsame und gesetzmäßige Antheil an der Gesetzgebung willkürlich und rechtswidrig bestritten und vereitelt. Ja, hinausgehend über Alles, was die unumschränkten Könige Dänemarks, was die grausamsten Tyrannen gewagt und versucht haben, raubt man uns die vollkommenere Sprache, die religiöse Belehrung und die menschliche Erziehung!

Hierauf wird von eifrigen Dänen entgegnet: Es ist grundverkehrt, in einem und demselben Staate drei oder gar vier Körperschaften aufstellen zu wollen, deren Beschlüsse sich ohne Zweifel oft widersprechen und gegeneinander aufheben würden. Das Allgemeine (wozu ohne Zweifel zunächst Finanzen und Kriegswesen gehören) muß an Einer Stelle berathen und festgesetzt werden; das Landschaftliche dagegen ist unverkürzt den Provinzialständen überwiesen. Leider aber scheint es, daß diese Recht und Freiheit vorzugsweise in der Erhaltung ungerechter und schädlicher Vorrechte sehen. Daß die minder bevölkerten Theile nicht soviel Abgeordnete wählen wie die zahlreich bevölkerten, ist natürlich und gerecht; oder welchen andern Grundsatz der Vertheilung als die Bevölkerung will oder kann man aufstellen, ohne in Ungerechtigkeit und Zerstückelung der Monarchie zu gerathen? Die schottischen und irländischen Abgeordneten bleiben im britischen Parlament stets in der Minderzahl, ohne hierüber Klage zu erheben. Daß der König seine wenigen Domänen, so wie schon früher auch fernerhin, in der ihm zweckmäßig erscheinenden Weise benutzen oder mit Zustimmung des Reichsraths vortheilhaft veräußern will, schließt keine Ungerechtigkeit in sich, und sowie die Herzogthümer (als Theile eines organischen Ganzen) dem

übrigen Dänemark zu Hülfe kommen müssen, so werden auch dänische Einnahmen für jene verwandt werden. Nirgends wird die Ausrottung der deutschen Sprache bezweckt; im Gegentheil lernen viel mehr Dänen deutsch, als Deutsche dänisch, und nur da werden dänische Prediger und Schullehrer angestellt, wo die Zahl der Dänen überwiegt oder doch zur Besoldung zweier Prediger und Schullehrer für zwei Sprachen die Geldmittel nicht zureichen.

Keineswegs sind Gesetze, Herkommen, Sitten u. s. w. so verschieden, daß eine engere Verbindung des gesammten Vaterlands dadurch unmöglich würde: nur Der widerspricht, welcher sich zu dem höhern Gedanken eines größern, gemeinsamen Vaterlands nicht erheben kann oder will. Oder sollen wir, nachdem uns Norwegen entrissen worden, unser Vaterland nochmals nach Willkür dritteln oder viertheilen lassen? Für andere Staaten mögen zwei Kammern oder drei, vier Stände angemessen sein. In Dänemark fehlen dazu die Bestandtheile und ein Reichsrath genügt für die vorliegenden Zwecke. Daß aber die Abgeordneten nicht willenlose Knechte sind, zeigen die Verhandlungen und Abstimmungen zur Genüge. Endlich hat der deutsche Bundestag, mit dessen Einwirkung man auch wol droht, ja überall den Absolutismus der Fürsten in Schutz genommen und wird, wie bei allen europäischen Angelegenheiten, höchstens Worte geben, welche zu beantworten nicht schwer fallen kann. — So die eifrigen Dänen.

Es wäre unpassend, über diese kurzen Andeutungen hinaus hier in eine umständlichere Darlegung und Beurtheilung einzugehen. Unbefangene, welche außerhalb

aller leidenschaftlichen Aufregung und Theilnahme stehen, werden erkennen, daß die in Dänemark vorliegenden staatsrechtlichen Aufgaben von der größten Schwierigkeit sind, und daß theilweises Mislingen nicht maßlosen Tadel und unversöhnlichen Zorn hervorrufen soll. Möchten Alle, und insbesondere die Dänen, welche jetzt die Mächtigsten sind, sich dieser Macht mit aufrichtiger Mäßigung und Gerechtigkeit bedienen und hierdurch eine echte, preiswürdige Versöhnung herbeiführen.

Die Stadt Kopenhagen besitzt eine Städteordnung mit Bürgermeistern, welche die Regierung ernennt, und Stadtverordneten, welche die Bürgerschaft erwählt. Des Adels Stellung und Rechte sind in den verschiedenen Theilen der Monarchie nicht ganz gleich, die Steuervorrechte jedoch fast ganz und insbesondere für die Zukunft aufgehoben.

Viele Pfarrer verwalteten ansehnliche Grundstücke und gaben den Bauern ein gutes Beispiel, wurden aber hierdurch, wie Etliche meinen, zu sehr von allen wissenschaftlichen Beschäftigungen abgezogen. Ihre beweglichen Einnahmen sind meist abgelöst und in Geldrenten nach bleibenden oder Durchschnittspreisen verwandelt. Es gibt keine Zehnten mehr. Allgemein bezeugt man den Wohlstand der Bauern und die großen Fortschritte des Ackerbaues in den letzten Jahren.

Die Zünfte sind nicht ganz aufgehoben, aber ihre Misbräuche beseitigt oder doch geregelt.

Ein Dampfboot fährt von Kopenhagen nach Gothenburg. Der Anblick auf jene Stadt und der Hinblick auf die jedoch meist kahlen Kullenberge in Schweden ist anziehend; überrascht aber wird man durch die schöne Lage

und den reich besetzten Hafen Gothenburgs. Theils liegt diese Stadt in der Ebene, theils ist sie an Bergen (mit weiten Aussichten) hinangebaut. Gerade breite Straßen, bequeme Fußwege, ungemein schöne Häuser, Kanäle hindurchlaufend voller Schiffe, zahlreiche steinerne Brücken mit Aufzügen in der Mitte, wohlangelegte öffentliche Gärten, überall Zeichen des Wohlstandes und des einträglichen Handels. Insbesondere hat Schwedens Ackerbau so zugenommen, daß Getreide nicht wie sonst eingeführt, sondern während der letzten Jahre in großen Quantitäten ausgeführt ward. Als Gegensatz zu diesem Lobe kann man erwähnen, daß sich in der Nachbarschaft Gothenburgs auch sehr unfruchtbare wüste Stellen finden, und die Bibliothek, mit etwa 100 Thaler jährlicher Einnahme, einige Curiositäten abgerechnet, ganz unbedeutend ist. Hoffentlich werden die reichen Einwohner diesen geistigen Mängeln bald abhelfen.

Mit der Annäherung an Christiania, der Hauptstadt Norwegens, verschwinden die zahlreichen, aber ganz dürren Inseln; es erscheinen mannichfaltiger gestaltete, meist mit Nadelholz, jedoch keineswegs so üppig bewachsene, daß nicht kahler Felsen an mehren Stellen hindurchgeblickt hätte. Zu beiden Seiten des Fjord, bald näher, bald entfernter, Bergreihen mit Gipfeln, die nicht so wagerecht fortlaufen wie an den Ufern mancher Flußthäler. Christiania ist im Ganzen sehr regelmäßig gebaut, breite gerade Straßen; nur wenige krumm, eng und schlecht gepflastert. Es macht den Eindruck mancher mittlern deutschen Stadt; doch haben diese keinen Seehafen, keine Straße wie die nach Karl Johann benannte, keine so reizenden und mannichfaltigen Umgebungen. Der

Glanz des Frühlings ließ den langen Winter vergessen, und daß 10—20 Grad südlicher geistiges und leibliches Leben doch wesentlich erleichtert und verschönert wird. Während ein begeisterter Norweger dem Klima von Florenz keinen Vorzug vor dem Christianias zugestehen wollte, erzählte ein Anderer: Es gibt Häuser, wo man durch gewaltiges Heizen um Mitternacht 20 Grad in der Stube hat, und um 4 Uhr ist das Wasser vor dem Bette in festes Eis verwandelt.

Mit Recht liebt Jeder sein Vaterland und vertheidigt es in dem Maße mehr, als es mit Recht oder Unrecht angegriffen wird. Lassen wir aber die Zweifel über Wärme und Kälte, Berge und Thäler, Himmelsklarheit und Nebel zur Seite, uns zu Dem wendend, was als wichtiger Vorzug dem aufmerksamen Beobachter überraschend entgegentritt: das sind die öffentlichen Verhältnisse. Die Norweger hatten jahrhundertelang ohne alles Staatsrecht, ohne alle Einwirkung auf gemeinsame Angelegenheiten gelebt, als sie plötzlich im Jahre 1814 eine Verfassung erhielten, welche von allen bis dahin in Europa versuchten wesentlich verschieden war. Stimmberechtigt sind zufolge derselben alle großjährigen, seit fünf Jahren ansässigen Landbauern, Bürger mit einem Grundbesitz, 300 Thaler an Werth, wirkliche oder gewesene Beamte. Keiner kann zum Storthing erwählt werden, der nicht 30 Jahre alt ist und sich zehn Jahre lang in Norwegen aufgehalten hat. Höhere Beamte, Hofbediente und Pensionisten des Hofes sind nicht wählbar. Die Urwähler ernennen Wahlmänner und diese die Mitglieder des Storthing. Derselbe zerfällt in zwei Theile, das Lagthing und das Odelsthing. Jenes entsteht dadurch,

daß die Gesammtheit der Abgeordneten ein Viertheil aus sich erwählen; die dann bleibenden drei Viertheile bilden das Odelsthing. Können sich beide Kammern nach zweimaligen Versuchen nicht einigen, so tritt der ganze Storthing zusammen und entscheidet durch zwei Drittheile seiner Stimmen. Nur zwei mal darf der König einen Gesetzvorschlag zurückweisen.

Norwegens Verfassung ist demokratischer als irgendeine in Europa und deshalb (so lautet das gewöhnliche Urtheil) unruhig, wechselnd, unbrauchbar. Und doch kennt diese Demokratie sowie schon seit früherer Zeit keinen bevorrechteten Adel, so keinen Pöbel und kein Proletariat; sie hat sich seit 42 Jahren aufs Aeußerste gescheut, an der Verfassung irgendetwas zu ändern, aus Furcht, es dürfte, wenn man einen Stein herauszieht, mehr nachfallen. Allerdings offenbarten sich mehre male verschiedene Ansichten; aber sie wurden gründlich geprüft, das Beste durch Mäßigung aufgefunden und dann ohne Widerspruch vollzogen. Das äußerst selten eingelegte suspensive Veto des Königs reichte aus, und Norwegen ging in unzähligen Beziehungen auf erfreuliche Weise vorwärts. War dies alleinige Folge der staatsrechtlichen Form? Keineswegs. Entscheidend wichtig blieb die Natur des Volks und die Persönlichkeit der Könige. Versetzt die norwegische Verfassung nach Neapel und südeuropäische Herrscher nach Norwegen, und die Ergebnisse werden ganz anders und wahrscheinlich sehr schlecht ausfallen. Kein germanischer Stamm darf sich in Hinsicht auf rasche, gemäßigte, folgerechte, politische Entwickelung den Norwegern voranstellen. Was kann, fragen Etliche, aus so gemeiner Bauernherrschaft Löbliches

hervorgehen? Einseitige, materielle Ansichten müssen vorherrschen' und alles Höhere vernachlässigt werden. Zur Prüfung und Widerlegung dieser Ansicht wollen wir die neugestiftete Universität zu Christiania ins Auge fassen. Jene geringgeschätzten Mitglieder des Storthing haben gleichwie ihre Wähler eingesehen, daß Geistiges und Materielles Hand in Hand geht und jede echte Bildung heilsame Früchte trägt. Sie haben mit Recht es als eine Ehrensache betrachtet, hier nicht hinter andern Völkern zurückzubleiben. Durch ihre reichlichen Bewilligungen ist ein Universitätsgebäude errichtet worden, das Schönheit mit Zweckmäßigkeit verbindet: ein nordisches von der Natur kärglich begabtes Reich, das fast eine Million weniger Einwohner zählt als die eine Stadt London, gibt (alle außerordentlichen Bewilligungen, z. B. für Bauten, ungerechnet) jährlich an 100,000 Thaler für dies eine Institut. Die Sammlungen und der schöne botanische Garten beziehen jährlich über 12,600 Thaler und überraschen bereits durch ihren Reichthum. Die bedeutende, zweckmäßig in schönen Räumen aufgestellte Bibliothek erhält jährlich 5250 Thaler. Die Professoren beziehen Gehalte von 1575—2025 Thalern, jeder Lector (außerordentlichen Professoren ähnlich) erhält 1025 Thaler. Einige lesende junge Männer sind Privatdocenten vergleichbar. Die Naturseite ist verhältnißmäßig reichlicher bedacht und versorgt als die historisch-philologische.

Jeder Gymnasiast muß ein Zeugniß der Reife zur Universität mitbringen, wird aber nächstdem von den Professoren noch ein mal examinirt, ehe er immatriculirt wird (examen artium). Nach 1—1½ Jahren folgt ein zweites Examen (examen philologico-philosophicum)

für alle Studenten, um zu entnehmen, ob sie den zur allgemeinen Bildung nöthigen Wissenschaften obgelegen haben. Am Schlusse der Universitätszeit endlich ein letztes Examen über das erwählte Fach, wo einige Staatsbeamte mitstimmen, ohne jedoch selbst zu examiniren. Hingegen finden (mit sehr einzelnen Ausnahmen) gar keine Staatsexamina statt und ebenso wenig sind Zwangscollegia vorgeschrieben. Indessen werden Vorlesungen, worüber keine Prüfung stattfindet, oft vernachlässigt: so die Geschichte; doch sieht man in dieser Beziehung einer Besserung entgegen. Durch alle jene zahlreichen Prüfungen sind die Professoren sehr belästigt; es fehlt aber wol noch an andern Männern, denen man sie übertragen könnte. Jede Facultät erwählt jährlich ihren Dekan. Das Collegium academicum (der Senat) besteht aus dem Prokanzler, den Decanen und zwei erwählten Professoren der philosophischen Facultät. Alle Vorlesungen werden unentgeltlich gehalten, eine Einrichtung, welche noch mehr getadelt als gelobt wird. Man schenke den Reichen ohne Grund, locke Unfähige herbei, mache Professoren und Studenten gleichgültig gegen die Vorlesungen u. s. w, Die Zahl der Studenten beläuft sich auf etwa 500. Niemals finden unter ihnen Duelle statt; ein Beweis, daß sie nicht nothwendig zum germanischen Charakter gehören. Auch sind keineswegs andere Ungezogenheiten an ihre Stelle getreten. Jeder Student wählt sich unter den Professoren einen zum besondern Rathgeber und Beistand in wissenschaftlichen und andern Dingen.

Die Lehrer für die Realschulen und Gymnasien sind obigen Universitätsprüfungen unterworfen; Bischöfe und Geistliche sorgen dafür, daß sich nur taugliche Männer

dem Berufe eines Schulmeisters widmen. Wenn der Volksunterricht noch mangelhaft erscheint, so bilden desto mehr Lebensweise, Stellung in der Gemeine und im Staate und ein kräftiger Trieb, von innen heraus zu erwerben, was von außen nicht gegeben wird. Eigenthümlich und aus norwegischen Verhältnissen hervorvorgehend ist die Einrichtung der umherreisenden Schullehrer. Der zerstreuten Wohnungen halber können die Kinder eine übermäßig entfernte Schule nicht besuchen. Hierzu kommt, daß während des Sommers die Familien oft mit ihrem Vieh in die Berge hinaufziehen, oder die zusammengedrängten ländlichen Arbeiten für den Schulbesuch keine Muße lassen. Die Ankunft des im Winter umherreisenden, abwechselnd bei Bauern einkehrenden Schulmeisters wird als eine Art Familienfest betrachtet, und während des engen Zusammenlebens lernen Aeltern und Kinder in kurzer Zeit oft mehr als diese in einer entfernten Schule.

Die Gemeinden haben ausgedehnte Rechte in Bezug auf ihre eigenen Angelegenheiten. Können sie sich untereinander über Gemeinsames, z. B. Anlagen von Straßen, nicht einigen, so geht die Berufung an höhere Behörden oder den Storthing.

Norwegen erhielt 1837 eine neue Städteordnung. Den Bürgermeister und einen bis drei mitarbeitende Beamte ernennt der König. Sie haben eigentlich nur die Gewalt des Vollziehens, wogegen Beschließen und Gesetzgeben wesentlich in den Händen der Vormänner und Repräsentanten liegt. Beide werden von der ansässigen Bürgerschaft und den sonstigen Beamten gewählt, und zwar mindestens vier, höchstens zwölf Vormänner,

welche vier Jahre im Amte bleiben und von denen jedesmal die Hälfte ausscheidet. Die Zahl der auf gleiche Weise erwählten Repräsentanten ist drei mal so groß als die der Vormänner. Diese bilden einen engen Ausschuß, Jene einen größern, welcher jährlich nur etwa fünf mal für die wichtigsten Angelegenheiten zusammenberufen wird. Der Magistrat hat kein Veto gegen die Beschlüsse dieser Körperschaften. Ihnen wird über die Verwaltung Rechenschaft abgelegt. Für bestimmte Gegenstände werden Commissionen gebildet. In gewissen Fällen ist eine Berufung an die Regierung erlaubt.

Man kennt in Norwegen keine Grund- oder Einkommensteuer für den Staat, hebt aber in den Städten zuweilen eine Abgabe vom Häuserwerth, und die Gemeinden besteuern oft den Branntweinausschank. Die Staatseinnahmen entstehen fast allein aus Zöllen und der sehr hohen Branntweinsteuer, welche jedoch den Verbrauch nicht verminderte, wie man erwartete. Man gibt die Erlaubniß zum Brennen nur, wenn das Gewerbe einen solchen Umfang hat, daß täglich eine bedeutende Summe einkommt. In jeder Brennerei wohnen zwei genau beaufsichtigende Steuerbeamte.

Die Handelsflotte, Rhederei, Holzhandel u. dgl. hat in neuerer Zeit außerordentlich zugenommen; hierdurch aber auch Aufwand und Theuerung, welche in Christiania besonders Diejenigen belästigt, welche von bestimmten Einnahmen leben. Trotz hoher Miethen bringt das Häuserbauen des sehr hohen Tagelohns halber noch keinen Vortheil.

Juden werden jetzt mit Erlaubniß der Regierung im Lande aufgenommen. Der Uebertritt zum Mormo-

nismus beruht meist auf der Neigung, auszuwandern; in Wahrheit wissen die Leute wenig oder nichts von den neuen Lande und der neuen Religion. In Finnmarken hat sich (ohne äußere verbotene Abzeichen) eine Art von katholischer Mission angesiedelt, welche hofft auf die zum Theil bis zur Verrücktheit fanatisirten Bewohner Einfluß zu gewinnen.

In frühern Zeiten betrachteten sich die Schweden und Norweger fast nur als Feinde; diese alte Erinnerung schwindet vor den neuen Verhältnissen, und es bleibt nur Wetteifer, der weit mehr nützlich belebt als störend wirkt. Der verkehrte Gedanke, ein Reich dem andern unterzuordnen oder aus beiden einen Gesammtstaat zu erkünsteln, ist ganz beseitigt, und eine freiere, höhere Einigkeit durch Festhalten an der natürlichen Eigenthümlichkeit begründet. Auf dem entgegengesetzten Wege hätte man böse Feindschaft, ja vielleicht eine völlige Trennung herbeigeführt.

Die Versammlung der Studenten in Stockholm aus den drei skandinavischen Reichen wirkte heilsam zur Verständigung, und der König von Schweden bezeichnete sehr weise, welche große, gemeinsame Aufgabe zu lösen sei. Ein Däne, der, wie man mir erzählt, zu Haß und Rache gegen die Deutschen auffoderte, verkannte, durch die Leidenschaft des Augenblicks verführt, den weit höhern, dauernden Standpunkt, fand aber keinen Anklang bei den Uebrigen. Auch gibt es in Norwegen keine in Irrthümer verlockende Demagogen, und selbst die Journalisten zeigen jetzt eine gemäßigte, würdige Haltung.

Zum Abend des 24. Juni 1856 war ein Fest für die große Zahl der aus Stockholm zurückgekehrten

Studenten angesetzt. Sie zogen geordnet zu einem baumreichen Studentengarten, welcher der Universität gegenüberliegt. Voran eine große Fahne, von den Damen Upsalas gestickt und ihnen geschenkt. Auf einem Platze im Garten viele Fahnen aufgestellt, noch mehr von Bäumen zu Bäumen aufgehangen, eine grün geschmückte Rednerbühne in der Mitte, gegenüber die Büste des Königs, dahinter die Reichswappen, daneben im Halbkreise die Büsten berühmter Skandinavier, so Holberg's, Oehlenschläger's, Thorwaldsen's. Alles heiter, zweckmäßig, geschmackvoll. Die Feierlichkeit begann mit einer Bewillkommnungsrede, ihr folgte eine Danksagungsrede, dann mehre andere. Dazwischen wurden Lieder gut gesungen. Höchst unerwartet erhielt ich Veranlassung, etwa Folgendes zu sagen: „Ich bin ungemein überrascht, daß Sie von der Anwesenheit eines unbekannten Fremden Kenntniß nehmen und bedauere sehr, Ihnen nicht geläufig in Ihrer Muttersprache danken zu können. Oft habe ich mit Schmerz gelesen, wie die nordischen Völker sich durch Krieg und Feindschaft aller Art zugrunde richteten: um so größer ist meine Freude, heute zu sehen, wie durch Einsicht und jugendliche Begeisterung ein brüderlicher Bund emporwächst. Lassen Sie mich aber den Wunsch ausdrücken, daß dieser Bund sich auf alle germanischen Stammverwandte, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, ausdehnen möge. Norweger, Schweden, Dänen, Engländer, Holländer, Schweizer, Deutsche gehören zueinander. Sie haben, wenn sie einig sind, keinen Feind zu fürchten; ja, sie werden im Stande sein, endlich in Europa die würdige Stellung einzunehmen, zu welcher sie von Natur befähigt sind.“

Bei meiner zweiten Anwesenheit in Gothenburg lernte ich die Umgegend noch genauer kennen. Sie zeigt Entgegengesetztes, scheinbar nicht zu Vereinigendes dicht nebeneinander. Wahre Wüsten, wo Urgebirge sich platt, faul, pflanzenlos hinlagert oder wild durcheinandergeworfen gleichsam auf dem Kopfe steht und herabzustürzen droht. Von solch einem wüsten Bergkranze eingefaßt und gegen Stürme geschützt, dann eine reizende Oase mit Saaten, Wiesen und laubreichen Bäumen. Von den Höhen Aussichten auf dies Alles, auf Stadt, Land und Meer. Nicht unnatürlich gehen die Urtheile in Lob und Tadel auseinander: in der Eigenthümlichkeit liegt das Merkwürdige und Bedeutsame.

Aus sehr überwiegenden Gründen zog ich die Fahrt auf dem Göthakanal und durch die Seen dem viel unbequemern Landwege vor. Die Koje oder das Stübchen war ein elegantes, fast regelmäßiges Viereck. An der einen etwas kürzern Seite die Thüre und gegenüber das vollkommen hinreichend erleuchtende Fenster. An den beiden andern Seiten zwei für die Nacht in Betten verwandelte Sophas. Hinreichender Raum für alle Sachen, Nägel und Haken zum Aufhängen und unter dem Fenster ein Waschtisch mit doppeltem Deckel, welcher herausgeklappt einen Schreib- oder Eßtisch bildet. Kurz, so viel Bequemlichkeit (comfort) als ein Schiff irgend bieten konnte.

Anfangs führt der Weg von Gothenburg aus durch zwei kahle Bergreihen; wie man sich Trolhätta nähert, bessert sich die Gegend, bis der Anblick vieler treppenartig übereinanderstehenden Schleusen (wo die Schiffe wie vom Himmel herabsteigen oder zum Himmel hinauf-

steigen, plötzlich in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Es war ein überaus kühner Gedanke des Grafen Platen, solch Unternehmen nur für möglich zu halten, und die meisterhaft gelungene Ausführung ist des höchsten Lobes würdig. Ein solcher gemeinnütziger, so ausgedehnter, mit so vielen granitfesten Schleusen, unter so schwierigen Verhältnissen angelegter Kanal bleibt einzig in der Welt.

Diesem gewaltigen Menschenwerke gegenüber bietet die Natur gleich großen Genuß, versetzt in gleiche tief ergreifende Bewunderung. Der oder vielmehr die Wasserfälle bei Trolhätta sind durchaus eigenthümlich. Hier kein einzelner Sturz aus großer Höhe, sondern ein ununterbrochen brausender und über eine schiefe Fläche wol 500 Schritt weit immerdar schäumender Fall, von Inseln unterbrochen und zu verdoppelter Kraft zusammengedrängt, dann ruhigere, grüne Stellen, wiederum durch Seitenfälle nochmals verstärkt und beschleunigt, — unvergleichlich und allein eine Reise werth.

Nach solchen Erscheinungen konnten die Ufer des ruhigen Kanals nur geringern Eindruck machen. Doch führt er erfreulich durch Hügel und Ebenen, Felder und Wiesen, beschränktere und weitere Aussichten und reiche Baumpflanzungen. Die großen schwedischen Seen (insbesondere der Wener- und Wettersee) stehen in Hinsicht auf malerische Schönheit hinter den schweizerischen und italienischen zurück; sie erinnern mehr an die amerikanischen, und erst der Mälarsee zeigt eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit. Unzählige Inseln sind am Wasserrande meist mit Laubholz und weiter hinauf mit Tannen bedeckt. Fast nirgends kahle Stellen, und wenn auch nicht von phantastisch-eigenthümlicher Gestaltung, doch

keineswegs ganz einförmig. Endlich stieg Stockholm aus den Fluten empor.

Fast alle Städte erscheinen in den zahlreichen Abbildungen größer und schöner als sie wirklich sind; bei Stockholm hingegen findet das Umgekehrte statt. Alle Bilder bleiben hier weit hinter der Wirklichkeit zurück: denn entweder war der genommene Standpunkt zu hoch und stellt mangelhaft aus der Vogelperspective dar, oder er war zu entfernt, wodurch das Schönste und am meisten Charakteristische verschwindet. Es ist keine Uebertreibung, zu behaupten, daß wenige Städte so schön liegen wie Stockholm. Neapel z. B. hat eigenthümliche Vorzüge: das südliche Klima, die großartige Erscheinung des Vesuv, die sonderbar gestalteten Inseln Ischia, Capri, Nisida, Procida. Hingegen kann ein eifriger Vertheidiger Stockholms behaupten: der Meerbusen von Neapel bildet einen einfachen Halbkreis und berührt die Stadt nur von Einer Seite, während hier die Ostsee und der Mälarsee von entgegengesetzten Seiten her mannichfach begrenzte Buchten bilden, in die Stadt eindringen, sie trennen und zugleich verbinden.

Ich habe die Stadt und die Umgegend von allen Seiten kennengelernt und überall die gleiche Befriedigung gefunden. Die Gärten bei Haga und Drottningholm zeigen Geschmack in der Anlage und die schönsten Wald- und Wasserpartien. Der ungemein große Thiergarten überrascht außerdem durch Bergeshöhen und Granitfelsen. Die Inseln Skepsholm und Kastellholm, die Anhöhen von Hasselbake und Mosebake bieten die schönsten, mannichfachsten Aussichten und die Südseite der Stadt zeigt übereinandergebaut bis sieben Reihen Häuser.

Wenn die Sonnenstrahlen gegen Abend deren Fenster erleuchten, so entsteht (von der Wasserfläche des Ostseebusens aus betrachtet) durch Schein und Gegenschein eine Illumination, die an Umfang, Schönheit und Glanz nicht ihres Gleichen hat. Diese Andeutungen mögen genügen, denn genauere Beschreibungen nähmen kein Ende. Ferner ist es bekannt, daß die Stadt selbst schöne Gebäude besitzt (etliche durch Schuld der Deutschen mit deutschem Gelde erbaut), Kunstdenkmale, ein Museum des Alterthums, eine Bibliothek, Gemälde-, Antiken- und zoologische Sammlungen, eine Rüstkammer (nach Art der dresdener) u. s. w.; Kirchen endlich, welche zwar aus der Ferne schöne Gesichtspunkte bieten, jedoch nicht zu denen ersten Ranges gehören. Das große hochgelegene Schloß bleibt der Mittelpunkt des Ganzen und beherrscht in der Nähe und aus der Ferne die übrigen Umgebungen. *)

Eine höchst eigenthümliche, noch fortbestehende schwedische Einrichtung zeigt das angesiedelte Heer. In vielen Ländern Europas gab ehemals das Lehngut den Sold für den Kriegsdienst. Hierdurch entstand ein Kriegsadel, während für die Niedern (die Soldaten) gar

*) Alle Schönheiten und Denkwürdigkeiten der Natur und Kunst sind jedem Reisenden zugänglich und offenbar; Anderes (vielleicht das Wichtigste) erfährt man nicht ohne lebendige Mittheilung. Deshalb war es Hauptzweck meiner Reise, unterrichtete Männer kennenzulernen; auch fand ich überall die freundlichste, belehrendste Aufnahme. Wenn ich diese meine befreundeten Wohlthäter nicht nenne und persönlich vorüberführe, so geschieht dies aus mehren naheliegenden Ursachen, aber keineswegs aus Mangel an Gefühl und Dankbarkeit.

nicht gesorgt war. Später wußte sich jener Kriegsadel von seinen Kriegspflichten zu befreien, behielt aber die Lehngüter und ließ sie meist in freies Allode verwandeln. Ganz anders in Schweden: hier sind Offiziere und Soldaten auf Grundstücken angesiedelt, deren Ertrag den Sold vertritt. Dieser wird nur auf etwa zwei bis drei Wochen gezahlt, wo sie zur Uebung einberufen werden. Alle bleiben zeitlebens im Dienste, sofern man sie nicht altershalber oder aus andern Gründen abfinden muß. Dann erhält ein Anderer das erledigte Grundstück, wozu sich in der Regel viele Bewerber finden. Womöglich werden die Offiziere in der Nähe ihrer eigenthümlichen Grundstücke angesiedelt und der Soldatenstand mit der Thätigkeit und dem Geschäfte des Landbaues verbunden. Durch diese alten Fundationen mindern sich die Kosten des Heeres ganz außerordentlich; wo jene aber fehlen, lassen sie sich heutigen Tags nicht plötzlich herbeischaffen. Die Garde und einige kleinere Theile des Heeres sind nicht angesiedelt. Vom Standpunkte der heutigen Kriegskunst mag sich gegen jene Einrichtungen viel einwenden lassen; bei einer Vertheidigung des angegriffenen Vaterlandes würden sie sich aber bewähren.

Wie die dänische und norwegische, verdient auch die eigenthümliche schwedische Städteordnung erwähnt zu werden. Bei weitem nicht alle Einwohner Stockholms sind Bürger. Nur diese erwählen (nach den in der Verfassung vorgeschriebenen Abtheilungen) die Reichstagsabgeordneten, Bürgermeister und Rathmänner (Stadträthe). Aus einer dreifachen Zahl Vorgeschlagener bestätigt der König die Bürgermeister auf Lebenszeit. Funfzig ähnlich erwählte Aeltesten sind hinsichtlich ihrer Geschäfte

unsern Stadtverordneten vergleichbar. Viele Rechtssachen werden von Abtheilungen des Magistrats entschieden, wogegen die Polizei einem vom Könige gesetzten Beamten untergeben ist. Der Magistrat und die Aeltesten verwalten das Vermögen und die Einnahmen, können aber keine neuen Steuern beschließen und auflegen. Sind diese zu neuen gemeinnützigen Einrichtungen (z. B. Schulen, Gasbeleuchtung, Wasserleitungen) nöthig, so werden die Kirchspielversammlungen in Thätigkeit gesetzt, wo auch die Nichtbürger und Beamten Zutritt haben. Können sie sich nicht einigen, so erwählen die Kirchspiele 60 Personen, welche ohne Theilnahme des Magistrats und der Aeltesten in letzter Stelle entscheiden und gegen welche man nur wegen Formfehler an den König berufen kann. Diese Einrichtung ist wol nur daraus hervorgegangen, daß eine Erweiterung des Bürgerrechts zeither unübersteigliche Schwierigkeiten fand und man die Ausgeschlossenen beim Auflegen neuer Lasten nicht ganz übergehen durfte. So berief man in holländischen Städten neben der „Weisheit" den „Reichthum". Man hofft vom nächsten Reichstage die Bestätigung eines Antrags, wodurch Bürgerthum und Wahlrecht wesentlich ausgedehnt wird.

Alle Schweden sind gleichmäßig den mittelbaren (indirecten) Steuern unterworfen; einige adelige Güter aber ganz steuerfrei, andere mit leichtern oder schwerern Abgaben belegt. Auch die geistlichen Güter sind nicht ganz von Steuern entbunden.

Etliche Geistliche setzt der König unmittelbar ein, andere er oder das Consistorium aus drei ihnen von der Gemeinde vorgeschlagenen Personen. Es gibt neben Ge-

meindewahlen auch adelige Patronate. Prediger und Schullehrer werden vor ihrer Anstellung sorgfältig geprüft; Journalisten und Zeitungsschreiber brauchen dagegen weder bestimmte Eigenschaften nachzuweisen, noch Caution zu stellen. Man klagt, daß die Gesetze nicht ausreichen, Preßunfug zu verhüten und zu bestrafen, und daß etlichen bedeutenden Talenten ein reiner Charakter fehle. An einigen Orten hat man versucht, Volksbibliotheken einzurichten.

Die Reichsverfassung von 1809 hat das Wesentlichste, die Eintheilung in vier Stände, beibehalten: Geistlichkeit, Adel, Bürger, Bauern. Unser Staatsrecht, sagte mir ein Schwede, schützt zunächst gegen Tyrannei von oben und von unten, und wenn das geschichtlich Gegebene oft hemmt, so hat es auch eine erhaltende Kraft. Jene Viertheilung, entgegnete ein Anderer, bewirkt nur, daß jeder Stand eigennützig und unverständig seine eigenen Interessen im Auge behält und geltend macht. Hemmungen in Ueberzahl, fast keine Förderungsmittel. Norwegen, zur dänischen Zeit ganz ohne Staatsrecht, konnte sich jugendlich freier bewegen und Neues erschaffen, während wir in unserer alten, historischen, verrosteten Rüstung stillstehen. — Bei unbefangener Betrachtung zeigen sich unleugbare Mängel, zugleich aber auch die Unzweckmäßigkeit, ja Unmöglichkeit, Alles auf einmal umzugestalten. Zunächst wird man hoffentlich den ungeheuer weitläufigen Geschäftsgang auf dem Reichstage vereinfachen. Der Bauernstand kann nur von Personen vertreten werden, die Bauergüter besitzen, der Bürgerstand nur von Bürgern. Man tadelt, daß gar kein wirklicher oder ehemaliger Staatsbeamter in den

Reichstag eintreten darf; während deren Ueberzahl bei uns beklagt wird. Im Ritterhause behalten auch bankrotte Edelleute ohne Grundbesitz ihre Stimme, während Bürgerliche, die adelige Güter kaufen, ausgeschlossen sind. Arme Edelleute bleiben vom Reichstag weg, weil sie die Kosten des Aufenthalts in Stockholm nicht bestreiten können, oder sie übertragen ihre Familienstimme einem Dritten, verkaufen sie auch wol in ungebührlicher Weise.

Sonderbar! Karl XII. ist noch beliebt in Schweden, obgleich er durch tyrannischen Eigensinn, durch hartnäckige Kriegführung in falscher Richtung und für verkehrte Zwecke Schweden an den Rand des Verderbens führte und über Europa Gefahren heraufbeschwor, die noch in keiner Weise verschwunden sind. Wiederum nennen Andere in thörichter Begeisterung den Theil des 18. Jahrhunderts eine Zeit der Freiheit, wo eine verdammlich eigennützige Oligarchie das Vaterland preisgab.

In beider Hinsicht haben sich die Verhältnisse wesentlich gebessert. Jene Königs- und diese Adelswillkür ist nicht mehr an der Zeit, nicht mehr möglich. Alle echten, gescheiten Skandinavier begreifen, welche großen Aufgaben ihnen im Innern und nach außen vorliegen; sie besitzen an Oskar I. einen König, der durch Eigenschaften des Geistes, Herzens und Charakters allgemeine Achtung und Liebe gewonnen hat, und der es versteht, seinem hohen Berufe in würdiger Weise zu genügen.

---

# Der Prager Friede.

Nach handschriftlichen Quellen des königlich sächsischen Hauptstaatsarchivs.

Von

**Karl Gustav Helbig.**

Es ist ein großes Unglück für eine lebenskräftige Partei, wenn in der Zeit der Bedrängniß derselben ein tüchtiges Haupt fehlt. Dieses Unglück hatten die deutschen Protestanten in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs den Katholiken gegenüber, welche durch zwei kluge Fürsten und zwei bedeutende Feldherren übermächtig geworden waren. Denn der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der durch seine Stellung im Reiche zum Führer der Evangelischen berufen war, hatte wol den guten Willen, aber nicht die Kraft, dieselben vor dem Verderben zu bewahren. So erschien als Retter — leider ein Fremder, der edle Gustav Adolf, und solange er lebte, stand es gut mit den Protestanten. Nach seinem Tode kamen die Protestanten, welche der Kurfürst zu vertreten unfähig war, bald wieder in solche Noth, daß derselbe von dem klugen Kaiser zu dem Prager Frieden gedrängt wurde. Dieser den 20/30. Mai 1635 *) abgeschlossene Friede, den die nachfolgenden Ereignisse gerichtet haben,

*) Wo in diesem Aufsatze nicht doppelte Tagesbezeichnungen stehen, ist stets das Datum des alten Kalenders gemeint.

ist bekannt. Nicht bekannt dagegen sind die Unterhandlungen, durch die er zum Abschluß kam. Diese will ich mit Berücksichtigung der theilweise gleichzeitigen Verhandlungen des Frankfurter Convents nach den sehr umfänglichen Acten des königlich sächsischen Staatsarchivs in der Kürze auseinandersetzen und damit an meine frühern drei Monographien über Gustav Adolf, Arnim und Wallenstein anknüpfend meine speciellen Arbeiten über diesen Krieg abschließen.

---

Nachdem der Reichskanzler Oxenstierna im April 1633 die bedrängten Evangelischen in den vier obern Kreisen zu Heilbronn geeinigt hatte, war sein Hauptstreben darauf gerichtet, auch die Stände der sächsischen Kreise, besonders Kursachsen zu gewinnen. Neben mancherlei Sendungen und Zuschriften geschah dies durch die mehrmals, zuletzt im December 1633 an Kursachsen gebrachte Auffoderung, zu einer Versammlung aller evangelischen Stände für den März 1634 nach Frankfurt a. M. Gesandte zu schicken. Der Unmuth über das vom Reichskanzler gewonnene Directorium über die süddeutschen Protestanten war schuld daran, daß der Kurfürst Johann Georg nicht darauf achtete. Er, der ja nur „aus Noth, jedoch mit christlicher und verantwortlicher Bescheidenheit die arma defensiva ergriffen" hatte, wünschte für sich einen dem Reiche, der Kirche und seinem eigenen Interesse förderlichen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Wenn dem die evangelischen Stände beiträten, da wäre es aus mit dem Directorium der Schweden und mit dem Einfluß der Fremden auf das Reich. Und in der

That schien sich in den Anerbietungen des vom Kaiser zu Friedenstractaten bevollmächtigten Herzogs von Friedland zu geheimer Unterhandlung die schönste Aussicht auf einen solchen günstigen Frieden zu eröffnen.[1]) In diesem Sinne waren der Kurfürst und seine Räthe im Anfange des Jahres 1634 sehr thätig. Es waren dreißig Punkte unvorgreiflicher Bemerkungen über alles Das, was die Protestanten zu fodern hatten, nach den Ergebnissen früherer Berathungen, besonders mit Brandenburg, zusammengestellt worden[2]), über die sich der zu einem theologischen Gutachten aufgefoderte Hofprediger und Beichtvater des Kurfürsten Dr. Hoe sehr beifällig aussprach: „Nur müsse man diese Punkte animose und mascule dem Gegentheil vorschlagen und nicht so leicht davon abstehn.“ „Gott hat die hoffärthige babylonische Hure“, so heißt es in diesem Bedenken, „stattlich gezüchtigt und sie laut seines Wortes dermaßen entblößt, daß ihm dafür ewig zu danken. Und kein evangelischer Christ, er sei wes Standes er wolle, mit gutem Gewissen dazu helfen kann, daß die große Hure, wie sie der heilige Christ nennt, das römische Papstthum, wiederum zu vorigen Kleidern, zu vorigem Stolz, Pracht und Uebermuth gelangen möge. Und es sind echte Heilige Gottes, welche bisher der babylonischen Hure haben helfen die Kleider ausziehn.“ Die Räthe beriethen sich vorläufig über die aus des Herzogs Hauptquartier einlaufenden Nachrichten und Arnim suchte Brandenburg für die vorbereiteten Verhandlungen zu gewinnen. Andererseits warnte der Kurfürst nachdrücklich die niedersächsischen Stände, die bei der vom Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig nach Halberstadt berufenen Versammlung

infolge der Bemühungen des dort anwesenden Reichskanzlers zum Bündnisse mit den oberdeutschen Kreisen sich hinneigten, und ertheilte den obersächsischen Ständen, welche sich wegen Beschickung des obenerwähnten Frankfurter Convents an Kursachsen wendeten, wiederholt den Bescheid, „die Frankfurter Conferenz sei ein überaus hochwichtiges und weitreichendes Werk, sie sollten sich mit der Antwort auf die Einladung des Reichskanzlers nicht übereilen und des weitern freundlichen Zuschreibens und Gutbedünkens von Seiten des Kurfürsten gewärtig sein".

Da vernichtete unvermuthet des Herzogs von Friedland Ermordung den 15/25. Febr. die Friedenshoffnungen des Kurfürsten. [3]) Sein Entschluß, den Frankfurter Convent ganz unbeachtet zu lassen, wurde jetzt wankend, zumal da der ebenfalls gar sehr zum Frieden im Reiche geneigte Schwiegersohn des Kurfürsten, Georg von Hessen-Darmstadt, schon vorgearbeitet hatte, indem er darauf hingewiesen, daß Johann Georg im Interesse des Friedens und der kurfürstlichen Autorität den Convent beschicken müsse. Zwar wies der Kurfürst eine vorläufige Auffoderung des Kurfürsten von Brandenburg, den der Reichskanzler fast ganz gewonnen hatte, zur Einigung mit diesem und allen evangelischen Ständen den 12/22. März entschieden zurück; er beklagte bitter die ihm und dem Reiche präjudicirliche Ueberlassung des Directoriums in den vier Kreisen an den Reichskanzler sowie die Beeinträchtigung seines Sohns und „die schwedischen Exorbitantien" im Stift Magdeburg. Doch die Aeußerung, er werde wohl beachten, was ihm als Reichsfürsten in Rücksicht auf den Convent obliege, ließ erwarten, daß der Kurfürst denselben nicht mehr

unbeachtet lassen werde. Bald darauf wurden mehre Stände benachrichtigt, der Kurfürst werde den Convent beschicken. Doch würden sich die Gesandten nicht an den Sitzungen und Verhandlungen betheiligen, sondern „bloß die Versammelten zu guten, friedfertigen, nützlichen consiliien erinnern, und was sonst die Nothdurft ist, in Acht nehmen", das hieß mit andern Worten, der Kriegsrüstung unter dem schwedischen Directorium soviel als möglich entgegenarbeiten. Denn schon hatte in demselben Monat März im Auftrage des Kaisers, welcher des Kurfürsten Stellung und Stimmung wohl kannte, der König von Ungarn durch den Herzog Julius von Sachsen dem Kurfürsten ernstlich Friedensunterhandlungen in Leitmeritz angeboten. Während der ebenso wie Sachsen vom Herzog Julius zu Unterhandlungen aufgefoderte Kurfürst von Brandenburg jede besondere Verhandlung ohne Zuziehung der andern evangelischen Stände ablehnte, ging der Kurfürst von Sachsen gar gern auf den kaiserlichen Antrag ein. Wenigstens sorgten Generallieutenant Arnim und der Generalfeldzeugmeister von Schwalbach, welche Beide nicht recht trauten, dafür, daß die sächsische Kriegsrüstung in gutem Stande blieb: „man müsse mit der Armee einen guten Progreß suchen, dies würde dem Feinde den rechten Eifer zu einem beständigen Frieden machen." Auch setzte es Arnim durch, daß die Verhandlungen in Leitmeritz zunächst nur als präparatorische Versuche zu einem unter Vermittelung des Königs von Dänemark abzuschließenden allgemeinen Frieden betrachtet werden sollten. In dem Sinne waren die sächsischen Verhandlungen dem

Kurfürsten von Brandenburg ganz recht: sie sollten das Hauptfriedenswerk in Frankfurt unterstützen.

Während der Vorbereitung zu diesen Verhandlungen waren die sächsischen Räthe Abraham von Sebottendorf, Dr. Tünzel und Hans von Zeidler nach einer elftägigen Reise am 22. April nach Frankfurt gekommen.[4]) In der Instruction war ihnen vorgeschrieben, sie sollten alles Mögliche thun, um den Frieden herbeizuführen, und Nachgiebigkeit empfehlen: „Es würde bei dieser abgehenden Welt, da es auf die todte Neige gekommen, doch alles nicht können ad perfectum statum gebracht werden, das Römische Reich würde ein baufällig Reich bleiben, wie die Heilige Schrift sagt, Eisen und Thon. Dagegen müßte man, wie die gottseligen tapfern Vorfahren sagen, daran stützen und flicken, als vollends alles durch allzu harte procedere zu Grunde gehen lassen." Für diesen Zweck sollten sie, ohne sich an den Berathungen in pleno irgendwie zu betheiligen, öffentlich vor einer Deputation der sich berathenden Stände des Kurfürsten Ansichten entwickeln und guten Rath geben, außerdem überall in diesem Sinn arbeiten. Von Kriegsverfassung oder gar Bündniß sollte gar nicht die Rede sein; wenn zur Entschuldigung der Bildung des corpus armatum und der Werbungen auf die Gegner gewiesen würde, so sollten die sächsischen Räthe sagen, Geschehenes sei zu vergessen und die dadurch verursachte Strafe Gottes müsse durch Gebet und friedfertige Rathschläge abgewendet werden. Dem Reichskanzler hoffte der Kurfürst klar machen zu können, daß je weniger die Schweden Satisfaction foderten, sie sich den Deutschen umsomehr verpflichten und desto größern Ruhm bei der

Nachwelt gewinnen würden. Nebenbei sollten die Räthe des Kurfürsten Beschwerde über das schwedische Directorium und die magdeburgischen Verhältnisse vorbringen und für des Kurfürsten Heeresmacht die alleinige Benutzung der beiden sächsischen Kreise nach den Reichsgesetzen verlangen. Der Kurfürst dachte also mit der naiven Zuversicht, die ihm eigen war, der Kanzler werde zurücktreten, das heilbronner Bündniß und die oberdeutsche Kriegsverfassung würden sich auflösen, die beiden sächsischen Kreise müßten sich dem Kurfürsten zur Disposition stellen, und zum Schluß werde der Kaiser aus Dankbarkeit gegen den Kurfürsten freiwillig alle Beschwerden der Protestanten abstellen.

Noch mag hierbei erwähnt werden, daß neben der Macht des Reichskanzlers dem Kurfürsten im heilbronner Bündnisse nichts widerwärtiger war als der Einfluß, den in dem consilio formato (dem das Directorium berathenden Ausschuß der Stände) die Calvinisten hatten. Darum sollten die Räthe den lutherischen Reichskanzler gleich in der ersten Audienz ersuchen, „da sich der Calvinismus im Reiche einflechten wolle, bei den Friedenspunkten fleißig in Obacht zu nehmen, daß dem heiligen, gerechten Gotte nichts Mißfälliges und dem christlichen Gewissen Beschwerliches zugestanden werde“. Hatte doch kurz vorher der kurfürstliche Beichtvater Dr. Hoe in einem Gutachten über die Frage, ob die Lutherischen mit gutem Gewissen zur freien Uebung des Calvinismus im Reiche helfen könnten, sich sehr entschieden ausgesprochen: „Da muß Nein sagen, wer ein christlich Herz und Gewissen hat. Denn so hell als die Sonne am Mittag scheint,

so wahr ist es, daß die Calvinische Lehre voller erschrecklicher Gotteslästerungen, abscheulichen Irrthums und Gräuel stecke und Gottes heiligen geoffenbartem Worte diametraliter entgegenlaufe. Für die Calvinisten die Waffen ergreifen sei nichts anders als dem Urheber des Calvinismus, dem Teufel, Reitersdienste leisten. Zwar solle man sein Leben für seine Brüder lassen, aber die Calvinisten seien nicht unsere Brüder in Christo; sie unterstützen, wäre sich und seine Kinder dem Moloch opfern. Man solle seine Feinde lieben, aber die Calvinisten seien nicht unsere, sondern Gottes Feinde. Wie Gott solchen Leuten nicht hold ist, sollten wir auch die hassen, welche ihn hassen (Ps. 139, 21) und uns von ihnen absondern (2. Kor. 6, 17)." Man wird begreifen, in welche Verlegenheit der Kurfürst mit solchen Ansichten in seinem Verhältnisse zu dem calvinistischen Kurfürsten von Brandenburg kam, mit dem er in gutem Vernehmen zu bleiben wünschen mußte.

Die oben erwähnten sächsischen Bevollmächtigten fanden in Frankfurt für eine den wahren Interessen des Reichs und der evangelischen Kirche nützliche und zugleich der Autorität ihres Herrn förderliche Wirksamkeit einen sehr günstigen Boden, wenn ihnen der Wille des Kurfürsten und ihre Instruction nur irgendeine erhebliche Thätigkeit gestattet hätte. Auch ließen sie es anfangs nicht an unvorgreiflichen Vorstellungen beim Kurfürsten fehlen, damit nach Dem, was sie selbst von wohlwollender Seite als räthlich vernommen hatten, ihre Vollmacht erweitert würde. Dieser aber blieb bei Dem stehen, was in der Instruction festgestellt war, so wenig praktisch es auch sein mochte, ließ sich die umfänglichsten Relationen schrei-

ben und antwortete den Gesandten immer weniger und immer seltener.

Die Stände der sächsischen Kreise hatten sich nämlich bis zur Ankunft der sächsischen Gesandten die Hände ganz frei gehalten und wünschten sofort eine feste Einigung für den bis zum Friedensschluß kräftig fortzusetzenden Krieg unter der Leitung von Kursachsen, um mit einer bestimmten Proposition den Ständen der obern Kreise gegenüber treten zu können. Durch eine enge Verbindung der sechs Kreise, meinten sie, würden die Fremden am schnellsten aus dem Reiche entfernt werden. Welche schöne Gelegenheit war dies für den Kurfürsten, ohne sich etwas zu vergeben, dem Reichskanzler die Hand zu bieten und eine Stellung zu gewinnen, die seinen Friedensvorschlägen beim Kaiser Nachdruck geben mußte. Gab es doch auch unter den Ständen der obern Kreise manche, die auf den Reichskanzler eifersüchtig waren. Herzog Bernhard grollte ihm und äußerte im Gespräch gegen die Gesandten: „Es gebrauchten sich jetzt andere und Fremde im Vaterlande ziemlich freier Hand — wenn die sächsischen Gesandten nur nicht difficultäten brächten, so würde die Sache (nämlich ein tüchtiges Bündniß aller evangelischen Stände) dieses Ortes bald von Statten gehn.“ Auch der französische Gesandte de la Grange, der den Reichskanzler nicht wollte zu mächtig werden lassen, war dem Gedanken eines kursächsischen Directoriums über die Kriegsmacht der beiden sächsischen Kreise sehr günstig. Es war unverantwortlich, daß der Kurfürst nicht gleich vom Anfang an diese Stellung einzunehmen bemüht gewesen war und daß er nicht demgemäß seine Gesandten instruirt hatte. Noch unverant-

wortlicher aber war es, daß er nicht nach den ersten Mittheilungen der Gesandten sofort in diesem Sinne zu wirken suchte. Da hätte er freilich zunächst von der Kriegsrüstung reden lassen müssen, und eine in diesem Sinne gehaltene Proposition der sächsischen Reichsstände mit Betheiligung Kursachsens an den Berathungen konnte zur Einigung mit den vier obern Kreisen führen. Denn der Kurfürst als Director der beiden Kreise in gutem Einverständniß mit dem andern Director, dem Reichskanzler, stand einerseits dem Kaiser kräftig genug gegenüber, um ihn zu einem guten Frieden zu zwingen, und konnte andererseits nur auf diese Weise die Uebermacht des Reichskanzlers beschränken und die Fremden vom Reichsboden entfernen.

Statt dessen mußten sich die sächsischen Gesandten hinter den Coulissen ganz ruhig halten, bis endlich die von ihnen verlangte Deputation der Gesandten der anwesenden Stände genehmigt wurde, der sie am 3. Mai in der ersten Proposition die Verdienste des Kurfürsten um das Reich und die Kirche, seinen Verdruß über den Bund der vier obern Kreise unter der fremden Direction und die Nothwendigkeit, zuerst nur von den Friedensmitteln zu reden, vorhalten mußten. Deutlich genug war dabei die Hinweisung, daß sich der Reichskanzler über die von Schweden in Anspruch genommene Satisfaction aussprechen möchte. Nach langen Berathungen gaben die sämmtlichen Stände am 31. Mai Antwort. Sie vertheidigten die Nothwendigkeit des Bündnisses der vier Kreise, erklärten ihre Bereitwilligkeit zum Frieden, die sie durch Annahme der dänischen Interposition bewiesen hätten. Bis zum Frieden aber dürften sie sich nicht

trennen, sondern müßten sich bei der kräftigen Action der Gegner alle einigen. Sie erwarteten des Kurfürsten Gedanken darüber und hofften auf die Verbindung aller sechs Kreise. So wurden also die Stände der sächsischen Kreise einerseits in ihrem guten Willen zur Einigung irre und schwankend gemacht, andererseits, weil sie kein rechtes Vertrauen zum Kurfürsten haben konnten, für jetzt mehr zum Reichskanzler gedrängt. „Nur Anhalt und Mecklenburg-Schwerin", schreiben die Gesandten am 30. Mai, „sind noch nicht durch die calvinistischen Prätensionen verführt." Das hieß: die Gesandten dieser Stände hatten die meisten Bedenklichkeiten gegen eine Vereinigung aller sechs Kreise.

In der am 2. Juni auf die frankfurter Berichte ausgefertigten Antwort von Dresden erklärte sich der Kurfürst mit Allem, was geschehen war, sehr zufrieden. Nur eins konnte er nicht verwinden, daß die Gesandten dem Reichskanzler noch nichts vom Calvinismus gesagt hatten. Sie hatten in mehren Berichten erwähnt, daß sie damit noch zurückgehalten hätten, um nicht Mistrauen zu erregen und den guten Absichten ihres Herrn entgegen zu arbeiten; da noch gar nicht vom Frieden die Rede gewesen, der ja auf die Vermittelung des Königs von Dänemark gestellt war und demnach noch in ferner Aussicht stand, so sei damit noch nichts versäumt. Dagegen ließ der sonst in diesen Mittheilungen so dürftige Kurfürst neben dem Befehl, dies sofort anzubringen, in aller Breite schreiben: „hier dürfe keine politische consideration praevaliren. Dem Calvinismo müsse man nach Möglichkeit steuern und wehren." Auf den Wunsch einer Vereinigung der Stände, wie sie Brandenburg wünsche,

sollten sie sich nicht einlassen, „denn deren general-scopus ist, Kurfürsten und Stände bei ihrer Religion zu lassen, wo der Calvinismus mit eingeschlossen werden will, welchem directe oder per indirectum einigen Vorschub zu thun weder gegen Gott noch im Gewissen zu verantworten.“ So schrieb jedenfalls nach Eingebung seines Gewissensraths Hoe der beschränkte Kurfürst, der doch sonst immer vertraulichen Verkehr mit dem Kurfürsten von Brandenburg wünschte und in den prager Friedensunterhandlungen wirklich auch ganz ehrlich für ihn auftrat.

In derselben Antwort wurden die Gesandten bevollmächtigt, den Kanzler und den Ständen Mittheilung von den bevorstehenden Unterhandlungen in Leitmeritz zu machen, die unbeschadet der dänischen Vermittelung präparatorisch die Vorschläge der Gegner an den Tag bringen sollten. Denn eben diesen 2/12. Juni waren die für diese Verhandlung bestimmten Gesandten Gebhard von Miltitz und Dr. Johann Georg Oppel von Dresden abgereist,

Der Instruction gemäß sollten die kurfürstlichen Räthe zunächst für die durch Zuschlag der Zinsen von 3,435,988 Rthlr. bis auf 6,399,219 Rthlr. 14 Gr. 5 Pf. aufgelaufene Summe, welche der Kaiser dem Kurfürsten für die Hülfe im böhmischen Kriege schuldig war [5]), die erbliche Abtretung der Lausitzen für beide sächsische Linien und die Stifter Magdeburg und Halberstadt, wenn diese letztern nicht zu erhalten wären, den egerschen Kreis als Privatsatisfaction fodern. Dann sollten die früher erwähnten dreißig Punkte zur Herbeiführung des allgemeinen Religionsfriedens einzeln vorgelegt und durchgesprochen

werden. Es waren die wesentlichsten Foderungen derselben folgende: Die Evangelischen sollten als erbliche Lehne mit dem Stimmrecht wieder erhalten oder behalten, was sie von geistlichen Gütern vor Kaiser Rudolf's Tode 1612 gehabt oder durch Wahl und Postulation nachher erhalten hatten. Der geistliche Vorbehalt sollte aufgehoben werden: ein mit dem Capitel und der Stände Einwilligung übertretender geistlicher Fürst sollte reformiren können. Das Bekenntniß Augsburgischer Confession sollte überall — also auch in den kaiserlichen Erblanden — nach dem status quo von 1612 wieder freigegeben werden. Beide Confessionen müßten in den Reichsgerichten gleich vertreten sein. Zur Satisfaction der Schweden sollten auch die katholischen Stände beitragen. Hildesheim und Mecklenburg müßten restituirt, die pfälzer Sache solle ausgeglichen werden. Der Kaiser müsse eine allgemeine Amnestie gewähren (auch den böhmischen Exulanten). Endlich sollten die kurfürstlichen Rechte in Bezug auf die Reichskriegsverfassung und Reichsjustiz besser gesichert werden.

Man wird dem Kurfürsten hier nicht den Vorwurf machen können, daß er zu wenig foderte. Er mochte auch fühlen, daß damit wahrscheinlich nicht fortzukommen wäre und hatte die Gesandten weiter instruirt im Falle entschiedener Zurückweisung der wesentlichsten Punkte dieser Proposition auf die früher zum frankfurter Compositionstag 1631 gegebene Instruction zurückzugehen [6]), worin das Jahr 1620 als Normaljahr festgestellt und nur die Ueberlassung der streitigen geistlichen Güter auf 50 Jahre mit Sicherstellung der zu bewirkenden gütlichen Ausgleichung verlangt war. Dies konnte factisch die

Evangelischen befriedigen, ohne daß dem Gewissen des Kaisers eine völlige Verzichtleistung auf die Rechte der Kirche zugemuthet wurde.

Uebrigens sollten die Gesandten die ganze Unterhandlung auch vor den kaiserlichen Bevollmächtigten nur als eine präparatorische darstellen, unbeschadet der durch die Vermittelung des Königs von Dänemark zu bewerkstelligenden definitiven Vergleichung.

Den dritten Tag nach ihrer Abreise von Dresden kamen die kursächsischen Gesandten nach Leitmeritz, das sie fast ganz verwüstet fanden.[7]) Viele Häuser waren eingerissen; es wohnten nicht mehr als etwa 30 Bürger in der Stadt. Am 5/15. Juni hatten sie mit den kaiserlichen Gesandten, dem Grafen von Trautmannsdorf, dem Freiherrn von Questenberg und dem Dr. Gebhard die erste Conferenz. Die sächsischen Bevollmächtigten, die sich während der ganzen Verhandlung umsichtig und energisch zeigten, nahmen an der kaiserlichen Vollmacht gerechten Anstoß, denn theils stand darin unschicklicherweise „Kursachsen“ statt „Der Kurfürst von Sachsen“, theils waren die kaiserlichen Gesandten zu weitern Verhandlungen ermächtigt, wenn sich „auch andere Kurfürsten und Stände zu gebührlicher Aussöhnung mit dem Kaiser“ anmelden würden. Auf diese Rüge lenkte Dr. Gebhard sofort ein und entschuldigte diese Fassung, deren Beanstandung ganz in der Ordnung sei, mit einem Irrthum der kaiserlichen Kanzlei. Er versprach eine andere Vollmacht, die auch sehr bald eintraf. Es war wol ein Versuch zur Demüthigung des Kurfürsten, der hätte gelingen können, wenn die sächsischen Gesandten so naiv gewesen wären wie ihr Herr, der sich nicht genug

verwundern konnte, weshalb die Gesandten an jenen Worten Anstoß genommen hätten und sich die Ursache ihres Bedenkens noch ausführlich auseinandersetzen ließ. Auf das von den sächsischen Gesandten vorgelegte Anbringen wegen der Privatsatisfaction des Kurfürsten boten die Kaiserlichen statt der Lausitzen und der Stifter die Expectanz für die auf zwei Augen stehenden braunschweigischen Reichslehne, Grafschaft Hoya, Rammelsberg und Warberg mit den Bergwerken, die Grafschaften Hohenstein und Reinstein und das von den Herzögen von Mecklenburg zu zahlende Strafgeld. Darauf verlangten sie diejenigen allgemeinen Friedenspunkte, welche vorzugsweise die Religion betrafen, im Ganzen schriftlich und erklärten sie für extrema, über welche sie nicht zu unterhandeln wüßten. Dies war das Material, über welches, solange die Bevollmächtigten in Leitmeritz waren, theils in Conferenzen, theils in Privatgesprächen bis in den Juli hinein fast ohne allen Erfolg verhandelt wurde. Die Sachsen blieben bei ihren Foderungen stehen, die Kaiserlichen wiesen diese fast durchgängig zurück. „Niemals werde der Kaiser die evangelische Religion in seinen Erblanden dulden, niemals könne er ohne die katholischen Stände über die Stifter disponiren, den Schweden werde von den katholischen Ständen keine Satisfaction gegeben werden. Höchstens auf ein Jahr bis zu einer Reichsversammlung nach dem Frieden könne die nach dem Restitutionsedict zu vollstreckende Execution suspendirt bleiben, wo sie noch nicht eingetreten sei. Der Kurfürst solle sich mit dem Kaiser verbinden, die übrigen Stände zum Frieden zwingen, die Schweden aus dem Reiche schaffen.“ Die Sachsen erklärten, „daß sich der Kurfürst

nicht auf zu erwartende Reichslehnsanfälle, fiscalische Processe und Strafgelder vertrösten ließe, die Bestrafung von Reichsständen werde nicht zum Frieden führen. Wenn aber wegen des Hauptfriedenswerks immer auf die katholischen Stände hingewiesen würde, so müsse der Kurfürst auch auf die evangelischen Stände in Frankfurt recurriren und die Verhandlungen abbrechen. Legten die evangelischen Stände ohne Sicherung die Waffen nieder, so könnten die katholischen Stände mit ihnen nach Belieben verfahren." Auch als die sächsischen Gesandten der Instruction gemäß nun mit den obenerwähnten frankfurter Bedingungen herausrückten, blieben die Kaiserlichen hartnäckig dabei, daß auch bei diesen Foderungen nichts zu machen sei. Nur die Möglichkeit der Abtretung der Lausitzen wurde klugerweise in Aussicht gestellt, wenn der Kurfürst zum Kaiser umtreten wolle. Ebenso hofften die Kaiserlichen, daß der Kaiser von einer Bestrafung Mecklenburgs absehen und die pfalzgräflichen Kinder nach Befriedigung der spanischen Ansprüche in der Niederpfalz restituiren werde.

Trotz dieser Lockung instruirte der Kurfürst nach einer Berathung mit Arnim den Miltitz, zwar auf die für sich gefoderten Stifter im Nothfall Verzicht zu leisten, aber bei den übrigen Foderungen sowie für den allgemeinen Frieden bei den frankfurter Bestimmungen möglichst fest stehen zu bleiben. Nur im äußersten Nothfall müsse freilich dem Kaiser in seinen Erblanden — Schlesien ausgenommen, das durch den dresdener Accord von 1621 gesichert schien — das Reformationsrecht zugestanden werden und, wenn es nicht anders ginge, solle der ungefährdete Besitz der nach dem Restitutionsedict bean-

sprochten geistlichen Güter bis zur rechtlichen Austragung in ruhigen Zeiten auf 40 Jahre verlangt wurden. Doch ehe Miltitz und Oppel dieser Instruction gemäß unterhandeln konnten, waren unvermuthet Verhältnisse eingetreten, welche weitere Verhandlungen in Leitmeritz unmöglich machten.

Schon im Februar hatte der Reichskanzler die Absicht gehabt, die Schweden unter Banér nach Schlesien zu schicken, um auf dem Kriegsschauplatz der beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg Einfluß zu gewinnen. Ehe aber dieser Entschluß ausgeführt werden konnte, hatte der Kurfürst von Brandenburg Banér's Hülfe gegen die Kaiserlichen, die seine Länder bedrohten, begehrt, Schweden und Brandenburger hatten sich vereinigt und Ende März Frankfurt a. d. O. erobert. Der Kurfürst von Sachsen war natürlich mit dieser Verbindung nicht zufrieden und wurde später im Juni durch eine besondere Gesandtschaft des mit Arnim befreundeten Obersten Burcksdorff (Burgsdorf) mit Mühe und Noth beschwichtigt. Unterdeß war aber Arnim, der die schwedischen Absichten auf Schlesien durchschaute und zugleich, wie früher erwähnt worden ist, eine kräftige Offensive gegen den Feind zur Unterstützung der Friedensunterhandlungen für räthlich hielt, nach der Wiedereinnahme des seit 1633 von den Kaiserlichen besetzten Bautzen (24. April) schnell nach Görlitz gerückt und hatte die Kaiserlichen am 3. Mai bei Liegnitz tüchtig geschlagen.[8]) Darauf ging er bei Breslau über die Oder, nahm die steinauer Schanze und belagerte Großglogau, das durch Accord bald in seine Hände fiel. So hatten die Sachsen die Oder, die Absicht Banér's war vereitelt

die sie von den Fortschritten der Kaiserlichen in Süddeutschland und von dem lockern Zusammenhalten der Sachsen und Schweden erwarten konnten, zögerten sehr klug solange, bis die Kaiserlichen wieder überall übermächtig geworden waren. Den erblichen Besitz der Lausitzen, jedoch als böhmisches Lehn [9]) und nur für die sächsische Kurlinie, vier vom Stifte Magdeburg abzutrennende Aemter und die Administration des Stifts für den Sohn des Kurfürsten [10]) auf Lebenszeit wollten die kaiserlichen Gesandten als Privatsatisfaction zugestehen. Die im Reiche reclamirten geistlichen Güter sollten nach dem Besitzstand vom 2/12. Nov. des Jahres 1627 [11]) auf 40, höchstens 50 Jahre den protestantischen Inhabern gelassen werden. Den Reichsstädten und der Reichsritterschaft war der status quo des Jahres 1627 zugestanden. Die meisten übrigen Beschwerden waren einfach oder mit Hinweisung auf einen Reichstag zurückgewiesen. Von Religionsfreiheit in den kaiserlichen Erblanden könne gar nicht die Rede sein, auch in Schlesien nicht trotz des Dresdener Accords von 1621. Diesen hätten die Schlesier durch ihre spätere Verbindung mit den Feinden des Kaisers verwirkt. Nur den Ständen in Schlesien und der Stadt Breslau könne der Kaiser aus Gnade freie Religionsübung nachlassen. Vor allem aber wurde die Vereinigung der Sachsen mit den Kaiserlichen verlangt, um die dem Frieden widerstrebenden Protestanten zu entwaffnen und die Schweden zu vertreiben.

Arnim, der von dem Resultate der Verhandlungen benachrichtigtigt worden war, wies Anfang September in einem sehr verständigen Gutachten auf alle Bedenk-

lichkeiten eines solchen Friedens hin. Die Schweden müßten bei den Verhandlungen berücksichtigt werden. Ein bewaffnetes Auftreten der Kaiserlichen und Sachsen gegen die evangelischen Stände sei unmöglich: der Kaiser müsse die katholischen, der Kurfürst die evangelischen Stände in Güte zum Frieden zu bringen suchen. Das Jahr 1620 müsse man festhalten, die Schlesier dürfe man keinesfalls aufgeben. Uebrigens wies er in den Vorschlägen der Kaiserlichen wegen Räumung der von beiden Theilen besetzten Plätze nach, wie hier alles zum Vortheil des Kaisers ganz ungleich festgesetzt sei, denn „erst sollten die Evangelischen alle von ihnen besetzten Plätze räumen, dann erst wollten die Katholischen die eingenommenen Orte verlassen". Auch meinte er, daß der überall von den Kaiserlichen gebrauchte Ausdruck „Die protestirenden" statt „evangelischen" Stände so gedeutet werden könnte, als sollten die Reformirten vom Frieden ausgeschlossen sein.

In diesem Sinne resolvirte der Kurfürst. Die kaiserlichen Bevollmächtigten vertrösteten die sächsischen Gesandten auf die Antwort des Kaisers. Da kam die Nachricht von der entscheidenden Schlacht bei Nördlingen, welche den Evangelischen in Süddeutschland fast jeden Haltpunkt nahm und natürlich auch auf die Stellung des Kurfürsten sehr nachtheilig einwirken mußte. „Jetzt werde", meinten die kaiserlichen Gesandten in Pirna, „der Kurfürst schon zu moderanten consilien gebracht werden."

Während seither die Katholischen für Krieg und Frieden durchweg einig und kräftig vorwärtsgeschritten waren, hatten sich die Evangelischen in Frankfurt in den

unerquicklichsten Bedenklichkeiten und Gehässigkeiten ohne allen Erfolg herumgestritten und standen jetzt, wo ganz Süddeutschland bedroht war, einander ferner als zuvor. Die sächsischen Gesandten hatten am 2. Juni der Deputation der sechs Kreise eine zweite Proposition übergeben, worin sie ihrer Instruction gemäß beklagten, daß den Foderungen des Kurfürsten wegen der Beihülfe von Seiten der beiden sächsischen Kreise und wegen der Rechte des Prinzen August auf das von den Schweden besetzte Stift Magdeburg noch keine Genugthuung geschehen sei. Dann wurde weiter wiederum das Bündniß der obern Kreise mit dem Reichskanzler bedauert und vor Vereinigung mit fremden Potentaten gewarnt: „die Verbindung der Stände nach den Reichsgesetzen sei genügend.“ Diese Proposition machte bei den Ständen keinen guten Eindruck. „Der Kurfürst wolle“, hieß es, „nur die sächsischen Kreisstände von der Vereinigung mit den obern Kreisen abhalten und überhaupt nur trennen und werde die evangelischen Stände in die größte Gefahr bringen.“ Darauf hatte der Kurfürst in seinem Schreiben an die Gesandten weiter keine Antwort als „daß er den disgusto der Stände nicht begreifen könne“. Die Antwort auf jene Proposition erfolgte erst am 17. Juni: und zwar nur im Namen der oberländischen Stände. Sie versprachen dem Kurfürsten in allem möglichst entgegenzukommen, was er von den sächsischen Kreisen wünsche. Die Differenzen wegen Magdeburg könnten in directer Unterhandlung mit dem Reichskanzler leicht ausgeglichen werden. Dann wurde das Bündniß mit Schweden und Frankreich nochmals mit Hinweisung auf die bedrängte Lage der oberdeutschen Stände und auf das Bündniß

des Kaisers mit Spanien und andern Mächten entschuldigt. Die Reichsgesetze genügten jetzt nicht zur Vertheidigung, am wenigsten in Süddeutschland, wo sie durch die Gegenpartei überall verletzt worden wären. Eine allgemeine Verbindung aller evangelischen Stände oder wenigstens „aufrichtige Correspondenz“ sei jetzt, da die Friedenshoffnungen noch sehr unsicher wären, das „einzige Rettungsmittel“. Und dies war sehr richtig, denn der König von Dänemark, auf dessen Interposition auch die kursächsischen Gesandten immer hingewiesen hatten, schrieb am 22. Juni zur Antwort auf die vom Frankfurter Convent abgesendete Anfrage der sämmtlichen Stände vorläufig, daß der Anfang der allgemeinen Friedensunterhandlungen in Frankfurt vor dem 1. Oct. nicht möglich sei; er werde beim Kaiser deshalb anfragen. Wie wenig aber dieser darauf zu achten geneigt war, beweisen die pirnaischen Verhandlungen, in denen nach der ersten Erklärung der sächsischen Bevollmächtigten bei der ersten Conferenz, „daß die Verhandlungen präparatorisch sein sollten zur endlichen Ausgleichung unter Interposition des Königs von Dänemark“ von der dänischen Vermittelung fast gar nicht mehr gesprochen, und wenn sie einmal zur Sprache kam, dieselbe sofort von den kaiserlichen Gesandten beseitigt wurde.

Als der Reichskanzler Ende Juni nach längerer Abwesenheit nach Frankfurt gekommen war, beklagte er sich, daß in vier Monaten gar nichts zustande gekommen war und empfahl bei den Fortschritten der Feinde einen schleunigen Abschluß: am 14/24. Juli war Regensburg von den Kaiserlichen genommen worden. Dennoch blieb es den ganzen Juli hindurch bei allerhand Vorschlägen

und Besprechungen über die Verbindung, über Friedensbedingungen und daneben auch über die Klagen des Kurfürsten von Sachsen, dem auch der Reichskanzler möglichst Genugthuung zu verschaffen bemüht war. Die sächsischen Kreisstände schwankten hin und her und neigten sich mit halben Vorschlägen zum Reichskanzler, mit halben Vorschlägen zu dem Kurfürsten von Sachsen. Daneben gab es oft Rangstreitigkeiten, welche die Berathungen verzögerten, Eifersucht der mächtigern oberdeutschen Stände, wie des Landgrafen von Hessen, gegen den Reichskanzler und confessionellen Hader. Die lutherischen Stände der sächsischen Kreise, die sonst dem Kanzler nicht gewogen waren, ergriffen jedesmal für ihn Partei, wenn es calvinistische Stände galt, und wollten nichts davon wissen, als bei vorläufiger geheimer Berathung der Friedensbedingungen der ausdrückliche Anschluß der Reformirten an die Augsburgischen Confessionsverwandten beantragt wurde. Auch die unchristliche Unduldsamkeit des kursächsischen Hofpredigers Hoe erregte in Frankfurt einen argen Skandal. Das gehässige Gutachten desselben über die Calvinisten, aus dem oben einige Bruchstücke mitgetheilt worden sind, war durch eine Indiscretion aus der kurfürstlichen Kanzlei in fremde Hände gekommen und mit einer wohldurchdachten Beleuchtung bei einem frankfurter Buchdrucker gedruckt worden. 12) Der Verfasser that darin, als ob es gar nicht echt sein könne, denn der Kurfürst von Sachsen habe gar nicht fragen können, ob die Lutherischen mit zur freien Religionsübung der Calvinisten helfen dürften und noch viel weniger könne ein Mann wie Hoe, der sich öffentlich stets zur Vergleichung mit den Reformirten bereit-

erklärt hätte, in der Art geantwortet haben: das Gutachten sei das Werk eines Papisten, der in diesen schweren Zeiten die beiden evangelischen Parteien im Interesse der Katholischen trennen wolle. Man wird begreifen, welches Aufsehen, welche Leidenschaftlichkeit diese Veröffentlichung auf beiden Seiten erregte. Nach dem Bericht der kursächsischen Gesandten an ihren Herrn hatte der frankfurter Stadtrath in seiner Angst ohne Auffoderung sofort die Verhaftung des Druckers bei den Gesandten angezeigt und sich „zur Fortschaffung“ desselben aus der Stadt und Auslieferung sämmtlicher confiscirter Exemplare der Schrift, die man noch hatte erhalten können, erboten, um nicht das Misfallen des Kurfürsten aufsichzuziehen. Da aber die Gesandten hörten, daß die Bevollmächtigten des Landgrafen Wilhelm von Hessen die Schrift sofort in 500 Exemplaren hatten nachdrucken lassen, begnügten sie sich, wol auch in der Ueberzeugung, daß die Sache etwas bedenklich sei, damit, den Stadtrath zu ersuchen, womöglich zu ermitteln, wie das Gutachten Hoe's in die Hände des Druckers gekommen sei.

Bis Mitte Juli hatte noch der brandenburgische Gesandte von Götz des Reichskanzlers Absichten nicht ohne einigen Einfluß auf manche sächsische Kreisstände zu fördern gesucht. Da aber erhob der Kanzler, als er nach seinen Ansichten wegen der schwedischen Satisfaction gefragt wurde, unklugerweise, gegen die Versicherung anderweitiger Entschädigung Brandenburgs, Ansprüche auf das zum Theil von den Schweden besetzte Pommern, das nach dem Erlöschen der herzoglichen Linie an Brandenburg fallen mußte. Von nun an war an keine Einigung mehr zu denken. Selbst Oxenstjerna's Erklärung,

wegen der von den Kaiserlichen drohenden Gefahr jetzt auf jede Verhandlung in dieser Angelegenheit, ja selbst gegen Erstattung der Kosten des pommerschen Kriegs 1630—31 auf das Land verzichten zu wollen, beruhigte nicht. Die brandenburgischen und pommerschen Gesandten verlangten vor jeder weitern Verhandlung über die Verbindung unbedingte schriftliche Verzichtleistung Schwedens auf Pommern, und während dieser Streitigkeiten kam die Nachricht von der Niederlage bei Nördlingen am 27. Aug. (5. Sept.). Dagegen hatte der französische Gesandte, der sich in Frankfurt „mit Komödienspielen, Tänzen u. dergl. immer gar freudig gezeigt hatte“ [11]), den bedrängten oberdeutschen Ständen das Besatzungsrecht in Philippsburg (sonst Udenheim) abzuringen gewußt. Von einer Berücksichtigung der kursächsischen Foderungen war auch nicht weiter die Rede: die sächsischen Kreisstände erklärten größtentheils, daß sie in ihrer Bedrängniß den Kurfürsten nicht einmal mit der gesetzlichen Reichshülfe unterstützen könnten und hielten zum großen Aerger des Kurfürsten, zu dem sie kein Vertrauen haben konnten, Alles, was sie beriethen, möglichst vor den kursächsischen Gesandten geheim, die nur von dem altenburgischen Gesandten mancherlei erfuhren. Dafür galt dieser bei seinen Collegen als kursächsischer Spion und mußte sich vor ihnen verantworten. So waren denn alle evangelische Reichsglieder untereinander zerspalten und der Feind drängte. Es wurde unsicher um Frankfurt herum: die Gesandten wollten abreisen. Da publicirte der Kanzler am 3/13. Sept. einen Abschied, der den Gegnern die Meinung geben sollte, als sei doch noch eine Verbindung zustande gekommen. Die sächsischen Kreisstände

waren aber theils bei der Publication nicht zugegen, theils unterzeichneten sie ihn nicht und verließen meistens in der Eile Frankfurt. Die kursächsischen Gesandten hatten schon seit längerer Zeit in ihren Berichten nach Dresden um ihre Abberufung angehalten. Nachdem sie vergeblich von einem Posttage zum andern gewartet, nahmen sie vom Kanzler Abschied, der den Wunsch aussprach, der Kurfürst möge einen guten Frieden mit dem Kaiser zustande bringen, und die Hoffnung, er werde nicht von der Krone Schweden absetzen. Er meinte jetzt selbst, daß zunächst Oberdeutschland verloren sei: die Hülfe Frankreichs, zu der man hier wol greifen werde, sei für das Reich und die Religion bedenklich. Dabei konnten die Gesandten die kurfürstlichen Bedenken wegen Ausbreitung des Calvinismus im Reiche anbringen, deren möglichste Berücksichtigung der Reichskanzler versprach. Am 15. Sept. verließen die Gesandten Frankfurt, wo sie ungerechnet die Reise seit den 22. April durchschnittlich wöchentlich 260 Thaler gebraucht hatten. Sie mußten wegen Unsicherheit der Hauptstraße einen Umweg machen und kamen am 26. Sept. nach Dresden, wo in der Kanzlei zwei Ausfertigungen des Kurfürsten vom 27. Aug. und 13. Sept. mit der Instruction für das weitere Verhalten der Gesandten in Frankfurt und für ihre Rückkehr lagen: sie waren nicht abgesendet worden. Die Gesandten waren wenigstens mit der Feder sehr fleißig gewesen, — sie hatten 42 sehr umfängliche Berichte nach Dresden geschickt.

Auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen war die nächste Folge der Schlacht von Nördlingen die vom Reichskanzler schon seit einiger Zeit beabsichtigte Abberufung Banér's

aus Böhmen, welcher mit 10,000 Mann durchs Gebirge und über Altenburg in die Gegend von Erfurt ging, um sich mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen zu vereinigen. Demzufolge zog sich auch die sächsische Armee aus Böhmen zunächst in die zittauer Gegend zurück. Nur die schlesischen Festungen blieben noch von den Sachsen besetzt. Der schwedische General, der allerdings mit Arnim nie gut gestanden, warf auf diesen die Schuld des geringen Erfolgs ihres Unternehmens nach Böhmen. Arnim dagegen meinte, „die Schwedischen hätten ihn immer gedrängt, er aber habe sich vor Leichtfertigkeit hüten müssen und habe ihretwegen keinen Luftsprung thun können". Die Kaiserlichen folgten den Sachsen nach und bedrohten auch das Gebirge, sodaß Arnim sehr besorgt wurde und dem Kurfürsten wiederholt dringend Umsicht empfahl. Die Soldaten wurden schwierig [14]) und der Feldherr hatte seine Stellung herzlich satt.

Währenddessen hatten bis Ende September die kaiserlichen Bevollmächtigten in Pirna die von ihnen vorläufig zugestandenen Friedenspunkte „in privatis wie in publicis" in Aufsätze gebracht mit der Bemerkung, daß im Fall der Annahme von Seiten des Kurfürsten Questenberg sofort in Wien die Ratification des Kaisers holen sollte. Die andern Reichsstände sollten desselben Friedens theilhaftig werden, wenn sie 14 Tage nach der Bekanntmachung desselben ihren Beitritt erklären würden. Der Kurfürst wußte nicht, was er thun sollte. Da erbot sich sein Schwiegersohn, Georg von Hessen-Darmstadt, der den Kaiserlichen wegen seiner Friedensliebe genehm war, mit seinem klugen Rathe Dr. Wolff nach Pirna zu gehen, um zu sehen, ob mehr zu gewinnen

wäre. Diese plagten sich redlich einerseits die von dem Kurfürsten seither gemachten Foderungen den kaiserlichen Gesandten annehmlich zu machen, andererseits gingen sie die einzelnen Punkte der kaiserlichen Proposition alle noch ein mal mit den kaiserlichen Gesandten durch. Zwar ward in der Hauptsache kein erhebliches Zugeständniß erlangt und die schlesische Angelegenheit, wegen der sich Georg unablässig bemühte, mußte am Ende einstweilen ganz beiseite gelassen werden. Die Kaiserlichen erklärten geradezu, daß, falls sie hier gebunden werden sollten, sie „re infecta“ aufbrechen würden. Aber in den bereits zugestandenen Punkten wurde durch genauere Formulirung und sorgfältig erwogene Cautelen sehr viel für die Sicherheit und Befriedigung der Protestanten gewonnen. „Sie müßten“, schrieb Georg nach Dresden, „in den Unterhandlungen und Aufsätzen des Dr. Gebhard auf alle Wort, ja gleichsam syllabos gut Aufmerkens haben.“ Es ward noch in der Erwartung der baldigen Ratification festgesetzt, daß die Reichsstände sich bis zum 25. Febr. n. St. zum Beitritt melden und die kaiserlichen und kurfürstlichen Gesandten über diese Erklärungen und die Vollziehung des Friedens am 8. März in Prag verhandeln sollten. Denn diese Execution des Friedens sollte durch eine aus den Truppen des Kaisers und sämmtlicher Reichsstände gebildete Armada des Kaisers und des Reichs vollstreckt werden, von welchen der Kurfürst einen Theil im Namen des Kaisers befehligen würde. Anfangs November war die sauere Arbeit fertig, der Kurfürst sollte seine Räthe unterzeichnen lassen, der definitiv bindende Abschluß sollte auf beiderseitige Annahme des Friedensinstruments von Seiten

des Kaisers und des Kurfürsten möglichst bald folgen. Da schrieb der Kurfürst seinen Räthen von Kamenz aus, wo das Hauptquartier der Sachsen war, eigenhändig: „Ich fürchte, wo nicht baldt ein gewünschtes ende der tragtaden [15]) wirt, es wirt baldt in ein ander standt gerahten, wo es hernach so bald nicht möchte wieder so nahe kommen zum Friedt, also es izo mag sein." Bald darauf erhielten seine Räthe Befehl zur Unterzeichnung der pirnaischen Friedenspacten. Diese erfolgte von beiderseitigen Gesandten am 14/24. Nov. Oppel und Döring hatten die Unterzeichnung gegen Miltitz verweigern wollen, mußten sich aber fügen. Die kaiserlichen Gesandten reisten ab. Der Kurfürst war überzeugt, die Sache stehe für beide Theile einfach ohne weitere Aenderung auf Annahme oder Ablehnung. Für die Schlesier, die im Frieden nicht erwähnt waren, und einige andere unerledigte Punkte hoffte er noch bei der Ratification, für die er sich seinerseits bereits entschieden hatte, in Nebenrecessen Zugeständnisse zu erhalten.

Es ist unbegreiflich, daß der Kurfürst den ihm schon im October von Trautmannsdorf aufrichtig angebotenen Waffenstillstand nicht angenommen hatte. Arnim, der mit seinen Truppen die Grenzen nicht decken konnte, hatte ihn dringend empfohlen, damit die Soldaten frühzeitig zur Erholung in die Winterquartiere kämen. Vielleicht dachte der Kurfürst mit der Verweigerung den Kaiserlichen zu imponiren. Er mußte diese Politik, welche bei seiner aufrichtigen Neigung zum Frieden mit dem Kaiser am unrechten Platze war, schwer büßen. Denn Colloredo und Götz machten nicht nur Raubeinfälle in die offenen Theile des Erzgebirgs, sondern sie überfielen auch

am 11/21. Nov. vier in und bei Zschopau garnisonirende sächsische Reiterregimenter und zersprengten sie völlig. Arnim schrieb darüber an den Kurfürsten: „Es bekümmert mich in meiner Seelen, daß man so viele ehrliche Leute, die Ew. Kurfürstl. Durchl. so treu und redlich gedient, ohne einige Noth so jämmerlich hat umkommen lassen, denn wäre meinem Rathe Folge geleistet und die Armee vor sechs Wochen nach den Quartieren gegangen, so wäre das edle Volk conservirt worden. Ew. Kurfürstl. Durchl. haben zwar den Schaden, der Schimpf aber kommt auf mich, denn kein Mensch wird sich einbilden können, daß mein Rath in Kriegssachen so wenig gilt. Ich bin versichert, wenn nur das Volk zusammenkommt, daß ein heftiger Unwille unter ihnen entstehen und diese Rede gehen wird, da man sie lange genug gebraucht, so führe man sie itzt auf die Fleischbank — und die Wahrheit zu sagen, es ist Menschenblut da will behutsam und mit großer Vernunft umgegangen oder ins Künftige, wenn dasselbe zum Himmel schreit, übel zu verantworten sein. Wenn ich kein Gehör habe, muß ich es geschehen lassen, Ew. Kurfürstl. Durchl. werden den größten Schaden davon haben und wenn sie im Sumpfe stickt, zweifele ich sehr, ob die Leute, welche anitzo alles placetiren, Ew. Kurfürstl. Durchl. wieder können herausziehen." Der Kurfürst rückte nun selbst mit der Armee ins Gebirge, das die Kaiserlichen verließen: infolge seiner Beschwerde und wol auch der Jahreszeit wegen blieben dieselben in Böhmen; doch erst am 28. Febr. ward in Erwartung des endlichen Friedensschlusses zu Laun ein förmlicher Waffenstillstand zwischen beiden Theilen zustande gebracht.

Seit der Unterzeichnung der pirnaischen Uebereinkunft war der Landgraf Georg für den Kurfürsten und den Frieden unablässig thätig. Er schrieb an mehre evangelische Stände, ja selbst an den Reichskanzler, um durch solche Mittheilungen dieselben vorzubereiten und die spätere Ausgleichung zu fördern, er ging, unterstützt vom Dr. Wolff, die sämmtlichen pirnaischen Friedenspunkte mit den Räthen der Kurfürsten von Mainz und Köln durch, damit nicht von der Seite Schwierigkeiten gemacht würden, er blieb fortwährend mit den kaiserlichen Räthen in Verbindung und betrieb die Förderung des Friedenswerks, das am 3/13. Jan. in Außig vorgenommen werden sollte. Auf seinen Rath, den er schon Anfang October gegeben hatte, entschloß sich der Kurfürst, die Räthe einiger vertrauten Fürsten zur Mittheilung des pirnaischen Entwurfs nach Dresden zu berufen, freilich erst für den 30. Dec., wahrscheinlich um nicht durch deren Bedenken behindert zu werden. Eben deshalb wurde, aber auch erst gegen Ende December, eine Gesandtschaft zum Kurfürsten von Brandenburg beschlossen, welche die Friedenspunkte — mit Ausschluß Dessen, was sich auf die Privatsatisfaction des Kurfürsten bezog — mittheilen und rechtfertigen und etwaige Bedenken, ohne sich in eine Berathung einzulassen, zu Protokoll nehmen sollten. Es waren wieder Abraham von Sebottendorf und Hans von Zeidler dazu ausersehen, die zur Reise nicht einmal einen Abschlag auf die seit längerer Zeit rückständige Besoldung erhalten konnten: mit Mühe schaffte ihnen der Kammerrath Dr. Döring noch vorläufig 100 meißnische Gulden Reisegeld.

Auch die Kaiserlichen waren in dieser Zeit sehr thätig:

die pirnaischen Friedenspunkte wurden vielfach berathen und begutachtet. Man hörte in Dresden, daß die entschiedenen Katholiken bei dem guten Stande ihrer Angelegenheiten mit Trautmannsdorf's friedlichen Bemühungen unzufrieden dem Frieden entgegenarbeiteten. Jedenfalls war man in Wien im besten Zuge, den angeblich auf Ratification gestellten Aufsatz vielfach zu ändern, und suchte dadurch die Gegner des Friedens zu beruhigen. Ein kölner Jesuit schrieb insgeheim zum Troste bedenklicher Ordensgenossen, der Kurfürst werde durch den Frieden seine Reputation verlieren und die Verbündeten würden durch die Lockspeise getrennt. Es werde Alles in den Pacten wohl verclausulirt werden, die Zugeständnisse seien nur scheinbar. „Latet ubique anguis in herba; nihil concessum, nihil conclusum, quod a nostris non fuerit ponderatum et in recessu aliquid non habeat.[16]) Mußte nicht der Kurfürst bedenklich werden, als ihm solche Mittheilungen über den sehnlichst erwarteten Friedensschluß zu Gesicht kamen?

Als das Jahr 1634 zu Ende ging, war der Kurfürst nicht in Dresden und blieb auch noch den ganzen Januar 1635 abwesend, bald in Leipzig oder Wittenberg, bald in Thüringen, während sich gerade die allerwichtigsten Geschäfte in der Hauptstadt drängten. Zwar hatte Dr. Gebhard bereits den Aufschub der letzten außiger Conferenz vom 3/13. Jan. auf den 3/13. Febr. bei Miltitz angezeigt, „da die Gutachten der beiden geistlichen Kurfürsten über die pirnaischen Friedenspunkte noch nicht eingelaufen wären“, aber die Räthe der zu der vertraulichen Mittheilung eingeladenen Fürsten, der sächsischen Herzöge, des Markgrafen von Brandenburg-

Kulmbach, des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, des Herzogs von Mecklenburg, der anhaltinischen Fürsten und der Stadt Nürnberg waren bereits eingetroffen, und fast jeden Tag kamen Botschaften und Briefe, die wegen des Friedens Erläuterungen begehrten oder Vorstellungen anbrachten. Da wurden die geheimen Räthe des Kurfürsten, die alle diese Angelegenheiten auf Befehl des Kurfürsten abwickeln sollten, böse, daß ihr Herr nicht zu rechter Zeit da war, und schalten in einem ziemlich derben Briefe den Kurfürsten, daß sie seit vielen Jahren keine Besoldung bekommen und sich im Dienste ihres Herrn krank gearbeitet hätten. „Wollen Ew. Durchl. beherzigen, wie es zu dauern unmöglich und daher gnädigste Vermittelung treffen und Dero getreue Räthe nicht also stecken lassen.“ Die Herren von Miltitz und Werthern nahmen demnach auch jetzt an den Geschäften weiter keinen Antheil. Dagegen mußten die Doctoren Timäus und Tüntzel die Friedensbestimmungen — mit Ausnahme der Privatsatisfaction des Kurfürsten — den Gesandten durch Dictat mittheilen und die von denselben schriftlich eingebrachten Bedenken zurückweisen. „Der Kurfürst habe mehr zu erlangen sich bemüht, doch jetzt sei nichts zu ändern, die Sache stehe einfach auf Annahme oder Ablehnung: da der Kurfürst den Stein nicht regen könne, so müsse er ihn liegen lassen und Gott befehlen.“ Dabei erklärte Timäus ausdrücklich, daß die leitmeritzer Tractate anfangs nur präparatorische gewesen wären aber bei überhandnehmender Kriegsgefahr definitive Verhandlungen hätten werden müssen. Die Gesandten wollten fort, der von den Räthen immer dringender herbeigerufene Kurfürst erschien erst Ende Januar, wo er die

Gesandten, welche noch anwesend waren, mit der Auffoderung verabschiedete, „daß sie zur Annahme des Friedens getreulich cooperiren möchten“.

Die nach Berlin bestimmten Gesandten waren nach fünftägiger Reise am 7. Jan. dort eingetroffen. Es wurde denselben da alle Ehre angethan. Gleich nach der Ankunft wurden sie in einem von sechs Schimmeln gezogenen Gallawagen in Begleitung von Edelknaben, Trabanten nnd Fackelträgern nach dem Schlosse gebracht, wo sie Wohhung erhielten. Mehrmals wurden sie zur kurfürstlichen Tafel geladen, bei welcher der Kurfürst, wie sie in ihrem Berichte ausdrücklich erwähnen, tüchtig trank. In den Verhandlungen mit Herrn von Knesebeck und andern kurfürstlichen Räthen mnßten sie die pirnaischen Friedenspunkte vortragen und gegen die dagegen gemachten Bedenken rechtfertigen. Nachdem die brandenburgischen Räthe ein Memorial für den Kurfürsten von Sachsen aufgesetzt hatten, erhielten die Sachsen am 12. Jan. in einer feierlichen Audienz ihren Abschied, worin — charakteristisch genug für die politischen Verhältnisse in Berlin — der Kurfürst von dem Obersten Burcksdorff, dem entschiedenen Gegner der sich zu Schweden hinneigenden Politik des Kurfürsten, öffentlich zurechtgewiesen wurde. Denn als der Kurfürst gegen die sächsischen Gesandten bedauerte, daß er nicht an den Friedensverhandlungen theilgenommen, weil er mit dem zu den Verhandlungen bestimmten Orte, Prag, nicht einverstanden gewesen sei, unterbrach ihn Burcksdorff laut mit der Bemerkung: „Es müßten wohl andere Ursachen gewesen sein, denn daß man in Leitmeritz beginnen wolle, das habe ja das ganze Reich gewußt.“ Bei dieser Audienz wie bei der

Tafel war auch der alte Schwarzenberg zugegen, der an den Verhandlungen keinen Theil nahm. Doch hatte er den Gesandten einen Besuch gemacht, nicht in politischen Angelegenheiten, denen er hier ganz fremd blieb, sondern in eigenem Interesse. Er bat die Gesandten um Fürsprache beim Kurfürsten für — sein Silberzeug, das er bei einem Einfall von Reichstruppen in Brandenburg zur Sicherung nach Wittenberg geschickt hatte. Dieses war nach Dresden geschickt und ausgemünzt worden: der Kurfürst Johann Georg hatte Wiedererstattung des Silberwerths versprochen, aber noch nicht geleistet.

Das erwähnte brandenburgische Memorial verlangte nach dankbarer Anerkennung der Friedensliebe des sächsischen Kurfürsten weitern Aufschub des definitiven Friedensabschlusses und vorher Berathung der Stände des obersächsischen Kreises über die Friedenspunkte und vorherige Mittheilung derselben an die andern Kreise, an Frankreich und Schweden. „Wenn der Kaiser so lange zögere, um das Gutachten katholischer Stände zu vernehmen, so dürfe wohl auch der Kurfürst von Sachsen seine Glaubensgenossen befragen."

Kurz vorher, ehe die Gesandten abreisten, wurde auch noch Arnim nach Berlin geschickt. Er sollte zunächst melden, daß Johann Georg in seinen kurz vorher mit Banér gepflogenen Unterhandlungen die Foderung desselben, mit seiner Genehmigung in die Mark einrücken zu dürfen, entschieden zurückgewiesen habe. Dann aber sollte er dem Kurfürsten nochmals die Annahme des pirnaischen Friedens empfehlen. Arnim brachte Anfangs Februar dieselbe Antwort zurück, welche die Gesandten schriftlich erhalten hatten. Die Berathung mit den evan-

gelischen Ständen wurde um so dringender verlangt, da von Seiten des Kaisers die Schlußberathung über die pirnaischen Vergleichspunkte wiederum verschoben worden war. Neben der officiellen Antwort hatte Arnim dem Kurfürsten viele besondere Bedenken der kurfürstlich brandenburgischen Räthe zu berichten, mit denen er nach seinen frühern Aeußerungen wol selbst einverstanden war. Erledigung der pfälzer Angelegenheit, Sicherung der Protestanten in Böhmen und Schlesien, allgemeine Amnestie, von der nach den pirnaischen Punkten „etliche wenige" ausgenommen sein sollten, Garantien für die reformirten Stände, Sicherstellung gegen das dem König von Ungarn eingeräumte Directorium der Reichsarmee, wonach man, wenn dieser Kaiser geworden, einen „caesarem semper armatum" haben würde — das waren die wichtigsten Foderungen, auf die Arnim den Kurfürsten aufmerksam machen mußte. Der Kurfürst blieb jetzt sowie bei den im Februar und März wiederholten Vorstellungen des Kurfürsten von Brandenburg gegen Schwarzenberg und gegen Burcksdorff dabei stehen, daß der pirnaische Entwurf einfach auf Annahme oder Ablehnung stehe. Nach dem Abschluß könne nur von bedingungsloser Annahme von Seiten der Stände die Rede sein; den Regierungen von Frankreich und Schweden solle der Friedensschluß nachher mitgetheilt werden zur Nachachtung, nicht aber zur Unterhandlung, wie Brandenburg wünschte. Ebenso wurden alle andern Bedenken, die jetzt und später während der prager Verhandlungen von den vier obern Kreisen, von Wilhelm von Hessen, von den französischen Botschaftern in Deutschland und vom Reichskanzler selbst nach Dresden gelangten, theils zurück-

gewiesen, theils unbeantwortet gelassen. Auch die kursächsischen Stände, die schon zu Ende des Jahres 1634 zum Landtag nach Dresden berufen worden waren, um insgeheim den pirnaischen Friedensentwurf zu vernehmen, waren nach einem weitläufigen Schriftenwechsel am 20. Febr. zur eventuellen Genehmigung des pirnaischen Friedensentwurfs gebracht worden.[17]) Nun endlich gegen Ende Februar kam die Nachricht, daß der Kaiser zu den Schlußverhandlungen bereit sei, aber nicht in Aussig, sondern in Prag, wohin der Kurfürst seine Bevollmächtigten schicken möchte.

Johann Georg, seelenfroh, daß es soweit gekommen war, ließ nun Alles zu dieser Sendung vorbereiten. Die Kammerräthe und Rentmeister erhielten Befehl, „bei Zeiten auf hinreichende Mittel bedacht zu sein, damit Sr. Kurfürstl. Durchl. Gesandten am Fortziehen nicht aufgehalten, sondern zur Nothdurft mit Zehrung versehen sein möchten“. Da Miltitz noch krank war, mußte wieder der Hofrath von Sebottendorff mit Döring und Oppel die Sendung übernehmen, obgleich sich Jener sträubte, „da ihm die Uebernahme wegen seiner hinfallenden memori unmöglich und aus wichtigen motiven hochbedenklich sei“. In der am 16/26. März unterzeichneten Instruction wurden die erwähnten Räthe beauftragt, die Genehmigung des pirnaischen Friedensentwurfs von Seiten des Kurfürsten zu erklären. Die Religionsfreiheit der Schlesier und einige andere minder wichtige Punkte sollten in Nebenrecessen zur Erledigung kommen. Wenn die kaiserlichen Gesandten gegen den Hauptentwurf Bedenken vorbrächten, so sollten die sächsischen Räthe die durch die Conferenzen mit den evangelischen Ständen

erhobenen Bedenken dagegen geltend machen. Außerdem wurde den Gesandten fleißiger Verkehr mit den Räthen des Landgrafen Georg, die an den prager Verhandlungen theilnehmen sollten, und Sparsamkeit dringend anempfohlen, da der Kurfürst die frankfurter Rechnungen noch wohl in Gedanken haben mochte. Deshalb wurde auch für die ökonomischen Angelegenheiten der geheime Kammerdiener Lebzelter nach Prag vorausgeschickt, welcher im Gasthof Zum Türken „der Herren Gesandten" und des höhern Personals Tafel Mittags und Abends jedesmal zwölf Speisen von Fleisch und Fisch, acht Schalen Obst und Confect und Weißbier für 2 Reichsthaler die Person täglich ausbedungen hatte. Der Wein sollte besonders bezahlt werden. Für eine Mahlzeit der Diener hatte er für eine Person 1/4 Reichsthaler ausgemacht. Die Wohnung sollte ihnen angewiesen werden: sie erhielten dieselbe später im Strahlendorf'schen Hause.

Ferner wurden zwei Kammerdiener mit zwei Bedienten und vier Pferden in Pirna stationirt, um die zwischen Prag und Dresden hin- und herlaufenden Schreiben rasch zu fördern. Der Schösser in Pirna hatte die Aufgabe, alle Ausgaben der prager Gesandtschaft aus den dazu angewiesenen Steuereinkünften einiger außerhalb des Amts Pirna liegender Städte zu decken und zu berechnen. Denn die Unterthanen des Amts Pirna waren so erschöpft, daß sie nicht einmal die Kosten der Station jener Kuriere bestreiten konnten.

Währenddessen ließ der Kurfürst vorläufig erwägen, was nach dem Abschluß des Friedens an die Stände geschrieben werden sollte, und ließ sogar ein Ausschreiben drucken, um es nachher sofort denselben mittheilen zu

können. Auch daran dachte er, was dem Reichskanzler angeboten werden könnte, und meinte, man könne es mit 350,000 Thalern versuchen und das Gebot bis zu 875,000 Thalern steigern. Woher dies Geld bei dem finanziellen Zustande in den Ländern der evangelischen Stände zu nehmen sei, daran dachte er freilich nicht.

Die sächsischen Bevollmächtigten waren nach fünftägiger Reise über Teplitz und Schlan unter Begleitung kaiserlicher Reiter am 22. März (1. April) nach Prag gekommen. „So gut nun", schreiben sie, „das Traktement bei den kaiserlichen Kriegsoffizinen unterwegs uns widerfahren, so übel, elend und jämmerlich haben wir den Zustand des Landes vermerkt, indem fast in keinem Dorfe einige Mensch oder Vieh, Hund oder Katze, die Häuser in Städten und Dörfern größtentheils eingerissen und verwüstet, der Acker nicht angebaut, desgleichen in Ew. Kurfürstl. Durchl. Landen gleichwohl zur Zeit noch nicht zu befinden." Sie fanden in Prag bereits die hessischen und die kaiserlichen Gesandten, den Grafen Trautmannsdorf, den Freiherrn Kurz von Senfftenau und Dr. Gebhard, welche seit dem 11/21. März auf die Ankunft der dresdener Räthe warteten.

Wie mochte der Kurfürst erschrecken, als er nach dem ersten Berichte von der freundlichen Aufnahme seiner Gesandten in der ersten Sitzung einen zweiten in Prag am 28. März unterzeichneten Bericht mit der Nachricht erhielt, „daß der Kaiser nicht ohne weiters ratificiren könne, es sei dies wider Sr. Kaiserl. Maj. Hoheit und Gewissen und er dürfe den katholischen Ständen nichts vergeben. Se. Maj. hätten sich, nachdem er die Bedenken der Kurfürsten von Mainz und Köln eingeholt und

den pirnaischen Entwurf vom 26 «discreten» Leuten habe begutachten lassen, so resolvirt, daß Jeder, der den Frieden liebte, zufrieden sein könnte. Nach den nahebevorstehenden Osterfeiertagen würden die kaiserlichen Gesandten einen neuen Entwurf vorlegen." Die sächsischen Bevollmächtigten machten dagegen geltend, „daß der pirnaische Entwurf auf beiderseitige Ratifikation abgefaßt worden sei, deshalb habe auch der Kurfürst sich von den Einwürfen der evangelischen Stände nicht beirren lassen; in Pirna sei ganz anders gesprochen worden, ja Graf Trautmannsdorf habe erklärt, als er den pirnaischen Entwurf unterzeichnete, er sei gleich dem Alten Testamente"... „Auch im pirnaischen Entwurfe", meinten dagegen die kaiserlichen Bevollmächtigten, „stehe ausdrücklich, daß der Entwurf von beiderseitiger Resolution oder Ratifikation abhängig sei, seitdem habe sich viel, sehr viel geändert und der Kurfürst habe durch sein Zögern diese ungünstige Wendung der Dinge verschuldet". Dagegen erwiderten die sächsischen Gesandten mit vollem Recht, daß an der Verzögerung seit Unterzeichnung des pirnaischen Entwurfs der Kurfürst ganz unschuldig sei. Ueberhaupt traten jetzt die kaiserlichen Bevollmächtigten sehr zuversichtlich auf und meinten anfangs sogar, es könne nur von einem Particularfrieden zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten die Rede sein, gegen die übrigen Stände werde sich Se. kaiserliche Majestät nach Gelegenheit der Person und Beschaffenheit der Sache so bezeigen, daß sie des Friedens gleichfalls möchten theilhaftig werden. Erst als die sächsischen Gesandten erklärten, daß sie für einen solchen Particularfrieden nicht instruirt worden, lenkten sie ein und erläuterten, daß unter jenen Ständen die gemeint

wären, welche sich seit dem pirnaischen Schluß mit dem Feinde eingelassen, z. B. auch der katholische Kurfürst von Trier, der im Bündniß mit den Franzosen war.

Gleichzeitig liefen in Briefen vom geheimen Kammerdiener Lebzelter Hiobsposten aller Art ein von den Fortschritten der Kaiserlichen im Reich und von den gewaltigen Rüstungen des Kaisers, die, wenn auch theilweise nur Gerüchte, den Kurfürsten ängstigen mußten. Allerdings war gegründet, daß Augsburg, wo die größte Noth geherrscht, die Metze Korn 14 Gulden, 1 Pfund Kuhfleisch ½ Gulden gekostet hatte, in die Gewalt der Kaiserlichen gefallen war: in dem mit Gallas abgeschlossenen Accorde hatten die Evangelischen — zwei Drittel der ganzen Bevölkerung — die Erlaubniß zur Auswanderung zugestanden erhalten und die zurückbleibenden Evangelischen eine Kirche, die sie sich erst bauen sollten, und hatten ausdrücklich auf jeden Vortheil, der etwa in den Particulartractaten zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen den Reichsstädten gewährt würde, verzichten müssen. Auch war es richtig, daß Frankfurt und Nürnberg auf gleiche Weise bedroht wawaren, daß der Markgraf von Brandenburg in Franken sich ergeben hatte und Piccolomini und Lamboy jetzt freie Hand gegen die sächsischen Herzoge hatten. Gerüstet wurde überall in den kaiserlichen Provinzen, und in Wien wünschten in der Zuversicht auf die Macht der Katholischen Viele, daß sich die Verhandlungen mit Sachsen zerschlagen möchten. „Der Kaiser habe in Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain viele Hülfsmittel und werde in Hoffnung guten Gewinns vielfach freiwillig unterstützt. Freilich wäre durch die vielen Kriegssteuern,

welche die Herren für die Unterthanen zahlen müßten, die Häuser und Güter, deren viel feil wären, so im Werthe gesunken, daß manche Herrschaft von 80,000 Gulden Werth für 9000 Gulden ausgeboten würde. Aber durch Liberalität würden die Offiziere, durch Licenz die Soldaten gewonnen und erhalten." Vielleicht war es aber übertrieben, wenn Lebzelter berichtete, daß in Böhmen und Mähren 51 Regimenter und an der brandenburgischen Grenze 20,000 Mann vom Könige von Polen zu Hülfe gesendete Kosacken bereit wären, wenn die Verhandlungen zerschlagen würden, in Sachsen und Brandenburg einzurücken.

Sofort nach der ersten ordentlichen Conferenz hatten die hessischen Räthe, nachdem sie von den wesentlichsten Aenderungen des Entwurfs unterrichtet worden waren, noch ein mal den kaiserlichen Bevollmächtigten eindringliche Vorstellungen gemacht, diese hatten noch ein mal schleunigst nach Wien berichtet und legten ihren allerdings hier und da gemilderten Entwurf am 5/15. April vor, der in fünf Conferenzen bis zum 11. April durchgenommen wurde. Bei einzelnen Punkten erlangten die Gesandten höchstens eine beruhigende Interpretation oder einen mildern Ausdruck. „Was der Kaiser jetzt gebe, sei das Aeußerste, wenn es der Kurfürst nicht annehme, so sei auch der Kaiser nicht weiter gebunden. Der Kurfürst solle sich innerhalb 14 Tagen erklären: bis dahin wolle der Kaiser in der Erwartung einer einfachen Zustimmung dem Kurfürsten Aufschub gewähren. In den Hauptsachen sei nichts geändert; was der Kaiser in Nebendingen geändert, habe er ändern müssen. Man solle den Kaiser lassen Kaiser sein und dessen Hoheit nicht

unter die Füße treten, und ein Kurfürst auch Kurfürst bleiben." Dies Letztere war von Trautmannsdorf nachdrücklich bemerkt worden.

In der Mitte des April kam Sebottendorf mit dem neuen Friedensentwurfe nach Dresden. Der Kurfürst war in einer peinlichen Lage. Er hatte die Bedenken der evangelischen Stände mit der Erklärung zurückgewiesen, daß der pirnaische Entwurf auf Annahme oder Abweisung stehe. Dennoch war der Entwurf geändert worden, und dieser neue Entwurf mußte noch viel mehr Bedenken erregen. Die kurfürstlichen Räthe von Lüttichau, Timäus, von Ponikau, Metsch und die Hofmeister von Körbitz und von Einsiedel, welche Auftrag erhielten, sich nach Prüfung des Entwurfs zu äußern, ob der Kurfürst mit gutem Gewissen unbeschadet seiner Ehre und Würde und des Wohls von Land und Leuten den Frieden annehmen könne, erklärten, „sie hätten, da sie sich der Reichssachen unerfahren wüßten und ihr Unvermögen gern anerkannten, von Herzen wünschen mögen, dieser Berathschlagung enthoben zu sein. Beides sei schlimm, die Annahme des Friedens und die Fortsetzung des Kriegs. Wenn es nicht anders gehe, solle sich der Kurfürst fügen. Doch wäre wohl vor allem ein theologisches Bedenken nothwendig." Darauf wendete sich der Kurfürst an den Hofprediger Hoe. Dieser verlangte dringlich Wiederherstellung des Ausdrucks: „die Augsburgischen Confessionsverwandten und Protestirenden", damit die Calvinisten, denen er übrigens — wie er sich weltklug fügend hinzusetzte — den Frieden gönnen wolle, nicht mit zu den Augsburger Confessionsverwandten gerechnet würden. Der Kurfürst solle nur weitere Unterhandlungen versuchen und

nur im Nothfall, wenn es nicht anders gehe, nachgeben, aber jedenfalls sich der Schlesier annehmen und sich nicht gegen die Schweden brauchen lassen, durch die der Kurfürst zwei mal gerettet worden sei.

Viel entschiedener trat Arnim auf. Er war von Dem, was aus Prag geschrieben worden war, unterrichtet, und wußte, daß der Kurfürst am Ende unbedingt nachgeben würde, denn derselbe hatte ihm schon am 11. April in einem Schreiben, worin er ihn von Leipzig zur Berathung nach Dresden entboten hatte, erklärt, daß er, es falle die Relation des von Prag erwarteten Sebottendorf, wie sie wolle, schließen und die Sache Gott befehlen wolle. Darauf schrieb Arnim:

„Durchlauchtigster hochgeborner Kurfürst.

Ew. Kurfürstl. Durchl. seien meine unterthänigste gehorsamste Dienste bevor. Gnädigster Herr. Wie ich gestrigen Tages meine Schreiben abgefertigt, habe ich vernommen, daß Ew. Kurfürstl. Durchl. mich wiederum zu sich erfordern. Nun erinnern Ew. Kurfürstl. Durchl. sich gnädigst, daß bei meinem Abschiede ich unterthänigst davor gebeten, wiederhole auch solches nochmals hiermit. Denn ich werde bei den Sachen nunmehro ganz nichts nutzen. Weil ja die Kriegs- und Staatssachen haben müssen separiret werden, so hoffe ich, daß Ew. Kurfürstl. Durchl. werden vor mich, daß ich damit verschonet, eben das fundament, welches andere, weil es außer ihrer profession, vor sich anziehe, auch gnädigst gelten lassen und mich mit keinen Ihren statum concernirenden Sachen (wozu vornehmlich die itzigen Friedenstraktate gehören) nicht belegen. Was den Krieg anlangt, da habe

ich meine Gedanken so oftmalen schriftlich und mündlich eröffnet, wie es auf beiden Fällen, es verbleibe beim Kriege oder wenn es gleich zum Friedensschluß kommen sollte, anzustellen, daß ich nichts weiß dazu oder abzuthun, also daß auch deswegen meine Gegenwart ganz nicht nöthig. Denn wie ich nicht gerne ohne genugsamen Grund etwas rathen mag, so lasse ich mich auch keine andern rationes irre machen, sondern verbleibe dabei und weiche im geringsten nicht ab. Wenn die tractaten ihre Endschaft erreicht, werde ich doch alles zeitig genug erfahren und wird unvonnöthen sein, durch große Weitläuftigkeit allen Verlauf mir zu communiciren, denn meine Antwort würde doch nichts anders sein, als daß ich es empfangen und verlesen habe. — Es wundert mich, wie sie doch dem guten Lebzelter so viele neue Zeitungen beibringen. Ich glaube mit dem nächsten überreden sie ihn auch, daß sie ein paar Legionen Engel werden vom Himmel werden zum succurs bekommen. Wer sich dadurch will ein Schrecken einjagen lassen, dem muß das Herz wohl schon bis zum Nabel gesunken sein. Nicht die Furcht oder Gefahr, sondern das christliche Gewissen und Liebe zum Vaterlande muß die dringende Ursache sein zum Frieden und dies dabei über alles in Acht genommen werden. Befehle Ew. Kurfürstl. Durchl. der gnädigen Aufacht Gottes und verbleibe unterthänigst gehorsamst

H. G. von Arnimb."

Nur über den militärischen Theil des Friedensentwurfs gab einige Tage darauf Arnim im Verein mit den Generalen von Schwalbach und von Schleinitz ein

größtentheils abfälliges Gutachten, daß bei der beabsichtigten Vereinigung der Sachsen und Kaiserlichen der Kurfürst um alle Selbständigkeit gebracht werden würde, wenn man nicht viele Bestimmungen ändern wollte.

Seit der letzten Erklärung der kaiserlichen Bevollmächtigten waren gerade die festgesetzten vierzehn Tage abgelaufen. Da unterzeichnete der Kurfürst seine Resolution, „seine Gesandten sollten nochmals alle Bedenken mit allem Fleiße geltend machen und möglichst remedur bewirken". Die wichtigsten Bedenken wurden dabei nochmals einzeln verzeichnet. Ganz in Widerspruch mit seinen in Frankfurt vertretenen Ansichten und von dem weltklugen Hofprediger beruhigt hob der Kurfürst hierbei auch die nöthige Garantie für die reformirten Stände, besonders für Brandenburg hervor, welche indessen die kaiserlichen Bevollmächtigten für den jetzigen Vergleich niemals geradezu verweigert hatten. „Wenn es aber nicht geht", hieß es weiter, „so sind wir nicht geneigt darum die Traktaten aufzustoßen, sondern was Gewissens, Amtes, Ehre, Würde und Standes halber zu verantworten, das wollen wir uns gefallen lassen." Demnach erhielten die Gesandten Vollmacht, abzuschließen, doch so, „daß Alles der kurfürstlichen Intention gemäß geführt und nichts gegen Ehre und Lehre Gottes, kurfürstliches Gewissen und Namen, die Libertät und die Reichskonstitutionen verwilligt werde". Der Kurfürst überlasse dies Alles ihrer Discretion und hoffe, daß sie weiter keiner Resolution bedürfen würden.

Eine seltsame Vollmacht! Natürlich wurde diese von den kaiserlichen Gesandten unwillig zurückgewiesen und eine bestimmte Vollmacht der Art verlangt, wie sie eine vom

Kaiser hatten. Dennoch waren sie unterdessen zur nochmaligen kurzen Erwägung der Bedenken und einigen Milderungen bereit. Das in dem pirnaischen Entwurfe überall dem Ausdruck: „Die Augsburgischen Confessions-Verwandten“ zugesetzte, aber im kaiserlichen Entwurfe gestrichene Wort „Protestirende“ ward zwar nicht wieder aufgenommen, wie der Kurfürst wegen der Reformirten wünschte, aber ausdrücklich erklärt, daß dies den Calvinisten keinen Schaden thun sollte, namentlich solle Brandenburg insbesondere und mit kaiserlicher Anerkennung der Anwartschaft auf Pommern durch einen Receß gesichert werden. Den vier durch die Fortschritte der Kaiserlichen theilweise gefährdeten Reichsstädten Ulm, Nürnberg, Frankfurt und Strasburg wurde die Aufnahme in den Frieden ausdrücklich zugesagt mit der Anerkennung ihrer Religionsverhältnisse vom Jahre 1627: nur für Augsburg, das bereits mit dem kaiserlichen General Gallas accordirt hatte, wurde jedes weitere Zugeständniß zurückgewiesen. Der von dem sächsischen Heere dem Kaiser zu leistende Eid wurde nach dem Wunsch des Kurfürsten insoweit geändert, daß er mit in der Eidesformel genannt wurde; auch solle ihn das sächsische Heer nicht sogleich nach Abschluß des Feindes zu leisten haben. Diejenigen sächsischen Offiziere und Soldaten, die den Eid nicht leisten wollten, sollten nicht, wie es bis dahin lautete, als Feinde der allgemeinen Wohlfahrt betrachtet werden, sondern unter der Bedingung, daß sie nicht beim Feinde Dienste nehmen wollten, abdanken können. Auch solle der Kurfürst über die ihm im Friedensentwurf zugestandenen und von ihm zu befehligenden 20,000 Mann, dem vierten Theile der zunächst aus den

östreichischen, bairischen und sächsischen Truppen zu bildenden und unter dem Oberbefehle des Kaisers oder seines Sohnes stehenden Reichsarmee, noch 4—5000 Soldaten mehr halten können. Außerdem waren noch eine Menge kleinerer Differenzpunkte durch mildere Fassung und Erläuterung ausgeglichen. Vor Allem aber wurde gegen die Besorgniß, daß die katholischen Stände den Frieden beanstanden könnten, erklärt, daß der Kaiser den einmal abgeschlossenen Frieden gegen katholische wie gegen evangelische Stände mit allen ihm zugebote stehenden Mitteln durchzuführen entschlossen sei.

Als der Kurfürst von seinen Gesandten Bericht erhalten hatte und von den hessischen Gesandten in einem klaren und eindringlichen Schreiben von der Lage der Dinge genau unterrichtet worden war, ließ er am 5. Mai eine neue unbeschränkte Vollmacht zum Friedensabschluß für seine Bevollmächtigten aufsetzen und empfahl ihnen vorher nur noch Berücksichtigung einiger wichtigen Punkte. Zunächst sollten sie noch ein mal für das Interesse des braunschweigischen Hauses, welches Hildesheim verlieren sollte, dann für den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, den Sohn des dänischen Königs, wegen Verdens und Bremens und für Restitution der pfälzischen Linie in der Rheinpfalz auftreten. Wenn es nicht ginge, dann sollten sie es gehen lassen, aber bestimmt erklären, daß der Kurfürst an Dem, was der Kaiser in dieser Beziehung vornehmen wolle, durchaus keinen Theil nehmen werde. Ferner müsse dem Kurfürsten gestattet sein, sich vor Beginn der Feindseligkeiten in Güte mit den Schweden auszugleichen. Vor Allem aber sollte die Begnadigung und Religionsfreiheit der Schlesier nach dem Dres-

dener Accord von 1621 sowie die allgemeine Amnestie der Reichsstände nochmals dringend bevorwortet worden. „Ich habe mich nun hauptsächlich erklärt“, schrieb der Kurfürst eigenhändig unter diese Instruction, „was ich getraue gegen meinen Gott und die Posterität zu verantworten, Gott dem Allmächtigen die Sache befohlen, der wird es richten nach seinem Willen.“

Nach dem Vortrag der kurfürstlichen Bedenken in Prag erklärten die kaiserlichen Bevollmächtigten, daß der Kurfürst, wenn er es sich gefallen ließe und nichts dagegen thun wolle, in der braunschweigischen, dänischen und pfälzer Sache außer dem Spiele bleiben solle. Die Witwe und Kinder des Pfalzgrafen sollten aus kaiserlicher Gnade „mit Unterhalt contentirt“ werden. Gegen den Versuch einer gütlichen Ausgleichung mit Schweden habe der Kaiser nichts einzuwenden, wenn es der Kurfürst allein auf sich nehmen wolle. Eine allgemeine Amnestie wurde dagegen entschieden verweigert, doch rückten endlich die Gesandten mit der Liste der Fürsten heraus, welche gestraft werden sollten. Es waren dies der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden-Durlach, die Grafen von Löwenstein, Erbach, Isenburg-Büdingen, Oettingen, der Graf von Eberstein, die Grafen von Nassau und Hanau, die Grafen von Wied, Graf von Hohenlohe, Max von Pappenheim und die Herren von Freiberg. Doch sollte auch Diesen nicht alle Aussicht auf die kaiserliche Gnade genommen sein, wenn sie sich unterwürfen: für jetzt aber würden die würtembergischen und badischen Länder mit Zusicherung des Religionsstandes von 1627 bis zur Vertreibung der Fremden aus dem Reich und bis zur völligen Restitution des

Herzogs von Lothringen vom Kaiser mit Beschlag belegt werden. Den Landgrafen Wilhelm von Hessen werde der Kaiser nach Berathung mit dem Kurfürsten amnestiren, wenn er sich accommodirt haben würde. Die Weimaraner Wilhelm und Bernhard und Ernst von Sachsen würden durch Annahme des Friedens und Vereinigung ihrer Truppen mit der Reichsarmee sofort gesichert sein. Mecklenburg endlich sollte gegen ein mäßiges Bußgeld begnadigt werden.

Von andern blieben Diejenigen, welche ohne Kündigung die kaiserlichen Dienste verlassen und bei den Gegnern Dienste genommen hatten, die kaiserlichen Erbunterthanen, die in Feindes Diensten gestanden, mit Ausnahme Derer, die bei dem Kurfürsten von Sachsen und bei den „Dero mitverwandten und bei ihm gebliebenen Reichsständen Augsburgischer Confession" gedient, ferner die Mitglieder des Consilii formati, endlich theilweise die böhmischen Exulanten und die Wallenstein'schen Rebellen von der Amnestie ausgeschlossen. Noch entschiedener aber wurde jedes weitere Zugeständniß für die Schlesier verweigert. Die Herzöge von Brieg, Liegnitz, Oels und die Stadt Breslau sollten, wenn sie unmittelbar beim Kaiser Gnade suchen würden, mit ihren Unterthanen „amnestirt, in privilegiis und in dem Religionsstand von 1627 erhalten werden". Dagegen ließe sich der Kaiser in den kaiserlichen, königlichen und katholischen Immediatgebieten sein freies Belieben nicht beschränken und werde bei einer einzuführenden Religionsänderung nur den Güterverkauf und die Auswanderung der Evangelischen zulassen. Dabei versicherte Trautmannsdorf auf seine Ehre, daß davon nicht werde abgegangen werden.

Darauf antwortete der Kurfürst am 12/22. Mai, die Gesandten sollten sich noch eine kurze Zeit gedulden; über die Amnestie und die schlesische Angelegenheit müsse er noch zurathe gehen. Denn die in Dresden anwesenden schlesischen Gesandten, denen die Willensmeinung des Kaisers mitgetheilt worden war, hatten den Kurfürsten inständigst gebeten, sie nicht zu verlassen: sie hätten ja gegen den Kaiser nichts gethan, als was sie zu thun von den sächsischen Generalen im Namen des Kurfürsten überredet oder gar gezwungen worden wären. Auch Arnim hatte kurz vorher in einem vom Kurfürsten gefoderten letzten Gutachten das Abbrechen der Unterhandlungen für nothwendig gehalten, wenn der Kaiser in jenen beiden Punkten nicht nachgeben wollte. Darin heißt es in Bezug auf die von dem Kaiser beabsichtigte Bestrafung der Reichsfürsten (von Würtemberg, Baden ꝛc.), zu welcher der Kurfürst niemals seine Genehmigung geben dürfe: „Haben es Ew. Kurfürstl. Durchl. damalen“ (zur Zeit des leipziger Convents) „dürfen frei heraussagen, da Sie ganz ohne Waffen und mit der Katholischen ihren das ganze römische Reich angefüllt war, daferne also mit den getreuen Ständen länger sollte procediret und gebahret werden, daß sie lieber Alles ausstehen und erwarten, als Ihren Kurfürstl. Namen damit zum ewigen Verweis beladen wollten, daß bei Dero Kurfürstl. Regierung mit Ihrem Willen das römische Reich und deutsche Freiheit unter eine solche Drangseligkeit gesetzt werden sollte; so haben Ew. Kurfürstl. Durchl. nun Gottlob ja noch mehr Mittel, als damalen, anitzo in Händen und größere Ursache, wenn sie sollten von Land und Leuten verjagt oder mit einer schimpflichen

Strafe belegt werden. Und wie könnten Ew. Kurfürstl. Durchl. ohne Versehung Ihrer hohen Autorität darin willigen? Daß Sie sich nicht auch tacite selber beschuldigten, und würde Ihr nichts mehr als die Kaiserliche Gnade zu Statten kommen. Es würde auch männiglichen mit Ew. Kurfürstl. Durchl. in offenen Druck ausgelassenen Schriften vornehmlich von Feindes Seiten ein Gespötte getrieben werden, daß man im Schreiben so tapfere Resolution geführet und doch zu keinem effecte gebracht hat."

Am 15. März hatte sich der Kurfürst wegen der obenerwähnten Bedenken entschieden. Er schrieb nach Prag, die Gesandten möchten es noch ein mal versuchen; wo nicht, es gehen lassen, doch ausdrücklich erklären, daß dem Kurfürsten keine Mitwirkung in Dem, was der Kaiser in diesen Angelegenheiten thun würde, zugemuthet werden dürfe. Charakteristisch zur Beurtheilung des Kurfürsten und des Verhältnisses zu seinen Beamten ist es, daß der Kurfürst im Concept der Instruction die nach dringender Empfehlung der Bemühung für Milderung der kaiserlichen Propositionen folgenden Worte: „Wir merken zwar, daß schwerlich eine andere Erklärung zu erlangen", gestrichen und dafür: „Daß keine andere Erklärung zu erlangen" geschrieben, der Concipient aber ausdrücklich am Rande bemerkt hatte, er müsse zu seiner Rechtfertigung bemerken, daß diese Correctur von dem Kurfürsten selbst herrühre.

Dieser Instruction gemäß machten die sächsischen Gesandten noch einen freilich vergeblichen Versuch und waren nach der letzten Conferenz mit den kaiserlichen

Bevollmächtigten am 19. Mai zum Abschluß bereit, der am 20. Mai auf dem Schlosse stattfinden sollte. Da kam noch am 19. Mai ein pressantes Schreiben aus Dresden, woraus sie zu ihrer Verwunderung erfuhren, daß der Kurfürst wieder schwankend geworden war. „Er müsse die Amnestiefrage noch ein mal erwägen, sie sollten vor einer zu erwartenden Resolution nicht abschließen." Die Gesandten waren in einer peinlichen Lage. Auf eine gegen Dr. Gebhardt ausgesprochene Andeutung ihrer Verlegenheit vernahmen sie, daß die kaiserlichen Bevollmächtigten den Tag darauf die sächsischen Gesandten zur Unterzeichnung des Friedens auf der Burg erwarten würden. Wenn diese nicht erfolge, so würden sie sofort abreisen. Im Einverständniß mit deu hessischen Gesandten glaubten die Sachsen den sofortigen Abbruch der Verhandlungen nicht verantworten zu können und unterzeichneten am 20/30. Mai den Prager Frieden. Die kaiserlichen Resolutionen wegen Schlesiens und wegen der von der Amnestie ausgeschlossenen Reichsstände weigerten sie sich dagegen zu unterzeichnen; sie nahmen dieselben nur zur Berichterstattung an. Dagegen hatten die kaiserlichen Bevollmächtigten nichts einzuwenden, ja sie erklärten sogar und gaben es schriftlich, daß in der Amnestiefrage später noch eine besondere Vergleichung zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten stattfinden solle. Hier wie überall zeigte sich im Gegensatze gegen die fanatische Partei der kluge und milde Sinn des Herrn von Trautmannsdorf, ohne dessen Einfluß dem schwächlichen Kurfürsten gewiß noch viel mehr zugemuthet worden wäre. Der Kurfürst war mit diesem endlichen Abschluß der lange dauernden Verhandlungen sehr wohl zufrieden. Am 5/15. Juni

wurden die vom Kaiser und Kurfürsten unterzeichneten Originale der Friedensinstrumente ausgewechselt. Bald darauf wurden noch einige Nebenpunkte zu Protokoll genommen, unter andern die Erklärung des Kurfürsten, „daß er nicht angesehn sein wolle, als ob er den Schlesischen Receß billige oder sich für obligat halte, denselben den Schlesischen Ständen mitzutheilen; er behalte sich ausdrücklich weitere wohlgemeinte Intercession vor". Dagegen hatten die Kaiserlichen nichts einzuwenden; sie wußten, daß dieses die Sache nicht im geringsten ändern werde.

Arnim, der von dem Kurfürsten wiederholt vergeblich aus Leipzig nach Dresden beschieden worden war, ging auf seine Güter nach Brandenburg und bat am 4. Juni um seine Entlassung, die er am 19. Juni in den gnädigsten Ausdrücken erhielt. Weil dabei der Kurfürst um seinen weitern Beirath wegen Ausführung des Friedens gebeten hatte, antwortete Arnim dem mit ihm einverstandenen General Schwalbach: „In dem Werke, wie etwa die anderen zur Annehmung des Friedens zu bringen, Sr. Kurfürstl. Durchl. einräthig zu sein, dazu haben Sie viel geschicktere Leute, die rationes genug finden werden. Unsere profession besteht in der execution; wo solche Generale rathen, da kostet es Blut. Wenn es wider die Feinde der christlichen Kirche wäre, so wollte ich tapfer mit daran gehn. Aber unter meinen Glaubensverwandten mag ich solches ohne genugsame hocherhebliche und unumgängliche Ursachen nicht vergießen. Da ist es besser, daß man mit der Feder streitet. In solchem Kriege kann der Herr Dr. Wulff mit guten Ehren eines Generalleutnants, ich aber kaum eines Mus-

ketirers Platz vertreten. Also würde Sr. Kurfürstl. Durchl. ich wenig Nutzen schaffen können." Auch anderweitig rechtfertigte er sich bei dem ihm befreundeten Schwalbach wegen seines Rücktritts, indem er ihm also schrieb: „Ich kann mit keinem guten Herzen mehr dienen; denn daß ich nur dieses einige berühre, so ist es dem Herrn bekannt, wie die armen Schlesier (so mag ich sie wohl nennen, denn durch unsere actionen, welche wir als getreue und eifrige Diener unsers Herrn nicht anders führen konnten, sind sie ihres zeitlichen und ewigen Schatzes beraubet worden) so in groß Elend und Jammer geführet. Nun sie da ohne Kräfte und in den letzten Zügen liegen, so gehet der Priester und Levite vorbei, lassen sie in ihrer höchsten Noth stecken. Gott schicke doch einen getreuen Samariter, der sich der hochbetrübten Leute mitleidendlich erbarmet und ihrer wieder annimmt. Zu meines Herrn Nutzen habe ich die ehrlichen Leute persuadiren, zum meisten aber durch die Waffen zwingen müssen, darüber sie itzo leiden. Man sagt, sie behalten die wahre christliche Religion? Der geringste Theil und dasselbe mit vielen tausend Thränen und Seufzern und sind nicht versichert, wie lange. Ich bedauere unsern redlichen und aufrichtigen deutschen Herrn, dem vorgebildet wird, in Ihro Kais. Maj. Erblande und Fürstenthümer könne man derselben der Religion halber nichts vorschreiben. Aber Ihro Maj. haben es sich selbsten vorgeschrieben, daß sie dabei sollen gelassen werden, Ihro Kurfürstl. Durchl. haben sich auch nicht allein obligat gemacht gegen andere Fürsten und Stände, sondern auch gegen die, so in den Erbfürstenthümern gesessen. Ihro Kurfürstl. Durchl. Gesandten

haben es auch in dem der Kais. Maj. überreichten memorial angezogen, wie die erste reformation geschah, wie solches wider die Kurfürstliche Zusage liefe. Wodurch haben sich doch nun die armen Leute solches ufs neue verlustig gemacht? Daß sie der größern Gewalt des Mansfelders und Ihro Kurfürstl. Durchl., da sie keinen Mann auf dem Fuß gehabt, sich accomodirten? Mußte doch die ganze kaiserliche Armee laufen, wie wir ihnen zu Steinau auf den Hals gingen. Es ist nun alles vergebens, was ich schreibe, doch weß das Herz voll ist, dessen geht der Mund über."

Es braucht wol kaum hervorgehoben zu werden, daß neben der Nichtbeachtung der Schweden, der seitherigen Bundesgenossen der Sachsen, bei diesen Verhandlungen, die Einwilligung des Kurfürsten in die Bestrafung mehrer Reichsstände, die nicht mehr gesündigt hatten als der Kurfürst selbst, und das Preisgeben der von dem Kurfürsten selbst zum Widerstand gegen den Kaiser veranlaßten Schlesier diejenigen Bestimmungen des Friedens waren, welche den Kurfürsten am meisten bloßstellen und seine gute Absicht, das Reich zu beruhigen, vereiteln mußten. Diese Zumuthungen waren dem Kurfürsten schon bei den pirnaischen Verhandlungen gemacht worden, und schon damals hätte er auf die Nachgiebigkeit des Kaisers in diesen wesentlichen Dingen bestehen und, wenn dies nicht gelang, alle weitern Verhandlungen abbrechen sollen. Dazu kam nun auch noch in Prag der veränderte kaiserliche Entwurf, welcher trotz der den kaiserlichen Gesandten abgerungenen Modificationen doch ganz anders lautete als der den Gesandten der evangelischen Reichsstände in Dresden dictirte und nach Ver-

lin gesendete pirnaische Vertrag.[18]) Nicht nur war darin das Verhältniß des begnadigenden Kaisers zu den zum Gehorsam zurückkehrenden Fürsten hervorgehoben, nicht nur waren viele den Protestanten günstige Cautelen und Milderungen im Ausdruck gestrichen; auch einige ganz wesentliche Zugeständnisse fanden sich nicht mehr im Prager Frieden. So steht z. B. zwar in beiden Entwürfen nach Bestätigung der im Augsburgischen Religionsfrieden anerkannten Ueberlassung der vor dem Passauer Vertrage eingezogenen mittelbaren geistlichen Güter an die lutherischen Stände, daß die vor jenem Vertrage eingezogenen unmittelbaren und sämmtliche nach dem Passauer Vertrage an die Augsburgischen Confessionsverwandten gekommenen unmittelbaren und mittelbaren Stifter und geistlichen Güter nach dem Besitzstande vom 2/12. Nov. 1627 von dem Tage des Friedensschlusses an 40 Jahre den Inhabern verbleiben und daß diese sich während dieser Zeit bis zu diesem Termine in Güte einigen sollen.[19]) Während aber im pirnaischen Entwurfe im Falle der Nichteinigung ein Aufschub des Termins zugelassen und bis zur friedlichen Ausgleichung die Anerkennung des Rechtszustandes von 1627 gegen alle sonstige Edicte und Decrete (also besonders gegen das Restitutionsedict) festgestellt wird, wird im Prager Frieden nach Ablauf der 40 Jahre der factische Rechtszustand von 1627 ohne jene Cautel nur bis zur kaiserlichen Entscheidung mit Zuziehung von Fürsten beider Confessionen und durch die Reichsgerichte gewährt, wobei natürlich das Restitutionsedict wieder hätte geltend gemacht und günstigen Falles mit Waffengewalt durchgeführt werden können. Ferner hatten die reformirten

Reichsstände, die im pirnaischen Entwurfe als „Protestirende“ überall berücksichtigt waren, im Prager Frieden, worin dieses Wort gestrichen war, gar keine Garantie für das den Lutherischen gemachte Zugeständniß: der Kaiser konnte, wenn die Zeit günstig war, ohne Rechtsverletzung sofort die von ihnen, z. B. die von Brandenburg eingezogenen geistlichen Güter beanspruchen. In dem pirnaischen Entwurfe war den Unterthanen der Reichsritterschaft sowie der Reichsstädte die Religionsfreiheit gewährt; in dem Prager Frieden war sie auf die Person der Reichsritter und die Ringmauern der Städte beschränkt. Auch waren darin die Reichsstädte ausgenommen, welche während der Verhandlungen mit den Kaiserlichen hatten accordiren müssen. Hildesheim, das nach dem prager Entwurfe dem braunschweigischen Hause bleiben sollte, wurde im Prager Frieden als bereits den Katholischen rechtlich zuerkanntes Stift betrachtet. Nur in den die Privatsatisfaction des Kurfürsten betreffenden Recessen [20]) blieb es mit Ausnahme einiger Redactionsveränderungen bei dem pirnaischen Vergleich. Der Kurfürst erhielt die Lausitzen als böhmisches Lehn, erblich für das Kurhaus, nach Aussterben des kursächsischen Mannsstammes für die (bereits ausgestorbene) Linie Sachsen-Altenburg und nach Erlöschen dieser Linie für die Nachkommen der damals lebenden Töchter des Kurfürsten (die jetzigen Fürsten aus dem Hause Holstein-Gottorp), die in den Lausitzen eine Gesammtregierung einsetzen müßten, wenn nicht der König von Böhmen, was ihm im letzten Falle freistehe, die Lausitzen für die Zahlung der Schuld zurücknehme. Außerdem erhielt der Kurfürst die vier Aemter des Stiftes Magdeburg, Jü-

terbogk, Querfurt, Dahme und Burg unter denselben Bedingungen, und für seinen Sohn August auf Lebenszeit das Stift Magdeburg.[21])

Nach dem Abschluß dieses Friedens war der Kurfürst außerordentlich thätig, um denselben im Reiche zustande zu bringen. Zunächst wurde der Abschluß allen Reichsfürsten und Städten gemeldet, mit denen der Kurfürst in Verbindung stand, und die dringende Bitte hinzugefügt, nach dem Empfang des Friedenspatents, welches er vom Kaiser erwarte, innerhalb der festgesetzten Frist von zehn Tagen demselben beizutreten. „Wir wünschten zwar von Herzen", heißt es darin, „es hätte können weiter gebracht werden, inmaßen wir denn an unserer Mühsamkeit, Sorge und emsigen Fleiß aus Liebe und Treue gegen das geliebte Vaterland nichts haben erwinden[22]) lassen, aber es ist ein mehreres als in dem Schlusse enthalten, nicht zu erheben gewesen." Das gedruckte Friedenspatent des Kaisers kam in hinreichender Anzahl von Exemplaren am 21. Juni nach Dresden, konnte aber nicht sofort versendet werden, da infolge der Nachlässigkeit des Setzers ungefähr drei Druckseiten darin ganz weggelassen waren. Sobald dies in Dresden bemerkt wurde, ließ der Kurfürst sogleich an den Kaiser schreiben, erhielt aber gleich nach der Absendung seines Schreibens andere richtige Exemplare, da der Fehler schon in Wien bemerkt worden war. So unbeholfen war man damals noch in einer kaiserlichen Hofdruckerei. Der Kurfürst versendete nun die Patente, d. h. den Hauptfriedensschluß ohne die Recesse, im Namen des Kaisers an die ober- und niedersächsischen Stände, an letztere mit der Bemerkung, daß er es nur

wegen der in Niedersachsen bestehenden Verhältnisse vom Kaiser dazu bevollmächtigt thue.

Einige Reichsstände meldeten sofort ihren Beitritt, andere eröffneten ihre Bedenken, welche der Kurfürst möglichst zu beseitigen suchte. Der Kaiser oder vielmehr der von ihm bevollmächtigte König von Ungarn, mit dem der Kurfürst fortwährend in Briefwechsel stand, suchte es dem Kurfürsten möglichst zu erleichtern, indem er sich einen längern Aufschub der Erklärungsfrist gefallen ließ. Noch ein mal versuchte es der Kurfürst von Brandenburg durch Arnim, den er Anfang Juli als seinen Bevollmächtigten nach Dresden schickte, genauere Auskunft über den Inhalt der Nebenrecesse und einige Modificationen des Friedens besonders zu Gunsten der Schweden und wegen allgemeiner Amnestie zu erlangen, mußte sich aber mit der Erklärung begnügen, daß der Kurfürst von Sachsen Unterhandlungen mit den Schweden bereits vorbereitet habe, wegen der Amnestie, von der kein Stand der sächsischen Kreise ausgeschlossen sei, noch besondere Berathung mit dem Kaiser pflegen und die Zögerung Brandenburgs beim Kaiser bestens entschuldigen wolle. Dies that er auch redlich, wie desgleichen für die Herzöge Wilhelm von Sachsen und Georg von Lüneburg. Da aber der König von Ungarn dringend eine endliche Erklärung verlangte, so traten sie gegen Ende Juli sämmtlich dem Frieden bei[23]); Brandenburg am 29. Juli durch die Erklärung des als außerordentlichen Bevollmächtigten nach Dresden geschickten Schwarzenberg. Diesen folgten bald die andern Reichsstände: nur Bernhard von Sachsen und Wilhelm von Hessen blieben ungeachtet der vom König von Ungarn

27 * *

möglichst erleichterten Bemühungen des Kurfürsten von Sachsen fern. Denn Bernhard hatte vom Anfang eine feindselige Stellung gegen diesen Frieden genommen und hatte seinen Bruder Wilhelm auf seine Seite zu ziehen gesucht; Wilhelm zögerte, weil er noch in directen Unterhandlungen mit dem Kaiser war. Zeigte sich auch Dieser in der bis Ende September verlängerten Frist der Beitrittserklärung nachgiebig, so waren doch alle Bemühungen des Kurfürsten, eine Begnadigung der von der Amnestie ausgeschlossenen oberdeutschen Stände zu erwirken, fruchtlos. Es blieb bei der allgemeinen Versicherung, daß sich der Kaiser nach völliger Beruhigung des Reichs mild und gnädig erweisen werde, welche der wegen der Vollstreckung des Friedens im September nach Dresden geschickte kaiserliche Bevollmächtigte, Freiherr Kurz von Senfftenau, im Namen des Kaisers aussprach.

Ebenso hatte der Kurfürst den General Banér, der noch während der prager Verhandlungen mehrmals an ihn geschrieben, und den Reichskanzler Anfang des Juni von dem Abschluß des Friedens benachrichtigt und nähere Mittheilungen versprochen. Diese erfolgten in der Mitte des Juli durch eine besondere Sendung des Obersten von der Pforten und des Dr. Münch zum Kanzler nach Magdeburg.[24]) Die Gesandten hatten, wie gewöhnlich, Noth mit dem Reisegeld, und erhielten vorläufig 108 Gulden Geleitsgelder vom Amtsschösser in Zörbig. Auf ihre Werbung beim Kanzler, daß die Schweden gegen eine „erträgliche" Entschädigung an Geld das Reich verlassen sollten und dann von Seiten des Kaisers und der Reichsstände als in den Frieden eingeschlossen betrachtet werden würden, erklärte der

Kanzler, daß er erst von dem Inhalte der Recesse unterrichtet sein müßte und daß er ohne seine Bundesgenossen im Reiche und ohne Frankreich sowie ohne directe Unterhandlungen mit dem Kaiser sich in nichts einlassen und am wenigsten jetzt über die Entschädigung verhandeln könne. Demnach versuchte er ganz ohne Erfolg Unterhandlungen mit dem Kaiser und setzte durch besondere Gesandtschaften die Erörterungen mit Kursachsen noch längere Zeit fort, wobei ihm von Seiten des Kurfürsten erst 1 Million meißnische Gulden, dann auf Brandenburgs Betrieb $2^1/_2$ Million Gulden, in mehren Terminen zahlbar, geboten wurden. Da er aber nicht darauf einging, so griffen die Sachsen, nachdem sich der Kurfürst der Zustimmung Brandenburgs versichert hatte, auf Befehl des Kaisers, der schon seit längerer Zeit zur Vollstreckung des Friedens gedrängt hätte, am 2. Oct. die Schweden an und drängten sie aus dem Halberstädtischen heraus. Banér zog sich zurück, die Sachsen drangen an der Elbe nach in das Mecklenburgische, und damit hatte, wenn auch besonders auf Betrieb der Herzöge von Mecklenburg und Pommern noch bis zu Anfange des Jahres 1636 die Unterhandlungen fortgesetzt wurden, ein neuer Krieg begonnen, dessen Darstellung der mir in diesem Aufsatze gestellten Aufgabe fernliegt.

---

# Anmerkungen.

---

1) Diese Verhandlungen zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzog von Friedland finden sich ausführlich in meiner Schrift „Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—34" (Dresden 1852).

2) Diese dreißig Punkte sind in den später mehrmals erwähnten „Pirnaischen und Pragischen Friedenspacten", S. 291 fg. abgedruckt.

3) Zur Erläuterung meiner Darstellung der Ermordung des Herzogs von Friedland in der ebenerwähnten Schrift S. 42 fg. füge ich hier noch bei, daß in einem Gespräche bei Tische in Leitmeritz Trautmannsdorf gegen die sächsischen Gesandten äußerte, „daß die Execution in Eger ganz nicht auf die Maß, wie sie vollstrecket, auch nicht denselben Personen anbefohlen gewesen, sondern man hätte sie sollen zur Haft bringen und durch Proceß wider sie verfahren. Es hätten aber Gordon und andere vermeint, weil Herzog Bernhard's Armee in der Nähe gelegen, auch nicht gewußt, was die Regimenter dabei thun würden, es wäre der sicherste Weg, ihn also aus dem Mittel zu schaffen."

4) Ueber die Verhandlungen des Frankfurter Convents vergleiche man Chemnitz' „Königlichen Schwedischen in Teutschland geführten Kriegs" (II, 364—386, 410—453, 496—514). Doch stehen dort nur die verschiedenen Propositionen, Eingaben und Beschlüsse. Die Mittheilungen aus den sächsischen Gesandtschafts-

berichten, welche ich hier zuerst benutzt habe, geben Aufschlüsse über das dortige Treiben hinter den Coulissen und besonders über die sächsische Politik, die noch neu sind. Zugleich benutze ich die Gelegenheit, hier Alles zusammenzufassen, was die Berichte zur Erläuterung damaliger Lebensverhältnisse bieten. Die drei Gesandten reisten in einem vierspännigen Wagen, das Kanzleipersonal in einem Dreispänner: die neun Kutscher und Diener und 19 Pferde, welche den ganzen Weg machen mußten, blieben die ganze Zeit über in Frankfurt. Die ersten vier Tage auf sächsischem Gebiete, wo die Amtsschösser die Rechnungen zu bezahlen hatten, gaben sie nur jeden Tag 4—5 Thaler Trinkgelder aus, dann aber machte die Zehrung bis Frankfurt durchschnittlich täglich 50 Thaler. Außerdem war auf dem ganzen Wege für den Schmied, Sattler, Riemer, Seiler, Wagner 64 Thaler verausgabt worden. Wie schlecht mußten demnach die Wege sein! Aber sie waren selbst hier, wo keine Feinde standen, nicht einmal sicher. Denn in Steinau trafen die Gesandten auf frankfurter Kaufleute, die von einem schwedischen Fähnrich räuberisch angefallen worden waren. Diese hatten ihn bei der Vertheidigung niedergeschossen und waren deshalb eine zeitlang zurückgehalten worden. In Frankfurt mietheten die Gesandten eine Privatwohnung und besorgten ihre Küche selbst. Sie zahlten wöchentlich — drei Gesandte und vier Kanzleibeamte — für die Wohnung mit Betten 7 Thlr., für einen Koch mit Küchenjungen und Küchenfrau nebst Miethe des Kochgeschirrs 9 Thlr., für Miethe der Tisch- und Tafeltücher sowie des zinnernen Tafelgeschirrs 12 Thlr., Lohn eines Thürhüters und einer Bettfrau 4 Thlr., für Victualien vom Fleischer, Gewürzkrämer, Pastetenbäcker, Bäcker, vom Markte mit Einschluß von Holz für die Küche (wöchentlich für 3—4 Thlr.) und Beleuchtung 90—100 Thlr., Wein und Bier gewöhnlich 45—50 Thlr. (Wein der Ohm zu 16 und zu 13 Thlr., Doppelbier der Ohm 4 Thlr. 12 Gr.), Kostgeld für die Kutscher 20 Thlr., Stallzins, Wohnung fürs „gemeine Gesindel", Heu und Stroh 30 Thlr., Futter für 19 Pferde (29 Malter Hafer, der Malter etwas mehr als ein dresdener Scheffel) 47 Thlr., also ungefähr 260 Thlr. in der Woche. Für die obenerwähnten

Victualien folge hier noch eine besondere Berechnung, woraus auch die Preise vieler Waaren in dem damals theuern Frankfurt ersehen werden können, nach Reichsthalern und Batzen (1 Reichsthaler = 25 Batzen, 1 Batzen = 15 Pfennige), wonach die Gesandten rechneten, denn in Frankfurt rechnete man nach Gulden und Batzen (1 Gulden = 15 Batzen). Nach einer Wochenrechnung hat ein Fleischer geliefert 250 Pfd. Hammel- und Kalbfleisch und 2½ Lämmer für 14 Rthlr. 5 Bz., ein anderer Fleischer 38 Pfd. Rindfleisch für 3 Rthlr. 20 Bz., ein dritter Schinken und Speck (das Pfd. 3 Bz.) für 4 Thlr. 9 B., der Gewürzkrämer (dabei das Pfd. Meliszucker 10 Bz., das Pfd. Wachslichte 10 Bz.) für 27 Rthlr. 19 Bz., der Bäcker Brot und Semmel für 5 Thlr. 10 Bz. *), der Pastetenbäcker für 3 Rthlr. 8 Bz., die Marktrechnung für Wildpret, Geflügel, Fische, Gemüse, Obst, Butter, Milch, Holz u. s. w. 44 Rthlr. Preise für Einzelnes der Art: ein junger Hase 2 Bz., ein alter Hase 12 Bz., ein Rebhuhn 5—6 Bz., ein Dtzd. Lerchen 8 Bz., ein Dtzd. kleine Vögel 1½ Bz., ein welscher Hahn 1 Rthlr., eine alte Henne 4 Bz., eine Ente 4 Bz., ein Paar Tauben 3 Bz., ein Pfd. frischer Hecht 6 Bz., desgl. gesalzener 3 Bz., ein Pfd. Aal 3½ Bz., ein Pfd. Salm 6½ Bz., ein Pfd. Karpfen 2 Bz., desgl. Barbe 2 Bz., drei neue Häringe im August 4 Bz., vier Bratwürste 2 Bz., eine Kalbsleber 2 Bz., ein Kalbsgekröß 2 Bz., ein Spanferkel 11 Bz., eine Artischocke 6 Bz., 20 Quitten 10 Bz., 200 Nüsse 2 Bz., 12 Citronen 1 Rthlr., ein limburger Käse 4 Bz., ein Pfd. süße Butter 2 Bz., ein Pfd. gesalzene Butter 6 Bz. Das Fuhr- und Macherlohn für das jede Woche mit 3—4 Rthlr. bezahlte Holz betrug 14 Bz. Für die damalige Posteinrichtung ist der Vorschlag bemerkenswerth, den der Postmeister in Frankfurt den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg durch ihre Gesandten machte. Die Schreiben des Kurfürsten nach Frankfurt sowie die der Gesandten nach Dresden wurden von Station zu Station durch Laufboten besorgt. Der Postmeister schlug, wie es schon in Frankreich geschehe, reitende Boten vor, sie würden die Meile in einer

*) In dem benachbarten Hessen kostete der Scheffel Korn damals 3—4 Rthlr.

Stunde machen, während die Laufboten 2 und 2½ Stunde brauchten. Es sollte dem Kurfürsten nichts kosten, auch sollte das Porto nicht theurer werden, wenn nur die Postmeister den Schutz und die Befreiung erhielten, die sie vor alters gehabt, und es brauchten ihnen auch nicht mehr als zwei Pferde auf den Fall verwilligt zu werden, wenn etwa die Posten im Wechsel ankämen oder eine extraordinari Staffete vorfiele. Denn obwol auf Haltung der Pferde ein mehres als auf Boten ginge, so könnte dies doch durch der Postmeister Fleiß und gute Ordnung ersetzt werden. Der Kurfürst scheint sich nicht darauf eingelassen zu haben; wenigstens findet sich in seinen Resolutionen kein Wort über den Bericht der Gesandten. Die wegen Unsicherheit der gewöhnlichen Route durch Sachsens Vermittelung in Angelegenheiten des Friedens über Brüssel nach Köln gesendeten kaiserlichen Schreiben gingen damals vier ganze Wochen. So waren damals noch die Verkehrsverhältnisse in Deutschland.

5) Die Summe, welche der Kaiser dem Kurfürsten schuldig war, betrug ursprünglich 3,926,843 Gulden 13 gute Groschen meißnischer Währung, was in den Archivacten den Gulden zu 21 guten Groschen genommen, in Reichsthalern zu 24 guten Groschen berechnet 3,435,988 Rthlr. 10 Gr. beträgt. Mit 6 Proc. Zinsen war das Capital bis auf 7,313,393 Gulden 17 Gr. 5 Pf. angewachsen = 6,399,219 Rthlr. 14 Gr. 5 Pf. Gewöhnlich wird diese Schuldsumme nicht genau in der runden Zahl 72 Tonnen Goldes angegeben, d. h. eigentlich 7,200,000 Goldgulden à 21 gute Groschen.

6) Ueber die Unterhandlungen des frankfurter Compositionstags sehe man meine Schrift: „Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg" (Leipzig 1854), S. 58 fg.

7) Auf der Reise waren die Gesandten in Pirna dadurch aufgehalten worden, daß sie sich nach damaligem Brauche vom dortigen Schösser erst mußten Reisegeld geben lassen. Die Kaiserlichen nahmen sie in Leitmeritz sehr freundlich auf, Oberst von Thun tractirte sie sehr stattlich nach der Ankunft und dann bekamen sie öfters Wildpret geschickt, wogegen sie den kaiserlichen Gesandten öfters mit Bier aufwarteten. Das Mistrauen gegen die Schwe-

den suchten die Kaiserlichen fortwährend zu erregen: Trautmannsdorf meinte, „die Fortschritte der Sachsen in Schlesien seien den Schweden so lieb wie dem Teufel die Auferstehung des Herrn".

8) Die Schlacht bei Liegnitz war der glänzendste Sieg, den Arnim erfocht. Das kaiserliche Heer wurde ganz aufgelöst. Sie verloren gegen 4000 Mann Todte, 600 Gefangene, 10 Geschütze und viel Munition, 40 Feldzeichen. Der Kampf hatte drei Stunden gedauert.

9) Als die sächsischen Gesandten zur Empfehlung der Ablösung der Lausitzen vom böhmischen Lehnsverbande auf das frühere Herzogthum Friedland hinwiesen, erläuterte Trautmannsdorf, daß sich der Kaiser bei der Abtretung des Herzogthums Friedland die Landes- und Tranksteuer und noch einige Regalien für die Krone Böhmen vorbehalten habe. Diese Bemerkung ist zur Beurtheilung der Stellung des Herzogs von Friedland nicht unwichtig.

10) Nach Vertreibung des Administrators von Magdeburg, des Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, hatte das Domcapitel den zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen August als Administrator des Stifts postulirt. Der Kaiser hatte aber das Stift sowie Halberstadt seinem Sohne Leopold zugedacht.

11) Der Kaiser bestimmte den 2/12. Nov. 1627 als Normaltag, indem er an das ihm auf dem Kurfürstentage zu Mühlhausen von den katholischen Kurfürsten an diesem Tage überreichte Bedenken wegen Restitution der geistlichen Güter anknüpfte, das der Kurfürst von Sachsen sich hatte gefallen lassen.

12) Der Titel dieser Schrift lautete: Oraculum Dodonaeum non Jophonis arte sed veritatis magisterio resolutum (Frankfurt a. M. 1634).

13) Bei dem französischen Gesandten zeigt sich in der Zeit schon überall die Vorbereitung der Stellung, welche die Franzosen unter Ludwig XIV. einnahmen. So wollte der Gesandte de la Grange in Frankfurt beim Besuch der Gesandten seine Werbung in französischer Sprache anbringen, wußte sich aber nachher, als dies die sächsischen Bevollmächtigten abgelehnt hatten, sehr fertig in der damaligen diplomatischen Sprache lateinisch auszudrücken. An Festlichkeiten mochte es übrigens in Frankfurt nicht fehlen. Es be-

richtet z. B. die sächsischen Gesandten einmal: „Die fürstlichen und gräflichen Frauenzimmer haben im Karmeliterkloster, aus denen der Reichskanzler die Mönche abgeschafft, dem zu Ehren ein Banket und Abendtanz gegeben. Es sollen gegen 70 Personen dagewesen und 300 Speisen aufgetragen worden sein."

14) Wie Arnim schreibt, sangen die sächsischen Soldaten sogar ein Friedenslied:

Des Krieges sind wir müde,
O Herr! Bescher' uns Friede,
Danach verlangt uns sehr,
Den Bauern noch viel mehr.

Damit er sich soll nähren,
Das thun wir ihm verzehren,
Er hält kein Kalb, noch Kuh,
Kriegt große Schläg' dazu.

So wird dem armen Bauer
Sein Leben ganz blutsauer,
Es thut die Läng' kein Gut,
Daß wir sein Schweiß und Blut

Auffressen und aussaugen;
Der Krieg thut nichts mehr taugen,
Darum, o lieber Herr,
Den Frieden uns bescher'.

15) Mit der doch damals ganz gleichförmigen Orthographie lateinischer Wörter sah es allerdings beim Kurfürsten seltsam aus. So schreibt er eigenhändig in bublicis, consersation, bungt (statt Punkt) u. s. w.

16) Dieses von einem kölner Jesuiten an die Ordensbrüder in Pont-à-Mousson in Lothringen gerichtete lateinische Schreiben, das von den Franzosen aufgegriffen und in Abschrift an den Kurfürsten gesendet wurde, steht abgedruckt in dem seltenen Buche „Pirnaische und Pragische Friedenspacten ꝛc." (1636), S. 320.

17) Diese Landtagsverhandlungen finden sich ausführlich in Gretschel's „Sächsische Geschichte" (II, 276 fg.), der hier aus den Quellen geschöpft hat. Dies ist freilich nur bei einzelnen

Partien dieses Buchs geschehen, beim' Prager Frieden nur für diesen Landtag. Daher ist die Darstellung dieses Friedens bei Gretschel nur eine fleißige Verarbeitung des bereits gedruckten Materials. Böttiger's Schilderung dieser Zeit ist ganz unbrauchbar. Die Ergebnisse der neuen archivalischen Forschungen über einzelne Theile der sächsischen Geschichte beweisen hinlänglich, wieviel aus dem sächsischen Hauptstaatsarchive für die sächsische Geschichte noch aufzuklären ist.

18) Beide Entwürfe, der pirnaische und der prager Friedensschluß, letzterer mit genauer Angabe und scharfer Beleuchtung der Abweichungen, sowie die wichtigsten Nebenrecesse finden sich in dem schon erwähnten seltenen Buche: „Pirnaische und Pragische Friedenspacten &c."

19) Es ist zu bedauern, daß sich in Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs", dem ersten Versuche einer übersichtlichen Zusammenstellung des Materials für den Krieg von 1632 an (I, 255 fg.), hier wie öfters so bedeutende Nachlässigkeiten finden, daß daraus keine klare Ansicht gewonnen werden kann. Viel genauer finden sich die Hauptpunkte des Friedens z. B. in Häberlin's „Neuere deutsche Reichsgeschichte, Vol. XXVII (in der Senkenbergischen Fortsetzung, Vol. VI), 9 fg., aus welchem Buche sie Barthold hätte bequem ausziehen können. Noch mehr ist aber zu bedauern, daß der Verfasser des genannten Werks über den deutschen Krieg in einseitig ghibellinischer Auffassung so manches Edle herabgezogen, so manches Unrecht beschönigt hat. Wie großes Unrecht hat er z. B. dem edeln Gustav Adolf angethan, wie parteiisch den Prager Frieden beurtheilt. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bestrafung der obenerwähnten Reichsstände, die übrigens auch unvollständig aufgeführt sind, mit der unbegreiflichen Behauptung gerechtfertigt, daß sie durch das Reichsherkommen und die Stimme sämmtlicher Kurfürsten und Stände gerichtet gewesen seien. Der guelfische Particularismus hat dem Deutschen Reiche viel Unglück gebracht. Aber eine Einigung des Reichs auf Kosten des Protestantismus hätte die besten Lebenskräfte unsers Volks vernichtet.

20) Der Receß wegen der Lausitzen findet sich in Lünig's

„Teutsches Reichsarchiv", V (Pars specialis, Tom. I), 127 fg. abgedruckt.

21) Die vom Kurfürsten August von Sachsen nach dem Passauer Vertrag eingezogenen Stifter Naumburg, Merseburg, Meißen (mit dem Collegiatstifte Wurzen) gehörten in die allgemeine Kategorie der auf 40 Jahre überlassenen geistlichen Güter.

22) „Erwinden" findet sich im Kanzleistil des 16. und 17. Jahrhunderts öfters für: fehlen, ermangeln. Z. B. in einem Schreiben von 1557: „Es werde an ihm und seinem Fleiße nicht erwinden." Im Jahre 1635 wollen die hessischen Gesandten nichts erwinden lassen, was den Frieden befördern könne.

23) Die oberdeutschen Stände meldeten sich zur Annahme des Friedens meist direct oder durch einen General beim König von Ungarn oder Kaiser zur Annahme des Friedens und gaben davon aus Artigkeit dem Kurfürsten Nachricht, z. B. der Markgraf von Brandenburg, die Stadt Nürnberg u. s. w.

24) Ueber diese Verhandlungen mit Schweden vergleiche man Chemnitz, a. a. O., II, 732 fg.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Digitized by Google

